

NORBERT CHRISTIAN WOLF

# GLANZ UND ELEND DER AUFKLÄRUNG IN WIEN

VORAUSSETZUNGEN – INSTITUTIONEN – TEXTE



böhlau



Literaturgeschichte  
in Studien und Quellen

Band 35

Gegründet von  
Klaus Amann,  
Hubert Lengauer und  
Karl Wagner

Herausgegeben von  
Barbara Beßlich  
Werner Michler  
Norbert Christian Wolf

Norbert Christian Wolf

# Glanz und Elend der Aufklärung in Wien

Voraussetzungen – Institutionen – Texte

BÖHLAU VERLAG WIEN KÖLN

## Veröffentlicht mit Unterstützung des Austrian Science Fund (FWF): PUB 982-G

Open Access: Wo nicht anders festgehalten, ist diese Publikation lizenziert unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung 4.0; siehe <http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>

Die Publikation wurde einem anonymen, internationalen Peer-Review-Verfahren unterzogen.  
<https://doi.org/10.7767/9783205217527>

© 2023 Böhlau Verlag, Zeltgasse 1, A-1080 Wien, ein Imprint der Brill-Gruppe (Koninklijke Brill NV, Leiden, Niederlande; Brill USA Inc., Boston MA, USA; Brill Asia Pte Ltd, Singapore; Brill Deutschland GmbH, Paderborn, Deutschland; Brill Österreich GmbH, Wien, Österreich) Koninklijke Brill NV umfasst die Imprints Brill, Brill Nijhoff, Brill Hotei, Brill Schönningh, Brill Fink, Brill mentis, Vandenhoeck & Ruprecht, Böhlau und V&R unipress.

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

Korrekturat: Vera M. Schirl, Wien  
Umschlaggestaltung: Michael Haderer, Wien  
Umschlagabbildung: Artaria & Co. Verlag (Verlag), Carl Schütz (Künstler), „Ansicht vom Graben gegen den Kohlmarkt“ / „Vue de Graben vers le Kohlmarkt“ (1. Etat, 1782, Wien Museum Inv.-Nr. 14204, cco (<https://sammlung.wienmuseum.at/objekt/77013/>))  
Satz und Layout: Bettina Waringer, Wien

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | [www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com](http://www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com)

ISBN 978-3-205-21751-0 (Print)

ISBN 978-3-205-21752-7 (OpenAccess)

# Inhalt

<b>Vorbemerkung</b> . . . . .	9
<b>I. Probleme einer Literaturgeschichte der österreichischen Aufklärung</b> . . . . .	11
1. Definitionen von ‚Aufklärung‘ . . . . .	11
2. Aufklärung in Österreich – Defizite in Dokumentation und Forschung . . . . .	20
3. Forschungsgeschichtliche Voraussetzungen und Zusammenhänge . . . . .	25
4. Literaturgeschichte der Wiener Aufklärung als Regionalgeschichte . . . . .	36
5. Die dunkle Seite aufklärerischer Theorie und Praxis. Diskurshistorische Implikationen . . . . .	42
6. Konfessionalität und Antisubjektivismus. Kultur- und ideengeschichtliche Rekonstruktionen . . . . .	46
7. Territorialität, Institutionalität, Generizität. Sozial- und gattungsgeschichtliche Aspekte . . . . .	57
8. Soziogenese der Wiener Aufklärung: Ansätze und Modellbildungen. . . . .	66
<b>II. Das Entstehen eines Literatursystems im Wien des 18. Jahrhunderts</b> . . . . .	87
1. Die Rolle der Zensur . . . . .	87
1.1 Ein Wettbewerb um Legitimität: Zensur in der ersten Jahrhunderthälfte . . . . .	90
1.2 Zentralisierung und Institutionalisierung: Zensur unter Maria Theresia . . . . .	92
1.3 ‚Erweiterte Preßfreyheit‘: Zensur unter Joseph II. . . . .	102
1.4 Das Ende des josephinischen ‚Taufwetters‘ . . . . .	118
2. Institutionen kultureller Legitimation und Praxis . . . . .	120
2.1 Die Defizienz des staatlichen Systems . . . . .	121
2.2 Freimaurerloge als Akademieersatz . . . . .	130

2.3	Der ambivalente Status von Autoren und Legitimationsinstanzen . . . . .	143
2.4	Das Wiener Theater als Institution der Aufklärung? . . . . .	151
3.	Literarisches Publikum und populäre Öffentlichkeit . . . . .	160
3.1	Publikationsformen mit legitimierender und habitualisierender Funktion . . . . .	162
3.2	Die populäre Textproduktion als Korrelat von Leserevolution und Schule . . . . .	176
3.3	Salon versus Café: Der paradigmatische Ort populärer Öffentlichkeit . . . . .	192
4.	Autorstatus und literarischer Markt . . . . .	211
4.1	Staatliche Buchhandelspolitik, merkantile Nachdruckpraxis und Autorenrechte . . . . .	215
4.2	Autorstatus und Autorprestige in der populären Öffentlichkeit Wiens. . . . .	240
4.3	Anspruch und Wirklichkeit schriftstellerischen Schaffens . . . . .	259
<b>III. Paradigmatische Texte der Wiener Aufklärung . . . . .</b>		<b>277</b>
1.	Populäre Antikenadaptation als burleske Satire: Aufklärung durch Lachen in Aloys Blumauers komischem Versepos <i>Virgils Aeneis, travestiert</i> (1782–1788) . . . . .	278
1.1	Satirische Makrostruktur und tagespolitische Tendenz . . . . .	280
1.2	Vergil gegen Homer, Wien gegen Rom und Berlin: Kulturtopologie der Wiener Aufklärung . . . . .	286
1.3	Satirische Mikrostruktur und Affirmation des Absolutismus. . . . .	291
2.	Eintrittsbillet und Wirkungsfaktor: Praktische Aufklärung in Johann Pezzls Thesenroman <i>Faustin oder das philosophische Jahrhundert</i> (1783/1788) . . . . .	299
2.1	Publizistischer Diskurs und Gesellschaftskritik in Romanform . . . . .	302
2.2	Einbruch des Dokumentarischen: Pezzls Kritik der Sklaverei . . . . .	309
2.3	Die Apotheose Wiens und des Kaisers als Realutopie . . . . .	316
2.4	Fortgesetzte Affirmation und Irritation: Aporien des aufgeklärten Absolutismus . . . . .	324
3.	Vernunftreligion im Vorstadttheater: Emanuel Schikaneders Singspiel <i>Die Zauberflöte</i> (1791) und die Widersprüchlichkeit der Wiener Aufklärung . . . . .	332
3.1	Positionen der Forschung . . . . .	333
3.2	Aufklärungsober und Spaßtheater . . . . .	345
3.3	Volkstümlichkeit und Autorität . . . . .	352
3.4	Misogynie und Paternalismus . . . . .	362

3.5 Xenophobie und Rassismus . . . . .	385
3.6 Fazit: Aufklärung als Mythos . . . . .	392
<b>Verzeichnis der zitierten Schriften . . . . .</b>	<b>407</b>
Literatur . . . . .	407
Forschung. . . . .	413
Personen- und Werkregister . . . . .	445
Zeitschriften und Periodika . . . . .	452



## Vorbemerkung

Bücher von Hochschulangehörigen haben meist eine lange Entstehungszeit. Im Fall der vorliegenden Arbeit erstreckt sich diese sogar über mehrere Jahrzehnte: Einen ersten Entwurf zu diesem Buch bzw. vor allem zu dessen Abschnitt II stellte meine von Franz M. Eybl betreute Diplomarbeit *Aloys Blumauers ‚Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Litteratur‘. Ansätze zur Literatursoziologie eines regionalen Ausgleichsprozesses* dar, die im Sommersemester 1994 an der Universität Wien eingereicht wurde. Seitdem hat sich in der Forschung einiges getan und hoffentlich auch mein Blick ein wenig geweitet. Eine frühere Fassung des von Grund auf überarbeiteten alten Manuskripts lag im Wintersemester 2020/21 meiner ersten Vorlesung an der Universität Wien zugrunde.

Frühere Fassungen einzelner Kapitel liegen vor in folgenden Aufsätzen: (1.) Für eine Literaturgeschichte der österreichischen Aufklärung. Überlegungen zu einem immer noch vernachlässigten Thema. In: *Austriaca. Cahiers Universitaires d'Information sur l'Autriche* 44 (Juin 1997), S. 95–123, ist ein erster (und ohne den nötigen Korrekturdurchgang gedruckter) Entwurf von Teilen der Einleitung. (2.) Der Raum der Literatur im Feld der Macht. Strukturwandel im thesesianischen und josephinischen Zeitalter. In: *Strukturwandel kultureller Praxis. Beiträge zu einer kulturwissenschaftlichen Sicht des thesesianischen Zeitalters*. Hg. v. Franz M. Eybl. Wien: WUV 2002 (=Jahrbuch der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des achtzehnten Jahrhunderts, Bd. 17), S. 45–70, ist ein ausführlicherer Abriss der theoretischen Grundlegung der Untersuchung. (3.) Von „eingeschränkt und erzbigott“ bis „ziemlich inquisitionsmäßig“: Die Rolle der Zensur im Wiener literarischen Feld des 18. Jahrhunderts. In: *Zensur im Jahrhundert der Aufklärung. Geschichte – Theorie – Praxis*. Hg. v. Wilhelm Haefs u. York-Gothart Mix. Göttingen: Wallstein 2007 (=Das achtzehnte Jahrhundert. Supplementa, Bd. 12), S. 305–330, ist eine kürzere und weniger elaborierte Fassung des Kapitels II.1. (4.) Blumauers Autorpolitik. In: *Aloys Blumauer und seine Zeit*. Hg. v. Franz M. Eybl, Johannes Frimmel u. Wynfrid Kriegleder. Bochum: Winkler 2007 (=Jahrbuch der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des achtzehnten Jahrhunderts, Bd. 21), S. 13–30, ist eine kürzere und weniger elaborierte Fassung der Kapitel II.4.2 u. II.4.3. (5.) Wirtshausschild gegen Kriegerschild. Die alternative Kulturtopographie der Antike in der Wiener Aufklärung – exemplifiziert an Aloys Blumauers *Virgils Aeneis, travestiert*. In: *Topographien der Antike in der deutschen Aufklärung*. Hg. v. Annika Hildebrandt, Charlotte Kurbjuhn u. Steffen Martus. Bern u. a.: Peter Lang 2016 (=Publikationen zur Zeitschrift für Germanistik, Neue Folge, Bd. 30), S. 299–315, ist in Teilen in das Kapitel III.1 eingeflossen.

Für die kritische Lektüre des Typoskripts, wichtige Hinweise und Verbesserungsvorschläge danke ich meinem Wiener Team von Kolleg\*innen und Mitarbeiter\*innen, insbesondere Daniel Ehrmann, Vera Eßl, die auch das Register erstellt hat, Lydia Rammerstorfer und Gernot Waldner, für hilfreiche Anmerkungen und Korrekturen zu Kapitel II.1 Sebastian Kugler.

Zitate aus den historischen Texten werden in der Regel originalgetreu angeführt, nur an wenigen Stellen werden sie in einer Art Lesefassung wiedergegeben, die Abkürzungen zur Vermeidung unzähliger eckiger Klammern auflöst und „alte“ doppelte Trennungsstriche durch einfache ersetzt. Kursivierungen in Zitaten bezeichnen – soweit nicht anders gekennzeichnet – stets Hervorhebungen des Originals.

Wien, im Mai 2022

Norbert Christian Wolf

# I. Probleme einer Literaturgeschichte der österreichischen Aufklärung

## I. DEFINITIONEN VON ‚AUFKLÄRUNG‘

„Was ist Aufklärung?“ Mit seiner berühmten Beantwortung dieser Frage des Berliner Pfarrers Johann Friedrich Zöllner im Dezemberheft des Jahrgangs 1784 der *Berlinischen Monatsschrift* hat der Königsberger Philosoph Immanuel Kant nicht nur Philosophiegeschichte geschrieben, sondern auch Kulturgeschichte im allgemeinsten Wortsinn. Der Pastor Zöllner hatte im Dezember 1783, also genau ein Jahr vorher, im selben Journal seine aufklärungsskeptisch gemeinte Frage publiziert: *Ist es rathsam, das Ehebündniß nicht ferner durch die Religion zu sanciren?* In diesem Aufsatz darüber, ob Ehen weiterhin kirchlich oder in Zukunft privatrechtlich geschlossen werden sollten, klagte er, es sei eine neue Unsitte, „unter dem Namen der Aufklärung die Köpfe und Herzen der Menschen zu verwirren“.<sup>1</sup> In einer Fußnote ergänzte Zöllner, er habe die Frage, was denn die vielzitierte Aufklärung eigentlich sei, noch „nirgends beantwortet gefunden“; sie müsse aber „doch wol beantwortet werden, ehe man aufzuklären anfinde!“<sup>2</sup> Nachdem der jüdische Philosoph Moses Mendelssohn im Septemberheft 1784 der *Berlinischen Monatsschrift* eine erste Erwiderung publiziert und sich dabei auf „die *Bestimmung des Menschen als Maß und Ziel aller Bestrebungen und Bemühungen*“ berufen hatte,<sup>3</sup> lieferte Kant drei Monate später in seiner eigenen Replik die bis heute als kanonisch geltende Definition der Aufklärung, indem er mit folgenden Worten einsetzte:

*Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschließung und des Mutes liegt, sich seiner ohne Leitung eines andern zu bedienen. Sapere aude! Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen! ist also der Wahlspruch der Aufklärung.*<sup>4</sup>

1 Berlinische Monatsschrift 2 (1783), 2. Bd., S. 508–517, hier S. 516.

2 Ebd., Anm.

3 Vgl. Moses Mendelssohn: Ueber die Frage: Was heißt aufklären? In: M. M.: Ästhetische Schriften in Auswahl. Hg. v. Otto F. Best. Darmstadt: wbg<sup>3</sup>1994, S. 266–269, Zit. S. 266 f.

4 Immanuel Kant: Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? In: I. K.: Werke in zwölf Bänden. Hg. v. Wilhelm Weischedel. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1968, Bd. XI: Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik, S. 53–61, hier S. 53.

Wie der Germanist Steffen Martus in seiner erfrischenden Deutung dieser Passage hervorgehoben hat, erwies Kant sich mit diesem ersten Absatz seines programmatischen Aufsatzes über die Aufklärung, der „so glänzend und pointensicher“ anhub,

als begnadeter Werbetexter. Er hatte den Slogan für die Aufklärung gefunden. Seine Sätze stehen für die Epoche und fehlen in keinem Lehrbuch. Es scheint, als habe das Projekt der Aufklärung damit eine bündige Definition erfahren. Der Mensch wirft die Ketten von sich, in die ihn Politik, Religion und Gesellschaft gelegt haben. Er hebt den Kopf mit einer souveränen Geste der Selbstermächtigung, macht sich seine eigenen Gedanken, beansprucht Autonomie für seine Ideen und Meinungen, befreit den Geist vom Gängelband der Vorurteile, Autoritäten und Traditionen.<sup>5</sup>

Es handelt sich bei der Aufklärung demnach allererst um ein menschliches Emanzipationsprojekt, für das der Königsberger Philosoph und Untertan des Preußenkönigs Friedrich II. so eingängig wie öffentlichkeitswirksam die Trommel rührte – mit langfristigen Folgen für das Verständnis des von ihm definierten säkularen Vorgangs im deutschsprachigen und sogar im internationalen Diskurs.

Blickt man etwas genauer auf Kants Bestimmung des Phänomens, „das man die *Aufklärung* nennt und das zum Teil zumindest bestimmend ist für das, was wir heute sind, was wir heute denken und was wir heute tun“,<sup>6</sup> dann stößt man auf eine entscheidende Differenz: Dem französischen Philosophen und Wissenschaftshistoriker Michel Foucault zufolge stellt Kant „die Frage der *Aufklärung* auf eine ganz andere Art und Weise“ als alle seine Vorgänger; es gehe ihm weder um „ein Zeitalter der Welt, zu der [sic] man gehört“, noch um „ein Ereignis, dessen Zeichen man wahrnimmt“, noch um den „Aufgang einer Vollendung“, denn Kant definiere „die *Aufklärung* auf beinahe gänzlich negative Weise als einen *Ausgang*“.<sup>7</sup> Anders gesagt: „Er sucht nicht die Gegenwart von einer Totalität oder einer zukünftigen Vollendung her zu verstehen. Er sucht einen Unterschied: Welchen Unterschied führt sie heute gegenüber gestern ein?“<sup>8</sup> Dabei habe „dieser Ausgang“ zwei unterschiedliche Seiten, indem er nämlich in deskriptiver Hinsicht einer historischen „Tatsache“ gleiche bzw. einem im 18. Jahrhundert bereits „im Ablauf befindlichen Prozess“, aber auch normativ „eine Auf-

5 Steffen Martus: *Aufklärung. Das deutsche 18. Jahrhundert*. Berlin: Rowohlt 2015, S. 13.

6 Michel Foucault: *Was ist Aufklärung?* In: Ders.: *Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits*. Band IV: 1980–1988. Hg. v. Daniel Defert u. François Ewald unter Mitarbeit v. Jacques Lagrange. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2005, S. 687–707, hier S. 687.

7 Ebd., S. 689.

8 Ebd.

gabe und eine Pflicht“<sup>9</sup> darstelle im Sinne des „Übergang[s] der Menschheit in ihren Zustand der Mündigkeit“.<sup>10</sup> Aufklärung sei folglich „zugleich ein Prozess“, „an dem die Menschen kollektiv beteiligt sind, und ein Akt des Mutes, den jeder persönlich vollbringen muss“.<sup>11</sup> Gerade Letzteres versteht sich nicht – und verstand sich auch damals nicht – von selbst. Foucault nimmt dafür in Kants Aufsatz „zwei wesentliche Bedingungen“ wahr:

Die erste dieser Bedingungen ist die, dass klar unterschieden ist, was dem Gehorsam und was dem Vernunftgebrauch untersteht. [...] Doch fügt er sogleich hinzu, dass die Vernunft in ihrem öffentlichen Gebrauch frei und in ihrem Privatgebrauch eingeschränkt sein muss. Was wortwörtlich das Gegenteil von dem ist, was man gewöhnlich Gewissensfreiheit nennt. [...] Die *Aufklärung* ist also nicht nur der Prozess, durch den die Individuen sich ihrer persönlichen Denkfreiheit versicherten. Es gibt *Aufklärung*, sobald allgemeiner Gebrauch, freier Gebrauch und öffentlicher Gebrauch der Vernunft zur Deckung kommen.<sup>12</sup>

Unter dieser relativ strengen Voraussetzung wird man im europäischen 18. Jahrhundert nur für bestimmte Orte in genau eingegrenzten historischen Momenten von wirklicher ‚Aufklärung‘ sprechen können, während ein Großteil der damaligen kulturellen Praxis kaum aktiv und nachhaltig zu einer solchen beitrug. Aber ist Kants programmatische Definition des Projekts der Aufklärung tatsächlich so universal anwendbar, wie es scheint? Lässt sie sich als kulturgeschichtliche Kategorie auf sämtliche historischen Begriffe und Erscheinungsformen von Aufklärung analytisch beziehen? Mit guten Gründen hat Foucault bereits 1984 vermutet, dass Kants Text sich nicht „als eine potentiell adäquate Beschreibung der *Aufklärung*“ als geschichtliches Phänomen eignet, denn „kein Historiker [...] könnte sich mit ihm zufrieden geben, um die sozialen, politischen und kulturellen Umgestaltungen zu analysieren, die Ende des 18. Jahrhunderts zustande kamen.“<sup>13</sup>

Entsprechendes bestätigt ein Blick in Standardwerke der neueren Geschichtsschreibung. So stellte Roger Chartier in seinem maßgeblichen Buch *Les Origines culturelles de la Révolution française* (1990) die Frage, ob „man die Aufklärung ausschließlich oder vorrangig als einen [sic] Korpus geschlossener, transparenter Ideen oder als ein Ensemble klarer, deutlicher Aussagen charakterisieren“ müsse oder ob „die Neuerung des Jahrhunderts nicht anderswo her-

9 Ebd., S. 690.

10 Ebd., S. 694.

11 Ebd., S. 690.

12 Ebd., S. 691 f.

13 Ebd., S. 693.

auszulesen“ sei: nämlich „aus den mannigfaltigen Praktiken, die vom Bemühen um Nützlichkeit und Brauchbarkeit geleitet wurden, die auf die Verwaltung des Raumes und der Bevölkerung hinzielten und deren (intellektuelle oder institutionelle) Mechanismen eine tiefgreifende Neuorganisation aller Wahrnehmungs- und Ordnungssysteme der sozialen Welt erforderten“.<sup>14</sup> Es geht ihm dabei um eine Veränderung der historischen Blickrichtung, die es ermöglichen soll, „Unterschiede und sogar Widersprüche zwischen ideologischen Erklärungen und der ‚Formalität der Praktiken‘“<sup>15</sup> wahrzunehmen – ein Vorhaben, das auch bei konkreten Textinterpretationen fruchtbar ist, wie sich im letzten Teil des vorliegenden Buchs zeigen wird. „Im Grunde handelt es sich hierbei darum, Zweifel an den beiden folgenden Ideen anzumelden: erstens, daß Praktiken aus den Diskursen, die sie begründen und rechtfertigen, abgeleitet werden können; zweitens, daß es möglich ist, die latente Bedeutung sozialer Mechanismen in die Terminologie einer expliziten Ideologie zu übersetzen.“<sup>16</sup> Gegen die etwas schlichte idealistische Grundannahme, „daß Handlungen von Gedanken hergerufen werden“, schlägt Chartier

eine andere mögliche Verbindung der verschiedenen Diskurse zu den Systemen von Praktiken vor, auf deren Grundlage die soziale und intellektuelle Stellung in einer gegebenen Gesellschaft organisiert ist. Vom einen zum anderen besteht weder Kontinuität noch Notwendigkeit; dies zeigt sich zum Beispiel am Widerspruch zwischen der befreienden Ideologie der Aufklärung und den Mechanismen, die, obwohl sie sich auf diese Ideologie beriefen, zahlreiche Restriktionen und Kontrollen hervorbrachten.<sup>17</sup>

Gerade dieser „Widerspruch“ verdient eine besondere Aufmerksamkeit der Geschichtsschreibung, denn die „kulturelle[n] Ursprünge“ der gesellschaftlichen Umbrüche um 1800 lagen Chartier zufolge gerade „in den Dissonanzen, die einerseits zwischen den (übrigens miteinander konkurrierenden) Diskursen bestanden, welche gleichzeitig mit der Schilderung der sozialen Welt ihre Umgestaltung vorschlugen, und andererseits zwischen den (überdies unzusammenhängenden) Praktiken, die, wenn sie ausgeführt wurden, neue Spaltungen und Differenzierungen hervorriefen.“<sup>18</sup> Auf der Grundlage dieses besonderen Augenmerks auf Dissonanzen zwischen Diskursen und Praktiken interpretiert Chartier nun Kants *Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?* und diagnos-

14 Roger Chartier: Die kulturellen Ursprünge der Französischen Revolution. Frankfurt/New York/Paris: Campus/Éditions de la Fondation Maison des Sciences de l'Homme 1995, S. 29.

15 Ebd.

16 Ebd., S. 30.

17 Ebd.

18 Ebd.

tiziert dabei abschließend „die Diskrepanz, die zwischen der Konzeption des theoretisch universalen Publikums und seiner tatsächlichen Zusammensetzung bestand. Zur Zeit Kants repräsentierte das ‚Publikum der Leserwelt‘ bei weitem nicht die ganze Gesellschaft, und das Publikum, das in der Lage war, Geschriebenes zu produzieren, war noch wesentlich kleiner.“<sup>19</sup>

Dass sich die Unterscheidung zwischen theoretischen Diskursen, sozialen Strukturen und kulturellen Praktiken in der neueren Aufklärungsforschung längst allgemein durchgesetzt hat, zeigt auch ein Blick in die Überblicksdarstellung *Europa im Jahrhundert der Aufklärung* (2000) von Barbara Stollberg-Rilinger, worin gleich einleitend darauf hingewiesen wird, dass bei der Rede „von dem Jahrhundert der Aufklärung [...] stets beide Seiten der Medaille in den Blick“ zu nehmen sind: „sowohl die Vorstellungswelt der Zeitgenossen, ihre Art, die Welt zu interpretieren, als auch die gesellschaftlichen und politischen Strukturen, die neuen Medien und Geselligkeitsformen, die sozialen Gruppen usw., ohne die die Ideen gar nicht hätten wirksam werden können.“<sup>20</sup> Dies hat auch Auswirkungen auf das Verständnis von Aufklärung selbst:

Wenn die Menschen im 18. Jahrhundert von ihrer eigenen Gegenwart als dem Zeitalter der Aufklärung sprachen, taten sie dies indes in einem anderen Sinne als die meisten Historiker, die das 18. Jahrhundert heute so nennen. Die Zeitgenossen damals meinten damit einen offenen, unabgeschlossenen Prozess, eine Aufgabe, die ihnen und der Menschheit ganz allgemein gestellt war, als stets zu erstrebendes, aber nie vollständig zu erreichendes Ziel, als „regulative Idee“ (Kant). Sie betrachteten es in der Mehrzahl als hervorragendes Verdienst ihrer Zeit, auf diesem Wege des Menschheitsfortschritts ein gutes Stück vorangekommen zu sein, hielten diesen Prozess aber keineswegs für beendet, sondern erwarteten von der Zukunft, dass er zielgerichtet weiter fortschreiten werde.<sup>21</sup>

Ungeachtet dieser Erwartung maßgeblicher Vertreter der Aufklärung sei noch einmal die oben aufgeworfene Frage aufgegriffen, ob und inwiefern Kants zeitgenössische Definition der Bewegung überhaupt repräsentativ für das zeitgenössische Verständnis war.

Als Beispiel für den allgemeinen Sprachgebrauch um 1800 sei demgegenüber eine ebenfalls historische, ja fast zeitgenössische Worterklärung von ‚Aufklären‘ und ‚Aufklärung‘ aus Johann Christoph Adelungs einflussreichem *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart* (1793) angeführt, die sich

19 Ebd., S. 36–40, Zit. S. 39 f.

20 Barbara Stollberg-Rilinger: *Europa im Jahrhundert der Aufklärung*. Stuttgart: Reclam 2000, S. 12.

21 Ebd., S. 13 f.

jedoch als vorkantisch und deutlich der Schulphilosophie verpflichtet erweist. Eingangs wird dort die metaphorische Herkunft des Begriffs ‚Aufklären‘ aus der Meteorologie deutlich gemacht – mitsamt der einhergehenden Licht- und Stimmungsmetaphorik und ihrer durchaus wertenden Konnotation:

1) Eigentlich. *Das Wetter, der Himmel klärt sich auf. Bey aufgeklärten [sic] Himmel.* 2) Figürlich. (a) *Sein Gesicht klärt sich allgemach auf, wird heiter.* (b) Deutlich machen, erklären. [...] *Klären sie mir doch diese Stelle ein wenig auf.* (c) Viele deutliche Begriffe beybringen. *Ein aufgeklärtes und unbefangenes Gewissen. Ein aufgeklärter Verstand, der viele deutliche Begriffe hat. Aufgeklärte Zeiten, da man von vielen Dingen klare und deutliche Begriffe hat.*<sup>22</sup>

Für die Kulturgeschichte einschlägig ist davon vor allem die dritte Begriffskomponente (c), die in prozessualer Hinsicht demnach als die Schaffung und Vermittlung ‚klarer und deutlicher Begriffe‘ zu verstehen ist – eine Bedeutungszuweisung, die in Adelungs Wörterbuch wiederum in die von ihr abhängige Worterklärung von ‚Aufklärung‘ selbst eingeht: „1) Die Handlung des Aufklärens, besonders im figürlichen Verstande. 2) Der Zustand, da man mehr klare und deutliche, als dunkle Begriffe und Vorurtheile hat [...]. 3) Klare und deutliche Begriffe in einzelnen Fällen.“<sup>23</sup> Während der „Zustand“ der „Aufgeklärtheit“<sup>24</sup> eher eine kontrafaktische Utopie als ein jemals erreichbares historisches Stadium bezeichnet, steht insbesondere die „Handlung des Aufklärens“ im Mittelpunkt aufklärerischer Aktivität. Die mehrmals wiederkehrende Betonung von ‚Klarheit‘ und ‚Deutlichkeit‘ aufgeklärter Begriffe verweist in dieser Kombination auf die Abhängigkeit der Worterklärung von der seinerzeit gängigen, cartesianisch geprägten Schulphilosophie in der Nachfolge eines Gottfried Wilhelm Leibniz und Christian Wolff. Sie entspricht sicherlich mehr dem damals allgemein geläufigen Verständnis von Aufklärung im Deutschen als die spezifische und viel provokantere Definition Kants, die heute allenthalben kursiert, aber kaum sämtliche Erscheinungsformen und Verwendungsweisen von Aufklärung umfasst. Insbesondere für die *österreichische* Aufklärung ist Kants Definition – im Unterschied zu jener Adelungs<sup>25</sup> – nur partiell erklärungskräftig, wie im

22 Johann Christoph Adelung: Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen. Erster Theil, von A–E. Zweyte vermehrte und verbesserte Ausgabe. Leipzig: Breitkopf und Compagnie 1793, Sp. 503.

23 Ebd.

24 Ebd.

25 Vgl. etwa das an Adelungs Worterklärung erinnernde Verständnis von ‚Aufklärung‘ im Artikel *Mißbrauch* aus [Michael Denis]: Lesefrüchte. 2 Tle. Wien: Rötzel 1797, Tl. 2: M–Z, S. 52–55, hier S. 52 f.: „Aufklären ist ein guter Ausdruck. Das Wetter klärt sich auf. Man klärt jeman-

Laufe dieses Buchs gezeigt werden soll, indem sie mit jenem ganz anderen Bild von Aufklärung konfrontiert wird, das sich etwa in Emanuel Schikaneders und Wolfgang Amadeus Mozarts Singspiel *Die Zauberflöte* (1791) vermittelt findet, deren Libretto als der international bekannteste Text der Wiener Aufklärung gilt.

Die durchaus polemische Selbstdefinition der Aufklärung durch den prononcierten Aufklärer Kant, der euphorisch als Vollender und sogar Überwinder der Aufklärung gefeiert wurde, fand jedoch kraft ihrer intellektuellen und stilistischen Prägnanz und ihres enormen diskursiven Erfolges Eingang in die retrospektive Begriffsverwendung der historischen Disziplinen und der Kulturwissenschaften, wie der erste Band (1997) des *Reallexikons der deutschen Literaturwissenschaft* belegt: „Aufklärung“ wird da von Carsten Zelle einleitend als „[k]ulturgeschichtliche Epoche der europäischen Neuzeit“ bestimmt, die durch eine „universale vernunftbetonte Haltung in theoretischer und praktischer Absicht“ gekennzeichnet ist.<sup>26</sup> Freilich sei die Bedeutung von *Aufklärung* aufgrund ihres „Ursprungs als Partei- und Programmname“ inhaltlich „umstritten geblieben“; man könne jedoch prinzipiell drei „Verwendungsweisen“ unterscheiden, nämlich (1.) Aufklärung als Selbstverständnis und Eigendefinition ihrer Trägerschichten (sowie als davon abgeleiteter, allgemein historiografischer Epochenbegriff), (2.) Aufklärung als typologisch-ahistorisch verwendeter Begriff für einen kritischen Denkstil, der prinzipiell zu allen Zeiten gepflegt werden kann, sowie (3.) Aufklärung als spezifischer Epochenbegriff der Geistes- und Literaturgeschichte. Dabei übernehme der zentrale Begriff (1.) „im ursprünglichen Sinn“ die allerdings nur im deutschen Sprachraum „von den intellektuellen Trägerschichten selbst verwendete Bezeichnung“ für jenen gesamt-kulturellen Umbruch, der „sich seit der Frühen Neuzeit (von England, Frankreich und Holland ausgehend) insbesondere im 18. Jahrhundert in West- und Mitteleuropa sowie an seiner Peripherie [...] vollzogen hat“ und der „sich politisch-gesellschaftlich als Selbstbestimmung“ auswirkt, „wissenschaftlich und philosophisch als Befreiung von ‚Vorurteilen‘ und unbefragt verbindlichen Traditionen (zugunsten von Empirie, Deduktion und Selbstbegründung), theologisch als Ablösung des Offenbarungsglaubens durch vernunftmäßig begründbare Über-

---

den über einen Zweifel oder Argwohn auf. Ein aufgeklärter Verstand ist, der deutliche Begriffe hat. Allein nun heißt manchen ein aufgeklärter Mensch, der seine Ungebundenheit so weit ausgedehnet, als er kann, seine Religionspflichten auf die kleinste Summe reduciert, mit Aberglauben, Dummheit und Pfaffenbetrug um sich wirft.“

26 Carsten Zelle: *Aufklärung*. In: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Neubearbeitung des *Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte*. 3 Bde. Hg. v. Harald Fricke, Jan-Dirk Müller, Klaus Weimar u. a. Berlin/New York: de Gruyter 1997–2003, Bd. 1, S. 160–165, hier S. 160.

zeugung“.<sup>27</sup> In einem weiteren Sinn bezeichne Aufklärung (2.) verallgemeinernd „jede weltanschauliche Transformation vom Mythos zum Logos – bzw. zu einem neuen Mythos, der sich gegenüber dem vorangehenden als Logos behauptet“; entscheidend sei dabei die „Kritik und Ersetzung eines gegebenen sozialen Wissens durch ein neues“, das sich als empirisch fundiert und deshalb gegenstandsadäquater aus gibt und erhebliche politische Implikationen hat: „Als transhistorischer Universalbegriff wird ‚Aufklärung‘ zu einem historischen Passepartout; nach ‚linker‘ Lesart setzt Aufklärung ein Humanitätspotential frei und macht die Menschen zu Herren ihrer Geschichte [...], nach ‚rechter‘ Lesart vollzieht sie im Namen von Kritik und Autonomie die Desintegration von Normen, Werten und Autoritäten [...].“<sup>28</sup> Mindestens ebenso von kulturhistorischem Interesse wie unterschiedliche ideologische Stellungnahmen und politische Auslegungen ist (3.) der „literaturgeschichtliche Epochenbegriff“, der „Texte von Autoren“ vor allem aus dem 18. Jahrhundert umfasst, „die sich im Sinne der Selbstbezeichnung [...] als Aufklärer verstanden haben oder doch von Literaturhistorikern als Aufklärer aufgefaßt werden. Die Spannung zwischen Selbst- und Fremdbezeichnung macht ‚Aufklärung‘ zu einem Epochenbegriff mit einiger Elastizitätsreserve und daraus folgendem Streitpotential“, aber eben auch „Identifikationspotential“.<sup>29</sup>

Soweit eine einschlägige lexikografische Bestandsaufnahme, die Aufklärung zu ideellen Abgrenzungszwecken stark rationalistisch pointiert.<sup>30</sup> Im Unterschied dazu bestimmt der Philosophiehistoriker Panajotis Kondylis Aufklärung provokant gerade als „Rehabilitation der Sinnlichkeit“, mit welcher der abstrakt operierende Geist nun konkret vermitteln werden müsse.<sup>31</sup> Es wird zu klären sein, inwiefern diese Erklärungen des Begriffs ‚Aufklärung‘ auch auf deren österreichische und speziell auf die Wiener Ausprägung passt, die sich im späten 18. Jahrhundert entfaltet hat. Jedenfalls ist dabei Folgendes zu berücksichtigen, wie der einschlägige Artikel „Aufklärung“ im *Historischen Wörterbuch der Philosophie* betont:

Wie immer man aber nun das Wort bestimmt – Aufklärung zielt nicht nur auf die sittliche Bildung des Herzens und des Verstandes, sondern auch auf die Veränderung

27 Ebd., S. 160.

28 Ebd., S. 160 f.

29 Ebd., S. 161.

30 Ein noch ausführlichere, stärker historisch-sozialwissenschaftlich ausgerichtete Begriffsbestimmung findet sich hingegen in Horst Stuke: *Aufklärung*. In: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*. Hg. v. Otto Brunner, Werner Conze u. Reinhart Koselleck. Bd. 1: A–D. Stuttgart: Klett-Cotta 1972, S. 243–342.

31 Panajotis Kondylis: *Die Aufklärung im Rahmen des neuzeitlichen Rationalismus*. München: dtv 1986, S. 19.

der menschlichen Gemeinschaft im Hinblick auf die durchgängige Verknüpfung mit dem Wohl, der Glückseligkeit und dem Nutzen der Menschheit. Sie ist zugleich auf die Individualität wie auf die Totalität gerichtet.<sup>32</sup>

Das menschliche Glücksversprechen der Aufklärung schlägt sich auch in der berühmten US-amerikanischen Unabhängigkeitserklärung von 1776 nieder und wurde jüngst von Ritchie Robertson mit gutem Grund zum Leitbegriff einer umfassenden Epochendarstellung erhoben.<sup>33</sup> Als zentrales Lösungswort sämtlicher nationaler und regionaler Ausprägungen von Aufklärung im 18. Jahrhundert gilt aber nach wie vor die *Kritik*, und man hat das Jahrhundert der Aufklärung in Anlehnung an Kant insgesamt als „Zeitalter der Kritik“ bezeichnet<sup>34</sup> – Kritik nicht im Sinne von Schlechtmacherei, sondern von unvoreingenommener Prüfung der Offenbarung und Überlieferung zum Zweck der Erkenntnis, die ihrerseits in reformerische Tätigkeit münden sollte. Das zunächst an der Bibel erprobte Prinzip der Kritik und des kritischen Vergleichs unterschiedlicher Texte, Textfassungen, Aussagen und Argumente erfasste bald „schlechterdings alle Gebiete, strebt sich in konkreter Anschauung zu verkörpern und zu bewähren.“<sup>35</sup> Konsequenterweise schlägt sich dies auch in den Titeln zentraler Aufklärungsschriften nieder, von Johann Christoph Gottscheds *Versuch einer kritischen Dichtkunst vor die Deutschen* (1730) über Johann Jacob Breitingers *Critischer Dichtkunst* (1740) und *Critischer Abhandlung von der Natur, den Absichten und dem Gebrauch der Gleichnisse* (1740) bis zu Kants drei Kritiken: *Kritik der reinen Vernunft* (1781), *Kritik der praktischen Vernunft* (1788) und *Kritik der Urteilskraft* (1790). Dass eine kritische, unvoreingenommene Prüfung des Überlieferten und des Gegebenen dem Selbstverständnis auch der Wiener Aufklärung entspricht, lässt sich dem programmatischen Titel der Wochenschrift *Der Mann ohne Vorurtheil* entnehmen, die Joseph von Sonnenfels [Abb. 1] von 1765 bis 1767 zweimal wöchentlich in Wien herausgab<sup>36</sup> und die

32 F.[ritz] Schalk: Aufklärung. In: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Unter Mitwirkung von mehr als 700 Fachgelehrten [...] hg. v. Joachim Ritter. Bd. 1: A–C. Basel: Schwabe 1971, Sp. 620–633, hier Sp. 622.

33 Vgl. Ritchie Robertson: *The Enlightenment. The Pursuit of Happiness, 1680–1790*. [London:] Allen Lane 2020.

34 Vgl. Foucault: Was ist Aufklärung?, S. 694: „Die Kritik ist gewissermaßen das Logbuch der in der *Aufklärung* mündig gewordenen Vernunft, und umgekehrt ist die *Aufklärung* das Zeitalter der Kritik.“ Dazu auch Steffen Martus: *Werkpolitik. Zur Literaturgeschichte kritischer Kommunikation vom 17. bis ins 20. Jahrhundert mit Studien zu Klopstock, Tieck, Goethe und George*. Berlin/New York: de Gruyter 2007 (=Historia Hermeneutica, Series Studia, Bd. 3), S. 9 u. bes. S. 52–112, Zit. S. 56.

35 Schalk: Aufklärung, Sp. 622.

36 Vgl. Helmut W. Lang (Hg.): *Österreichische Retrospektive Bibliographie*. Reihe 3: Öster-

sich bald zur führenden Wochenschrift Österreichs profilierte. In seiner nachgereichten Einleitung „An die Gesellschaft der Bescheidenen“ berief sich Sonnenfels ausdrücklich auf die „Strenge der Kritik“; diese sei als Grundprinzip jener „Gesellschaft von Männern“ anzusehen, „die sich den Wissenschaften weihen, nicht um vor der Welt gelehrt zu heißen, sondern um es für sich zu seyn – die in ihren Versammlungen ihre Aufsätze einander vorlesen, um sich freundschaftlich die Unvollkommenheiten auszustellen, und die nöthigen Verbesserungen anzuzeigen“.<sup>37</sup>



1 Joseph von Sonnenfels. Gouache von Johann Hieronymus Löschenkohl, um 1800  
© Wien Museum.

## 2. AUFKLÄRUNG IN ÖSTERREICH – DEFIZITE IN DOKUMENTATION UND FORSCHUNG

Es ist bezeichnend, dass sich alle angeführten Definitionen der Aufklärung im deutschsprachigen Raum aus jener Literatur speisen und auf jene Kultur beziehen, die in den protestantischen Regionen Nord- und Mitteldeutschlands entstanden ist. Was hingegen das katholisch geprägte Österreich betrifft, so wurde hier angeblich keinerlei spezifische Begriffsarbeit zur Aufklärung geleistet. Generell scheint es die Aufklärung im Süden schwer gehabt zu haben. Mit deutlichen Vorbehalten kennzeichnete etwa der einflussreiche Bielefelder Historiker Hans-Ulrich Wehler im ersten Band (1987) seiner großen *Deutschen Gesellschaftsgeschichte*, der sich dem 18. und frühen 19. Jahrhundert widmet, den Vorgang der Aufklärung in den katholisch-süddeutschen Gebieten des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation:

---

reichische Zeitschriften 1704–1945. Bibliographie der Österreichischen Zeitschriften 1704–1850, Bd. 2: M–Z. München: Saur 2006, S. 38 f.

37 Sonnenfels, Joseph von: An die Gesellschaft der Bescheidenen. In: [J. v.] S.: Gesammelte Schriften. Bd. 1. Wien, mit von Baumeisterischen Schriften 1785, S. 99–102, hier S. 99 u. 101; vgl. die Wiedergabe in der Textsammlung: Literatur der Aufklärung, 1765–1800. Hg. v. Edith Rosenstrauch-Königsberg. Wien/Köln/Graz: Böhlau 1988 (=Österreichische Bibliothek, Bd. 8), S. 27 f., hier S. 27.

Obwohl die katholischen Territorien des Reiches politisch rückständig geblieben waren, da ihnen eine gestraffte staatliche Verwaltung fehlte und viele Kleriker als Drohnen durchgeschleppt wurden, und obwohl sie ebenfalls ökonomische, wissenschaftliche und häufig – mit der Ausnahme ihrer bestechenden Architektur – kulturelle Rückständigkeit kennzeichnete, drang doch die Aufklärung auch in dies verkrustete Gehäuse ein.<sup>38</sup>

Die wegweisenden theresianischen und josephinischen Reformen in der Verwaltung oder die Blüte der Musik und – zumindest in gewisser Hinsicht – auch der darstellenden Künste im Wien des 18. Jahrhunderts werden hier in keiner Weise gewürdigt. Ohne darauf überhaupt einzugehen, vermeint Wehler mit diesem Befund, ein von kulturellen Vorurteilen und Stereotypen freies Bild des schleppenden intellektuellen Modernisierungsprozesses einer ganzen Kulturlandschaft zu geben. Es ist ihm durchaus bewusst, dass die historiographische Praxis im deutschen Sprachraum viel zu lange unter den Verdikten einer Geschichtswissenschaft zu leiden hatte, welche als „Domäne des protestantischen Bildungsbürgertums“ und seit 1871 im „antirömische[n] Affekt der borussischen Schule“ eine ideologische Speerspitze des Kulturkampfes gewesen war.<sup>39</sup> Doch auch die dem entgegengesetzte, um eine kritische „Entstehungsgeschichte unserer Gegenwart“ bemühte Darstellung Wehlers, die bei der Herausarbeitung zentraler „Entwicklungsstränge der deutschen Geschichte seit dem 18. Jahrhundert“<sup>40</sup> solche Einseitigkeiten vermeiden will, bestätigt letztlich eine negative Gesamteinschätzung der historischen Auswirkungen des deutschsprachigen Katholizismus sogar weit über das 18. Jahrhundert hinaus: „Es kann kein wissenschaftlich ernstzunehmender Zweifel daran bestehen, daß in einer Zeitspanne von mehr als vier Jahrhunderten nach 1517 der Protestantismus auf deutschem Boden eine historisch weitaus bedeutsamere Rolle als der römische Katholizismus gespielt hat.“<sup>41</sup> Dies gelte selbstredend in wirtschaftlicher, in sozialer, in politischer und eben gerade in kultureller Hinsicht.

Das ‚Vordringen‘ der Aufklärung in den katholisch-süddeutschen Raum wurde auch in fast allen neueren *Literaturgeschichten* mit überregionalem An-

---

38 Hans-Ulrich Wehler: *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*. Bd. 1: Vom Feudalismus des Alten Reiches bis zur defensiven Modernisierung der Reformära 1700–1820. München: Beck<sup>2</sup>1989, S. 280.

39 Ebd., S. 278. Allerdings gilt dieser Befund aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch partiell für die großdeutsch oder deutsch-liberal orientierte akademische Geschichtsschreibung in der Habsburgermonarchie, wie Wolfgang W. Priglinger erwähnt: *Verdrängter Humanismus und verzögerte Aufklärung. Auf der Suche nach der österreichischen Philosophie*. In: *Verdrängter Humanismus – verzögerte Aufklärung. Österreichische Philosophie zur Zeit der Revolution und Restauration (1750–1820)*. Hg. v. Michael Benedikt, Wilhelm Baum u. Reinhold Knoll. Wien: Turia & Kant 1992, S. 31–91, hier S. 32.

40 Wehler: *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, Bd. 1, S. 13.

41 Ebd., S. 270.

spruch meist als zögerlicher und diskontinuierlicher *Rezeptionsprozess* beschrieben, wobei sich die recht apodiktischen Formulierungen bis in die syntaktische Struktur hinein gleichen: „Es kann [...] kein Zweifel darüber herrschen, daß sich die katholischen Gebiete in dieser Periode insgesamt rezeptiv verhielten und daß sich die Aufklärung erst allmählich durchsetzen konnte“<sup>42</sup> – so die von den drei dänischen Germanisten Sven Aage Jørgensen, Klaus Bohnen und Per Øhrgaard verfasste Literaturgeschichte über *Aufklärung, Sturm und Drang, frühe Klassik. 1740–1789* (1990) aus der von Richard Newald und Helmut de Boor begründeten repräsentativen Reihe *Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Wiederum in einen größeren sozialhistorischen Kontext stellt Reiner Wild (1980) den süddeutschen und österreichischen Aufklärungsprozess in *Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur*, die seinerzeit als innovatorisches Revisionsprojekt festgefahrener literaturhistorischer Vorstellungen konzipiert worden war:

Die katholischen Staaten bleiben zurück. [...] Der Zusammenhang zwischen Protestantismus und früher kapitalistischer Entwicklung, den Max Weber herausgearbeitet hat, ist auch in den deutschen Territorien zu beobachten. Die Grenzen zwischen Protestantismus und Katholizismus decken sich ungefähr mit denen der wirtschaftlichen Entwicklung. Zugleich setzt sich im protestantischen Norden die Aufklärung kontinuierlich durch, in den katholischen Ländern entwickelt sie sich sprunghaft und zeitlich verzögert.<sup>43</sup>

An dieser Sicht der Dinge ändert noch die jüngste große Epochendarstellung *Aufklärung. Das deutsche 18. Jahrhundert* (2015) von Steffen Martus wenig, die einleitend schon zitiert worden ist: Sie wird zwar nicht müde zu betonen, „wie

42 Sven Aage Jørgensen, Klaus Bohnen u. Per Øhrgaard: *Aufklärung, Sturm und Drang, frühe Klassik. 1740–1789*. München: Beck 1990 (=Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart, Bd. 6. Begründet v. Helmut de Boor u. Richard Newald), S. 30.

43 Reiner Wild: *Stadtkultur, Bildungswesen und Aufklärungsgesellschaften*. In: *Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur*. Bd. 3. *Deutsche Aufklärung bis zur Französischen Revolution 1680–1789*. Hg. v. Rolf Grimminger. München: Deutscher Taschenbuch Verlag <sup>2</sup>1984, S. 103–132, hier S. 108. Max Weber: *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus*. In: M. W.: *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I*. Tübingen: Mohr <sup>9</sup>1988, S. 17–206, argumentiert freilich weitaus differenzierter, als Wilds Pauschalisierung suggeriert: vgl. ebd., S. 28: „Nicht alle protestantischen Denominationen scheinen aber gleich stark in dieser Richtung zu wirken. Der Calvinismus tat dies anscheinend auch in Deutschland; die ‚reformierte‘ Konfession scheint [...] im Vergleich mit anderen Bekenntnissen der Entwicklung kapitalistischen Geistes förderlich gewesen zu sein. Förderlicher z. B. als das Luthertum, wie der Vergleich im großen ebenso wie im einzelnen [...] zu lehren scheint.“ Zur ebenfalls pauschalisierenden These einer ‚kontinuierlichen‘ Durchsetzung der Aufklärung in den protestantischen Territorien vgl. unten.

vielfältig die Aktivitäten der Aufklärung waren“, fokussiert in ihrer Rekonstruktion des „Mensch[en] der Aufklärung“ jedoch unausgesprochen auf den protestantischen Menschen bzw. auf jenen, der aus den protestantischen Gebieten des Alten Reichs stammte – sei er nun männlich oder auch weiblich.<sup>44</sup> In der Rezeption dieses gewichtigen Beitrags zur Aufklärungsforschung wurde die erneut ‚borussozentrische‘ Perspektive durchaus kritisch vermerkt.<sup>45</sup> Selbst in thematisch ganz anders ausgerichteten und angelegten Arbeiten wie in Norbert Elias’ postum publizierter, fragmentarischer Studie *Mozart. Zur Soziologie eines Genies* (1991) findet sich eine negative Gesamteinschätzung der österreichischen Aufklärung, wenn es zu den führenden Orten musikalischer Kultur im deutschsprachigen 18. Jahrhundert pauschal heißt: „Wien, der Sitz des Kaiserhofs, nahm unter ihnen zu Mozarts Lebzeiten einen sehr hohen Platz ein, während die in anderen deutschen Gebieten florierenden Kulturbewegungen, die auf ein nicht-höfisches bürgerliches Publikum abgestimmt waren, vor allem Bewegungen in Literatur und Philosophie, in Wien ziemlich brachlagen.“<sup>46</sup>

Die in den Handbüchern beharrlich wiederkehrende stereotype Gesamteinschätzung des Vorgangs der Aufklärung in den katholischen Territorien betont darüber hinaus deren Abhängigkeit von protestantischen ‚Vorläufern‘, sodass Aufklärung als teleologischer, also zielgerichteter Prozess erscheint und die kulturellen Produkte des katholisch-süddeutschen und insbesondere des österreichischen Raums nur als Symptome eines verspäteten, diskontinuierlichen und letztlich wenig kreativen Nachvollzugs zu fassen sind. Die Möglichkeit, katholische Aufklärung in den habsburgischen Territorien als einen von spezifischen Voraussetzungen geprägten Prozess kultureller Modernisierung oder vielleicht auch geradezu als Gegenentwurf zum protestantischen Modell zu interpretieren,<sup>47</sup> kommt somit gar nicht in Betracht. Kaum eine der derzeit lieferbaren Ge-

44 Martus: Aufklärung, S. 19. Ob seine Diagnose der aufklärerischen Erkenntnis, dieser „Mensch der Aufklärung“ sei „ein Gewöhnungs- und Gefühlstier“ bzw. „ein Mängelwesen, das viel Pflege, Nachsicht und Verständnis benötigt“, auf die Anthropologie der katholischen und insbesondere der österreichischen Aufklärung gleichermaßen zutrifft, wäre noch zu diskutieren.

45 Vgl. die ausführliche Rezension von Daniel Fulda: In: *Das achtzehnte Jahrhundert. Zeitschrift der Deutschen Gesellschaft für die Erforschung des achtzehnten Jahrhunderts* 41 (2017), H. 1, S. 102–111, hier S. 108, worin bei aller Anerkennung der großen Leistung dieses Buchs „die fast vollständige Beschränkung auf die norddeutsche, sächsische und Zürcher Aufklärung und damit auf protestantische Gegenden“ bemängelt wird: „Einige Seiten über Wien leiten sich lediglich von der Gegnerschaft Maria Theresias zu Friedrich II. ab und bestätigen so noch den vorherrschenden Borussozentrismus des Buches. Von einer katholischen Aufklärung ist lediglich in einem Absatz (gestützt auf Ulrich Lehner), von einer bayrischen Aufklärung (etwa mit Lorenz Westenrieder oder Johann Pezzl als Akteuren) ist nirgends die Rede.“

46 Norbert Elias: *Mozart. Zur Soziologie eines Genies*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1991, S. 52.

47 Vgl. dazu etwa den Band: *Katholische Aufklärung und Josephinismus. Rezeptionsformen in Ostmittel- und Südosteuropa*. Hg. v. Rainer Bendel u. Norbert Spannenberger. Köln/Weimar/

samtdarstellungen deutsch(sprachig)er Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts weicht hier von den eingefahrenen Wegen ab.<sup>48</sup> Eine seltene Ausnahme bildet das Aufklärungskapitel des Basler Literaturwissenschaftlers Christoph Siegrist in der vom kroatischen Germanisten Viktor Žmegač herausgegebenen *Geschichte der deutschen Literatur vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart* (1979), also ironischerweise der ältesten hier gemusterten literaturhistorischen Synthese; Siegrist nämlich stellt fest:

Die deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts wird gemeinhin nach Maßstäben und Kriterien des norddeutsch-protestantischen Raumes gemessen; für die österreichische Sonderentwicklung reichen solche Kategorien jedoch nicht aus. Entgegen der communis opinio beginnt die österreichische Literatur nicht erst im 19. Jahrhundert, sondern weist bereits zur Zeit Josephs II. bemerkenswerte Ansätze auf, die aber einzig aus den spezifischen Bedingungen dieses Landes verständlich sind.<sup>49</sup>

---

Wien: Böhlau 2015 (=Forschungen und Quellen zur Kirchen- und Kulturgeschichte Ostdeutschlands, Bd. 48), der allerdings das Gebiet des heutigen Österreich weitgehend ausspart. Genaueres zur Forschungsgeschichte, Bibliografie und Begriffsklärung jetzt in Christoph Schmitt-Maaß, Gideon Stiening u. Friedrich Vollhardt: Einleitung: ‚Katholische Aufklärung? – Möglichkeiten, Grenzen und Kritik eines Konzeptes der Aufklärungsforschung. In: ‚Katholische Aufklärung? Möglichkeiten, Grenzen und Kritik eines Konzeptes der Aufklärungsforschung. Hg. v. Ch. Sch.-M., G. St. u. F. V. Hamburg: Meiner 2021 (=Aufklärung, Bd. 33), S. 9–16, bes. S. 9–12; vgl. in diesem Band auch die anderen einschlägigen Beiträge. ‚Katholische Aufklärung‘ wird im Folgenden so umfassend wie unspezifisch – analog zur ‚protestantischen Aufklärung‘ – im Sinne einer ‚Aufklärung im bzw. aus dem katholischen Raum‘ verstanden.

- 48 Die von österreichischer Seite vorgelegten diachronen Synthesen beschränken sich in ihrem Anspruch bisweilen auf eine Dokumentation; vgl. Herbert Zeman: Die österreichische Literatur im Zeitalter Maria Theresias und Josephs II. – ein literaturhistorischer Versuch. In: Die österreichische Literatur. Ihr Profil von den Anfängen im Mittelalter bis ins 18. Jahrhundert (1050–1750). Hg. v. H. Z. Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt 1986 (=Die österreichische Literatur. Eine Dokumentation ihrer literarhistorischen Entwicklung), S. 1359–1394. Wichtig für die Erforschung der literarischen Aufklärung im habsburgischen Raum sind zahlreiche Aufsätze des chronologisch folgenden Bandes: H. Z. (Hg.): Die österreichische Literatur. Ihr Profil an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert (1750–1830). 2. Tle. Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt 1979, die im Folgenden häufig herangezogen werden. Eine maßstabsetzende Gesamtdarstellung, die sich allerdings auf Prosaformen der Zeit zwischen 1781 und 1795 konzentriert, ist nach wie vor die Studie des in Australien lehrenden und 2015 verstorbenen ungarischen Germanisten Leslie Bodi: *Tauwetter in Wien. Zur Prosa der österreichischen Aufklärung 1781–1795*. Frankfurt a. M.: Fischer 1977; erweiterte Neuauflage Wien: Böhlau 1995; nach dieser zweiten Auflage wird im Folgenden zitiert.
- 49 Christoph Siegrist: Phasen der Aufklärung von der Didaktik bis zur Gefühlskultur. In: *Geschichte der deutschen Literatur vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Bd. I/1. Hg. v. Viktor Žmegač. Königstein/Ts.: Athenäum 1979, S. 58–174, hier S. 167; vgl. das gesamte Unterkapitel „Österreich gegen Ende des 18. Jahrhunderts: Josephinische Aufklärung“ (ebd., S. 167–174).

Diese – mittlerweile durch zahlreiche Einzelstudien bestätigte – Sicht der Dinge hat sich bisher gleichwohl kaum in den „kodifizierende[n] Darstellungen“ des Forschungsstandes durchgesetzt, die für die „Durchsetzung von Wissensansprüchen“ ausschlaggebend sind.<sup>50</sup> Das ist insofern überraschend, als sie sich nahtlos einfügt in das schon seit den siebziger Jahren virulente und inzwischen durch mehrere internationale Kongresse geadelte Konzept einer ‚Vielfalt europäischer Aufklärungen‘ bzw. einer „Mehrpoligkeit der Bewegung“<sup>51</sup> im internationalen Vergleich.

### 3. FORSCHUNGSGESCHICHTLICHE VORAUSSETZUNGEN UND ZUSAMMENHÄNGE

Die implizite und explizite Charakterisierung protestantischer Literatur als Norm deutschsprachiger Aufklärung lässt sich bis in die Polemiken des 18. Jahrhunderts – etwa eines Friedrich Nicolai, des preußischen Katholikenegners<sup>52</sup> – zurückverfolgen. Katholische Aufklärung in deutscher Sprache kann aus dieser Perspektive bloß als unselbständiges Derivat verstanden werden. Der Grund für die undifferenzierte und äußerst wirkungsmächtige Zementierung des Klischees vom kulturell rückständigen Süden ist freilich nicht im 18., sondern in

50 Zur hier zentralen „Frage nach dem Erfolg oder Mißerfolg bei der Durchsetzung von Wissensansprüchen“ im Zusammenhang der literaturwissenschaftlichen Aufklärungsforschung vgl. Lutz Danneberg, Michael Schlott, Jörg Schönert u. Friedrich Vollhardt: Germanistische Aufklärungsforschung seit den siebziger Jahren. In: *Das achtzehnte Jahrhundert* 19/2 (1995), S. 172–192, hier S. 186 f.

51 Vgl. grundlegend Roland Mortier: *Diversité des ‚Lumières‘ européennes*. In: *Das achtzehnte Jahrhundert als Epoche*. Hg. v. Bernhard Fabian u. Wilhelm Schmidt-Biggemann. Nendeln: KTO-Press 1978 (=Studien zum achtzehnten Jahrhundert, Bd. 1), S. 39–51; Paul Cornea: *Polygenèse et pluralisme des ‚Lumières‘*. In: *Studies on Voltaire and the Eighteenth Century* 190 (1980), S. 203–208; dann auch Siegfried Jüttner u. Jochen Schlobach: „Einleitung“. In: Dies.: (Hg.): *Europäische Aufklärung(en). Einheit und nationale Vielfalt*. Hamburg: Meiner 1992, S. VII–XI, Zit. S. IX. Kritisch äußert sich zur „Zersplitterung sowohl der Aufklärung als auch ihrer Erforschung“ Carsten Zelle in seinem Tagungsbericht: ‚Fragmentation des Lumières‘. Zum Siebten Internationalen Aufklärungskongress in Budapest vom 26. Juli bis 2. August 1987. In: *Das achtzehnte Jahrhundert* 11 (1987), H. 2, S. 74–78.

52 Schon P.[aul] v.[on] Hofmann-Wellenhof: Alois Blumauer. Literarhistorische Skizze aus dem Zeitalter der Aufklärung. Wien: Konegen 1885, S. 83, bescheinigte dem preußischen Aufklärer, „mit einer den fanatischsten Katholicismus übertreffenden Intoleranz die Sache des Protestantismus und der Vernunft“ gleichzusetzen. Zu Nicolais Haltung gegenüber der österreichischen Aufklärung vgl. genauer Verf.: *Konfessionalität, Nationalität und aufgeklärter Patriotismus. Zur Differenzierung kultureller Identitäten in der Kontroverse Blumauer – Nicolai*. In: *Konflikte – Skandale – Dichterfehden in der österreichischen Literatur*. Hg. v. Wendelin Schmidt-Dengler, Johann Sonnleitner u. Klaus Zeyringer. Berlin: E. Schmidt 1995, S. 36–67.

der Wissenschaftsgeschichte des 19. Jahrhunderts zu suchen, wie Günter Hess gezeigt hat:

In dem Maße als die Geschichte der Germanistik und die Geschichte der Literaturwissenschaft in Deutschland während des 19. Jahrhunderts das Nord-Süd-Gefälle geradezu institutionell verinnert [sic] und die im 18. Jahrhundert sehr pointiert entwickelte Sehweise der protestantisch-preußischen Aufklärung monoperspektivisch fixiert, geraten Epochen und Werke von Rang [...] gar nicht in den Blick.<sup>53</sup>

Hier ist etwa an die Wirkungsmacht von führenden Fachvertretern wie Wilhelm Scherer zu denken, der als großdeutscher Germanist den Entwicklungsgang der deutschen Literaturgeschichte als kontinuierliche Wanderung des im Mittelalter noch im Süden beheimateten deutschen Geistes in den protestantischen Norden der Bismarck-Zeit konzipierte. Scherer, der selbst aus Österreich stammte, hat diese angebliche Geistesentwicklung auch in der eigenen akademischen Biografie durch den Wechsel von Wien über Straßburg nach Berlin mitvollzogen.<sup>54</sup> Die Blickrichtung der sich institutionalisierenden Germanistik, die einer deutschen Nationalliteratur als „Projektion“ bedurfte, „um der ‚verspäteten Nation‘ zum Bewußtsein ihrer Identität zu verhelfen“,<sup>55</sup> hat sich bis heute trotz anderer außerwissenschaftlicher Vorgaben kaum verändert.<sup>56</sup> Diese *invention of*

53 Günter Hess: Deutsche Nationalliteratur und oberdeutsche Provinz. Zu Geschichte und Grenzen eines Vorurteils. In: Jahrbuch für Volkskunde N. F. 8 (1985), S. 7–30, hier S. 16 f.

54 Vgl. dazu Werner Michler: An den Siegeswagen gefesselt. Wissenschaft und Nation bei Wilhelm Scherer. In: Literatur und Nation. Die Gründung des Deutschen Reiches 1871 in der deutschsprachigen Literatur. Hg. v. Klaus Amann u. Karl Wagner. Wien/Köln/Weimar: Böhlau 1996 (=Literatur in der Geschichte, Geschichte in der Literatur, Bd. 36), S. 233–266, bes. S. 243–256.

55 Hess: Deutsche Nationalliteratur und oberdeutsche Provinz, S. 16.

56 Auf Josef Nadlers ‚völkische‘ Konzeption einer *Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften* (1912–1918) und deren nach den jeweiligen ideologischen Konjunkturen veroder entschärfte Neuauflagen sowie literaturhistorische Nachwehen wird hier als längst obsoletere Gegenposition nicht weiter eingegangen; für den gegenwärtigen Zusammenhang vgl. dazu Norbert Mecklenburg: Stammesbiologie oder Kulturraumforschung? Kontroverse Ansätze zur Analyse regionaler Dimensionen der deutschen Literatur. In: Kontroversen, alte und neue. Akten des VII. Kongresses der Internationalen Vereinigung für germanische Sprach- und Literaturwissenschaft. Bd. 10. Hg. v. Albrecht Schöne. Tübingen: Niemeyer 1986, S. 3–15, v. a. 5 f.; zu Nadlers methodologischem Ansatz insgesamt vgl. Sebastian Meissl: Zur Wiener Neugermanistik der dreißiger Jahre: Stamm, Volk, Rasse, Reich. Über Josef Nadlers literaturwissenschaftliche Position. In: Österreichische Literatur der dreißiger Jahre. Ideologische Verhältnisse, institutionelle Voraussetzungen, Fallstudien. Hg. v. Klaus Amann u. Albert Berger. Wien/Köln/Graz: Böhlau 1985, S. 130–146; spezifisch zur sog. ‚nationalgeschichtlichen‘ deutschen *Aufklärungsforschung* vgl. Peter Pütz: Die deutsche Aufklärung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1991 (=Erträge der Forschung, Bd. 81), S. 125–133.

*tradition*<sup>57</sup> führte notwendig zu einer forschungslogischen Konstante auch des Urteils:

Begriff und Idee von ‚Nationalliteratur‘ bestimmen die Zentralperspektive bei der Beschreibung eines historischen Prozesses, der fraglos unter dem Aspekt von Fortschritt und Aufstieg zur Weimarer Klassik verfolgt wird [...]. Dabei läßt die Verbindung von Topographie und Wertung, welche die Zunahme literarischer Bedeutung nach den nördlichen Breitengraden mißt, allein die Schwaben und die Protestanten der deutschen Schweiz gelten.<sup>58</sup>

Der latent chauvinistische oder gar nationalistische Tenor solcher Sichtweise kann genetisch bis auf die Reformationspolemik zurückgeführt werden und manifestiert sich im gegenwärtigen Zusammenhang etwa dort, wo Aufklärung retrospektiv mit Protestantismus gleichgesetzt wird. Zu beobachten ist das bei einem anderen einflussreichen Literaturhistoriker des 19. Jahrhunderts, nämlich bei Georg Gottfried Gervinus, der in seiner *Geschichte der deutschen Dichtung* den bemerkenswerten „Zustand der Bildung in Norddeutschland“ gegen die als lamentabel gezeichneten „Zustände der katholischen Welt“ hielt und selbst im Paris des 18. Jahrhunderts – einem unbestrittenen Zentrum intellektueller Innovation – wenig Aufklärung entdecken konnte, dafür aber zahllose „Teufelsbanner, Alchymisten, Wasserbeschauer und Wunderthäter“.<sup>59</sup> Die protestantische Gelehrtenkultur Norddeutschlands diente so als positive Schablone zur Diffamierung volkstümlicher Aspekte des französischen 18. Jahrhunderts, einer katholisch geprägten Kultur, welche – betrachtet man einmal ihre gesamte intellektuelle Produktivität – im Vergleich mit Preußen und Sachsen kaum an einem ‚Defizit an Aufgeklärtheit‘ litt.

Ein komplementäres Bild stellt sich ein, wenn man einen Perspektivenwechsel vollzieht und die kulturhistorischen Gegenentwürfe auf solche Zumutungen aus dem süddeutsch-katholischen Raum wissenschaftsgeschichtlich in den Blick nimmt: Gewissermaßen als katholisches Gegenstück zur teleologischen Historiografie im Sinne einer nationalen preußisch-kleindeutschen Legitimationsinstanz erklärte lange (nicht nur) die österreichische Literatur- und Kulturgeschichtsschreibung konsequent die Not zur Tugend: Was dort als rück-

57 Vgl. Eric Hobsbawm: Introduction: Inventing Tradition. In: The Invention of Tradition. Hg. v. Eric Hobsbawm u. Terence Ranger. Cambridge: Cambridge University Press 1983 (=Past and present publications), S. 1 f.

58 Hess: Deutsche Nationalliteratur und oberdeutsche Provinz, S. 15.

59 So bei Georg Gottfried Gervinus: Geschichte der deutschen Dichtung. Bd. 5. Hg. v. Karl Bartsch. Leipzig: Engelmann 1874, S. 328f; mehr dazu bei Hess: Deutsche Nationalliteratur und oberdeutsche Provinz, S. 17 f.

ständig und provinziell gegolten hatte, wurde hier zum Signum organischer Entwicklung nobilitiert, nämlich einer lebendigen Barocktradition und einer gleichsam ahistorischen, authentisch-autochthonen ‚Volkskultur‘.<sup>60</sup> Bis in neuere Forschungen zur österreichischen Literatur des 18. Jahrhunderts lässt sich ein methodologisch längst überholt geglaubtes kulturelles Substanzdenken verfolgen, das – wie etwa Wolfgang Neuber zum durchaus honorigen Zweck der Aufwertung ‚kognitiver‘ Funktionen des Wiener Volkstheaters – den „Import nicht-autochthoner (sächsischer) Literaturnormen“ einer lokalen „bodenständigen Theatertradition“ gegenüberstellt und solcherart trotz des modernen begrifflichen Gewandes seine Herkunft aus Josef Nadlers stammeskundlichem Essentialismus kaum verbirgt.<sup>61</sup> Der aus einer assimilierten jüdischen Familie stammende Joseph von Sonnenfels und andere josephinische Autoren, die in ihrer aufklärerischen Programmatik dem europäischen Rationalismus verpflichtet waren, werden hier unter der Hand ein zweites Mal aus der österreichischen Literaturgeschichte ausgebürgert und zu einem Phänomen des ‚Unösterreichischen‘, ja dezidiert ‚Fremden‘ degradiert – auch ein spätes und sicherlich ungewolltes Erbe des älteren germanistischen sowie allgemein historiografischen Antisemitismus.<sup>62</sup> Daran ändert wenig, dass manche Schriften des josephini-

60 Zur ‚Barockthese‘ als Erklärungsmuster österreichischer Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts vgl. Werner Michler: *Austrian Literature of the 18<sup>th</sup> Century*. In: *18<sup>th</sup> Century Studies in Austria*. 1945–2010. Hg. v. Thomas Wallnig, Johannes Frimmel u. Werner Telesko. Bochum: Winkler 2011 (=Das achtzehnte Jahrhundert und Österreich. Internationale Beihefte, Bd. 4), S. 187–206, hier S. 189–192. Dass sich diese Konstruktion katholisch-süddeutscher Kultur und Literatur als autochthon, populär und immobil nicht auf den historischen Raum Österreichs beschränkt, zeigt etwa Hans Pörnbacher: *Barockliteratur in den Prälatenklöstern Altbayerns*. In: *Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte* 47 (1984), H. 1 [Themenheft: Oberdeutsche Literatur im Zeitalter des Barock. Hg. v. Dieter Breuer, Wolfgang Brückner u. Hans Pörnbacher], S. 181–195, hier S. 192 f u. 194, wo u. a. von den „Herzen des einfachen Volkes“ als Zielgruppe einer „einzigartigen Klosterkultur“ die Rede ist.

61 Wolfgang Neuber: *Poetica confessionis cognitio*. Erkenntnisfunktionale Ansätze zu einer induktiven Poetik der Altwiener Volkskomödie. In: *Das europäische Volkstheater im europäischen Zusammenhang 1830–1880*. Akten des vom Centre de Recherches Germaniques [...] veranstalteten Kolloquiums Dezember 1984. Hg. v. Jean-Marie Valentin. Bern/Frankfurt a. M./New York/Paris: Lang 1988 (=Contacts, Sér., Bd. 1: Theatrica, Bd. 5), S. 13–31, hier S. 17. Da die in Sachsen angeblich ‚autochthoneren‘ ästhetischen Normen des europäischen Rationalismus ein Menschenalter früher auch dort noch nicht ‚autochthon‘ waren, sondern ihrerseits vor allem aus Frankreich ‚importiert‘ wurden, um bei der unglücklichen Metaphorik zu bleiben, fragt es sich, ob die ästhetischen Vorstellungen der rationalistischen (Früh-)Aufklärung nach diesem immobilen Konzept überhaupt eine historische Existenzberechtigung haben oder aber dem deutschen Sprachraum ob ihrer fehlenden ‚Wurzeltiefe‘ gänzlich ‚fremd‘ und unangemessen sind.

62 Zur älteren Literatur über Sonnenfels vgl. Robert A. Kann: *Kanzel und Katheder*. Studien zur österreichischen Geistesgeschichte vom Spätbarock zur Frühromantik. Wien/Freiburg/

schen Jahrzehnts in ihrer expliziten aufklärerischen Programmatik zwar gegen das unregelmäßige Stegreiftheater und die Hanswurstiade anschrieben, in ihrer rhetorischen Verfasstheit jedoch bisweilen selbst diskursive Affinitäten gerade zu jener primär oralen Form der Komödie aufweisen, die sie offen bekämpften.<sup>63</sup>

Die spezifischen Formen und Institutionen der Aufklärung im katholischen Österreich erschienen somit als erkenntnisleitende Fragestellung insgesamt lange ausgeblendet, sowohl in der deutschen wie in der österreichischen Forschung, die erst in den letzten Jahren alternative Beschreibungsmodelle und Darstellungen zu entwickeln begann.<sup>64</sup> Daraus ergibt sich dann ein ganz eigenständlicher forschungslogischer Chiasmus: Während der Göttinger Historiker Rudolf Vierhaus es für nötig befunden hat, die Forschung zum protestantischen mittel- und norddeutschen 18. Jahrhundert nachdrücklich daran zu erinnern, dass es neben der Aufklärung stets „weiterhin lebendige religiöse Traditionen und neu erstarkende Frömmigkeitsbewegungen“ gab,<sup>65</sup> scheint demgegenüber der blinde Punkt vieler Arbeiten zur katholisch-süddeutschen und insbesondere zur österreichischen Kultur desselben Zeitraums eher darin zu liegen, dass „meistens die Ordnungskomponente, das statische Element doch viel stärker herausgearbeitet wird als die dynamische und kritische Linie“,<sup>66</sup> wie der aus Ungarn stammende australische Germanist Leslie Bodi schon 1978, also vor über vierzig Jahren, hervorgehoben hat. Anders gesagt: Während in den Dar-

---

Basel: Herder 1962, S. 158–164 u. 250–253. Den neueren Forschungsstand dokumentiert das Standardwerk von Simon Karstens: *Lehrer – Schriftsteller – Staatsreformer. Die Karriere des Joseph von Sonnenfels (1733–1817)*. Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2011.

- 63 Vgl. etwa folgende Broschüren: Kasperl das Insekt unseres Zeitalters. Nebst einer Wahrung [sic] an seine Gönner. Wien: o. V. 1781, sowie *Etwas für Kasperls Gönner*. Wien: Hartl 1781; dagegen: *Kurze Antwort auf die beyden Schmähschriften I. Kasperl, das Insekt unsers Zeitalters. II. Etwas für Kasperls Gönner*. Wien: o. V. 1781. Dazu insgesamt: Gustav Gugitz: *Der Weiland Kasperl (Johann La Roche). Ein Beitrag zur Theater- und Sittengeschichte Alt-Wiens*. Wien/Prag/Leipzig: Strache 1920; Andrea Brandner-Kapfer, Jennyfer Großsauer-Zöbinger und Beatrix Müller-Kampel: *Kasperl-La Roche. Seine Kunst, seine Komik und das Leopoldstädter Theater*. Graz: LiTheS 2010 (= LiTheS. Zeitschrift für Literatur- und Theatersoziologie, Sonderbd. 1).
- 64 Vgl. Michler: *Austrian Literature of the 18<sup>th</sup> Century*, S. 193–198; eine Rolle als Katalysator neuerer Forschung wünscht man jetzt aber dem grundlegenden Buch *Aufklärung habsburgisch. Staatsbildung, Wissenskultur und Geschichtspolitik in Zentraleuropa 1750–1850* von Franz Leander Fillafer (vgl. unten); dazu vorbereitend Franz Leander Fillafer: *Die Aufklärung in der Habsburgermonarchie und ihr Erbe. Ein Forschungsüberblick*. In: *Zeitschrift für historische Forschung* 40 (2013), S. 35–97.
- 65 Rudolf Vierhaus: *Die Erforschung des 18. Jahrhunderts. Aktivitäten – Desiderate – Defizite*. In: *Das achtzehnte Jahrhundert* 19/2 (1995), S. 158–162, hier S. 158 f.; vgl. ebd., S. 160.
- 66 Leslie Bodi: *System und Bewegung: Funktion und Folgen des josephinischen Tauwetters*. In: *Wien und Europa zwischen den Revolutionen (1781–1848)*. Wien/München: Jugend und Volk 1978 (=Wiener Schriften, Bd. 39), S. 37–53, hier S. 37.

stellungen der mittel- und norddeutschen Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts die sozial auf kleine Kreise einer Adels- und städtischen Bürgerschicht beschränkte Aufklärung tendenziell überbetont wird, vernachlässigt man in den historiografischen Arbeiten zu den süddeutsch-katholischen und insbesondere zu den habsburgisch beherrschten Gebieten häufig gerade die *aufklärerische* Dimension. Die von Franz M. Eybl kritisch gemusterten teleologischen Verlaufsmodelle der Literaturgeschichtsschreibung mit der ihnen innewohnenden „Tendenz, die Vorstöße der Vorhut mit Wohlgefallen wahrzunehmen, aber den langsamen Marsch des Haupttrosses kaum zu beachten und die Nachhut ganz aus dem Auge zu verlieren“,<sup>67</sup> sind ein Problem mancher Synthesen zur gesamten deutschsprachigen Literatur des 18. Jahrhunderts. Für die spezifische Erforschung der österreichischen Literatur dieses Zeitraums scheinen sie indes bislang kaum ein gewichtiger Hemmschuh gewesen zu sein: Dies aus dem einfachen Grund, dass sie sich hier tatsächlich noch gar nicht durchgesetzt haben.<sup>68</sup>

Neue Standards setzten hier erst die Epochendarstellungen von Historikern wie Karl Vocelka oder Pieter M. Judson, die gleichwohl auch die bremsenden Aspekte berücksichtigten. In seiner *Österreichischen Geschichte 1699–1815* (2001) hat Vocelka die vergleichsweise späte Rezeption westeuropäischer Aufklärung in der Habsburgermonarchie mit folgenden Faktoren motiviert:

Der schnellen Rezeption der Aufklärung in der Habsburgermonarchie stand generell eine Reihe von Hindernissen entgegen. Zunächst einmal gab es ganz praktische Gründe wie die Sprache. Die Habsburger des 17. Jahrhunderts hatten aus politischen Motiven eine grundlegende Abneigung gegen Frankreich entwickelt, und die englische Sprache war noch nicht weit verbreitet. Weitaus schwerer wog allerdings die Tatsache, daß die Habsburgermonarchie durch den gegenreformatorischen Katholizismus geprägt war, der den Gedanken der Aufklärung, der kritischen Trennung zwischen Vernunft und Offenbarung und der Toleranz ablehnend gegenüberstehen mußten. Da die Bildungsinstitutionen der Monarchie von den Jesuiten beherrscht waren, wurden die Rezeptionsprozesse dieser Ideen stark behindert. Dazu kam, daß seit der Gegenreformation dem Leseverhalten ohnehin weniger Bedeutung zugemessen wurde als in den protestantischen Gebieten des Nordens, die auf das Wort ausgerichtet waren. Ein weiterer Grund für die späte und unvollständige Rezeption der Ideen der Aufklärung

67 Franz M. Eybl: Probleme einer österreichischen Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. In: Literaturgeschichte: Österreich. Prolegomena und Fallstudien. Hg. v. Wendelin Schmidt-Dengler, Johann Sonnleitner u. Klaus Zeyringer. Berlin: E. Schmidt 1995, S. 146–157, hier S. 149.

68 Vgl. schon Hess: Deutsche Nationalliteratur und oberdeutsche Provinz, S. 10, Anm. 7: „Die Sonderentwicklung im süddeutschen Raum während des 18. Jahrhunderts ist nur da beachtet worden, wo die Fixierung bestimmter literarischer oder ikonographischer Konstanten und mit ihr das komplexe Problem der ‚Verspätung‘ beschrieben wurde.“

war die im Vergleich zu Westeuropa verzögerte Entwicklung eines modernen Bürgertums.<sup>69</sup>

Insbesondere diese letztgenannte Verzögerung gilt im Zusammenspiel mit einer strukturellen Besonderheit als charakteristisch für die österreichische Kulturgeschichte: „Daß sich in der Habsburgermonarchie das Bürgertum weniger auf dem Gebiet der Wirtschaft und damit der klassischen Bourgeoisie herausbildete, sondern weitaus mehr auf den Beamten beruhte, prägte die Aufklärung in der Habsburgermonarchie in spezifischer Weise.“<sup>70</sup> Welche Auswirkungen das hatte, soll Gegenstand dieses Buchs sein, das sich freilich im Besonderen auf die Wiener Variante der Aufklärung konzentriert. Vocelka sieht die österreichische Aufklärung hier durchaus als besondere Ausprägung allgemeinerer Charakteristika der Kulturgeschichte des deutschen Sprachraums:

Zunächst einmal war die Aufklärung ein überaus elitäres Phänomen, das von Wissenschaftlern getragen wurde. Das zeigt sich vor allem am hohen Stellenwert, der den neuen Wissenschaften – der Medizin, aber auch der Botanik – im österreichischen Aufklärungszeitalter zukam. Zum anderen war die Aufklärung ein obrigkeitlich-staatliches Phänomen, das von den „gehorsamen Rebellen“, den Beamten, aber auch von der Person des Herrschers geprägt war. Maßnahmen im Sinne der Aufklärung kamen nicht von unten, sondern versuchten die Idee der sozio-kulturellen Veränderung von oben her durchzusetzen. Deswegen zeigte die Aufklärung auch keine antistaatlichen oder antidynastischen Tendenzen, die auf dem Gebiet der Wissenschaften entwickelte Kritik wurde kaum auf den sozialen Bereich übertragen. Zwar gab es Ansätze von Hof- und Adelskritik, aber die Aufmerksamkeit der Aufklärer wandte sich in erster Linie der katholischen Kirche zu, deren Aber- und Wunderglaube man vehement bekämpfte.<sup>71</sup>

Zwar erwähnt Vocelka, dass sich die Aufklärung nirgendwo in Europa völlig durchgesetzt habe und in sozialer Hinsicht überall auf die Eliten beschränkt gewesen sei, doch betont er die signifikanten „Unterschiede zwischen den Habsburgermonarchie und dem Westen Europas“, die er etwa damit begründet, dass dort „die Ideen der Aufklärung auch ein weitaus breiteres Publikum in gesellschaftlichen Machtpositionen“ gefunden haben, „was eine partielle Durchsetzung aufklärerischer Ziele ermöglichte“.<sup>72</sup> Dies ändere wiederum freilich nichts

---

69 Karl Vocelka: *Österreichische Geschichte 1699–1815. Glanz und Untergang der höfischen Welt. Repräsentation, Reform und Reaktion im habsburgischen Vielvölkerstaat*. Wien: Ueberreuter 2001, S. 237 f.

70 Ebd., S. 238.

71 Ebd.

72 Ebd., S. 238 f.

daran, dass „allzu plakative Gegenüberstellungen“ sehr schnell an ihre Grenzen stoßen.<sup>73</sup>

Weniger für kultur- und ideengeschichtliche Belange im engeren Sinn als für gesellschaftshistorische Zusammenhänge interessiert sich auch der in Florenz lehrende US-amerikanische Historiker Pieter M. Judson, der in seinem gefeierten Buch *The Habsburg Empire. A New History* (engl. 2016, dt. 2017) die Aufklärung im Rahmen des sogenannten ‚aufgeklärten Absolutismus‘ bzw. ‚aufgeklärten Despotismus‘ rekonstruiert und zu den großen staatlichen Reformfiguren Maria Theresia, Joseph II. und Leopold II. kritisch anmerkt,

dass sie ihre uneingeschränkte, zentralisierte Macht als unerlässlich für die Reform von Staat und Gesellschaft ansahen. „Absolutismus“ (oder „Despotismus“) bedeutet ihre Weigerung, die Macht mit dem Adel zu teilen. „Aufklärung“ bezieht sich auf ein lockeres Geflecht intellektueller Strömungen und kultureller Bewegungen im Europa des späten siebzehnten und des achtzehnten Jahrhunderts, die im Erwerb von Wissen schwelgten und sich dafür einsetzten, dieses Wissen für die Gestaltung sozialer Einrichtungen und politischer Strukturen zu nutzen und so die Lebensbedingungen der Menschheit zu verbessern. Im achtzehnten Jahrhundert stieg die Zahl der publizierten Werke in den Habsburger Gebieten geradezu explosionsartig an, in der schönen Literatur genauso wie in der Wissenschaft, wo das Spektrum von naturwissenschaftlichen Themen über Geschichte und Religion bis hin zur Philosophie reichte.<sup>74</sup>

Judson benennt die wichtige Rolle der Alphabetisierung breiterer Gesellschaftskreise sowie die bemerkenswerten „Ansätze zu ausdrücklich säkularen Formen des Regierens“, die durch die „Hinwendung zu den Natur- und Geisteswissenschaften“ ermöglicht worden seien; er betont jedoch auch, dass das Leben im 18. Jahrhundert „nach wie vor weitgehend von religiösen Institutionen und Kulturformen dominiert wurde“, was trotz aller – insofern partiellen – Reformbereitschaft nicht übersehen werden dürfe:

Obwohl Maria Theresia und ihre Söhne mit ihren Beratern unter viel utilitaristischeren und funktionelleren Aspekten als ihre Vorgänger über politische Maßnahmen debattierten und bei einer Reihe gebildeter weltlicher Fachleute Rat suchten, bestätigten sie dennoch weiterhin die fundamentale Bedeutung der Religion für das gesellschaftliche Zusammenleben.<sup>75</sup>

73 Ebd., S. 239.

74 Pieter M. Judson: *Habsburg. Geschichte eines Imperiums 1740–1918*. München: Beck 2017, S. 49.

75 Ebd., S. 50.

Insgesamt widmet Judson sich in seiner Darstellung diesem Zusammenleben freilich mehr unter gesellschaftshistorischem Blickwinkel als unter einer genuin kulturgeschichtlichen Perspektive, was in gewisser Weise auch für die ebenfalls wegweisende, aber enger fokussierte Monografie *Aufklärung habsburgisch* (2020) von Franz Leander Fillafer gilt.

Fillafers historiografische Untersuchung „rekonstruiert die mehrschichtige und vielgestaltige Aufklärung in der Habsburgermonarchie und macht die dabei gewonnenen Ergebnissen [sic] fruchtbar, um die allmähliche Verfertigung des Aufklärungserbes im 19. Jahrhundert zu analysieren.“<sup>76</sup> Ihr Ziel besteht im Aufweis, „dass die Aufklärung keinen festgefühten Block bildete“ und „woanders herkam, als es die Erfolgsgeschichte der säkulardemokratischen Moderne suggeriert, die sie ja als alleiniges Resultat der Reformation und der Wissenschaftlichen Revolution präsentiert“.<sup>77</sup> Dementsprechend „erscheint Zentraleuropa nicht mehr als defizitäre Region, deren Intelligenz dazu verurteilt war, Frankreich und England nachzuahmen“,<sup>78</sup> sondern als Ort einer Aufklärung *sui generis*. Indem Fillafer „die Geschichte der Aufklärung mit jener der Staatsbildung in der Habsburgermonarchie verknüpft“ und „Vorgänge der Strukturgenese“ in den Blick nimmt, „die gleichermaßen sozial und kognitiv wirksam wurden“, lenkt er die Aufmerksamkeit mehr auf längerfristige administrative, sozioökonomische und politische Prozesse sowie auf „Wissensgebiete, die gleichermaßen miteinander wie mit dem habsburgischen Staatsbildungsprozess verwoben waren“,<sup>79</sup> als auf konkrete kunst- und kulturgeschichtliche Hervorbringungen. Es ist ihm ausdrücklich „nicht um Selbstauskünfte und Programmschriften erlauchter Geistesriesen“ zu tun, „die kanonischen Rang genießen“, und auch „nicht um stolz aufgepflanzte Ideen kühner Freigeister“, wie er mit merklich ironischem Unterton formuliert, „sondern um die weniger glamourösen, aber umso wirkmächtigeren Prozesse, denen die Praxis- und Theorieensembles der Aufklärung im habsburgischen Milieu unterlagen“.<sup>80</sup> Die dezidiert sozialhistorische Perspektive ist sicherlich angemessen, wenn gesellschaftliche Umbrüche und Innovationen eher allgemeiner Art mit mentalitätsgeschichtlich langfristigen Folgen erforscht werden sollen, weniger aber, wenn es um die konkrete kulturelle Produktion und Praxis von Kulturschaffenden geht. Die naheliegende Frage, weshalb die österreichische Aufklärung denn so auffallend wenige Schriften „erlauchter Geistesriesen“ hervorgebracht hat, die noch heute „kanonischen Rang

---

76 Franz Leander Fillafer: *Aufklärung habsburgisch. Staatsbildung, Wissenskultur und Geschichtspolitik in Zentraleuropa 1750–1850*. Göttingen: Wallstein 2020, S. 11 f.

77 Ebd., S. 12 f.

78 Ebd., S. 13.

79 Ebd., S. 16 f.

80 Ebd., S. 17.

genießen“, wird nicht einmal aufgeworfen, geschweige denn beantwortet. Genau sie aber bildet einen zentralen Gegenstand der vorliegenden Untersuchung, die zu ihrer Beantwortung freilich ebenso auf sozialwissenschaftliche Theoriebestände und Modellbildungen zurückgreift.

Eine genuin kulturgeschichtliche Perspektive nehmen hingegen die neueren österreichischen Literaturgeschichten ein, die sich auf die künstlerisch und ideengeschichtlich bedeutsamen Texte dieser Epoche konzentrieren und im engeren Sinne literaturhistorisches Wissen zu vermitteln suchen – etwa Herbert Zeman's Epochendarstellung „Die österreichische Literatur im Zeitalter Maria Theresias und Josephs II.“ aus der von ihm herausgegebenen *Literaturgeschichte Österreichs von den Anfängen im Mittelalter bis zur Gegenwart* (1996):

Die ersten Spuren des Eindringens der gemeineuropäischen Aufklärung in die österreichischen Länder, aber auch die heimische Bereitschaft, sich dem neuen Weltbild zu öffnen, gingen bereits unter Kaiser Karl VI. (Regierungszeit: 1711–1740) vorstatten. Nicht zuletzt im Umkreis des Prinzen Eugen (1663–1736), der im geistig weit vorausgeeilten Frankreich gebildet worden war und in dessen österreichischen Wirkungskreis das neue Denken Eingang fand. [...] Trotz aller gegenläufigen Bewegungen war das Eindringen der Aufklärung nicht mehr zu verhindern. Schon in diesen Anfängen allerdings zeigte es sich, dass der kulturelle Aufbruch nicht ohne erschütternde Kämpfe zu erreichen war, wobei der Fortschrittsdrang nicht selten über das Ziel schoss und vor allem im Staatswesen die Bürger mitunter überforderte, Verwirrung stiftete und restriktive Maßnahmen nötig machte.<sup>81</sup>

Abgesehen davon, dass die soziale Breitenwirkung des Kreises um den Prinzen Eugen wohl eher als gering eingeschätzt werden muss, ist die Wortwahl dieser Passage charakteristisch für eine ganze Forschungstradition: Bezeichnend daran ist einerseits die Rede vom „Eindringen der Aufklärung“ in einen bisher davon offenbar verschonten Bereich, also von etwas ‚Fremdem‘ in etwas ‚Eigenes‘, das sich dafür „öffnen“ muss; andererseits die auffallend defensive Einschätzung, wonach dieses „Eindringen der Aufklärung“ trotz zahlreicher „gegenläufigen Bewegungen“ letztlich „nicht mehr zu verhindern“ gewesen ist – als ob eine solche Verhinderung doch prinzipiell wünschenswert gewesen sei. Auch die Erwähnung ‚erschütternder Kämpfe‘ und eines ‚über das Ziel schießenden‘ Fortschrittsdrangs, dessen fatale Folgen „restriktive Maßnahmen“ nachgerade „nötig“ gemacht haben, trägt wenig dazu bei, ein positives Gesamtbild des Aufklärungsprozesses in Österreich zu befördern.

81 Herbert Zeman (Hg.): *Literaturgeschichte Österreichs von den Anfängen im Mittelalter bis zur Gegenwart*. Freiburg i. Br./Berlin/Wien: Rombach 2014, S. 325 f.

Als weniger aufklärungsskeptisch, doch kaum bereiter, an der verhaltenen Gesamteinschätzung zu rütteln, erweist sich Wynfrid Kriegleders Abriss *Eine kurze Geschichte der Literatur in Österreich* (2011), der folgendes Gesamtbild skizziert:

Die Rezeption der Aufklärung erfolgte in Österreich unter dem Gesichtspunkt der Staatsreform. Es war eine Aufklärung von oben, getragen vom Hof, der Regierung und der Beamtenschaft. All die Initiativen und Reformen, die bereits in den späten 1740er Jahren einsetzten und nach dem Ende des Siebenjährigen Krieges, 1763, an Intensität zunahmen, hatten primär einen pragmatischen und zweckrationalen Charakter. Ein geordneter Einheitsstaat sollte entstehen, funktionierende Staatsbürger und brauchbare Staatsdiener sollten herangezogen werden. Dass diese Reformen auch eine bürgerliche Gesellschaft und damit eine bürgerliche Literatur hervorbrachten, die allmählich den Anschluss an die literarische Entwicklung im protestantischen Deutschland fand, war ein nicht wirklich intendierter Nebeneffekt.<sup>82</sup>

Eine *grosso modo* ähnliche Zeichnung der Verhältnisse findet sich selbst noch in Klaus Zeyringers Abriss aus der von ihm und Helmut Gollner gemeinsam verantworteten Überblicksdarstellung *Eine Literaturgeschichte: Österreich seit 1650* (2012), die allerdings mit zusätzlichen Einschränkungen hinsichtlich der gesellschaftlichen Tragweite österreichischer Aufklärung aufwartet:

Die Ideen der Aufklärung wurden wegen der hohen Analphabetenrate, der Zensur, der geringen Verbreitung von Büchern und Zeitschriften nicht von einem größeren Teil der Bevölkerung aufgenommen. Für eine Rezeption sorgte eine Oberschicht mit ihren neuen Formen der Geselligkeit [...]. Im Gegensatz zu Westeuropa erfolgte die Entwicklung des Bürgertums mit Verzögerungen und weniger im Bereich der Wirtschaft als vielmehr im Beamtentum. Da die Aufklärung obrigkeitlich getragen war, richtete sie sich wohl gegen eine katholische Intoleranz sowie gegen den Aberglauben, zeigte jedoch kaum kritische Tendenzen gegen Staat und Dynastie oder die Gesamtinstitution Kirche. Während man etwa in Frankreich oder England auf rationalistische Vorläufer des 17. Jahrhunderts bauen konnte, war dies in Österreich nicht der Fall; hier fehlten lange Zeit auch die entsprechenden sozialen Orte für Zirkel, die über die Standesgrenzen gewirkt hätten wie der französische Salon, in dem der Bürger als Künstler oder Intellektueller dem Adel ein Gesprächspartner sein konnte. Die österreichische Aristokratie hingegen sah im Künstler einen Bediensteten.<sup>83</sup>

---

82 Wynfrid Kriegleder: *Eine kurze Geschichte der Literatur in Österreich*. Menschen – Bücher – Institutionen. Wien: Praesens 2018, S. 122.

83 Klaus Zeyringer u. Helmut Gollner: *Eine Literaturgeschichte: Österreich seit 1650*. Innsbruck/Wien/Bozen: Studienverlag 2012, S. 47.

So bleibt das Fazit auch in dieser Gesamteinschätzung ambivalent, wobei das Augenmerk der Untersuchung hier sowie in zahlreichen weiteren Passagen des Buchs schon stärker auf die Institutionen und Öffentlichkeitsstrukturen österreichischer Aufklärung gelenkt wird – ein vielversprechender Ansatz, der die neueren Entwicklungen und Errungenschaften internationaler Aufklärungsforschung auch auf die heimische Variante anzuwenden und diese im Rahmen ihrer spezifischen Voraussetzungen und Bedingungen zu erforschen sucht.

#### 4. LITERATURGESCHICHTE DER WIENER AUFKLÄRUNG ALS REGIONALGESCHICHTE

Die beharrlich wiederkehrenden Vorurteile, Stereotype und Generalisierungen bestätigen ganz augenscheinlich die Notwendigkeit weiterer und noch genauerer Detailstudien: Wie und unter welchen Umständen ist in Österreich eine säkulare, also nicht religiös instrumentalisierte literarische Kultur entstanden, die als Vehikel gesellschaftlicher Modernisierung und intellektueller Dynamisierung gelten kann? Ab wann lässt sich von einer *österreichischen* Literatur in deutscher Sprache sprechen? Zur Beantwortung dieser Fragen bietet es sich mit Blick auf das 18. Jahrhundert an, Norbert Mecklenburgs nicht mehr ganz junges Desiderat einer ‚historischen Kulturraumforschung‘ als Vorgabe regionaler Literaturgeschichtsschreibung auch zur Erforschung der josephinischen Aufklärung fruchtbar zu machen: „Die regionale Dimension von Literatur besteht in bestimmten räumlich-geographischen Aspekten ihrer Produktion, Rezeption, ihrer geschichtlich-kulturellen Verflechtung, aber auch ihres Bedeutungsgehalts. In die Literaturgeschichte spielen die räumlichen und territorialen Faktoren der allgemeinen Geschichte hinein.“<sup>84</sup> Zur Genese regional abgrenzbarer Subfelder der Literatur führt Mecklenburg Folgendes an: „Regionale ‚Literaturräume‘ bilden sich in Verbindung mit Sprachlandschaften, politischen und konfessionellen Territorien, materiellen und geistigen Produktionsverhältnissen, kulturellen Zentren, Kommunikationswegen und -grenzen.“<sup>85</sup> So scheint tatsächlich erst

84 Mecklenburg: Stammesbiologie oder Kulturraumforschung, S. 3 f.

85 Ebd., S. 4. Folgende neuere Sammelbände zu dieser Thematik seien zumindest genannt: Alexander Ritter (Hg.): *Literaturen in der Provinz – provinzielle Literatur? Schriftsteller einer norddeutschen Region. Heide i. Holstein*. Boyens 1991; Rolf Lindner (Hg.): *Die Wiederkehr des Regionalen. Über neue Formen kultureller Identität*. Frankfurt a. M./New York: Campus 1994; Anselm Maler (Hg.): *Literatur und Regionalität*. Frankfurt a. M.: Lang 1997; Martina Wagner-Egelhaaf (Hg.): *Region – Literatur – Kultur. Regionalliteraturforschung heute*. Bielefeld: Aisthesis 2001 (=Veröffentlichungen der Literaturkommission für Westfalen, Bd. 2); Instytut Filologii Germańskiej der Uniwersytet Opolski (Hg.): *Regionalität als Kategorie der Sprach- und Literaturwissenschaft*. Frankfurt a. M. u. a.: Lang 2002; Andreas Brandtner/

anhand konkreter Regionalstudien erklärbar, weshalb im deutschen Sprachraum „die erste Phase der Aufklärung eine äußerst begrenzte, protestantisch-städtische Teilkultur“ blieb, die soziologisch „eng an Minoritäten gebunden“ war,<sup>86</sup> während die volkssprachliche literarische Produktion des Katholizismus zur gleichen Zeit noch den Anspruch verfolgte, „eine Literatur für alle zu sein“, was durch den Ausschluss aller ästhetischen und inhaltlichen Experimente gleichzeitig ihre formale und thematische Konservativität mitbedingt.<sup>87</sup>

Als Konsequenz vergleichbarer kulturtheoretischer Überlegungen und auch neuerer historiographischer Arbeiten zu regionalen Kulturräumen forderte der Aachener Germanist Dieter Breuer schon vor über vierzig Jahren von einer zukünftigen, auch sozialwissenschaftlich interessierten deutschsprachigen Literaturgeschichte (wobei er freilich nicht direkt an die Aufklärung dachte):

Die Hinwendung der allgemeinen Geschichtsschreibung zu territorialgeschichtlichen Fragestellungen, die intensiven Forschungen der letzten Jahrzehnte zur Entstehung der frühmodernen Staaten in Europa machen [...] eine Korrektur auch der bisherigen literaturgeschichtlichen Perspektive unumgänglich. Die vornehmlich aus dem 19. Jahrhundert überkommene finale Perspektive auf eine einheitliche Schriftsprache, auf eine Nationalliteratur bzw. auf einen deutschen Einheitsstaat trägt zur Erkenntnis

---

Werner Michler (Hg.): Zur regionalen Literaturgeschichtsschreibung. Fallstudien/Entwürfe/Projekte. Linz: StifterHaus 2007; Marjan Cescutti/Johann Holzner/Roger Vorderregger (Hg.): Raum – Region – Kultur. Literaturgeschichtsschreibung im Kontext aktueller Diskurse. Innsbruck: Wagner 2013; Britta Caspers/Dirk Hallenberger/Werner Jung/Rolf Parr (Hg.): Theorien, Modelle und Probleme regionaler Literaturgeschichtsschreibung. Essen: Klartext 2016; vgl. daneben auch folgende Einzelbeiträge: Regina Hartmann: ‚Regionalität‘ – ‚Provinzialität‘? Zu theoretischen Aspekten der regionalliterarischen Untersuchungsperspektive. In: Zeitschrift für Germanistik, N. F. 7 (1997), H. 3, S. 585–598; Dietmar Lieser: Sozialsystem oder Textlandschaft? Anmerkungen zur Methodik regionaler Literaturgeschichtsschreibung. In: juni. Magazin für Literatur & Politik, Nr. 29 (1999), S. 37–50; Rolf Parr: Von der völkischen Literaturgeschichtsschreibung zur kulturwissenschaftlichen Diskursanalyse. Forschungsansätze zum Verhältnis von Literatur und Region. In: Literarische Harzreisen. Bilder und Realität einer Region zwischen Romantik und Moderne. Hg. v. Cord-Friedrich Berghahn, Herbert Blume, Gabriele Henkel u. Eberhard Rohse. Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte 2008, S. 13–32; Roger Vorderregger: Regionale Literaturgeschichtsschreibung. Ein Problemaufriss, eine Perspektive. In: Jahrbuch Franz-Michael-Felder-Archiv der Vorarlberger Landesbibliothek, Bd. 11 (2010), S. 7–19.

86 Rolf Grimminger: Aufklärung, Absolutismus und bürgerliche Individuen. Über den notwendigen Zusammenhang von Literatur, Gesellschaft und Staat in der Geschichte des 18. Jahrhunderts. In: Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur, Bd. 3, S. 15–99, hier S. 34.

87 Dieter Breuer: Deutsche Nationalliteratur und oberdeutscher Kulturkreis. In: Nation und Literatur im Europa der Frühen Neuzeit. Akten des I. Internationalen Osnabrücker Kongresses zur Kulturgeschichte der Frühen Neuzeit. Hg. v. Klaus Garber. Tübingen: Niemeyer 1989 (=Frühe Neuzeit, Bd. 1), S. 701–715, hier S. 710 f.

des vorfindlichen Quellenmaterials wenig bei. Dieses Material läßt sich angenehmer bearbeiten, wenn man, die territorialstaatliche Verfaßtheit des Reiches berücksichtigend, mehrere konkurrierende deutsche Schriftsprachen und mehrere deutschsprachige Literaturen annimmt.<sup>88</sup>

Wohl auch um Missverständnisse zu vermeiden, präzierte Breuer 1989 sein Postulat: „Angezeigt ist nicht die Wiederholung konfessioneller Polemik, ein Rückfall hinter die Errungenschaften der Aufklärung, sondern der kritische Blick für Phänomene der Ausgrenzung, die mit diesem Begriff der Nationalliteratur zwangsläufig verbunden sind: dessen dunkle Seite.“<sup>89</sup> Es kann dementsprechend – insbesondere im Kontext der Aufklärungsforschung – keineswegs um eine Neuauflage traditioneller Argumentationsmuster des Konfessionalismus gehen, oder gar um eine versteckte Apologie der Provinzialität mit dem Ziel der „Aufwertung konservativer, katholischer Literatur und Denkweise“.<sup>90</sup>

Dennoch bleibt die Generalisierbarkeit des Breuer'schen Ansatzes insbesondere „für die spätere Entwicklung des Alten Reichs“ fraglich;<sup>91</sup> Breuer setzt nämlich implizit voraus, dass „die territoriale Dimension als eine Rahmenbedingung literarischer Kommunikationszusammenhänge nachgewiesen werden kann“.<sup>92</sup> Es liegt aber nahe, dass im Gefolge der Modernisierung „der gesamtgesellschaftliche Prozeß der *Entregionalisierung* die Möglichkeiten regionaler Betrachtung im Hinblick auf Literatur seit dem 18. Jahrhundert immer mehr einschränkt“,<sup>93</sup> was methodologisch gewisse Vorsicht nahelegt. Namentlich für die katholischen Aufklärer gilt ja beispielsweise *ideengeschichtlich* als Charak-

88 Dieter Breuer: *Oberdeutsche Literatur 1565–1650. Deutsche Literaturgeschichte und Territorialgeschichte in frühabsolutistischer Zeit*. München: Beck 1979 (=Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte, Beiheft 11, Reihe B), S. 15 f.

89 Breuer: *Deutsche Nationalliteratur und katholischer Kulturkreis*, S. 714 f.

90 So die Kritik an den „Arbeiten zur österreichischen Literatur“, welche „explizit eine Korrektur ‚preußisch-protestantischer‘ Optik zu ihrem Ziel“ erklärten, bei Mecklenburg: *Stammesbiologie oder Kulturraumforschung*, S. 4.

91 Franz M. Eybl: *Abraham a Sancta Clara. Vom Prediger zum Schriftsteller*. Tübingen: Niemeyer 1992 (=Frühe Neuzeit, Bd. 6), S. 33 f.

92 Mecklenburg: *Stammesbiologie oder Kulturraumforschung*, S. 10.

93 Ebd., S. 8; genauer charakterisiert findet sich der literaturgeschichtliche „Prozeß der Zivilisation als Prozeß einer Entregionalisierung“ bei Norbert Mecklenburg: *Literaturräume. Thesen zur regionalen Dimension deutscher Literaturgeschichte*. In: *Das Fremde und das Eigene. Prolegomena zu einer interkulturellen Germanistik*. Hg. v. Alois Wierlacher. München: Iudicium 1985 (=Publikationen der Gesellschaft für interkulturelle Germanistik, Bd. 1), S. 197–211, hier S. 200: Der Autor erwähnt als Faktoren u. a. „die Entwicklung einer überregionalen Schriftsprache, die Entstehung eines literarischen Marktes, die Ausweitung der literarischen Kommunikation, die Herausbildung der Idee einer Nationalliteratur, die Internationalisierung des literarischen Verkehrs und, als ihr Reflex, das Konzept einer ‚Weltliteratur‘“.

teristikum, dass sie wertende Kategorien und Kriterien wie auch vereinheitlichende Tendenzen der Schriftsprache aus anderen Kulturräumen, vornehmlich aus dem protestantischen Norden Deutschlands, übernahmen.<sup>94</sup> Andererseits wirkte im 18. Jahrhundert noch nach wie vor eine „Grundtatsache der neueren deutschen Geschichte“ fort: Es ist dies zumindest in wirtschaftlicher, sozialer und politischer Hinsicht „ihre beispiellose Fragmentierung“,<sup>95</sup> die als *institutionelles* Bedingungsgefüge jedoch auch *kulturell* das Gebiet des Alten Reichs nicht bloß in einen protestantischen und einen katholischen ‚Block‘ aufteilte und die großen Generalnennen deutlich relativiert, wie schon Franklin Kopitzsch Mitte der 1970er Jahre betont hat: „Phasenverschiebung‘ und ‚Intensitätsgefälle‘ kennzeichnen nicht nur die katholische Aufklärung im Vergleich mit den Entwicklungen im protestantischen Bereich, sondern gelten auch innerhalb des letztgenannten.“<sup>96</sup> Daraus entwickelte Kopitzsch folgendes Desiderat einer zeitgemäßen Historiographie: „Die Sozialgeschichte der deutschen Aufklärung kann nur durch systematische Fortführung der regional- und lokalgeschichtlichen Untersuchungen vorangebracht werden.“<sup>97</sup> Eine Kulturgeschichtsschreibung, die mehr als eine bloß systemimmanente Praxis sein will, sollte sich dieser Problematik nicht entziehen.

Zur Vermeidung präjudizierender Fragestellungen regt Mecklenburg für die literaturhistorische Erforschung von regionalen Phänomenen und Entwicklungen seit dem 18. Jahrhundert „sachlich und methodisch klar eingegrenzte

94 Angedeutet bei Hess: *Deutsche Nationalliteratur und oberdeutsche Provinz*, S. 24; Breuer: *Deutsche Nationalliteratur und oberdeutscher Kulturkreis*, S. 714.

95 Wehler: *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, Bd. 1, S. 48.

96 Franklin Kopitzsch: *Die Sozialgeschichte der deutschen Aufklärung als Forschungsaufgabe*. In: *Aufklärung, Absolutismus und Bürgertum in Deutschland*. Zwölf Aufsätze. Hg. v. F. K. München: Nymphenburger 1976 (=Nymphenburger Texte zur Wissenschaft, Bd. 24), S. 11–169, hier S. 47.

97 Ebd., S. 95. Kopitzschs Desiderat wurde von der neueren Aufklärungsforschung uneingeschränkt übernommen; vgl. etwa Hans Erich Bödeker u. Ulrich Herrmann: *Über den Prozeß der Aufklärung in Deutschland: Personen, Institutionen und Medien*. In: H. E. B. u. U. H. (Hg.): *Über den Prozeß der Aufklärung in Deutschland im 18. Jahrhundert. Personen, Institutionen und Medien*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1987 (=Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, Bd. 85), S. 9–13: „Gerade bei der deutschen Aufklärung muß nach ihren Verflechtungen und ihren mannigfachen regionalen und lokalen Ausprägungen gefragt werden, d.h. das nationale Raster für die Erforschung der Aufklärung ist noch zu grob, *regionale* und *lokale* Studien mit gleicher Fragestellung sind gerade in Deutschland angebracht.“ (S. 10) Daraus folgt als generelles Postulat noch immer: „Eine Sozialgeschichte der Aufklärung ist ohne eine Sozialgeschichte einer bestimmten Region nicht denkbar, Aufklärung ist in die sozialgeschichtlichen Prozesse verflochten. Dabei wären in die sozialhistorischen Fragestellungen die mentalitätshistorische, eine kommunikationshistorische sowie die kultur- und sozialanthropologische Fragestellung zu integrieren.“ (S. 11)

Aspekt- und Fallstudien“<sup>98</sup> an, die er allerdings ihrerseits in einer „interkulturellen Perspektive“<sup>99</sup> zu unternehmen empfiehlt. Auch die neuere Aufklärungsforschung setzt auf „eine zunehmend internationale Perspektive“, wie Ralph Häfner und Wilhelm Schmidt-Biggemann resümieren: „[G]erade wegen des internationalen Blickpunkts können nationale Entwicklungen und Besonderheiten innerhalb der Geschichte der Aufklärung umso besser erkannt werden.“<sup>100</sup> Die spezielle Beschäftigung mit der österreichischen Aufklärung, die im methodologischen oder im thematischen Bereich lange kaum unter zu viel komparatistischer Informiertheit litt, kann davon beim gegenwärtigen Stand der Dinge nur profitieren; zahlreiche noch häufig anzutreffende Vorurteile könnten somit vielleicht endlich *ad acta* gelegt werden.<sup>101</sup> In diesem Sinn erweist sich der Fokus auf Wien als Zentrum des multinationalen Habsburgerreichs vielleicht sogar als Vorteil – denn, wie Pieter M. Judson kürzlich betont hat:

Seit den späten 1990er-Jahren sind Historiker der Habsburgermonarchie oft an vorderster Front gestanden, wenn es darum ging, kulturelle, transnationale oder komparative Forschungsansätze zu entwickeln, um einige der sich am hartnäckigsten haltenden dualistischen Konzepte infrage zu stellen, die traditionelle Darstellungen der west- und der osteuropäischen Geschichte bestimmt haben: hier „staatsbürgerliche Identität“, da „ethnische Identität“, hier „entwickelt“, da „rückständig“, hier „demokratisch“, da „autoritär“, hier „ethnisch homogen“, da „ethnisch zusammengewürfelt“. Ihre Arbeiten zeigen, dass diese Gegensätze sich in Luft auflösen, wenn man Ergebnisse aus der Untersuchung lokaler Gesellschaften zur Überprüfung heranzieht.<sup>102</sup>

98 Mecklenburg: Stammesbiologie oder Kulturraumforschung, S. 8.

99 Ebd., S. 14. Vgl. schon Kopitzsch: Die Sozialgeschichte der deutschen Aufklärung als Forschungsaufgabe, S. 43, zur Kombination von internationalen und regionalen Fragestellungen als Problemvorgabe einer Geschichte der deutschen Aufklärung: „Sie kann ohne die Berücksichtigung der internationalen Beziehungen innerhalb der europäischen Aufklärungsbewegung ebensowenig geschrieben werden wie ohne umfassende Kenntnis ihrer mannigfachen regionalen Ausprägungen im deutschen Sprachgebiet.“

100 Wilhelm Schmidt-Biggemann u. Ralph Häfner: Richtungen und Tendenzen in der deutschen Aufklärungsforschung. In: Das achtzehnte Jahrhundert 19 (1995), H. 2, S. 163–171, hier S. 169.

101 In seinem Forschungsbericht: Zur Problematik des Reformabsolutismus in der Habsburgermonarchie. In: Das achtzehnte Jahrhundert 16 (1992), H. 2, S. 153–170, hier S. 159, unterstreicht Leslie Bodi, „wie stark sich die österreichische Aufklärung nur im Rahmen der gesamten deutschen Entwicklung verstehen läßt“, wobei er aber zudem darauf aufmerksam macht, „daß die Problematik der Donaumonarchie, die Existenz eines weit über den deutschen Sprachraum hinaus reichenden multinationalen europäischen Imperiums auch in religiösen und kirchlichen Fragen sehr spezifische, aus der deutschen Situation allein nicht verständliche Charakteristika aufweist“.

102 Judson: Habsburg, S. 29.

Auch ein angemessenes Bild der Wiener Aufklärung entzieht sich der so binären wie teleologischen Schematik überkommener Modernisierungstheorien.

Im territorialen Blickfeld scheint es zudem vielversprechend, Aufklärung weniger als *Epoche*, sondern – ihrem eigenen Selbstverständnis entsprechend – als *Prozess*<sup>103</sup> zu verstehen:

Sie ist ein grundlegender Akkulturations- und Bildungsvorgang von verschiedenen Faktoren, deren Gegeneinander- und Ineinanderwirken erst ‚die Aufklärung‘ ausmachen. Aufklärung ist der Prozeß der Entfaltung neuartiger Gefühls- und Bewußtseinslagen sowie neuer Verhaltensmuster. Sie ist ein Prozeß sozio-kultureller Selbstidentifikation (neu [sic] Geselligkeitsformen, neues Bildungsbewußtsein), ein Lernprozeß, dessen Intentionen durch soziale Positionen, Erfahrungen und Mentalität der Aufgeklärten bestimmt wird.<sup>104</sup>

Demnach müsste die Aufklärung im katholischen Wien strukturell begriffen werden als relativ spät einsetzende und auch deshalb beschleunigte Partizipation am Vorgang einer gesamtgesellschaftlichen Modernisierung der deutschsprachigen Territorien, ja der west- und mitteleuropäischen Länder generell, kurz: als kultureller Ausgleichsprozess, der sich als säkularer Vorgang besonders anschaulich zu Beginn des josephinischen Jahrzehnts im Zuge der von Aloys Blumauer und Johann Pezzl so plastisch beschriebenen ‚Broschürenflut‘ manifestiert.<sup>105</sup> Wie sich noch zeigen wird, belegen die kommunikationsgeschichtlichen Modalitäten und spezifischen Thematiken dieses seinerzeit einzigartigen publizistischen Phänomens jedoch augenfällig, dass es sich bei der österreichischen Aufklärung weder sozialhistorisch, noch diskurs- und bewusstseinsgeschichtlich um einen bloßen Nachvollzug vorgängiger norddeutsch-protestantischer Entwicklungen handelt.

103 Pointiert formuliert bei Pütz: Die deutsche Aufklärung, S. 5: „Der Begriff von Aufklärung ist seine Geschichte.“ Vgl. auch Horst Möller: Vernunft und Kritik. Deutsche Aufklärung im 17. und 18. Jahrhundert. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1986 (=Neue historische Bibliothek), S. 38. Rudolf Vierhaus: Einleitung: Aufklärung als Prozeß – der Prozeß der Aufklärung. In: Aufklärung als Prozeß. Hg. v. R. V. Hamburg: Meiner 1988 (=Aufklärung, Bd. 2/2), S. 3–7, hier S. 5 f.

104 Bödeker, Herrmann: Über den Prozeß der Aufklärung in Deutschland, S. 10 f.

105 Vgl. Aloys Blumauer: Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Litteratur. Wien: Kurzbeck 1782 (Fotomechan. Nachdruck Wien, Geyer, 1970). Schon Kopitzsch: Die Sozialgeschichte der deutschen Aufklärung als Forschungsaufgabe, S. 75, stellte fest, daß dieser zeitgenössische Bericht „zu eingehenden Forschungen geradezu auffordert“; ein erster Versuch in diese Richtung war Verf.: Aloys Blumauers ‚Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Litteratur‘. Ansätze zur Literatursoziologie eines regionalen Ausgleichsprozesses. Univ. Wien: masch. Diplomarbeit 1994, bes. S. 58–210. Genaueres dazu – sowie zur neuerdings von Norbert Bachleitner geübten Kritik am Befund einer regelrechten ‚Broschürenflut‘ – vgl. unten in II.1.3 u. II.3.2.

## 5. DIE DUNKLE SEITE AUFKLÄRERISCHER THEORIE UND PRAXIS. DISKURSHISTORISCHE IMPLIKATIONEN

Eine andere, nicht so sympathische Seite der Aufklärung hat Michel Foucault mit seinen Untersuchungen zur Entstehung und Wirkungsweise einer Disziplinar- und Pastoralmacht sowie ganz generell über die ‚Gouvernementalität‘ zum Thema kulturwissenschaftlicher Forschung gemacht. Letztere – also die ‚Gouvernementalität‘ – umfasse ein ganzes Bündel von Erscheinungsformen neuzeitlicher Regierung, die das Verhalten von Individuen und Kollektiven steuern. Foucault hat dazu in einer Vorlesungseinheit definiert:

Ich verstehe unter „Gouvernementalität“ die aus den Institutionen, den Vorgängen, Analysen und Reflexionen, den Berechnungen und den Taktiken gebildete Gesamtheit, welche es erlauben [sic], diese recht spezifische, wenn auch sehr komplexe Form der Macht auszuüben, die als Hauptzielscheibe die Bevölkerung, als wichtigste Wissensform die politische Ökonomie und als wesentliches technisches Instrument die Sicherheitsdispositive hat. Zweitens verstehe ich unter „Gouvernementalität“ die Tendenz oder die Kraftlinie, die im gesamten Abendland unablässig und seit sehr langer Zeit zur Vorrangstellung dieses Machttypus geführt hat, den man über alle anderen hinaus die „Regierung“ nennen kann: Souveränität, Disziplin, und die einerseits die Entwicklung einer ganzen Serie spezifischer Regierungsapparate [und andererseits] die Entwicklung einer ganzen Serie von Wissensarten nach sich gezogen hat. Schließlich denke ich, dass man unter „Gouvernementalität“ den Vorgang oder vielmehr das Ergebnis des Vorgangs verstehen sollte, durch den der mittelalterliche Staat der Gerichtsbarkeit, der im 15. und 16. Jahrhundert zum Verwaltungsstaat wurde, sich nach und nach „gouvernementalisiert“ hat.<sup>106</sup>

Diese im 18. Jahrhundert einsetzende und noch heute nachwirkende „Gouvernementalisierung des Staates“ ist Foucault zufolge jenes „Phänomen gewesen“, „das dem Staat das Überleben ermöglicht hat.“<sup>107</sup> Bewähren musste sich der Staat nämlich auch in Konkurrenz zu anderen Staaten, der österreichische etwa in Konkurrenz zum aufstrebenden Militärstaat Preußen, dessen staatlich geförderte und gelenkte Aufklärung um einiges früher eingesetzt hatte. Die gesamtgesellschaftliche Modernisierung war nach den militärischen Niederlagen gegen Preußen ein zentrales Gebot theresianischer und josephinischer Regierungspolitik, wozu eben auch die neu entstehenden Disziplinen der Staats-, Wirtschafts-

106 Michel Foucault: Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Geschichte der Gouvernementalität I. Vorlesung am Collège de France 1977–1978 Hg. v. Michel Sennelart. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2004, S. 162 f.

107 Ebd., S. 164.

und Polizeiwissenschaften gezielt eingesetzt wurden. Der Staat sollte nach den Prinzipien des Merkantilismus bzw. Kameralismus organisiert werden, also im Sinne einer Wirtschaftspolitik, die im Inland besonders die (Proto-)Industrie und Landwirtschaft sowie das Bevölkerungswachstum gefördert und im Außenhandel einen Bilanzüberschuss angestrebt hat, um Finanzkraft und Macht des eigenen Staates zu stärken. Der Wiener Philosoph Wolfgang Pircher hat darauf hingewiesen, dass die österreichische Aufklärung im Vergleich zu den westeuropäischen und norddeutschen Varianten diesbezüglich sogar eine strukturelle Besonderheit aufweist: „Es gab in Österreich keine Philosophen vom Format eines Christian Thomasius, Christian Wolff oder gar Immanuel Kant, um nur den Unterschied zu Deutschland anzudeuten und von den schottischen Aufklärern wie David Hume, Adam Ferguson und Adam Smith noch gar nicht zu reden.“<sup>108</sup> Dies hat erhebliche Implikationen für die spezifische Ausformung dieser Aufklärung im Sinne „einer zunehmend selbstbewusst auftretenden Philosophie und Gesellschaftstheorie“, „die das bürgerliche Denken repräsentiert und sich gegen das vermeintlich von Gott eingesetzte Königtum ebenso wie gegen die kirchliche Dominanz im geistigen und gesellschaftlichen Leben wendet“,<sup>109</sup> denn: Anstelle der in Schottland, Frankreich und Deutschland maßgeblichen Philosophen waren es in Österreich vor allem Ökonomen wie Johann Heinrich Gottlob von Justi und Joseph von Sonnenfels sowie Mediziner wie Gerard van Swieten, die das Reformprojekt vorantrieben – mit Auswirkungen nicht nur auf den Gehalt des hier gepflegten aufklärerischen Denkens, sondern auch auf den Adressatenkreis aufklärerischer Bemühungen:

Richteten sich die Schotten mit ihren Gesellschaftstheorien direkt an das Bürgertum, so adressierten sich die österreichischen Merkantilisten allesamt an den Staat, d. h. an den Fürsten. Nicht das Volk wird von ihnen angesprochen und aufgefordert, seine Unmündigkeit abzulegen, sondern der Fürst wird ‚beraten‘. Er soll zu einer vernünftigen Politik bewegt werden, und Mittel dazu werden ihm in immer neu formulierten Vorschlägen unterschiedlicher Art aufgezeigt. Das Volk ist Objekt dieser Rede, einer Rede, die über seinen Kopf hinweg geführt wird. So wird eher obrigkeitlich für seine ‚Wohlfahrt und Glückseligkeit‘ gesorgt, als dass es aufgerufen wird, selbst für verbesserte Lebensbedingungen zu sorgen.<sup>110</sup>

---

108 Wolfgang Pircher: Merkantilismus, Aufklärung und Polizei. Becher, Justi, Sonnenfels. In: Mozart. Experiment Aufklärung im Wien des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Essayband zur Mozart-Ausstellung. Hg. v. Herbert Lachmayer. Ostfildern: Hatje Cantz 2006, S. 155–164, hier S. 155.

109 Ebd.

110 Ebd.

Die österreichische Aufklärung war von Beginn an obrigkeitlich ausgerichtet; sie zielte in ihren maßgeblichen Schriften auf eine konstruktive Kritik und Verbesserung des absolutistischen Systems und seiner Ordnung, nicht auf dessen Überwindung. Diesen Charakterzug sollte sie in ihren bekanntesten Protagonisten bis zu ihrem Ende nie wirklich loswerden, wenngleich es – wie bereits erwähnt – hier auch Schriften gab, die das staatlich vorgesehene Fundament kritischen Rasonnements und klassifikatorischen Ordnungsdenkens hinter sich ließen.

Einer besonderen Form gouvernementaler Ordnungsstiftung im „Zeitalter der Klassifikation“ hat sich der Wiener Historiker Anton Tantner mit seinen Arbeiten zur Hausnummerierung im thesesianischen Wien gewidmet. Denn: „Dieses große Unternehmen der Hausnummerierung ist geradezu charakteristisch für das 18. Jahrhundert; ohne Ironie kann die Hausnummer als eine der wichtigsten Innovationen des Jahrhunderts der Aufklärung bezeichnet werden, jenes Jahrhunderts, das von Ordnung und Klassifikation geradezu besessen ist.“<sup>111</sup> Um die Welt in eine solche Ordnung zu bringen, werden im thesesianischen Österreich zunächst einmal drei „große Aktionen“ ins Werk gesetzt, nämlich:

die ab 1754 einsetzenden Seelenkonskriptionen (d. h. Volkszählungen), die Erstellung eines Katasters ab 1748 sowie die Landesaufnahme ab 1764; alle drei Aktionen schaffen hierarchische Zentrum-Peripherie-Beziehungen. Instruktionen regeln die Aufnahme der Daten durch die in den jeweiligen Ländern einzusetzenden Kommissionen, die Aggregation sowie den Transfer der Daten. Kataster, Konskription und Landesaufnahme produzieren damit Staat, machen Gesellschaft regierbar. Sie können als ‚Maschinen‘ betrachtet werden, denen die Aufgabe zukommt, das aus Regierungsperspektive Chaotische, Verworrene, Unübersichtliche durch den Einsatz bestimmter Techniken zu ordnen, kalkulierbar und produktiv zu machen; Volk soll zu Bevölkerung, Natur in Landschaft, Güter sollen in Werte transformiert werden.<sup>112</sup>

- 
- 111 Anton Tantner: Die Hausnummer. Eine Geschichte von Ordnung und Unordnung. Marburg: Jonas 2007, S. 13; ähnlich die Formulierung in Anton Tantner: Die Hausnummern von Wien. Der Ordnung getreue Zahlen. Weitra: Bibliothek der Provinz, 2016 (=Enzyklopädie des Wiener Wissens, Bd. XXIV), S. 17, wo auf Arlette Farge: Das brüchige Leben. Verführung und Aufruhr im Paris des 18. Jahrhunderts. Berlin: Wagenbach 1989, S. 153–175, verwiesen wird; Genaueres zur Wiener Situation findet sich in Anton Tantner: Ordnung der Häuser, Beschreibung der Seelen. Hausnummerierung und Seelenkonskription in der Habsburgermonarchie. Innsbruck/Wien/Bozen: Studienverlag 2007 (=Wiener Schriften zur Geschichte der Neuzeit, Bd. 4); vgl. auch Anton Tantner/Jana Herwig: Zu den historischen Wurzeln der Kontrollgesellschaft. Wien: Picus 2014 (=Wiener Vorlesungen im Rathaus, Bd. 177).
- 112 Anton Tantner: Die Hausnummern zur Zeit Mozarts. In: Mozart. Hg. v. Lachmayer, S. 141–145, hier S. 141.

Damit ist es aber noch nicht getan; weitere gouvernementale Maßnahmen werden erforderlich, um die angestrebte Rationalisierung der österreichischen Gesellschaft für die Zwecke des Staates bis in ihre letzten Glieder ins Werk zu setzen:

Eine Maßnahme, die diese großen Aktionen unterstützen soll, ist die Hausnummerierung: Sie wird 1770 in Zusammenhang mit der Seelenkonskription eingeführt und ist ein Mittel zur Adressierung; die Hausnummer weist jedem Haus eine eigene, unverwechselbare Stelle zu und soll den staatlichen Zugriff auf die darin lebenden Untertanen ermöglichen. Denn aus der Perspektive der Beamten des sich in der frühen Neuzeit formierenden Staates ist das Haus von der Außenwelt abgeschottet; die Wände, die doch aus der Sicht der in ihnen lebenden Menschen so durchlässig sind, erscheinen als unüberwindbare Hindernisse für staatliche Begehrlichkeiten. Das Haus ist ein monolithischer Block, der Reichtümer und Ressourcen in sich birgt, deren systematische Erschließung den Steuer- und Militärbehörden versperrt bleibt, solange es kein staatliches Adressierungssystem gibt.<sup>113</sup>

Aus dieser alternativen Perspektive betrachtet, erscheint ‚Aufklärung‘ nicht als Vehikel individueller Emanzipation im Sinne Kants, sondern als Machttechnik, die es dem sich modernisierenden Staat erlaubt, seine Bevölkerung zu disziplinieren und einer rationellen Verwaltung zuzuführen. Wie im Verlauf des vorliegenden Buchs deutlich werden sollte, schlägt sich auch diese Dimension österreichischer Aufklärung in den Wiener literarischen und kritischen Schriften nieder, weniger hingegen jene Antwort auf die „Bewegung der Regierungsbarmachung der Gesellschaft und der Individuen“, die sich im Anschluss an Kant als „kritische Haltung“ bzw. als konträres Verständnis von Aufklärung entwickelt hat und ebenfalls von Foucault in folgende Worte gefasst wurde:

Als Gegenstück zu den Regierungskünsten, gleichzeitig ihre Partnerin und ihre Widersacherin, als Weise ihnen zu mißtrauen, sie abzulehnen, sie zu begrenzen und sie auf ihr Maß zurückzuführen, sie zu transformieren, ihnen zu entwischen oder sie immerhin zu verschieben zu suchen, als Posten zu ihrer Hinhaltung und doch auch als Linie der Entfaltung der Regierungskünste ist damals in Europa eine Kulturform entstanden, eine moralische und politische Haltung, eine Denkungsart, welche ich nenne: die Kunst nicht regiert zu werden bzw. die Kunst nicht auf diese Weise und um diesen Preis regiert zu werden.<sup>114</sup>

Warum eine solche eminent kritische „Haltung“ und „Denkungsart“, die ebenfalls als genuin aufklärerisch gelten kann, in Wien und in Österreich in der zwei-

---

113 Ebd.

114 Michel Foucault: Was ist Kritik? Berlin: Merve 1992, S. 12.

ten Hälfte des josephinischen Jahrzehnts zwar durchaus aufkam, doch generell keine tragende Rolle spielte, soll im Folgenden deutlich werden.

## 6. KONFESSIONALITÄT UND ANTISUBJEKTIVISMUS. KULTUR- UND IDEENGESCHICHTLICHE REKONSTRUKTIONEN

Beim stereotypen und generalisierenden Befund einer katholisch-süddeutschen ‚Verspätung‘ in der Aufklärungsdynamik wird meist die (sonst oft bemühte) ‚Einsicht‘ übersehen, dass das protestantische Deutschland selbst innerhalb einer gesamteuropäischen Perspektive den „vielfach früher einsetzenden Strömungen in England und Frankreich“<sup>115</sup> deutlich ‚hinterherhinkte‘, mehr noch, dass die Aufklärung – ideengeschichtlich betrachtet – im protestantischen Norden „ein Import aus England und Frankreich war und trotz gewisser eigenständiger Ausprägungen lange im Schatten der westlichen Nachbarn stand“;<sup>116</sup> dies nicht allein in der chronologischen Abfolge, sondern auch in thematischen und strukturellen Belangen. Es finden sich etwa in der meist *totum pro parte* als ‚deutsche Aufklärung‘ bezeichneten protestantischen Ausprägung kaum Reflexe von Materialismus oder gar von Nihilismus, wie Panajotis Kondylis betont hat: „Gerade das Fehlen solcher Ansätze fällt an der deutschen Aufklärung auf; einen Deutschen [sic] Toland, Mandeville oder auch nur Hume gibt es nicht, von einem Deutschen La Mettrie oder Holbach ganz zu schweigen, während gleichzeitig die westliche ‚Freidenkereie‘ auf mehr oder weniger allgemeine Ablehnung stößt.“<sup>117</sup> Stattdessen ergeben sich in der protestantischen Aufklärung Deutschlands andere Allianzen nicht bloß polemischer Natur:

115 Jørgensen, Bohnen u. Øhrgaard: Aufklärung, Sturm und Drang, frühe Klassik, S. 15; ähnlich schon Thomas P. Saine in seinem forschungsgeschichtlich wichtigen Beitrag: Was ist Aufklärung? Kulturgeschichtliche Überlegungen zu neuer Beschäftigung mit der deutschen Aufklärung. In: Aufklärung, Absolutismus und Bürgertum in Deutschland, S. 319–344, hier S. 319; dagegen allerdings Möller: Vernunft und Kritik, S. 26 f.

116 Pütz: Die deutsche Aufklärung, S. 1; die Forschung bedient sich also zuweilen auch zur Charakterisierung der protestantischen deutschen Aufklärung einer den Handelswissenschaften entlehnten Metaphorik, die sonst für die ‚verspätete‘ katholische Rezeption reserviert schien.

117 Kondylis: Die Aufklärung im Rahmen des neuzeitlichen Rationalismus, S. 538; freilich wäre zum Komplex der (protestantischen) Religionskritiker und Materialisten der deutschen Frühaufklärung ein etwas differenzierteres Urteil möglich, was jedoch kaum zu einem anderen Gesamtbild führen würde, vgl. etwa Möller, Vernunft und Kritik, S. 31: „Auch sie gab es – z.B. die vom Spinozismus beeinflussten Mathias Knutzen, Gabriel Wagner und Friedrich Wilhelm Stosch –, aber entscheidenden oder auch nur einen der gemäßigten kirchenkritischen Richtung vergleichbaren Einfluß besaßen sie kaum.“

Als Kehrseite oder notwendiges Korrelat des Fehlens von Materialismus und Nihilismus in der deutschen Aufklärung darf man zweifelsohne ihr „lebendigeres Verhältnis zur Religion“ und letzteres sogar als ihr Spezifikum bezeichnen. Dies sollte indes nicht so verstanden werden, als ob Aufklärung und (kirchlich organisierte) Religion zwei mehr oder weniger deutlich voneinander getrennte Einheiten bildeten, die dank gegenseitiger Zugeständnisse einen besseren *modus vivendi* miteinander als etwa in Frankreich gefunden hätten. Vielmehr handelt es sich hier um eine Verschränkung, die sich auf breite und wichtige Bereiche – wenn auch keineswegs alle – erstreckt.<sup>118</sup>

Schon Hegel hat diesen Sachverhalt in seinen erstmals 1805/1806 gehaltenen *Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte* auf den Punkt gebracht: „In Deutschland war die Aufklärung auf seiten der Theologie; in Frankreich nahm sie sogleich eine Richtung gegen die Kirche.“<sup>119</sup> Dies liegt offenbar auch da-

---

118 Kondylis: Die Aufklärung im Rahmen des neuzeitlichen Rationalismus, S. 538; vgl. Möller: Vernunft und Kritik, S. 26 f. Schon Klaus Scholder: Grundzüge der theologischen Aufklärung in Deutschland. In: Aufklärung, Absolutismus und Bürgertum in Deutschland, S. 294–318, hier S. 295, konstatierte beim „Blick auf die Entwicklung in Deutschland“, daß im Vergleich zur westeuropäischen Aufklärung „hier offenbar entschieden andere Voraussetzungen im Spiele sind. Das wird schon an den beiden großen Theoretikern der deutschen Aufklärung deutlich: an Leibniz und Christian Wolff. Im Mittelpunkt ihres Denkens steht nicht der kritische Gegensatz von Vernunft und Offenbarung, sondern die spekulative oder logisch-rationale Begründung ihrer vollkommenen Harmonie. Entsprechend fehlt hier die prinzipielle Kritik an Christentum und Kirche so gut wie ganz.“

119 Georg Wilhelm Friedrich Hegel: *Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte*. [Auf der Grundlage der Werke von 1832–1845 neu edierte Ausgabe. Redaktion: Eva Moldenhauer u. Karl Markus Michel]. Frankfurt a. M.: Suhrkamp <sup>2</sup>1989 (=Werke, Bd. 12), S. 526. Scholder: Grundzüge der theologischen Aufklärung in Deutschland, S. 295, kann dementsprechend resümieren: „Tatsächlich hat sich die Aufklärung, soweit sie zwischen 1740 und 1780 im protestantischen Deutschland wirksam geworden ist, weithin nicht *gegen* Theologie und Kirche, sondern *mit ihr* und *durch sie* vollzogen.“ Zumindest voreilig, wenn nicht gar präjudizierend scheint es, diesen Befund – wie häufig geschehen – ohne weitere Prüfung auf die katholischen Territorien zu übertragen, vgl. etwa Harm Kluebing: Der Genius der Zeit hat sie unbrauchbar gemacht. Zum Thema Katholische Aufklärung – Oder: Aufklärung und Katholizismus im Deutschland des 18. Jahrhunderts. Eine Einleitung. In: Katholische Aufklärung – Aufklärung im katholischen Deutschland. Hg. v. Harm Kluebing, Norbert Hinske u. Karl Hengst. Hamburg: Meiner 1993, S. 1–35, hier S. 4: „Bezog sich Scholder damit nur auf die Aufklärung im protestantischen Nord- und Mitteldeutschland, so gilt die Feststellung der theologisch-kirchlichen Prägung der Aufklärung doch für Deutschland insgesamt, also auch für den katholischen Teil, das *katholische Deutschland*.“ Im Anschluss an Fritz Valjavec differenziert Kluebing dann freilich terminologisch zwischen „systemimmanenter katholischer Aufklärung“ und ebenso wahrgenommener „systemsprengender Aufklärung im katholischen Deutschland“, die nicht mehr „katholisch“ zu nennen sei (ebd., S. 6). Vor der Folie dieser Unterscheidung – die in der vorliegenden Untersuchung so nicht mitvollzogen wird – ist die Behauptung einer theologisch-kirchlichen Verhaftung katholischer Aufklärung allerdings eine Tautologie.

rin begründet, dass der intellektuelle Habitus protestantischer Leser durch die Tradition der intensiven individuellen Bibellektüre sowie einer davon geprägten Schriftgelehrsamkeit stärker geformt und diszipliniert war als der Habitus von lesenden Katholiken. Er schloss demzufolge eine konsequente Radikalisierung aufklärerischer Axiome eher aus, als das in vormals streng katholischen Gebieten (auch des deutschen Sprachraums) der Fall war – sofern dort dazu, wie in der nur relativ kurzen Periode der Alleinregierung Josephs II. und in wenigen darauf folgenden Jahren, überhaupt die Möglichkeit bestand. In diese Richtung weist zumindest eine Beobachtung Friedrich Nicolais, die dieser aus Anlass seines Wien-Besuchs – also schon zu Beginn des josephinischen Jahrzehnts – in seiner berüchtigten *Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz, im Jahre 1781* angestellt hat: „Die Untersuchungslosigkeit führet dann, wenn jemand an seiner Religion zu zweifeln anfängt, gerade zu dem plumpsten Unglauben, der alle Religionswahrheit ohne Unterschied verwirft. Ich habe in Wien mehr Atheismus reden hören, als an irgend einem Orte, und von Leuten von allen Ständen, auch vom geistlichen Stande.“<sup>120</sup> Dass es sich dabei nicht bloß um eine despektierliche Bemerkung ohne sachliche Grundlage des berüchtigten preußischen ‚Katholikenfressers‘ Nicolai handelt, legt folgende Passage aus einem Brief des aus Österreich stammenden Kantianers Karl Leonhard Reinhold an den norddeutschen Aufklärer Gerhard Anton von Halem nahe: „Der gewöhnliche Gipfel katholischer Aufklärung ist Atheismus, oder durchgängiger Skepticismus, der selbst die Moralität für eine bloße Folge der Erziehung oder Gewohnheit hält. Die Armen haben, wenn sie mit dem Einreißen ihrer Verschanzungen gegen die Vernunft fertig sind, keine Kraft mehr, ein neues Gebäude aufzuführen.“<sup>121</sup>

120 Friedrich Nicolai: *Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz, im Jahre 1781. Nebst Bemerkungen über Gelehrsamkeit, Industrie, Religion und Sitte*. 12 Bde. Berlin/Stettin: Nicolai 1783–1796 (=Reprograph. Nachdruck in F. N.: *Gesammelte Werke*. Hg. v. Bernhard Fabian u. Marie-Luise Spieckermann. Hildesheim/Zürich/New York: Olms 1994), Bd. 5 [1785], S. 12, Anm. \*.

121 Gerhard Anton von Halem *Selbstbiographie nebst einer Sammlung von Briefen an ihn* [...]. Zum Druck bearb. v. [...] Ludwig Wilhelm Christian von Halem und hg. v. Christian Friedrich Strackerjan. Oldenburg: Schulze 1840, S. 61; zit. in: Rudolf Vierhaus: *Aufklärung und Freimaurerei in Deutschland*. In: R. V.: *Deutschland im 18. Jahrhundert. Politische Verfassung, soziales Gefüge, geistige Bewegungen*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1987, S. 110–125 u. 283–286 (Anm.), hier S. 284 f., Anm. 17. Dies ist keineswegs ein „zeitgenössisches, sehr hochmütiges Urteil aus protestantischem Bereich über die Bedingungen für Aufklärung in katholischen Gebieten“, wie Vierhaus ebd. vage behauptet, da Reinhold nicht nur in Wien geboren, aufgewachsen und als Mitglied des Barnabitenordens zum katholischen Priester geweiht worden war, sondern vor seiner Flucht aus dem Kloster sowie notgedrungen aus Österreich insgesamt auch zum engeren Kreis der Josephiner zählte und „eine besondere Richtung österreichischer Wesensbildung dar[stellte]“, wie der in den sogenannten ‚völkischen‘ Belangen einschlägige Josef Nadler mitteilt: *Literaturgeschichte des deutschen Volkes*. Dich-

Auch der in Wien wirkende Aufklärer Johann Friedel bestätigt in seinen *Historisch-philosophisch [sic] und statistischen Fragmenten, mehrentheils die österreichische Monarchie betreffend* (1786) in diesem Sinn, „*dass eine Nation, welche der Aberglaube und der Druck des Pfaffendespotismus stumpfsinnig machte, das entgegen gesetzte Extrem – den Atheismus weit eher als eine Wohlthat erkennt, als vernünftige Ausbesserung des Aberglaubens.*“<sup>122</sup> Für Nicolai, Reinhold und sogar Friedel scheint die negative Bewertung dieser Beobachtung selbstverständlich gewesen zu sein. Doch findet sich dieser Gedanke auch ins Positive gewendet, etwa in Georg Forsters Briefen aus Wien: „Oft, das merke ich, ist hier in Wien der Fall, gehen sie in den Folgerungen viel weiter, als man sich selbst getraute.“<sup>123</sup> Nicht von ungefähr wurde das josephinische Wien „zu einer Metropole des Handels mit Geheimpliteratur“ radikalaufklärerischer Spielart.<sup>124</sup> Der Göttinger Historiker Rudolf Vierhaus konstatierte dementsprechend in einer Diskussion des Illuminatenordens: „Konsequente Aufklärung im katholischen Raum tendierte durch die ihr entgegengesetzten Widerstände in besonderer Weise zur Radikalität.“<sup>125</sup>

Vorerst war diese Radikalität freilich ausschließlich antiklerikaler Natur und erfüllte in Österreich als staatlich instrumentalisierte Kirchenkritik jene propagandistischen Aufgaben, die den bürgerlichen Autoren vom Reformabsolutismus zur Schwächung des kirchlichen Einflusses zgedacht worden waren. Immerhin: „Der Reformabsolutismus, der den auf Unwissenheit gegründeten Unglauben ausrottete und die Religion des Volkes auf ein höheres moralisches und intellektuelles Niveau hob, legte auch hier und dort den Grund zu einem vernünftig durchdachten und gewissenhaften Unglauben.“<sup>126</sup> Die von Ernst Wangermann aufgezeigten radikal-atheistischen Tendenzen in der ‚einfachen‘ Bevölkerung als Konsequenz der josephinischen Kirchenpolitik haben allerdings – abgesehen von Ausnahmeerscheinungen wie Franz Hebenstreits populärem

---

tung und Schrifttum der deutschen Stämme und Landschaften. Bd. 2: Geist. (1740–1813). Berlin: Propyläen 1938, S. 458.

122 [Johann Friedel:] *Historisch-philosophisch [sic] und statistische Fragmente, mehrentheils die Oesterreichische Monarchie betreffend*. Leipzig/Klagenfurth: Carl Walliser 1786, S. 148 f.; vgl. dazu die Überblicksdarstellung von Gustav Gugitz: Johann Friedel. In: *Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft* 15 (1905), S. 186–250.

123 So Georg Forster in seinem Brief an Samuel Th. v. Sömmering vom 14.8.1784: *Werke in vier Bänden*. Hg. v. Gerhard Steiner. Bd. 4. Frankfurt a. M.: Insel 1970, S. 287–302, hier S. 288.

124 Johannes Frimmel: *Geheimpliteratur im josephinischen Wien: Akteure und Programm*. In: *Geheimpliteratur und Geheimbuchhandel in Europa im 18. Jahrhundert*. Hg. v. Christine Haug, Franziska Mayer u. Winfried Schröder. Wiesbaden: Harrassowitz 2011 (=Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens, Bd. 47), S. 203–216, hier S. 205.

125 Vierhaus: *Aufklärung und Freimaurerei in Deutschland*, S. 119.

126 Ernst Wangermann: *Josephinismus und katholischer Glaube*. In: *Katholische Aufklärung und Josephinismus*. Hg. v. Elisabeth Kovács. Wien: Verlag für Geschichte und Politik 1979, S. 332–341, hier S. 340.

*Eipeldauerlied* (1793) oder seinem in lateinischen Hexametern verfassten Lehrgedicht *Homo hominibus* (1792), das unter anderem die Abschaffung des Privateigentums und die Einführung einer Gütergemeinschaft forderte<sup>127</sup> – kaum eine im engeren Sinn *literarisch* bemerkenswerte Ausformung erhalten. Sie sind deshalb für die Literaturgeschichte eher von kontextuellem oder anekdotischem Wert. Jenseits der den Josephinismus generell kennzeichnenden kirchenpolitischen Stoßrichtung, die den Rahmen des staatlich sanktionierten Reformkatholizismus freilich selten sprengte, scheint im jeweiligen Verhältnis zur christlichen Religion kaum ein sinnvolles *generelles* Differenzkriterium zwischen katholischer und protestantischer deutscher Aufklärung zu liegen, da in beiden die Hauptströmung nicht über eine kritische Distanz zur jeweiligen kirchlichen Orthodoxie hinausging.

Verständlich wird der spezifisch deutschsprachige Begriff von Aufklärung – im Unterschied zum Gebrauch des Terminus für westeuropäische Kulturen – durch seine ihn bezeichnende Geschichte: „Der Begriff der Aufklärung entsteht im Umkreis der [protestantischen, N.C.W.] Theologie und bleibt ihm lange verhaftet. Er bedeutet am Anfang – will man ihn nicht auf einzelne Richtungen einengen – Auseinandersetzungen mit theologischen Positionen vor dem Tribunal der Vernünftigkeit“, niemals aber eine Verletzung der „für lebensnotwendig erachteten Grundsätze[ ] einer natürlichen Religion und einer Ordnung garantierenden Obrigkeit“.<sup>128</sup> Aus dieser besonderen, ursprünglich theologischen Verfasstheit resultiert späterhin auch die – im Vergleich zu zeitgenössischen westeuropäischen Tendenzen – geringere erkenntnistheoretische und politische Radikalität protestantischer Aufklärung in deutscher Sprache.<sup>129</sup> Relativiert erscheinen dadurch jedenfalls auch *politisch* argumentierende Versuche einer Abgrenzung der Aufklärung in Österreich von ihren anderen deutschsprachigen Ausprägungen, wie etwa die suggestive These Hubert Lengauers,

127 Vgl. Franz Hebenstreit: *Homo hominibus* [deutsche Übersetzung]. In: Alfred Körner: *Die Wiener Jakobiner*. Stuttgart: Metzler 1972, S. 53–70 u. 227–248 (lat. Originalwortlaut u. Kommentar), bes. S. 240, sowie jetzt die digitale Edition beider Texte von Anton Tantner: Franz Hebenstreit von Streitenfeld: *Eipeldauerlied – Mensch unter Menschen – An die Franzosen*. Eine Neuausgabe (lat./dt.). In: *Wiener digitale Revue. Zeitschrift für Germanistik und Gegenwart* 3 (2022): <https://journals.univie.ac.at/index.php/wdr/article/view/6094/7196> (zuletzt eingesehen am 27.4.2022), S. 1–34, hier S. 2–4 u. 4–30.

128 Pütz: *Die deutsche Aufklärung*, S. 19.

129 Überspitzt betonte Saine: ‚Was ist Aufklärung?‘ *Kulturgeschichtliche Überlegungen zu neuer Beschäftigung mit der deutschen Aufklärung*, S. 320: „daß die deutsche Aufklärungskultur eine apolitische wurde, die Kultur derjenigen, die in den Regierungen keinen Einfluß hatten, noch ihn zu gewinnen hoffen konnten“. Diese Sicht ist inzwischen aufgrund der gewachsenen Kenntnis der intensiven Verflechtungen von Aufklärung und Absolutismus freilich so nicht mehr haltbar.

wonach im „Wegfall einer staatsfeindlich-oppositionellen Komponente von Literatur [...] der wesentliche Zug österreichischer Aufklärung zu sehen“ sei.<sup>130</sup> Einerseits übersieht Lengauer dabei, dass ab der zweiten Hälfte des josephinischen Jahrzehnts in Wien durchaus oppositionelle Schriften entstanden – etwa die wegen ihrer rasch wachsenden Radikalität bald berüchtigten Produkte des Verlegers Georg Philipp Wucherer<sup>131</sup> –, sodass Leslie Bodi für die Jahre 1785/1786 mit Blick auf die Publikationen von Wucherers Hausautor Johann Jacob Fezer<sup>132</sup> konstatieren konnte: „Die Kritik erstreckt sich auf alle Gebiete des öffentlichen Lebens und verschont weder die Person noch die Politik des Kaisers. [...] Immer stärker wird ‚konstruktive‘ zu ‚destruktiver‘, ‚systemerhaltende‘ zu ‚systemfeindlicher‘ Kritik; immer entschiedener wird die Behauptung aufgestellt, daß ‚Aufklärung‘ und ‚Absolutismus‘ unvereinbar sind.“<sup>133</sup> Entsprechendes gilt auch für die Schriften von Fezers Verlagskollegen und Freund Franz Kratter, auf die noch näher einzugehen sein wird.<sup>134</sup>

- 
- 130 Hubert Lengauer: *Aufklärung und österreichische Literatur. Zur Anwendung historischer Kategorien in der Literaturwissenschaft*. In: *Österreich im Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus*. Hg. v. Erich Zöllner. Wien: Österreichischer Bundesverlag 1983, S. 178–187, hier S. 180. Abgesehen von Lengauers Fokussierung des interpretatorischen Augenmerks auf sozialpolitische Aspekte in Sonnenfels' rationalistischer Dramentheorie scheint deren Vergleich mit Lessings zwar zeitgenössischer, sensualistisch getönter Dramaturgie, die Lengauer ebenfalls vor allem auf politische Implikationen hin liest, historisch intrikat: Die für Sonnenfels' *Briefe über die Wienerische Schaubühne (1767–69)* konstitutive theater- und ideengeschichtliche Ausgangslage Wiens, als deren Antwort die bezeichnende „Konstellation von rationalistischer Vernunft, Regelästhetik und aufgeklärtem Absolutismus“ fungierte, entspricht strukturell eher der vergleichbaren Leipziger Situation Gottscheds dreißig bis vierzig Jahre zuvor, auf dessen Antwort Lessing dann seinerseits – und im Vollzug einer ‚anthropologischen Wende‘ – antwortete; vgl. etwa Grimminger: *Aufklärung, Absolutismus und bürgerliche Individuen*, S. 81.
- 131 Vgl. Bodi: *Tauwetter in Wien*, S. 257–264; mehr dazu in Michael Winter: *Georg Philipp Wucherer (1734–1805). Großhändler und Verleger*. In: *Archiv für Geschichte des Buchwesens* 37 (1992), S. 1–98.
- 132 Vgl. *Wahrscheinlichkeiten, von einem unpartheyischen Beobachter entworfen*. Philadelphia o.V. [=Wien: Wucherer] 1785; *Freytmüthige Bemerkungen über das Verbrechen und die Strafe des Garde-Obristleutnants Szekely von einem Freund der Wahrheit*. O.O.: o.V. [=Wien: Wucherer] 1786; *Prüfung der Wahrscheinlichkeiten, dem unpartheyischen Beobachter zur Beherrigung gewidmet*. Frankfurt/Leipzig: o.V. [=Wien: Wucherer] 1785; *Reine Wahrheiten, vom Verfasser der Wahrscheinlichkeiten*. Stralsund: o.V. [=Wien: Wucherer] 1786.
- 133 Bodi: *System und Bewegung*, S. 41; mehr dazu in Bodi: *Tauwetter in Wien*, S. 249–257 u. 264–296; Gerhard Junger: *Johann Jacob Fezer als Spätaufklärer und frühliberaler Publizist im Zeitalter der Französischen Revolution in Reutlingen und Wien (1760–1844)*. Reutlingen: Oertel & Spörer 1988, S. 85–146. In diesem Zusammenhang sei auch auf die einschlägigen und bahnbrechenden Arbeiten Ernst Wangermanns verwiesen.
- 134 Vgl. dazu die Überblicksdarstellung von Gustav Gugitz: *Franz Kratter. Ein Beitrag zur Tagesschriftstellerei in der josephinischen Zeit*. In: *Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft* 24 (1913), S. 242–277.

Andererseits wurde die lange undifferenzierte und selbst von Marxisten vertretene ‚idealistische‘ Sicht der Aufklärung als ‚Vorläuferin der Revolution‘ mittlerweile relativiert, ja sogar für Frankreich<sup>135</sup> entschieden in Frage gestellt:

[D]ie These von der Revolution als geschichtlich notwendiger Konsequenz der Aufklärung [...] ist in ihrer normativ generalisierenden Form unhaltbar geworden. [...] Jenseits der einseitigen Fixierung auf die bürgerliche Revolution rückt Aufklärung wieder in die Nähe der zahlreichen Spielarten des aufgeklärten Absolutismus in Europa. Mit dem Verblässen des einen Modells verloren überdies die Bekenntnisse zum nationalen Sonderweg ihren traumatischen Charakter.<sup>136</sup>

Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass hier mit dem angeblich aus einer geringeren politischen Radikalität resultierenden „nationalen Sonderweg“ nicht die katholische Aufklärung Österreichs, sondern die protestantische Aufklärung Nord- und Mitteldeutschlands gemeint ist, welche Lengauer seinerseits der österreichischen als politisch oppositionellere Variante entgegengestellt hatte. Auch für die in einer doppelten Defensive befindliche Forschung zur österreichischen Aufklärung ist somit auf eine Überwindung des ‚traumatischen Charakters‘ nationaler Eingeständnisse der ‚Verspätung‘ und ‚Verflachung‘ zu hoffen. Bis zu einem derzeit noch unmöglichen Gesamtüberblick auf die sich von 1781 bis 1794/95 sukzessive radikalisierenden josephinischen Aufklärungstexte scheint es zumindest hypothetisch, „neben der Rolle der deutschen Sprache wie der konfessionellen Struktur *ein* wesentliches Differenzkriterium der österreichischen Literatur in ihrem funktional wie in der Folge ästhetisch einzigartigen [nämlich affirmativen, N.C.W.] Bezug zur staatlichen Öffentlichkeit“<sup>137</sup> zu sehen. Dies ist – wenn überhaupt – in dieser Pauschalität nur für die bis 1784 erschienenen Texte zu bestätigen und muss sogar schon für frühere Phasen differenziert werden, wenn man etwa den für Lengauers Kronzeugen Sonnenfels ungünstigen Ausgang des Wiener Theaterstreits mit seinen Gegnern Franz von Heufeld und Christian Gottlob Klemm im Jahr 1769 berücksichtigt.<sup>138</sup> Außerdem entspricht die geringe politische Radikalität der meisten Wiener Autoren

135 Vgl. dazu Chartier: Die kulturellen Ursprünge der Französischen Revolution, S. 13–31, 86–112 u. 234–245; dagegen jetzt allerdings Jonathan Israel: Die Französische Revolution. Ideen machen Politik. Stuttgart: Reclam 2017, der auf Chartiers Buch freilich nicht direkt eingeht und dessen multikausale Argumentation durch eine geradezu monokausale zu ersetzen strebt.

136 Jüttner u. Schlobach: ‚Einleitung‘, S. IX.

137 Eybl: Probleme einer österreichischen Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts, S. 154.

138 Vgl. Hilde Haider-Pregler: Die Schaubühne als „Sittenschule“ der Nation. Joseph von Sonnenfels und das Theater. In: Joseph von Sonnenfels. Hg. v. Helmut Reinalter. Wien: ÖAW 1988 (=Österreichische Akademie der Wissenschaften. Veröffentlichungen der Kommission für die Geschichte Österreichs, Bd. 13), S. 191–244, bes. S. 220.

des 18. Jahrhunderts einem Hauptstrom eben auch der protestantischen Aufklärung in deutscher Sprache. Daran haben die in den vergangenen zwanzig Jahren unter anderem von Jonathan Israel angestoßenen intensiven Forschungen zur europäischen „Radikalaufklärung“ bei allen neuen Erkenntnissen im Detail insgesamt wenig geändert,<sup>139</sup> zumal sich die radikaleren Texte der josephinischen und postjosephinischen Aufklärung Wiens ideengeschichtlich meist nur recht indirekt auf „die wichtigsten philosophischen Architekten der Radikalaufklärung“ – nämlich „Spinoza, Bayle und Diderot“<sup>140</sup> – zurückführen lassen und außerdem durch ihr rasches und streng exekutierte Verbot in Österreich keine Breitenwirkung entfalten konnten.

In unmittelbarem Zusammenhang mit der Herleitung protestantischer deutscher Aufklärung aus der antihierarchischen, jede weltliche Autorität über Glaubensfragen ablehnenden protestantischen Theologie<sup>141</sup> sowie ihrer bleibenden Affinität dazu stehen auch ihre spezifischen epistemologischen Prämissen und anthropologischen Konzepte: Ihr Individualismus manifestiert sich als nur dem Gewissen verpflichtete „Freiheit des Einzelnen, den eigenen religiösen Weg zu wählen“, und nicht als auch körperlich gemeinte Rehabilitation der Sinnlichkeit, wie der von Kondylis angestellte Vergleich mit Frankreich zeigt:

Die Freiheit und Plastizität des Religiösen wird zur Vagheit des Aufklärerischen, dies kann sich aber eben deswegen relativ ungehindert entfalten. In diesem Sinne ist die [protestantische, N.C.W.] Aufklärung in Deutschland breiter und gleichzeitig flacher als die französische [...]: die Sinnlichkeit wird vornehmlich als Dynamik der Psyche gegen die Starrheit des Intellekts rehabilitiert, wobei die biologische Sinnlichkeit (etwas) zu kurz kommen muß – oder aber: die Sinnlichkeit wird restlos rehabilitiert und im gleichen Atemzug vergeistigt. Daher die besondere Vitalität deutscher Gefühlphilosophie und auch die Möglichkeit metaphysischer Synthesen besonderer Art.<sup>142</sup>

Demgegenüber offenbart der nicht nur von Roger Bauer hervorgehobene „apriorische und absolute Antisubjektivismus“ österreichischer Aufklärung zweifelsohne deren bewusstseinsgeschichtliche Verankerung im Katholizismus und im Postulat nach Unterordnung des Einzelnen unter die irdische Instanz des kirch-

139 Einen guten Überblick über die Diskussion bietet etwa der Sammelband: Radikalaufklärung. Hg. v. Jonathan I. Israel u. Martin Mulsow. Berlin: Suhrkamp 2014.

140 Jonathan I. Israel u. Martin Mulsow: Was ist Radikalaufklärung? – Eine aktuelle Debatte. In: Ebd., S. 7–19, hier S. 11.

141 Allein für die Pfarrer in den lutherischen und reformierten Gemeinden bestand bei Amtsantritt die Verpflichtung zum Eid auf die ‚symbolischen Bücher‘ ihrer Konfession, dessen Einhaltung oft streng überwacht und bei Zuwiderhandlung mit Amtsentzug geahndet wurde; vgl. Saine: ‚Was ist Aufklärung?‘, S. 326.

142 Kondylis: Die Aufklärung im Rahmen des neuzeitlichen Rationalismus, S. 541.

lichen Lehramts: „Die österreichische Moral ist keine Gesinnungsethik, sondern eine Moral des objektiv richtigen Handelns, wofür das Bestehende – die Welt wie sie ist – den Maßstab liefert. Moralisch handeln heißt soviel [sic], wie sich von seinem Ich lösen, der Welt und ihren Gesetzen gehorchen.“<sup>143</sup> Entsprechendes schlägt sich in den kameralistischen und dramaturgischen Schriften Sonnenfels' nieder.<sup>144</sup> Die geradezu topische und von den zeitgenössischen protestantischen Beobachtern immer wieder attackierte Sinnlichkeit des Katholizismus befindet sich dazu wider Erwarten nicht in unversöhnlichem Gegensatz: Zwar steht „der typisch österreichischen Staatsidolatrie [...] als Pendant eine nicht minder konsequente, fast masochistische Neigung zur Selbstverleugnung gegenüber“,<sup>145</sup> doch wurde hier auch ein biblischer „Kreationismus“<sup>146</sup> gepredigt, wonach das Leben generell und der Mensch im Besonderen buchstäblich so entstanden seien, wie es in der Heiligen Schrift und insbesondere in der alttestamentlichen Genesis geschildert wird. Der in gewisser Weise aus der Zeit gefallene Kreationismus ermöglichte nun aber dem katholisch geprägten Denken eine Anerkennung und epistemologische Integration ‚fleischlicher‘ „Leidenschaftlichkeit“ und Körperlichkeit „als vorgegebener und notwendiger Bestandteil der kosmischen Ordnung“.<sup>147</sup> Diese sehr allgemeinen und von der Analyse relativ ‚später‘ Schriften abstrahierten Bestimmungen müssten freilich an den konkreten Texten des 18. Jahrhunderts jeweils überprüft und weiter differenziert werden, da simple Gleichsetzungen protestantischer Aufklärung mit Subjektivismus bzw. katholischer Literatur mit Objektivismus zu schematisch erscheinen für die anthropologische Fundierung unterschiedlicher literarischer Praxis in konfessionell und politisch differenten Kulturlandschaften.<sup>148</sup> Zu fragen wäre hier auch, ob es im katholischen Raum denn gar keine Entsprechung zu jener ‚anthropologischen Wende‘ gibt, die von der Forschung zur protestantischen

143 Roger Bauer: Die österreichische Literatur des Josephinischen Zeitalters: Eine werdende Literatur auf der Suche nach neuen Ausdrucksformen. In: Das achtzehnte Jahrhundert als Epoche, S. 25–37, hier S. 29.

144 Vgl. Haider-Pregler: Die Schaubühne als „Sittenschule“ der Nation, S. 200 f.

145 Bauer: Die österreichische Literatur des Josephinischen Zeitalters, S. 28.

146 Ebd., S. 29; vgl. auch Roger Bauer: Katholisches in der josephinischen Literatur. In: Katholische Aufklärung – Aufklärung im katholischen Deutschland, S. 260–270, hier S. 266: „Der für die ganze österreichische Philosophie so typische Kreationismus herrscht [...] selbst in der Poesie vor, und speziell in der bei den Wienern so beliebten dramatischen. Diese omnipräsente, in naiver Selbstverständlichkeit weiter gereichte Denkrichtung zwingt aber die Wiener Poeten zur Reinterpretation der aus dem Norden importierten Formen und Themen, während umgekehrt die österreichische Eigenentwicklung im Norden als fremdartig und abnorm empfunden wird“.

147 Ebd., S. 269.

148 Nach diesem an Roger Bauer anknüpfenden Schema wäre etwa der ‚klassische‘ und ‚nachklassische‘ Goethe im Gegensatz zu Schiller eher der österreichischen Literatur zuzuordnen!

Aufklärung „im fünften und sechsten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts als die bemerkenswerteste geschichtliche Entdeckung bezeichnet“ wurde.<sup>149</sup>

Erst das spezifisch deutsche ‚lebendige Verhältnis‘ der protestantischen Konfession zur Aufklärung ermöglichte jedenfalls deren retrospektive genetische und strukturelle Identifizierung mit dem deutschen Protestantismus in Opposition zu einem römischen Katholizismus, in dessen Einflussbereich sich das ‚Aufklärerische‘ eben nicht „relativ ungehindert entfalten“ konnte.<sup>150</sup> Insofern kennzeichnet die Bestrebungen der Aufklärung in den katholischen Gebieten des Alten Reichs eine doppelte Exteriorität: einerseits (sprachlich) als Bestandteil und Nachvollzug der späten und spezifischen deutschsprachigen Entwicklungen, andererseits als genuines Phänomen der chronologischen, strukturellen sowie kulturellen (d. h. auch thematischen) Differenz innerhalb des gesamten deutschen Sprachraums, vor allem aber gegenüber dem häufig impliziten protestantischen Vergleichsmaßstab. Vor diesem Hintergrund werden die Kriterien zur Beschreibung deutschsprachiger Aufklärung in Österreich zu entwickeln sein, einer Bewegung, die nicht vor der (zumeist negativen) Folie des aufgeklärten Protestantismus allein, sondern nur im Rahmen der gesamteuropäischen Entwicklung adäquat beschreibbar erscheint. Somit können nämlich auch Phänomene berücksichtigt werden, welche durch den bisher vorherrschenden norddeutschen Blickwinkel zu kurz kommen mussten, wie etwa die direkt verlaufende Rezeption französischer Autoren ohne nördlichen Umweg, die in Wien *politisch* zur Entwicklung eines spezifisch josephinischen Gallikanismus<sup>151</sup> und *literarisch* zu

149 Schmidt-Biggemann, Häfner: Richtungen und Tendenzen in der deutschen Aufklärungsforschung, S. 168.

150 Im Kontext seiner freilich überzogenen Polemik gegen den aufklärungsfeindlichen Charakter der kirchlichen Hierarchie reflektierte schon Nicolai die von ihm im katholischen Wien ausgemachten habituellen Effekte dieser kulturellen Hegemonie: Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz, Bd. 5, S. 12 f., Anm. \*: „Es hat mir viel Nachdenken gemacht, wenn ich zuweilen eben diese Leute, welche ich hatte wider Gott und göttliche Sachen so hart sich ausdrücken hören, als in protestantischen Ländern nicht leicht ein wohlgezogener Mensch sich erlaubt, den folgenden Sonntag unterm Hochamte mit konvulsisch-andächtiger Miene auf den Knien liegen, sich bekreuzen und auf die Brust schlagen sah. [...] In protestantischen Ländern wird jemand, der einmal irreligiöse Grundsätze zur Schau trägt, sich doch nicht durch äußere Religionsgebräuche auszeichnen wollen; sondern er lebt, so wie er denkt. Bey den Katholiken aber ist theils die geistliche Macht so groß, daß mancher heucheln muß; theils nimmt der Verstand, wenn ein Mensch einmal von Kindesbeinen an zum blinden Glauben abgerichtet worden, eine wunderbare Wendung. Grundsätze können da nicht so fest haften, als bey einem Menschen, der von Jugend auf zum Reflektiren und Disceptiren gewöhnt ist.“

151 Erwähnt, aber nicht weiter erörtert in Jørgensen, Bohnen u. Øhrgaard: Aufklärung, Sturm und Drang, frühe Klassik, S. 43. Zur Rezeptionsfrage im Josephinismus generell meint Werner M. Bauer: Fiktion und Polemik. Studien zum Roman der österreichischen Aufklärung. Wien: ÖAW 1978 (=Österreichische Akademie der Wissenschaften. Phil.-Hist. Kl. Sitzungs-

zahlreichen Adaptationen französischer Muster geführt hat: Als repräsentative Beispiele seien hier einige bekanntere Werke genannt, so Johann Pezzls in Wien traditionsbildender Roman *Faustin oder das philosophische Jahrhundert* (1783), der sich an Voltaires Thesenroman *Candide ou l'optimisme* (1759) orientierte; seine *Marokkanischen Briefe* (1784), die sich in ihrer Struktur an Montesquieus *Lettres persanes* (1721) anlehnten, wie das auch *Abdul Erzerums neue persische Briefe* (1787) taten; seine von Merciers *Tableau de Paris* (1781) inspirierte *Skizze von Wien* (1786–1790); Blumauers *travestierte Aeneis* (1782–1788), die indirekt auf Paul Scarrons *Virgile travesty en vers burlesques* (1648–1651) verweist, unmittelbar aber – sieht man einmal von Johann Benjamin Michaelis' *Aeneis-Travestie* (1771) ab – von Voltaires *La Pucelle d'Orléans* (1755–1762) angeregt wurde.

Gerade der Vergleich der österreichischen Aufklärung mit der Aufklärung in nicht-deutschsprachigen katholischen Gebieten verspricht, die forschungslogische Eindimensionalität der überkommenen, historisch jedoch problematischen, weil dem Denken des 19. Jahrhunderts verhafteten, nationalphilologischen Ansätze zu durchbrechen; eine solche Perspektive wird auch einem zeitgemäßen Verständnis der Aufklärung nicht als linear fortschreitender, sondern als asynchron bzw. polyphon sich entfaltender europäischer Prozess gerecht.<sup>152</sup> Literaturhistorisch erlaubt die komparatistische Vorgangsweise, anstelle der nicht nur in diesem Fall, sondern generell für die österreichische Literatur<sup>153</sup> problematischen 1:1-Übertragung norddeutscher Kategorien zur Periodisierung und Ka-

---

berichte, Bd. 340/Veröffentlichungen der Kommission für Literaturwissenschaft, Bd. 4), S. 16, Anm. 11\*: „Zwischen 1750 und 1790 scheint der Einfluß der Franzosen zu überwiegen, besonders in der Kirchen- und Staatsauffassung, die alles andere nach sich zog.“ Vorsichtiger hier Hans Wagner: Der Höhepunkt des französischen Kultureinflusses in Österreich. In: Österreich in Geschichte und Literatur 5 (1961), S. 507–517, 509 u. 511, der den pejorativ gezeichneten „Höhepunkt der Überfremdung“ mit den 1770er Jahren für überwunden erklärt. „Seit dem Regierungsantritt Josephs II. nimmt auch die Zahl der in Wien gedruckten französischen Bücher merklich ab, die Herrschaft der französischen Sprache ist gebrochen, wenn sie auch in der Diplomatie und in der ersten Gesellschaft noch lange in Geltung stand.“

152 Vgl. zur Problematik einer „Periodisierung der Aufklärung im europäischen Kontext“ den Vorbehalt von Möller: Vernunft und Kritik, S. 19: „Als eine theologische, philosophische, literarische, politische, juristische und gesellschaftliche Bewegung von europäischem Ausmaß ist sie nicht nur in ihren einzelnen Gegenstandsbereichen zu verschiedenen Zeiten unterschiedlich ausgeprägt, sondern auch in den einzelnen Staaten. Diese Differenz bezieht sich auf Ausbreitung und Intensität, auf Ziele und Stile.“ Genauer dazu bei Mortier: *Diversité des Lumières' européennes*, S. 41 f.

153 Vgl. etwa die diesbezüglichen Bemerkungen von Wendelin Schmidt-Dengler u. Klaus Zeyringer: Die einen raus – die andern rein. Zur Problematik des Kanons in der österreichischen Literatur. In: Die einen raus – die andern rein. Kanon und Literatur: Vorüberlegungen zu einer Literaturgeschichte Österreichs. Hg. v. Wendelin Schmidt-Dengler, Johann Sonnleitner u. Klaus Zeyringer. Berlin: E. Schmidt 1994, S. 9–18, hier S. 12.

nonisierung stärker auf die Eigengesetzlichkeit der österreichischen literarischen Tradition einzugehen,<sup>154</sup> die im 18. Jahrhundert etwa im Fehlen eines Sturm und Drang deutlich wird.<sup>155</sup> Diese genauer zu bestimmende Eigengesetzlichkeit ist freilich weniger in allgemeinen kulturellen Charakteristika des deutschsprachigen Katholizismus, sondern allererst in den konkreten Voraussetzungen literarischer Praxis begründet, die aus den territorial unterschiedlichen sozial- und kulturhistorischen Rahmenbedingungen resultieren. Im kulturellen Kontext der katholischen Aufklärung in deutscher Sprache lässt sich die spezifische Situation Österreichs und Wiens als eines der maßgeblichen Zentren deutschsprachiger literarischer Spätaufklärung am besten durch das hier wirksame, ganz spezifische Bedingungsgefüge perspektivieren, also sozialhistorisch bzw. kultursociologisch herleiten.

## 7. TERRITORIALITÄT, INSTITUTIONALITÄT, GENERIZITÄT. SOZIAL- UND GATTUNGSGESCHICHTLICHE ASPEKTE

Aus der Analyse gemeinsamer Merkmale der „beachtenswerten modernen Studien zu regionalen Aspekten deutschsprachiger Literatur“ hat Norbert Mecklenburg drei methodologische Postulate erarbeitet, nämlich

(1) nicht das Wesen<sup>[156]</sup> einer regionalen Literatur, sondern die empirische Existenzweise von Literatur *in* einer Region zu erforschen, (2) in Hinblick auf die Zuordnung von Literatur zu einer regionalen Kultur diese in dem modernen, weiten Sinn von „ge-

154 Dass die gängigen Versuche einer Periodisierung der deutschen Aufklärung für die österreichische Literatur unangemessen sind, bestätigt schon ein flüchtiger Blick in die einschlägigen Handbücher: vgl. etwa Grimminger: *Aufklärung, Absolutismus und bürgerliche Individuen*, S. 33–72; Hans-Friedrich Wessels: *Grundstrukturen, Phasen und Probleme der Aufklärung in Deutschland*. In: *Aufklärung. Ein literaturwissenschaftliches Studienbuch*. Hg. v. H.-F. W. Königstein/Ts.: Athenäum 1984, S. 11–31, bes. 12 f.; Jørgensen, Bohnen, Øhrgaard: *Aufklärung, Sturm und Drang, frühe Klassik*, S. 15–17; Peter-André Alt: *Aufklärung*. Stuttgart/Weimar: Metzler 2001 (=Lehrbuch Germanistik), S. 7–11; Iwan-Michelangelo D’Aprile u. Winfried Siebers: *Das 18. Jahrhundert. Zeitalter der Aufklärung*. Berlin: Akademie 2008, S. 13–15.

155 Vgl. dazu Johann Sonnleitner: *Kein Sturm und Drang in Wien. Anmerkungen zu einer kulturellen Differenz*. In: *Zagreber germanistische Beiträge* 15 (2006), S. 1–13.

156 Noch Herbert Seidler war es im seinerzeit vielbeachteten Aufsatz: *Die österreichische Literatur als Problem der Forschung*. In: *Österreich in Geschichte und Literatur* 14 (1970), S. 354–368, hier S. 361, „um die Wesenserkenntnis der österreichischen Literatur“ zu tun; dieses heute eher obsolet erscheinende „streng wissenschaftliche Bemühen“, das oft mit einem impliziten Ausschluss bestimmter österreichischer Kulturformen und Texte einherging, sah in seiner Suche nach Substantiellem denn auch geflissentlich vorbei an den literarischen und vor allem ‚subliterarischen‘ Produkten des Josephinismus.

sellschaftlicher Lebensweise‘ zu verstehen und (3) das regionale literarische Leben als ‚Literatursystem‘, als gesellschaftliches Subsystem, also soziologisch zu analysieren.<sup>157</sup>

Eine solche soziologische Analyse muss bei einem erst in Entstehung begriffenen Literatursystem zunächst die institutionellen Rahmenbedingungen literarischer Produktion sowie die daraus resultierenden sozialen Praktiken des Umgangs mit Texten rekonstruieren. Die Geschichte der für sie maßgeblichen Institutionen ist mit der Geschichte literarischer Praxis untrennbar verknüpft, denn wie der europäische Aufklärungsprozess generell ist auch der Prozess der österreichischen Aufklärung „engstens mit der Ausbreitung der Schreib- und Lesefähigkeit, des Büchermarktes und der Entstehung einer rasonierenden öffentlichen Meinung verbunden“.<sup>158</sup> Zur Institutionengeschichte der Aufklärung in Österreich gibt es bislang keine umfassende Synthese, die auch das Zusammenspiel ihrer unterschiedlichen Komponenten theoretisch angemessen reflektierte. Leslie Bodi, der wohl beste Kenner der Literatur des Josephinismus, hat im Kapitel „Literatur, Staat und Gesellschaft im Österreich des späten 18. Jahrhunderts“ seines grundlegenden Buchs *Tauwetter in Wien*, dessen Erstausgabe 1977 sich bescheiden als ‚positivistische‘ Bestandsaufnahme verstand,<sup>159</sup> einen ersten Schritt getan. Die mittlerweile um zahlreiche Einzelstudien angewachsene Spezialliteratur harret indes noch einer integrativen, methodologisch kontrollierten Modellbildung, die dem kultursoziologischen Diskussionsstand entspricht.

Zu den ‚tragenden‘ Institutionen der Aufklärung zählen bekanntlich Akademien, Universitäten, Verlage, Zeitschriften und verschiedene anthologische Formate, Schulen, Theater, Leihbibliotheken, im eher informellen Bereich Freimaurerlogen,<sup>160</sup> Salons und Cafés. Demgegenüber gilt etwa die kirchliche oder staatliche Zensur allgemein als einschränkende Instanz, was freilich zu differenzieren ist (vgl. unten II.1). Für die österreichische Aufklärung wurden zudem zwei spezifische Institutionen in Anschlag gebracht: Dies sind zum einen das Wiener Theater und zum anderen die dem scholastischen Schulbetrieb der

157 Mecklenburg: Stammesbiologie oder Kulturraumforschung, S. 13.

158 Bodi: Zur Problematik des Reformabsolutismus in der Habsburgermonarchie, S. 159.

159 Vgl. Bodi: *Tauwetter in Wien*, S. 11. Offenbar im Bewusstsein des trotz dieser Anregung eher spärlichen Erscheinens weitergehender Studien hat sich Bodi 1995 zu einer um ein Vorwort erweiterten Neuauflage entschieden.

160 Zur Freimaurerei im katholischen Bereich sollten so eklatante Fehlurteile wie das Reiner Wilds aufgrund der verbesserten Forschungslage nicht mehr nötig sein; vgl. Wild: *Stadtkultur, Bildungswesen und Aufklärungsgesellschaften*, S. 125: „Bemerkenswert ist wiederum die Konzentration auf den Norden Deutschlands. In den katholischen Territorien dagegen bekämpft die Kirche die Freimaurerei derart, daß diese sich trotz mehrfacher Versuche nicht verbreiten kann.“

Jesuiten abgesehenen ‚vorreformatorischen‘ Ordensgemeinschaften der Benediktiner und Augustiner. Tatsächlich finden sich in der klösterlichen kulturellen Praxis, besonders im Zeitraum 1760–1780, deutliche Spuren einer kulturellen Umorientierung,<sup>161</sup> sodass es durchaus angemessen scheint, die österreichischen Klöster als Katalysatoren einer in den Bahnen des undogmatischen Katholizismus verlaufenden kritischen Gelehrtenkultur und zugleich einer breitenwirksamen Volksaufklärung zu bezeichnen. Andererseits waren selbst die der Aufklärung aufgeschlossenen ‚vorreformatorischen‘ Klostergemeinschaften – zumindest in literarischer Hinsicht – seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit Sicherheit nicht mehr die ausschlaggebenden Motoren der Entwicklung, sondern folgten vielmehr einem von außen an sie herangetragenem Legitimationsdruck. Unter einem praxeologischen<sup>162</sup> Gesichtspunkt des Fortschreitens

161 Vgl. dazu die geistesgeschichtlichen Arbeiten von Hans Sturmberger: Studien zur Aufklärung des 18. Jahrhunderts im Stift Kremsmünster. In: Mitteilungen des Österreichischen Instituts für Geschichtsforschung 53 (1939), S. 423–480, und Georg Heilingsetzer: Aufklärung und barocke Tradition. Formen und Stufen der Aufklärung bei den Benediktinern und Augustiner-Chorherren im bayrisch-österreichischen Raum. In: Das achtzehnte Jahrhundert und Österreich 10 (1995), S. 33–39; ders.: Wissenschaftspflege und Aufklärung in Klöstern der Augustiner-Chorherren und Benediktiner im bayrisch-österreichischen Raum. In: Bibliotheken und Aufklärung. Hg. v. Werner Arnold u. Peter Vodosek. Wiesbaden: Harrassowitz 1988 (=Wolfenbütteler Studien zur Geschichte des Buchwesens, Bd. 14), S. 83–101; ders.: Die Benediktiner im 18. Jahrhundert. Wissenschaft und Gelehrsamkeit im süddeutsch-österreichischen Raum. In: Katholische Aufklärung – Aufklärung im katholischen Deutschland, S. 208–224. Eher diskursanalytisch an der Entwicklungsdynamik literarischer Produktivität orientiert war das von Franz M. Eybl geleitete Forschungsprojekt *Kulturelle Ausgleichsprozesse im Spiegel der literarischen Produktivität innerhalb der klösterlichen Hauskultur 1700–1800* an der Universität Wien; vgl. dazu Eybl: Probleme einer österreichischen Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts, S. 157; Norbert Christian Wolf: Am Beispiel Melk: Veränderungen der Autorfunktion in der oberdeutschen Literatur des 18. Jahrhunderts. In: Das achtzehnte Jahrhundert und Österreich 10 (1995), S. 142–151; Johannes Frimmel: Literarisches Leben in Melk. Ein Kloster im 18. Jahrhundert im kulturellen Umbruch. Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2005 (=Schriftenreihe der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts, Bd. 10). Auf eine bildungs- und ideengeschichtliche Rekonstruktion der klösterlichen Frühaufklärung zielen jetzt die Arbeiten von Thomas Wallnig: *Gasthaus und Gelehrsamkeit. Studien zu Herkunft und Bildungsweg von Bernhard Pez OSB vor 1709*, München/Wien: Oldenbourg 2007 (=Veröffentlichungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, Bd. 48); Thomas Wallnig: *Bernhard Pez OSB im Briefkontakt mit protestantischen Gelehrten*. In: *Kulturen des Wissens im 18. Jahrhundert*. Hg. v. Ulrich J. Schneider. Berlin/New York: De Gruyter 2008, S. 133–140.

162 Vgl. zu diesem mittlerweile in Mode gekommenen Begriff dessen Erfinder Pierre Bourdieu: Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1976, S. 147 f.: „Gegenstand dieser Erkenntnisweise [...], die wir *praxeologische* nennen wollen, ist nicht allein das von der objektivistischen Erkenntnisweise entworfene System der objektiven Relationen, sondern des weiteren die *dialektischen*

von Aufklärung ist deshalb eher eine Gewichtsverlagerung der maßgeblichen kulturtragenden Institutionen weg von den Klöstern zu konstatieren. Aus lese-soziologischer Perspektive betrachtet, überrascht es keineswegs, dass Inhalte und Praktiken der Aufklärung zuerst dort ‚ankamen‘, wo die dafür erforderlichen kulturellen Fertigkeiten – in erster Linie Lesen und Schreiben – überhaupt gepflegt wurden, und nicht primär in erst entstehenden, zunächst nur ansatzweise existierenden Schichten, die man später als ‚Träger‘ der Aufklärung identifiziert hat. In dem Maße, in dem ein Anstieg der Lesefähigkeit und eine Expansion des Buchmarktes zu verzeichnen war, verloren die Klöster offensichtlich an Bedeutung.

Ein wenig anders stellt sich die Situation hinsichtlich des Theaters dar, dessen lokalspezifische Wiener Ausprägung man früher – nicht ganz unproblematisch<sup>163</sup> – das Wiener Volkstheater oder gar die ‚Altwiener Volkskomödie‘ genannt hat: Trotz aller bemerkenswerten „Widerspiegelung aufklärerischen Gedankenguts“<sup>164</sup> im 18. Jahrhundert kann diese Theaterkultur in ideengeschichtlicher und praxeologischer Hinsicht kaum als *zentrale* Institution der Aufklärung gelten, obwohl sie – wie Wolfgang Neuber gezeigt hat – am „spezifischen Weg“, den die Aufklärung in Österreich einschlägt, sicherlich ihren Anteil hat.<sup>165</sup> Zwar war die Aufklärung in ihrer vielbeschworenen Dialektik auch ästhetisch vielseitig und relativ offen, doch entspricht das traditionelle Spaßtheater<sup>166</sup> keineswegs ihren diskursiven Formen und Funktionen. Seine institutionelle Entwicklung von der Wanderbühne zur festen städtischen Theaterform hat man als Verwandlung der „Symbole repräsentativer Öffentlichkeit in eine autonome, sogar institutionalisierte plebejische Öffentlichkeit“<sup>167</sup> beschrieben,

---

Beziehungen zwischen diesen objektiven Strukturen und den strukturierenden *Dispositionen*, die diese zu aktualisieren und zu reproduzieren trachten; ist mit anderen Worten der doppelte Prozeß der Interiorisierung der Exteriorität und der Exteriorisierung der Interiorität.“

163 Vgl. dazu Beatrix Müller-Kampel: Hanswurst, Bernardon, Kasperl. Österreichische Gegenentwürfe zum norddeutsch-protestantischen Aufklärungsparadigma. In: Komik in der österreichischen Literatur. Hg. v. Wendelin Schmidt-Dengler, Johann Sonnleitner u. Klaus Zeyringer. Berlin: Erich Schmidt 1996 (=Philologische Studien und Quellen, Bd. 142), S. 33–55, hier S. 35, Anm. 12.

164 Hilde Haider-Pregler: Des sittlichen Bürgers Abendschule. Bildungsanspruch und Bildungsauftrag des Berufstheaters im 18. Jahrhundert. Wien/München: Jugend und Volk 1980, S. 304; vgl. dazu auch die Dissertation von Matthias Manky: Cornelius von Ayrenhoff. Ein Wiener Theaterdichter. Hannover: Wehrhahn 2013, bes. S. 141–183.

165 Wolfgang Neuber: Diskursmodell Volkstheater. Zu Stellung und Funktion der Altwiener Volkskomödie in der österreichischen Aufklärung. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 18/2 (1993), S. 29–52, hier S. 30.

166 So Müller-Kampel: Hanswurst, Bernardon, Kasperl. Österreichische Gegenentwürfe zum norddeutsch-protestantischen Aufklärungsparadigma, S. 40.

167 James van Horn Melton: Von Versinnlichung zur Verinnerlichung. Bemerkungen zur Dialek-

von Kritik und Gelehrsamkeit war dabei aber aus guten Gründen kaum die Rede, sieht man einmal von Ausnahmerecheinungen wie der 1767 im Kärntnertheater aufgeführten Komödie *Der auf den Parnaß versetzte grüne Hut* ab, die Christian Gottlob Klemm gegen den entschiedenen Widerstand des darin mitsamt seiner an Gottsched geschulten Regeldramaturgie verspotteten Rivalen Sonnenfels durchgesetzt hat.<sup>168</sup> Die charakteristische Öffentlichkeit des traditionellen Wiener Theaters ist grundverschieden vom genetischen Diskursmodell der kritisch-rationalen bürgerlichen Öffentlichkeit à la Jürgen Habermas, wonach „die Bürger im *literarischen* Rasonnement, im Gespräch über Literatur, jene Öffentlichkeitsformen ein[übten], die später zur Voraussetzung eines politischen Rasonnements werden konnten“.<sup>169</sup> Abgesehen von der längst gängigen Erkenntnis, dass „Habermas die geschichtliche Rolle des literarischen Rasonnements überzubewerten scheint“,<sup>170</sup> zählt dabei weniger der Gehalt als vielmehr die Gestalt und Ordnung des Diskurses. Dieser existierte im Wiener Theaterleben vor Sonnenfels kaum in Form eines elaborierten kritisch-rationalen Rasonnements und brachte auch keine entsprechende Praxis hervor. Selbst auf thematisch-funktionaler Ebene ist nicht zu übersehen, dass die Wiener Komödie im Gegensatz etwa zum zeitgenössischen Pariser Theater kaum „den entscheidenden Umschlagplatz jenes kritischen Wissens“ darstellte, „dessen fortschreitende Vermittlung im Zentrum des Prozesses der Aufklärung stand“.<sup>171</sup> Als beliebte kulturvermittelnde Institution mit erstaunlichem Beharrungsvermögen war das Wiener Spaßtheater des 18. Jahrhunderts vielmehr ein herausragender *Bezugspunkt* aufklärerischer Polemik, im Sinne eines breitenwirksamen

---

tik repräsentativer und plebejischer Öffentlichkeit. In: Österreich im Europa der Aufklärung. Kontinuität und Zäsur in Europa zur Zeit Maria Theresias und Josephs II. Internationales Symposium in Wien 20.–23. Oktober 1980. Bd. 2. Hg. v. [...] Richard Georg Plaschka u. Grete Klingenstein. Wien: ÖAW 1985, S. 919–941, hier S. 924.

168 Vgl. Haider-Pregler: Die Schaubühne als „Sittenschule“ der Nation, S. 211–213; mehr dazu in Margret Dietrich: Der „Grüne Hut“ in der Wiener Aufklärung, oder: Hanswurst auf dem Parnaß. In: *Austriaca*. Beiträge zur österreichischen Literatur. Festschrift für Heinz Politzer zum 65. Geburtstag. Hg. v. Winfried Kudzus u. Hinrich C. Seeba in Zusammenarbeit mit Richard Brinkmann. Tübingen: Niemeyer 1975, S. 43–58.

169 So die kursorische Zusammenfassung von Jochen Schulte-Sasse: Einleitung: Kritisch-rationale und literarische Öffentlichkeit. In: *Aufklärung und literarische Öffentlichkeit*. Hg. v. Christa Bürger u. a. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1980 (=Hefte für Kritische Literaturwissenschaft, Bd. 2), S. 12–35, hier S. 17.

170 So schon ebd., S. 18.

171 Hans Ulrich Gumbrecht: Das französische Theater des 18. Jahrhunderts als Medium der Aufklärung. In: *Sozialgeschichte der Aufklärung in Frankreich*. 12 Originalbeiträge. Teil 2: Medien, Wirkungen. Hg. v. Hans Ulrich Gumbrecht, Rolf Reichardt u. Thomas Schleich. München/Wien: Oldenbourg 1981 (=Ancien régime. Aufklärung und Revolution, Bd. 4), S. 66–87, hier S. 66.

Katalysators folglich bald auch Gegenstand verschiedenster Bemühungen um ideologische Indienstnahme. Insgesamt aber blieb die seit Philipp Hafner zunehmend auch verschriftlichte ‚Volkskomödie‘ als lange primär oral tradiertes und dem Publikum auf der Bühne vermitteltes Genre vorerst ein eigenständiger und ‚ungleichzeitiger‘ Funktionsbereich kulturellen Schaffens, dessen ästhetische Wechselwirkung mit den im Rahmen der Aufklärung erst entstehenden schriftlich-literarischen Gattungen noch eingehender untersucht werden müsste.<sup>172</sup>

Demgegenüber spielt die josephinische Broschüre von Beginn an eine herausragende Rolle für die Herausbildung einer aufgeklärten, kritisch-rationalen Öffentlichkeit.<sup>173</sup> Sie „ist ein für die Habsburgermonarchie wie auch den ganzen deutschsprachigen Raum der Periode einzigartiges literarisches Medium“<sup>174</sup> und steht hier paradigmatisch für einen durchaus spezifischen, nämlich populären josephinischen Öffentlichkeitstypus.<sup>175</sup> Dieser konstituiert sich hier im Übrigen kaum in der Diskussion literarischer, sondern allererst politischer Sachverhalte:

Das Publikum verlangte nicht nach poetischen Werken, sondern nach Aktualität. Im Brennpunkt des öffentlichen Interesses standen die Reformen *Josephs II.* Ein hochaktuelles Thema von größter Tragweite bot sich der Broschürenpublizistik an: die Auseinandersetzung Kirche – Staat; darüber hinaus erstreckte sich die Diskussion über juridische, soziale und humane Fragen.<sup>176</sup>

So erweist sich die innerliterarische Form- und Gattungsgeschichte ihrerseits als Korrelat des spezifischen Bedingungsgefüges josephinischer Textproduktion. Gerade zur kulturhistorischen Erforschung österreichischer Aufklärung empfiehlt sich deshalb ein weit gefasster Literaturbegriff, der in der Lage ist, auch ‚subliterarische‘ Genres zu berücksichtigen. Die vergleichsweise modernen Formen literarischer Produktion, Distribution und Konsumtion und mithin kultu-

172 Vgl. dazu grundlegend Leslie Bodi: Wiener Volkskomödie und Roman im 18. Jahrhundert. In: *Neohelicon* 1 (1973), H. 3–4, S. 129–168.

173 Vgl. dazu Hans-Joachim Jakob: Die Folianten bilden Gelehrte, die Broschüren aber Menschen. Studien zur Flugschriftenliteratur in Wien 1781–1791. Frankfurt a. M. u. a.: Lang 2001 (=Europäische Hochschulschriften, Reihe 1, Bd. 1809).

174 Bodi: Zur Problematik des Reformabsolutismus in der Habsburgermonarchie, S. 159.

175 Zu diesem Begriff vgl. Norbert Christian Wolf: Blumauer gegen Nicolai, Wien gegen Berlin: Die polemischen Strategien in der Kontroverse um Nicolais ‚Reisebeschreibung‘ als Funktion unterschiedlicher Öffentlichkeitstypen. In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 21 (1996), H. 2, S. 27–65, hier S. 54 f.

176 Marianne Lunzer: Josephinisches und antijosephinisches Schrifttum. In: *Öffentliche Meinung in der Geschichte Österreichs*. Hg. v. Erich Zöllner. Wien: Österreichischer Bundesverlag 1979, S. 53–63, hier S. 55.

reller ‚Aneignung‘<sup>177</sup> im Rahmen der Wiener ‚Broschürenflut‘ verweisen nämlich in weitaus umfassenderem Maße als die – wie immer adaptierten – herkömmlichen Medien und Gattungen auf den säkularen kulturellen Ausgleichsprozess im Vollzug der Aufklärung.

An zwei paradigmatischen systemischen Oppositionen lassen sich sowohl charakteristische Züge der österreichischen Aufklärung veranschaulichen als auch charakteristische Forschungsdefizite illustrieren: Es geht zum einen um die in territorialer Hinsicht *systemübergreifende* Konkurrenzstellung zwischen den Metropolen Wien und Berlin, zum anderen um die *systeminterne* Konkurrenz zwischen Wien und der literarischen Provinz in der multinationalen Habsburgermonarchie. Zunächst ist der für das österreichische Selbstverständnis so zentrale Gegensatz zu Preußen der negative Bezugspunkt zahlreicher heimischer literarischer Bemühungen. Die sich im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts etablierende deutschsprachige Literatur in Österreich versteht sich notgedrungen von Beginn an als Gegenentwurf zu der sich selbst hegemonial wählenden preußisch-norddeutschen Aufklärungsliteratur. Politisch ist das eine Begleiterscheinung des Österreichischen Erbfolgekriegs (1740–1748) sowie des Siebenjährigen Krieges (1756–1763) – eine militärische und propagandistische Auseinandersetzung, die hier wie dort auch literarisch in zahlreichen Liedern und Gedichten geführt wurde.<sup>178</sup> An dieser Stelle sei für die österreichische Seite nur pauschal auf die patriotischen Oden des Michael Denis verwiesen,<sup>179</sup> die um 1760 in ideologischer Hinsicht

177 Vgl. die diesbezüglichen Überlegungen in Michel de Certeau: *Kunst des Handelns*. Berlin: Merve 1988, S. 13–16, 26–29 u. bes. 293–311. Die methodologische Debatte über das Konzept kultureller ‚Aneignung‘ (im Unterschied zur passiveren ‚Rezeption‘) und ihre theoriegeschichtlichen Kontexte rekonstruiert Marian Füssel: *Die Kunst der Schwachen. Zum Begriff der ‚Aneignung‘ in der Geschichtswissenschaft*. In: *Sozial.Geschichte. Zeitschrift für historische Analyse des 20. und 21. Jahrhunderts*. N. F. 21 (2006), H. 3, S. 7–28.

178 Dazu insgesamt, aber vor allem aus nord- und mitteldeutscher Perspektive Annika Hildebrandt: *Die Mobilisierung der Poesie. Literatur und Krieg um 1750*. Berlin/Boston: de Gruyter 2019 (=Studien zur deutschen Literatur, Bd. 220). Die österreichische Perspektive im Speziellen beleuchtet Johannes Birgfeld: *Kriegspoese für Zeitungsleser oder der Siebenjährige Krieg aus österreichischer Sicht. Michael Denis' Poetische Bilder der meisten kriegerischen Vorgänge in Europa seit dem Jahr 1756 im Kontext des zeitgenössischen literarischen Kriegsdiskurses*. In: „Krieg ist mein Lied“. *Der Siebenjährige Krieg in den zeitgenössischen Medien*. Hg. v. Wolfgang Adam u. Holger Dainat in Verbindung mit Ute Pott. Göttingen: Wallstein 2007 (=Schriften des Gleimhauses Halberstadt, Bd. 5), S. 215–239. Eine Integration beider Perspektiven unternehmen jetzt Annika Hildebrandt u. Steffen Martus: „Daß keiner nur durch Macht fällt, stehet, oder steigt“. *Konfessionelle und politische Konkurrenzen in der Dichtung des Siebenjährigen Kriegs*. In: *Katholische Aufklärung in Europa und Nordamerika*. Hg. v. Jürgen Overhoff u. Andreas Oberdorf. Göttingen: Wallstein 2019 (=Das achtzehnte Jahrhundert, Supplementbd. 25), S. 297–316.

179 Vgl. Michael Denis: *Poetische Bilder der meisten kriegerischen Vorgänge in Europa seit dem Jahr 1756*. 2 Tle. Wien: Kurzböck 1760–1761; zum Kontext vgl. Martus: *Aufklärung*, S. 654 f.;

eine Tradition fortsetzen, die von Franz Christoph von Scheybs „Ehren-Gedicht“ *Theresiade* (1746) begründet worden war.<sup>180</sup> Die zuerst konfessionelle und politische Konkurrenz verfestigte sich im Gefolge der Wiener Rezeption von Nicolais *Literaturbriefen*<sup>181</sup> und später seiner *Reisebeschreibung* sowie der anschließenden Kontroverse<sup>182</sup> zu einer regelrechten Aversion gegen das protestantische Preußen und insbesondere gegen dessen Hauptstadt Berlin. Der kulturell desintegrative Schlagabtausch, der sich auch in den konkurrierenden ‚Fortsetzungen‘ von Pezzls Thesenroman *Faustin* niederschlug (vgl. unten III.2.4), gipfelte auf österreichischer Seite in verschiedenen teils anonym erscheinenden Sammlungen von polemischen *Briefen*, deren tatsächliche Druckorte – genauso wie manche Verfasser – zum Teil noch unklar sind, aber offenbar alle in der Habsburgermonarchie lagen.<sup>183</sup> So kann die häufig für die kulturelle Rückständigkeit des gesamten deutschen Sprachraums verantwortlich gemachte konfessionelle und politische ‚Parzellierung‘ noch im 18. Jahrhundert zu einem herausragenden Anlass literarischer Polemik werden, wobei deren konkrete Texte im Sinne kultureller Identitätsstiftung vor allem von sozialhistorischem und mentalitätengeschichtlichem Interesse sind. Genauere Prüfung verdient in diesem Zusammenhang die These

---

Annika Hildebrandt: Von Barde zu Barde. Die Wiener Aufklärung in Michael Denis' Topographie der deutschen Literatur. In: Topographien der Antike in der literarischen Aufklärung. Hg. v. A. H., Charlotte Kurbjuhn u. Steffen Martus. Bern u. a.: Lang 2016 (=Publikationen zur Zeitschrift für Germanistik N. F., Bd. 30), S. 201–215.

- 180 Vgl. Frantz Christoph von Scheyb: *Theresiade: Ein Ehren-Gedicht*. 2 Bde. Wien: Jahn 1746; dazu Hildebrandt: *Die Mobilisierung der Poesie*, S. 139–176.
- 181 Vgl. Norbert Christian Wolf: *Polemische Konstellationen: Berliner Aufklärung, Leipziger Aufklärung und der Beginn der Aufklärung in Wien (1760–1770)*. In: *Berliner Aufklärung. Kulturwissenschaftliche Studien*. Bd. 2. Hg. v. Ursula Goldenbaum u. Alexander Kosenina. Hannover: Wehrhahn 2003, S. 34–64.
- 182 Zur desintegrativen Funktion der Auseinandersetzung zwischen den Wiener Aufklärern und Nicolai vgl. Wolf: *Konfessionalität, Nationalität und aufgeklärter Patriotismus*; ders.: *Blumauer gegen Nicolai, Wien gegen Berlin*.
- 183 Vgl. Johann Friedel: *Briefe aus Wien verschiedenen Inhalts an einen Freund in Berlin*. Leipzig/Berlin [=Preßburg?]: o. V. 1783, 1784; [Carlo Antonio v. Pilati:] *Briefe aus Berlin über verschiedene Paradoxe dieses Zeitalters. An den Verfasser der Briefe aus Wien an einen Freund in Berlin*. Berlin/Wien o. V. 1784; [Leopold A. Hoffmann:] *Zehn Briefe aus Österreich an den Verfasser der Briefe aus Berlin*. o. O.: o. V. 1784. [Johann Rautenstrauch:] *Beylage zu den Briefen aus Berlin über verschiedene Paradoxe dieses Zeitalters; in neuen Briefen an den Verfasser derselben und einer Nachricht an das Publikum*. Wien/Berlin: o. V. 1784; Johann Friedel: *Briefe aus Wien verschiedenen Inhalts an einen Freund in Berlin*. Leipzig/Berlin [=Preßburg?]: o. V. 1785; *Briefe aus Berlin über verschiedene Paradoxe dieses Zeitalters. Zweiter Theil*. Berlin/Wien: o. V. 1785; dazu Bodi: *Tauwetter in Wien*, S. 171–176; Ernst Wangermann: *Die Waffen der Publizität. Zum Funktionswandel der politischen Literatur unter Joseph II.* Wien/München: Verlag für Geschichte und Politik/Oldenbourg 2004 (=Schriftenreihe des Instituts für Österreichkunde), S. 96–103.

Leslie Bodis, dass sich „in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Problematik von zwei verschiedenen, sich teils aber auch überschneidenden Kulturen desselben plurizentrischen Sprachbereichs heraus[bildete]“.<sup>184</sup>

Ein lange vernachlässigtes Thema der Forschung zur österreichischen Aufklärung ist das kulturelle Verhältnis zwischen der deutschsprachigen Residenzstadt Wien und den verschiedensprachigen habsburgischen Provinzen, das durch die historiografischen Arbeiten Judsons und Fillafers wieder stärker in den Blick gerückt wurde. Nicht zu Unrecht hat Robert J. W. Evans vor bald vierzig Jahren betont, dass „das geistesgeschichtliche Studium des Josephinismus meist Wienzentrisch und groß-österreichisch eingestellt war“.<sup>185</sup> Über das zum Teil rege literarische Leben in den Provinzen der Habsburgermonarchie – selbst in den deutschsprachigen – ist für das 18. Jahrhundert relativ wenig bekannt<sup>186</sup> und noch weniger gedruckt.<sup>187</sup> Um sich davon einen allgemeinen Überblick zu verschaffen, muss man nach wie vor auf den zweiten Band (1914) der *Deutsch-Österreichischen Literaturgeschichte* von Johann Willibald Nagl, Jakob Zeidler und Eduard Castle zurückgreifen, der freilich – wie auch die meisten der eher spärlichen späteren germanistischen Studien – auf deutschsprachige Schriften beschränkt war. Bemerkenswert und richtungsweisend sind hier etwa die Arbeiten über Preßburg<sup>188</sup> (das heutige Bratislava) oder die instruktive Studie zu den literarischen Almanachen der habsburgischen Kronländer von Wilhelm Haefs und York-Gothart Mix, die gegenüber der „Wiener Metropole mit der josephinischen Literatur“ überraschenderweise eine „relative Eigenständigkeit des literarischen Lebens in der Provinz“ aufzeigt und insgesamt „eine territorial stark differenzierte Rezeption der Aufklärung zu erkennen“ gibt.<sup>189</sup> Angesichts seines

184 Bodi: Zur Problematik des Reformabsolutismus in der Habsburgermonarchie, S. 154.

185 Robert J. W. Evans: Über die Ursprünge der Aufklärung in den habsburgischen Ländern. In: Das achtzehnte Jahrhundert und Österreich 2 (1985), S. 9–31, hier S. 9 f; Evans fasst in seinem Artikel deshalb die kulturelle Vorgeschichte „des Aufklärungsprozesses aus gesamtmonarchischer Sicht ins Auge“.

186 Vgl. schon Bodi: Tauwetter in Wien, S. 28 f.; dazu auch die Überlegungen in Eduard Beutner: Österreichische Literatur in der Zeit der Aufklärung. Forschungsdesiderate und Probleme ihrer Darstellung im Rahmen einer österreichischen Literaturgeschichte. In: Geschichte der österreichischen Literatur. Teil. I. Hg. v. Donald G. Daviau u. Herbert Arlt. St. Ingbert: Röhrig 1996 (=Österreichische und internationale Literaturprozesse, Bd. 3, Tl. I), S. 40–48, hier S. 44.

187 Vgl. etwa die unveröffentlichte Untersuchung von Michael Wögerbauer: Die Ausdifferenzierung des Sozialsystems Literatur in Prag von 1760 bis 1820. Wien: phil. Diss. 2006.

188 Vgl. den Sammelband: Deutsche Sprache und Kultur im Raum Pressburg. Bremen: Ed. Lumière 2002, sowie die Monografie: Jozef Tancer: Im Schatten Wiens. Zur deutschsprachigen Presse und Literatur im Pressburg des 18. Jahrhunderts. Bremen: Ed. Lumière 2008.

189 Wilhelm Haefs u. York-Gothart Mix: Der Musenhort in der Provinz. Literarische Almanache in den Kronländern der österreichischen Monarchie im ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhundert. In: Archiv für Geschichte des Buchwesens 27 (1986), S. 171–194, hier S. 191 f.

auf Wien ausgerichteten thematischen Fokus kann allerdings auch das vorliegende Buch zu dieser Problematik wenig beitragen.

## 8. SOZIOGENESE DER WIENER AUFKLÄRUNG: ANSÄTZE UND MODELLBILDUNGEN

In seinem erst postum erschienenen, unvollendeten Buch *Mozart. Zur Soziologie eines Genies* (1991), das als seltenes Beispiel einer soziologischen Kulturanalyse des ausgehenden 18. Jahrhunderts im deutschen Sprachraum gelten kann, hat der einflussreiche deutsch-jüdische Soziologie Norbert Elias versucht, das Schaffen und letztliche Scheitern des großen Komponisten im damaligen Wien sozialwissenschaftlich zu erklären. Es sei deshalb etwas genauer gewürdigt. Elias stützt sich auf das figurationssoziologische Konzept des „Kanonkonfliktes“: Ein solcher Gegensatz entsteht ihm zufolge in „Übergangszeiten“ regelmäßig „aus der Dynamik des Konflikts zwischen den Kanons absteigender älterer und denen aufsteigender neuerer Schichten“; bei Mozart spiele er sich „nicht etwa nur im weiten sozialen Feld zwischen den Kanons höfisch-aristokratischer und denen bürgerlicher Schichten ab“, sondern vor allem auch „in Mozart selbst“, also im historischen Individuum, wo er eben dessen „ganze soziale Existenz“ durchzogen habe.<sup>190</sup> Während es in Nord- und Mitteldeutschland während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts im Bereich der Literatur und Philosophie möglich geworden sei, „sich von dem höfisch-aristokratischen Geschmackskanon freizumachen“, sei die Situation im Bereich der Musik zu dieser Zeit noch ziemlich anders gewesen, „ganz besonders in Österreich und dessen Hauptstadt Wien, dem Sitz des Kaiserhofes“; Elias skizziert sie folgendermaßen:

Die auf diesem Gebiet tätigen Menschen waren [...] in sehr hohem Maße von der Gunst, der Patronage und so auch von dem Geschmack höfisch-aristokratischer Kreise (und der an ihnen orientierten städtisch-bürgerlichen Patriziate) abhängig. In der Tat, bis in die Generation Mozarts hinein mußte ein Musiker, der sozial als ernstzunehmender Künstler anerkannt und zugleich in der Lage sein wollte, sich und seine Familie zu ernähren, eine Position innerhalb des Netzwerks der höfisch-aristokratischen Institutionen und ihrer Ableger finden. Er hatte keine andere Wahl. Wenn er die Berufung zu hervorragenden Leistungen, ob als Ausführender oder als Komponist, in sich fühlte, war es so gut wie selbstverständlich, daß er sein Ziel nur auf dem Weg über eine feste Anstellung bei einem Hof, vorzugsweise bei einem reichen und prächtigen Hof, erreichen konnte.<sup>191</sup>

<sup>190</sup> Elias: Mozart, S. 18.

<sup>191</sup> Ebd., S. 21.

Ein solcher Hof war mit gewissen Abstrichen jener des Salzburger Fürsterzbischofs Hieronymus von Colloredo (1732–1812), ohne jede Einschränkung aber der Wiener Kaiserhof, der größte und prächtigste Hof des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation.<sup>192</sup> 1781 nun hat Mozart seine Anstellung am Salzburger Hof gekündigt und übersiedelte nach Wien, was einer Revolte gleichkam. Elias beschreibt „Mozarts Entscheidung, seinen Dienst in Salzburg aufzugeben“, mit soziologischen Kategorien: „Statt als fester Angestellter eines Patrons wollte er seinen Lebensunterhalt fortan als ‚freier Künstler‘ verdienen, durch den Verkauf seines Geschicks als Musiker und seiner Werke auf dem offenen Markt.“<sup>193</sup> Während ein ‚freier Markt‘ damals zumindest im protestantischen Deutschland für „literarische Erzeugnisse“ in Ansätzen bestanden habe, sei die Entwicklung im Bereich der Musik dort und in Wien vergleichsweise rückständig gewesen:

Mozarts Entschluß, sich als ‚freier Künstler‘ zu etablieren, fiel in eine Zeit, in der von der Gesellschaftsstruktur her für Musiker hohen Ranges eigentlich noch kein solcher Platz vorhanden war. Die Herausbildung eines Musikmarktes und der zugehörigen Institutionen steckte noch in den Anfängen; die Ausrichtung von Konzerten für ein zahlendes Publikum und die Tätigkeit von Verlegern, die Werke bekannter Komponisten verkauften und ihnen dafür Honorare vorschossen, waren bestenfalls im Aufbau begriffen. Insbesondere fehlen noch weithin die Institutionen eines überlokalen Marktes.<sup>194</sup>

So sei Mozart, als er mit seinem Salzburger Dienstherrn brach, „ein außerordentliches Risiko“ eingegangen: „Er setzte sein Leben, seine ganze soziale Existenz aufs Spiel“<sup>195</sup> – und habe dieses Spiel verloren, weil sich die „Wiener Society“, „mit dem Kaiser an der Spitze“, nach der Uraufführung von *Le nozze di Figaro* (1786) „von ihm abgewandt“ habe.<sup>196</sup> Elias nun schließt daraus für Mozarts weiteres Schicksal: „Im Grund war er auch als ‚freier Künstler‘, wie jeder Handwerkskünstler, noch von einem begrenzten lokalen Abnehmerkreis abhängig. Dieser Kreis war ziemlich fest in sich geschlossen, ziemlich dicht integriert. Wenn es sich da herumsprach, daß der Kaiser einen Musiker nicht besonders schätzte, ließ man ihn in der guten Gesellschaft einfach fallen.“<sup>197</sup> Demnach hätte Mozart sich wohl schlicht verspekuliert, als er sich für die Vertonung des als aufmüpfig gel-

192 Vgl. Volker Bauer: Die höfische Gesellschaft in Deutschland von der Mitte des 17. bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. Tübingen: Niemeyer 1993 (=Frühe Neuzeit, Bd. 12), S. 63–118.

193 Elias: Mozart, S. 40.

194 Ebd., S. 41 f.

195 Ebd., S. 42.

196 Ebd., S. 44.

197 Ebd., S. 45.

tenden aufklärerischen Sujets entschied. War diese Entscheidung aber tatsächlich nur das Ergebnis einer naiven Fehlkalkulation, oder gab es doch auch objektive Gründe für sie – und auch dafür, dass Mozart am 4. April 1781 anlässlich seines Bruchs mit Salzburg „für [s]ein *Metier*“ gerade Wien als den „beste[n] ort von der Welt“<sup>198</sup> bezeichnet hatte? Wie lässt sich Mozarts auffallende Begeisterung für die josephinische Kaiserstadt erklären, wie seine Überzeugung, nur hier als ein Künstler reüssieren zu können, der sich nicht den Zumutungen und Zwängen eines absolutistischen Hofes unterwarf? Was hat ihn hoffen lassen, sich in der Hauptstadt der habsburgischen Erblande künstlerisch und vor allem auch menschlich freier entfalten zu können?<sup>199</sup> Die figurationssoziologischen Überlegungen Elias’ bleiben hier relativ abstrakt und gehen an kaum einer Stelle auf die konkreten Bedingungen kulturellen Schaffens im josephinischen Wien näher ein. Insofern sollten auch einige von seinem Buch aufgeworfenen Fragen im Folgenden beantwortet werden, wobei im Blick auf die Aufklärung nicht die Musik, sondern die literarische Produktion im Zentrum des Interesses stehen muss.

Gegenüber der von Elias entwickelten Figurationssoziologie soll im vorliegenden Buch ein anderer Ansatz der theoriegeleiteten Rekonstruktion jenes gesellschaftlichen Bedingungsgefüges verfolgt werden, das für die Soziogenese österreichischer Aufklärung und Literatur maßgeblich war: Es stützt sich auf die von Pierre Bourdieu entwickelte soziologische Feldtheorie – genauer: seine Theorie der literarischen und künstlerischen Felder.<sup>200</sup> Während die Vertreter der innerhalb der Germanistik lange intensiv diskutierten Systemtheorie sich in erster Linie an relativ abstrakten metatheoretischen Prolegomena abarbeiteten, hat die soziologische Feldtheorie nicht nur in Frankreich schon eine ganze Reihe literaturhistorischer Untersuchungen mit konkreten empirischen Ergeb-

198 Wolfgang Amadé Mozart an Leopold Mozart, 4.4.1781. In: Digitale Mozart-Edition (DME): Briefe und Dokumente: <https://dme.mozarteum.at/DME/briefe/letter.php?mid=1152&cat=> (zuletzt eingesehen am 15.1.2023).

199 Vgl. dazu Volkmar Braunbehrens: Mozart in Wien. München/Zürich: Piper 1989, bes. S. 157–164; H.[oward] C. Robbins Landon: Mozart. Die Wiener Jahre 1781–1791. München: Droemer Knaur 1990; ders.: Mozart and Vienna, including selections from Johann Pezzl’s ‚Sketch of Vienna‘ (1786–90). London: Thames and Hudson 1991, bes. S. 51 u. 192–200; Laurenz Lütteken: Mozart. Leben und Musik im Zeichen der Aufklärung. München: Beck 2017, S. 76–92, bes. S. 78–83.

200 Die umfassendste Darstellung liegt vor in Pierre Bourdieu: Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes [frz. 1992] Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1999. Vgl. auch Klaas Jarchow u. Hans-Gerd Winter: Pierre Bourdieus Kulturosoziologie als Herausforderung der Literaturwissenschaft. In: Praxis und Ästhetik. Neue Perspektiven im Denken Pierre Bourdieus. Hg. v. Gunter Gebauer u. Christoph Wulf. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1993, S. 93–134; Joseph Jurt: Das literarische Feld. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1995; Markus Joch u. Norbert Christian Wolf (Hg.): Text und Feld. Bourdieu in der literaturwissenschaftlichen Praxis. Tübingen: Niemeyer 2005 (=Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, Bd. 108).

nissen hervorgebracht, die sich in diachroner Hinsicht an Bourdieus Abriss entscheidender Faktoren des Ausdifferenzierungs- und Autonomisierungsprozesses in (West-)Europa orientierten:

Das intellektuelle und künstlerische Leben, welches das ganze Mittelalter, einen Teil der Renaissance und in Frankreich – mit dem höfischen Leben – das ganze klassische Zeitalter hindurch von externen Legitimierungsinstanzen beherrscht wurde, befreite sich allmählich in dem Maße ökonomisch und sozial von der Vormundschaft des Adels und der Kirche und ihren ethischen und ästhetischen Ansprüchen, wie sich [1.] ein immer breiteres, sozial immer diversifizierteres virtuelles Publikum bildete. Dieses konnte den Produzenten von symbolischen Gütern nicht nur die Mindestbedingungen ihrer ökonomischen Unabhängigkeit gewährleisten, sondern auch ein konkurrierendes Legitimitätsprinzip bieten. Das geschah in dem Maße, wie sich in Wechselwirkung mit dieser Entwicklung [2.] eine immer größere und immer differenziertere Gruppe von Produzenten und Händlern von symbolischen Gütern herausbildete, die mit zunehmender Professionalisierung immer weniger geneigt war, andere Zwänge gelten zu lassen als die technischen Notwendigkeiten und die Normen, denen der Zugang zur Profession unterliegt; in dem Maße schließlich, wie [3.] Zahl und Vielfalt der um die kulturelle Legitimität konkurrierenden Konsekrationsinstanzen – etwa Akademien oder Salons – und Diffusionsinstanzen zunahm [sic], deren Auswahloperationen eine spezifisch intellektuelle oder künstlerische Legitimität besitzen, auch wenn sie, wie Verlagshäuser und Theaterleitungen, immer auch ökonomischen und sozialen Zwängen unterliegen, die über sie das geistige Leben selbst beeinflussen können.<sup>201</sup>

Diese Skizze macht deutlich, dass im Wien des 18. Jahrhunderts von einem ausgebildeten intellektuellen bzw. kulturellen Feld in Bourdieus Verständnis ‚relativer Autonomie‘<sup>202</sup> nicht die Rede sein kann.<sup>203</sup> Tatsächlich war hier die Einflussnahme durch die dem kulturellen Feld äußerlichen Instanzen, insbesondere der politischen und religiösen Macht, noch so groß, die wirtschaftliche Un-

201 Vgl. Pierre Bourdieu: Der Markt der symbolischen Güter. In: P. B.: Schriften. Hg. v. Franz Schultheis u. Stephan Egger. Bd. 12.1: Kunst und Kultur. Zur Ökonomie symbolischer Güter. Schriften zur Kultursoziologie 4. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2014, S. 15–96, hier S. 16.

202 Vgl. die Einschränkung ebd., S. 15, Anm. 1: „Relative Autonomie impliziert natürlich Abhängigkeit, so dass außerdem sowohl die Form, die die Beziehung des intellektuellen Feldes zu den anderen Feldern und insbesondere zum Feld der Macht jeweils annimmt, als auch die spezifisch ästhetischen Auswirkungen einer solchen strukturellen Abhängigkeit untersucht werden müssen.“

203 Charakteristisch für das ausgeprägte, (relativ) autonome literarische Feld im späten 19. Jahrhundert ist das eigentümliche, nämlich geradezu indirekt proportionale Verhältnis seiner inneren Hierarchie zu ökonomischen (sowie politischen) Zwängen; vgl. Bourdieu: Die Regeln der Kunst, S. 187 f. u. ö.

abhängigkeit eines Literatur- und Kunstmarktes demgegenüber noch so gering, dass die Voraussetzung für eine „*methodologische Autonomisierung*“, die die strukturalistische Methode vollzieht, indem sie das intellektuelle Feld als ein von immanenten Kräften *quasi* beherrschtes System *behandelt*“, „vom Gegenstand her“ nicht erfüllt scheint.<sup>204</sup> Bourdieu hat die Angemessenheit seines Ansatzes denn auch nachdrücklich auf eine bestimmte historische Situation beschränkt.<sup>205</sup> Im Bewusstsein dieser theoretisch begründeten Einschränkung scheint indes die kontrollierte Anwendung Bourdieu'scher Kategorien gerade auf die partielle Etablierung eines literarischen Feldes im Wien der 1780er und beginnenden 1790er Jahre vielversprechend, nachdem hier während der 1760er und 1770er Jahre zwar wichtige Schritte zur kulturellen Rezeption der westeuropäischen sowie nord- und mitteldeutschen Aufklärung erfolgt sind, aber noch kaum eine eigenständige Form der Aneignung zu erkennen ist, die literarische Texte von überregionaler Bedeutung hervorgebracht hätte – und sei es auch nur aus der Perspektive zeitgenössischer Wahrnehmung. Eine soziologische Feldanalyse, insbesondere eine Untersuchung der Einwirkung von ‚feldexternen‘ bzw. das Feld begrenzenden heteronomen Faktoren – eine Analyse also der Position des kulturellen Feldes im umfassenden Feld der Macht<sup>206</sup> – erlaubt es nämlich, die konstitutiven Elemente eines regionalen Literatursystems<sup>207</sup> komparativ zu ermitteln, wie immer ‚unterentwickelt‘ (im Sinne einer Autonomisierung) dieses auch sein mag.<sup>208</sup> Eine solche Vorgangweise kann sich trotz gelegentlicher Mahnungen zur Vorsicht<sup>209</sup> auf Bourdieu selbst berufen.<sup>210</sup>

204 Pierre Bourdieu: Künstlerische Konzeption und intellektuelles Kräftefeld. In: P. B.: Zur Soziologie der symbolischen Formen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1991, S. 75–124, hier S. 77.

205 Vgl. ebd., S. 85.

206 Vgl. Bourdieu: Die Regeln der Kunst, S. 341 f.

207 Der Begriff des regionalen ‚Literatursystems‘, den Norbert Mecklenburg: Stammesbiologie oder Kulturraumforschung, S. 13, im Sinne einer systemtheoretischen Kategorie einführt, wird auch in der vorliegenden feldtheoretisch orientierten Arbeit verwendet, da er im Gegensatz zu dem – in der Analyse zentralen – Begriff des ‚literarischen Feldes‘ *nicht* an eine bestimmte historische Entwicklung gebunden ist und somit auch heteronome feldähnliche Gebilde vor der eigentlichen Differenzierung und Autonomisierung des literarischen Feldes umfasst.

208 Methodologische Voraussetzung hierfür ist ein gegenüber der Bourdieu'schen Konzeption erweiterter Feldbegriff bzw. dessen undogmatische Anwendung im Sinne des Postulats von Denis Saint-Jacques u. Alain Viala: A propos du champ littéraire. Histoire, géographie, histoire littéraire. In: Annales HSS 2 (1994), S. 395–406, hier S. 404, „que la définition du concept doit être retenue en ses données premières (un espace social fondé sur une pratique ayant ses spécifications indentifiables et ses réseaux de valeurs autonomes, et un ensemble structuré de systèmes de différences) sans exiger, pour le tenir comme pertinent, que le modèle postromantique français (de la littérature comme fin en soi en tant que seule valeur légitime) y soit dupliqué.“

209 Vgl. Bourdieu: Die Regeln der Kunst, S. 188, Anm. 1.

210 Vgl. Bourdieu: Künstlerische Konzeption und intellektuelles Kräftefeld, S. 85 f., Anm. 13:

Für das vorliegende Buch dient Alain Vialas Arbeit über die Entstehung eines ersten, freilich noch ‚zerbrechlichen‘ literarischen Feldes im Frankreich des 17. Jahrhunderts als Vergleichsfolie.<sup>211</sup> Viala führt den die literarische Praxis revolutionierenden enormen Anstieg an kultureller Legitimität auf die zahlreichen Gründungen von Akademien zurück und erklärt den neuen sozialen und rechtlichen Status der Autoren mit der Gewichtsverlagerung vom Klientelwesen zu einem System des Mäzenats mit starkem staatlichen Engagement. Darüber hinaus motiviert er das Entstehen einer literarischen Öffentlichkeit aus dem Anwachsen und der Differenzierung von potentiellen Rezipientenschichten.<sup>212</sup> Es geht ihm dabei keineswegs um eine gleichsam ‚mythologische‘ Suche nach Ursprüngen, sondern um die großen Figurationen, die den Prozess der Herausbildung eines literarischen Feldes historisch markieren.<sup>213</sup> Bereits vor ihm hat Éric Walter dessen großflächige Entwicklungslinien hin zur französischen Aufklärung in einer „Pluralität von Prozessen“ zusammengefasst, zu denen er Säkularisierung, interne Hierarchisierung, Politisierung und Legitimierung, ja Sakralisierung zählt, die ihrerseits eine interne Diversifizierung und Autonomisierung des literarischen Feldes sowie schließlich das Entstehen einer bis dahin unvorstellbaren intellektuellen Macht befördert haben.<sup>214</sup> Dabei sollte freilich in ökonomischer Hinsicht

---

„Selbstverständlich können die aus der Studie eines etablierten intellektuellen Kräftefeldes gewonnenen Axiome das Prinzip einer strukturalistischen Interpretation von Feldern abgeben, die [...] aus einer anderen historischen Entwicklung hervorgegangen oder aber erst im Begriff sind zu entstehen.“

- 211 Alain Viala: *Naissance de l'écrivain. Sociologie de la littérature à l'âge classique*. Paris: Minuit 1985; eine deutsche Teilübersetzung des 5. Kapitels liegt vor in Alain Viala: *Geburt des Schriftstellers*. In: *Sprache im technischen Zeitalter 25* (1987), H. 104, S. 320–338; vgl. auch die Zusammenfassung in Siegfried J. Schmidt: *Die Selbstorganisation des Sozialsystems Literatur im 18. Jahrhundert*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1989, S. 313–320.
- 212 Vgl. im vorliegenden Buch die einleitende Zusammenfassung der entsprechenden Abschnitte in den einzelnen Kapiteln des II. Teils.
- 213 Saint-Jacques u. Viala: A propos du champ littéraire, S. 397, sprechen von „les grandes configurations qui jalonnent historiquement le processus“. Insbesondere interessieren sie sich, wie es ebd. heisst, für „les facteurs extérieurs, ‚morphologiques‘, qui ne décident pas mais créent les conditions de possibilité: les modifications qui surviennent au fil de l'histoire dans les populations concernées par de telles pratiques retentissent sur les logiques de la pratique elle-même.“
- 214 Vgl. Éric Walter: *Les auteurs et le champ littéraire*. In: *Histoire de l'édition française*. Hg. v. Roger Chartier u. Henri-Jean Martin. Bd. 2: *Le livre triomphant. 1660–1830*. Paris: Fayard/Cercle de la librairie 1990, S. 499–518, worin u. a. folgende Faktoren zu einer „pluralité de processus“ zusammengefasst werden: „Par rapport à l'Église, le champ littéraire se laïcise. Dans sa relation à l'Etat absolutiste, il hiérarchise ses institutions et, au XVIIIe siècle, se politise. La croissance du marché n'instaure pas un ‚métier‘ d'auteur. Mais, au regard de la société civile, le champ littéraire acquiert légitimité, voire sacralité.“ (S. 500) Und weiter: „Sécularisé et nationalisé par la monarchie, le champ littéraire tend ainsi à s'émanciper de la tutelle absolutiste; plus étendu, plus diversifié, il développe ses virtualités d'autonomie.“ (S. 501) Das französi-

nicht vergessen werden, wie Roger Chartier wiederum einschränkend hervorhebt: „Eine gewisse Autonomie wurde erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts errungen, als die scharfe Konkurrenz der Verlage, angeregt durch die Nachfrage einer nach Lesestoff hungernden Nation, zusammen mit dem neuen Bestreben vieler Autoren, von ihrer Feder zu leben, einen Markt schuf, der seinen eigenen Gesetzen gehorchte und die schriftstellerische Arbeit direkt vergütete, ohne den Umweg über Pensionen und Pfründe zu nehmen.“<sup>215</sup>

Im Vergleich dazu war die Ausgangslage für die Entwicklung eines literarischen Feldes in Wien, wo es keine *époque classique* gegeben hatte, noch im späten 18. Jahrhundert eher schlecht – was seinerseits eine ganz spezifische, allein durch das Epitheton ‚rückschrittlich‘ nicht befriedigend charakterisierte literarische Produktion bedingte. Das soll eine eingehendere Untersuchung belegen, die sich vorerst vor allem auf die Relation zwischen dem (entstehenden) intellektuellen Feld und dem dominanten Feld der Macht konzentriert<sup>216</sup> und Vialas geradezu idealtypische, gleichzeitig jedoch empirische Analyse der französischen Entwicklungen im 17. Jahrhundert als explizite Vergleichsfolie benutzt. Die Angemessenheit einer Betrachtung auch der österreichischen Aufklärung aus territorialer Perspektive lässt sich demgegenüber durch spezifische Formen der in die literarische Praxis massiv eingreifenden Heteronomie im Habsburgerstaat legitimieren:<sup>217</sup> In Wien bildete lange eine extrem restriktive Zensur sowie dann deren signifikante Aufweichung während der ‚erweiterten Preßfreyheit‘ (1781–1795) den legislatorischen Rahmen des erst in Entstehung befindlichen literarischen Feldes, das so vorübergehend eine kennzeichnende, jedoch nur sehr

---

sche 18. Jahrhundert habe eine bis dahin unvorstellbare „émergence d’un pouvoir intellectuel“ (S. 509) erfahren.

215 Chartier: Die kulturellen Ursprünge der Französischen Revolution, S. 76.

216 Vgl. Bourdieu: Die Regeln der Kunst, S. 340.

217 Eine ausführlichere methodologische Grundlegung findet sich in Norbert Christian Wolf: Der Raum der Literatur im Feld der Macht. Strukturwandel im thesianischen und josephinischen Zeitalter. In: Strukturwandel kultureller Praxis. Beiträge zu einer kulturwissenschaftlichen Sicht des thesianischen Zeitalters. Hg. v. Franz M. Eybl. Wien: WUV 2002 (=Jahrbuch der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des achtzehnten Jahrhunderts, Bd. 17), S. 45–70. Daran anschließend, doch mit anderen Akzenten jetzt Norbert Bachleitner: Literatur und Buchmarkt in Österreich im achtzehnten Jahrhundert: ein eigenständiges Feld? In: Bourdieu in der Germanistik. Hg. v. Karsten Schmidt u. Haimo Stiemer. Berlin/Boston: de Gruyter 2022, S. 227–250. Bachleitner hält „die Anwendbarkeit der Feldtheorie auf Epochen vor dem neunzehnten Jahrhundert“ für „äußerst fragwürdig“ (S. 228). Wenn er verneint, dass sich vor 1800 eine Entwicklung „in Richtung einer homogenen österreichischen Literatur“ abzeichnet (S. 231), argumentiert er freilich mit einer Kategorie, die der Feldtheorie selbst heterogen ist, denn soziale Felder sind nach Bourdieu Räume der Auseinandersetzung, nicht des Konsenses. Sie definieren sich durch Machtverhältnisse, nicht durch „Kommunikationsgemeinschaften“ (so aber ebd., S. 245).

partielle ideologische Autonomie erlangte. Dabei bedingte der unsichere Status von Autoren und Legitimationsinstanzen in mehrfacher Hinsicht dessen Ambivalenz,<sup>218</sup> denn hier gab es einerseits kaum ein nennenswertes Mäzenatentum, stattdessen aber staatlich geförderten Nachdruck mit verheerenden Auswirkungen auf die Entwicklung des Autorstatus, und andererseits keine Akademie. Die Universität, die in erster Linie utilitaristisch ausgerichtet war und wenig Raum für freies Selbstdenken bot, stellte dafür nur ungenügenden Ersatz dar, genauso wie die Wiener Freimaurerlogen, die durch das Freimaurerpatent Josephs II. vom 11. Dezember 1785 zudem einer staatlichen Kontrolle unterworfen wurden. Ein besonderes Augenmerk verdienen in diesem Zusammenhang auch die charakteristischen Strukturmerkmale der populären Wiener Öffentlichkeit sowie ökonomische Aspekte des sich hier schneller als in anderen Territorien kommerzialisierenden literarischen Marktes.

All dies erzeugte in seinem Zusammenspiel ein ganz anderes Bedingungsgefüge literarischer Praxis als jenes, das im norddeutsch-protestantischen Literatursystem wirksam war. Trotz seiner manifesten Defizite löste es unter den damaligen Intellektuellen zu Beginn der Alleinregierung Josephs II. gewaltige Hoffnungen in die Reichshaupt- und Residenzstadt Wien aus, während in der zweiten Hälfte dieser Regierungszeit die Enttäuschung immer mehr um sich griff. Die regionale Verhaftung der heimischen literarischen Produktion manifestiert sich dementsprechend schon in einer charakteristischen Chronologie der Phasen einer josephinischen Publizistik (nach der *Deutsch-Österreichischen Literaturgeschichte*):

Ihre Anfänge fallen von den *Sechziger-* bis in die *Siebzigerjahre*, von da ab wächst die Zahl der Zeitungen, bis endlich die „*erweiterte Pressfreyheit*“ von 1781 zu einer beängstigenden Hypertrophie führte. Die „*Wochenschriftenflut*“ der Siebziger- und die „*Broschürenflut*“ der Achtzigerjahre bedeuten die Höhepunkte. *Josef II.* sah sich selbst zu Einschränkungen gezwungen, „*um der unsinnigen Schreibsucht nach und nach ein Ende zu machen*“. Die Zeit der Auflösung von *Borns* Gesellschaft (1786) ist auch die Zeit des Rückganges. Die *Neunzigerjahre* bringen heftige Polemik, bis endlich gegen 1800 ein mähliches Verstummen der Publizistik eintritt und für einige Zeit die „*Wiener Zeitung*“

218 Nachdem Bachleitner, ebd., S. 227–243, die Angemessenheit einer feldtheoretischen Analyse der Wiener Aufklärungsliteratur zunächst in Abrede gestellt hat und dafür allerlei Argumente anführt, die den im Folgenden diskutierten gleichen, beantwortet er abschließend die „Frage nach einem eigenständigen literarischen Feld im Österreich des achtzehnten Jahrhunderts“ überraschenderweise ebenfalls „ambivalent“ (ebd., S. 243). Es wird nicht recht klar, weshalb er davor relativ vehement gegen die Applikation der Feldtheorie sowie gegen eine frühere Fassung der vorliegenden Arbeit polemisiert, um schließlich festzustellen, man könne doch, „wie bereits von Wolf [...] vorgeschlagen, von einem ‚vorausautonomen Feld‘ im Josephinischen Jahrzehnt sprechen.“

und der officiöse „*Eipeldauer*“ fast allein das Feld behaupten. Den Wendepunkt bilden die Wiener Jacobinerprozesse um die Mitte des Jahres 1793. So bietet die josefinische Publizistik nach Inhalt und Personen ein zusammenhängendes Ganze [sic]. Politisch war ihr Standpunkt der *Josefinismus*, literarisch und ästhetisch die *Sonnenfels'sche Geschmacksreform*, wenn auch hier die Einwirkung der deutschen Entwicklung von *Klopstock* bis *Goethe* manche kleine Fronde hervorrief.<sup>219</sup>

Es handelt sich bei den Jahren um und nach 1781, als sich Mozart für seine Übersiedlung nach Wien entschied, eindeutig um eine kulturelle Aufbruchzeit, was viele Zeitgenossen in große Begeisterung versetzte. Man glaubte, es setze hier jetzt eine neue Epoche der Aufklärung ein und Wien werde dabei international eine Führungsrolle übernehmen.<sup>220</sup> Der Umstand, dass literarische Formen und Gattungen die jeweils aktualitätsbezogene publizistische Debatte mehr oder weniger fortsetzten, während sie im öffentlichen Diskurs eine bloß untergeordnete Rolle spielten, kennzeichnet freilich die geringe Autonomisierung des damals tatsächlich erst in einer Konstitutionsphase befindlichen literarischen Feldes.<sup>221</sup> Dies erlaubt es, die Entwicklung der Publizistik sogar als ausschlaggebend für eine Periodisierung der literarischen Produktion des Josephinismus anzusetzen. So ist für Bodi ein Charakteristikum des josephinischen Romans,

daß seine Beziehung zu den ästhetisch wenig durchgebildeten Formen der Gebrauchsliteratur überaus eng bleibt. Die Schriftsteller wechseln oft bewußt zwischen einer stärker und einer weniger stark auf den Aufbau einer fiktiven Welt ausgerichteten Prosa, zwischen Romanform und Broschürenform hin und her. Das österreichische Romanschaffen der Aufklärung geht aus der Broschürenliteratur hervor und die Autoren zeigen die Tendenz, immer wieder auf die offen polemische Form des satirischen Pamphlets zurückzugreifen, in der sie sich heimischer fühlen als in der durchgebildeten Erzählung.<sup>222</sup>

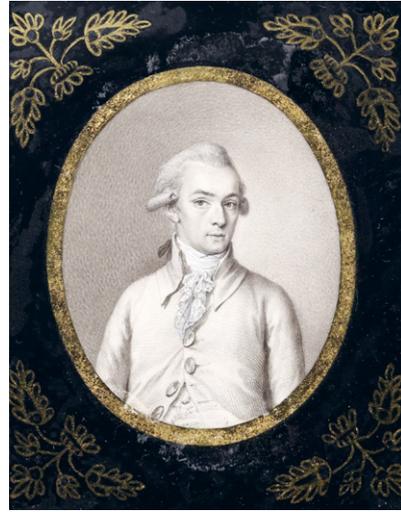
219 Jakob Willibald Nagl, Jakob Zeidler u. Eduard Castle (Hg.): *Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte*. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn. Bd. 2: Von 1750 – 1848. Wien: Fromme 1914, S. 285.

220 Vgl. dazu das Kapitel „Wien: das letzte Fest der Aufklärung“ in Engelhard Weigl: *Schauplätze der deutschen Aufklärung*. Ein Städterundgang. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1997, S. 210–229, sowie die diesbezüglichen Ausführungen in Lütteken: *Mozart*, S. 76–92.

221 Im josephinischen Wien besaß die interne Hierarchie des entstehenden literarischen Feldes noch wenig Gewicht im Verhältnis zu externen Zwängen; es gab auch noch keinen deutlichen „Schnitt zwischen den beiden Polen des Feldes, nämlich dem *Subfeld der eingeschränkten Produktion* [...] und dem *Subfeld der Massenproduktion*“ (Bourdieu: *Die Regeln der Kunst*, S. 344), bzw. keinen „*Brechungseffekt*“ des literarischen Feldes, „den seine spezifische Logik externen Einflüssen oder Anforderungen zufügt“ (ebd., S. 349).

222 Bodi: *Tauwetter in Wien*, S. 183.

Das vergleichsweise heteronome Literatursystem der Habsburgermonarchie ist einerseits ideengeschichtlich durch die skizzierte verzögerte Entstehung sowie den beschleunigten Nachvollzug west- und nordeuropäischer Entwicklungen charakterisiert, während es andererseits mediengeschichtlich sehr moderne Phänomene aufweist. Bezeichnend für seinen ‚ungleichzeitigen‘ Konstitutionsgrad ist der Umstand, dass die literarischen und subliterarischen Genres der österreichischen Aufklärung bis hin zum Roman – wie Werner M. Bauer gezeigt hat – als Texte der „sogenannten *engagierten Literatur*“<sup>223</sup> gelten, dabei aber zugleich als Hervorbringungen einer „gelenkten Literatur“<sup>224</sup> in politischer Hinsicht die



2 Aloys Blumauer. Anonyme Tuschezeichnung, 1787 © Wien Museum.

vom absoluten Monarchen sanktionierten Grenzen des Diskurses zunächst nicht überschritten. Dies sollte sich freilich in der zweiten Hälfte der 1780er Jahre ändern,<sup>225</sup> schlug sich aber nur in Ausnahmefällen – wie Paul Weidmanns generisch amorpher Gesellschaftssatire *Der Eroberer* (1786)<sup>226</sup> – in bemerkenswerten literarischen Texten nieder. Charakteristisch ist darüber hinaus, dass keines der genuin literarischen Produkte, ja kein einziger Autor – mit partieller Ausnahme Aloys Blumauers [Abb. 2] und seiner *Travestierten Aeneis*<sup>227</sup> – Eintritt fand in die legitimierende *longue durée* literarischer Kanonisierung, sieht man einmal von der *Zauberflöte* ab, die aufgrund ihrer Musik – jedoch kaum aufgrund des Librettos – Weltruhm erlangt hat. Dass für diese Marginalisierungsgeschichte wiederum die oben diskutierten, zumindest implizit wertenden Kategorien der disziplinären Literaturwissenschaft eine wichtige Rolle spielten, muss nicht eigens betont werden.

223 Bauer: *Fiktion und Polemik*, S. 7.

224 Bodi: *Tauwetter in Wien*, S. 17; Genaueres dazu in Wangermann: *Die Waffen der Publizität*, S. 11–19 u. 43–94.

225 Vgl. ebd., S. 17 f. u. 95–215.

226 Vgl. Paul Weidmann: *Der Eroberer. Eine Parodie der Macht*. Nachdruck der Ausgabe von 1786. Hg. v. Leslie Bodi u. Friedrich Voit. Heidelberg: Winter 1997 (=Reihe Siegen. Beiträge zur Literatur, Sprach- und Medienwissenschaft. Editionen, Bd. 6).

227 Vgl. Hofmann-Wellenhof: *Alois Blumauer*, S. 10; Gustav Gugitz: *Alois Blumauer*. In: *Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft* 18 (1908), S. 27–135, hier S. 27; mehr dazu in III.1.

Im Sinn einer undogmatischen und selbstkritischen Umsetzung der theoretischen Prämissen kann sich die Analyse des josephinischen Literatursystems an den Vorgaben der soziologischen Feldtheorie orientieren, die bislang vernachlässigte Fragestellungen ins Zentrum ihres historischen Interesses am literarischen Leben stellt:

Was sind die Bedingungen dafür, dass Praktiken des öffentlichen Schreibens in einer bestimmten Gesellschaft entstehen? Wie erhalten gewisse dieser Praktiken einen literarischen Charakter und in welchem Sinn tun sie das? Inwiefern konstituieren sie einen eigenen sozialen Raum (ein Feld)? Wie gestalten sich die Beziehungen von Unterordnung und Emanzipation zwischen der Metropole und den Kolonien [bzw. im vorliegenden Fall: der Peripherie, N.C.W.] in diesem Bereich?<sup>228</sup>

Gerade das konsequente, aber auf Differenzen bedachte Abschreiten des Bourdieuschen Modells, gerade die undogmatische, kritische und offene Applikation des Feldbegriffs, der am ganz anders strukturierten Beispiel des schon früh zentralisierten Frankreich erarbeitet worden ist, eröffnet hier neue Möglichkeiten. Eine synchron und diachron verfolgte „Frage des Prozesses im Zusammenspiel der unterschiedlichen Entwicklungen“<sup>229</sup> kann auf der einen Seite differenziell spezifische Eigenheiten und ‚Defizite‘ des Wiener Literatursystems aufzeigen, andererseits aber auch ‚Nachholbewegungen‘ – die oft schon von den Zeitgenossen als solche verstanden wurden – sowie die häufig betonte Modernität gewisser Aspekte des josephinischen ‚Taufwitters‘ sichtbar machen, und das auf theoretisch kontrollierbare Weise. Die jeder Frage nach Ausgleichsprozessen notwendig anhaftende und deshalb unumgängliche Gefahr einer zu teleologischen Sichtweise, welche aus späteren Entwicklungen resultierende analytische Kategorien unreflektiert in frühere gesellschaftliche ‚Zustände‘ zurückprojiziert, sollte dabei allerdings stets bedacht (und minimiert) werden; sie scheint indes zumindest aufgewogen durch den methodologischen Vorteil der relationalen – im strukturalistischen Sinn ‚kulturmorphologischen‘ – Bewertbarkeit von Einzelphänomenen über den Strukturvergleich. Denn nur „indem man diese methodologische Herausforderung annimmt, kann man die große Frage des Bezugs von Werken und Autoren zur sozialen Welt angehen und – soweit dies möglich ist – reduktionistische Vorannahmen und Schematiken vermeiden.“<sup>230</sup>

228 Saint-Jacques, Viala: A propos du champ littéraire, S. 401: „[Q]uelles sont les conditions pour que des pratiques de l'écriture publique émergent dans une société donnée? Comment certaines de ces pratiques en viennent à acquérir un caractère ‚littéraire‘ et en quel sens de cette idée? Comment celles-ci se créent-elles un espace propre (un champ)? Comment se règlent les rapports de subordination et d'émancipation entre métropole et colonies en ce domaine?“

229 Ebd., S. 405 f.: „question du processus dans l'ensemble de ses cheminements“.

230 Christian Jouhaud: Présentation [Einleitung zum Heft: Littérature et histoire] In: Annales HSS 2 (1994), S. 271–276, hier S. 275: „C'est en acceptant cette fragilité méthodologique que

Bei der Analyse einzelner exemplarischer Texte vor dem Hintergrund ihres sozialen Bedingungsgefüges sollte freilich die Beantwortung der Frage nach der Angemessenheit einer regionalen Zuordnung nicht einfach vorausgesetzt werden, was auch für das dieses Buch abschließende Kapitel gilt. In der katholisch-süddeutschen Aufklärung als Ergebnis eines säkularen Ausgleichsprozesses, insbesondere aber im spezifisch österreichischen Josephinismus, der im kulturellen Rahmen dieser katholischen Aufklärung entstand, ist eine klare territoriale Zuordnung nicht immer selbstverständlich, was sich am Beispiel von Pezzls *Faustin* zeigen wird (vgl. unten III.2). Bei genauerem Hinsehen erweist sich indirekt die fehlende Präzision der bisweilen auch von Leslie Bodi vertretenen strengen kategorialen Aufteilung deutschsprachiger Literatur des 18. Jahrhunderts in eine – was immer damit gemeint sei – im engeren Sinne *deutsche* und eine genuin *österreichische*. Die etwas plakative Gegenüberstellung einer *österreichischen* und einer *deutschen* Literatur des 18. Jahrhunderts hat für Bodi freilich den programmatischen Zweck erfüllt, erst einmal die Problematik unterschiedlicher deutschsprachiger Aufklärungen überhaupt zu verdeutlichen. Durch seine Pionierarbeit und bedeutende andere Forschungen zur katholisch geprägten oberdeutschen Literatur insgesamt, die ja weit über den historischen Kulturraum der Habsburgermonarchie hinausreicht,<sup>231</sup> sowie durch Forschungen zu verschiedenen Regionalliteraturen innerhalb der Habsburgermonarchie<sup>232</sup> hat sich der Wissensstand mittlerweile so verbessert, dass solche Schematisierungen nicht mehr erforderlich sind.

---

l'on peut aborder la grande question du rapport des œuvres et des auteurs au monde social et éviter, autant que faire se peut, présupposés et schémas réducteurs.“

231 Vgl. etwa die oben zitierten Arbeiten von Breuer und Hess, aber auch die Studien von Wilhelm Haefs und anderen zur bayerischen Aufklärung.

232 Vgl. etwa Haefs u. Mix: Der Musenhort in der Provinz.





Tafel 1: *Ansicht vom Graben gegen den Kohlmarkt*. Kolorierter Kupferstich von Carl Schütz, um 1792/1794 © Wien Museum.



Tafel 2: *Der Spaziergang des Abends am Graben oder der Schnepfen-Strich*. Kolorierter Kupferstich von Johann Hieronymus Löschenkohl, 1784 © Wien Museum.



Die Kaiserl. Königl. Hofkriegskanzley u. Garnisonskirche am Hof. L'Imperial & Royale Chancellerie de Guerre et Eglise de Garnison sur le Hof  
 Dedié à Son Altesse Royale Monseigneur l'Archiduc Maximilien.  
 Coadjuteur de l'Ordre Teutonique &c. &c.

Cum Priv. S. C. M. Sur son dessin original en perspective par  
 le dessinateur Charles Schütz

Tafel 3: Die Kaiserl. königl. Hofkriegskanzley und Garnisonskirche am Hof. Kolorierter Kupferstich von Carl Schütz, 1780 © Wien Museum.



*Der Michaels Platz gegen die K.K. Reitschule.*

*LeBlau de S. Michel vers le Manège Imp & Royal*

Cum. Biv. S. C. M.

*in Wien bey Antonia Comptz*

Tafel 4: Der Michaels Platz gegen die K.K. Reitschule (rechts das alte Burgtheater). Kolorierter Kupferstich von Carl Schütz, 1784 © Wien Museum.



Tafel 5: *Innere Ansicht der K. K. Hofburg*. Kolorierter Kupferstich von Sebastian Mansfeld nach einer Vorlage von Carl Schütz, 1792 © Wien Museum.



Tafel 6: Josephinische Medico Chirurgische Militair Academie und Gewehr Fabrik in der Warin-  
 ger Gasse. Kolorierter Kupferstich von Carl Schütz, um 1787 © Wien Museum.



*Die Kaiserliche Hofbibliothek.*  
*Dediee à Monsieur le Baron de Zwieten,*  
*et Bibliothécaire de la*

  
*à Vienne le 25. Mars 1780.*

*La Bibliothèque Impériale.*  
*Commandeur de l'Ordre Royal de St. Etienne,*  
*Bibliothécaire de la*

*Par Jean-Georges Kneller*  
*dessiné par C. Schütz*

Cum Priv. S. C. M.

Tafel 7: Die kaiserliche Hofbibliothek. Kolorierter Kupferstich von Carl Schütz, 1780 © Wien Museum.



Tafel 8: *Aussicht auf die Schottenkirche und des Platzes bis auf den Hof.* Vorlage für den kolorierten Kupferstich von Carl Schütz, 1787 © Wien Museum.

## II. Das Entstehen eines Literatursystems im Wien des 18. Jahrhunderts

### I. DIE ROLLE DER ZENSUR

Die Bedeutung literarischer Zensur für die Produktion, Distribution und Rezeption von Texten, ja für das gesamte ‚literarische Leben‘, versteht sich nicht von selbst. Es bedurfte „der entschiedenen Öffnung zur Sozialgeschichte und Kommunikationstheorie hin, bis die Zensur auch von der Literaturwissenschaft als Forschungsgegenstand akzeptiert werden konnte.“<sup>1</sup> Erst in literaturwissenschaftlichen Arbeiten jüngerer Datums nimmt das Phänomen der Zensur den ihm zustehenden Raum ein, wobei „die Aufmerksamkeit mehr und mehr auf ‚latente Fälle von Zensur‘ gelenkt wurde, die man mit dem Begriff ‚Selbstzensur‘ zu bezeichnen pflegt. Treibt man die Ausweitung des Prädikats ‚Zensur‘ ins Extrem, so kann unter ‚Zensur‘ jede vollzogene Selektionsleistung gefasst werden, die etwas zum Thema macht und anderes am Horizont belässt, also ‚zensiert‘.“<sup>2</sup>

- 1 Dieter Breuer: Stand und Aufgaben der Zensurforschung. In: ‚Unmoralisch an sich...‘: Zensur im 18. und 19. Jahrhundert. Hg. v. Herbert G. Göpfert u. Erdmann Weyrauch. Wiesbaden: Harrassowitz 1988 (=Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens, Bd. 13), S. 37–60, hier S. 44.
- 2 Armin Biermann: ‚Gefährliche Literatur‘ – Skizze einer Theorie der literarischen Zensur. In: Wolfenbütteler Notizen zur Buchgeschichte XIII (1988), H. 1, S. 1–28, hier S. 2. Als Beispiel für eine solche Ausweitung des Zensurbegriffs angeführt sei etwa die ‚generative Formel‘ von Pierre Bourdieu: Die Zensur. In: P. B.: Soziologische Fragen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1993, S. 131–135, hier S. 131 f.: ‚Jeder Ausdruck stellt einen Kompromiß zwischen einem *Ausdrucksinteresse* und einer *Zensur* dar, die in der Struktur des Felds besteht, in dem dieser Ausdruck angeboten wird, und dieser Kompromiß ist das Produkt einer Euphemisierungsarbeit, die bis zum Schweigen gehen kann, dem Grenzfall des zensierten Diskurses. Mit dieser Euphemisierungsarbeit wird dann etwas produziert, was eine Kompromißbildung ist, eine Verbindung aus dem, was gesagt werden sollte oder wollte, und dem, was bei einer gegebenen, für ein bestimmtes Feld konstitutiven Struktur gesagt werden konnte. Mit anderen Worten, das in einem bestimmten Feld Sagbare ist das Ergebnis von etwas, was man Formgebung nennen könnte: Sprechen heißt Form geben.“ Dagegen Biermann: ‚Gefährliche Literatur‘, S. 3: „Wenn [...] die Grenzen des ‚Benennbaren‘ wie des ‚Sagbaren‘ – und damit bereits jeder Akt der Sinnbildung – Ergebnisse von Zensur sein sollen, dann drohen die Prädikate der Begriffe ‚Zensur‘ und ‚Gesellschaft‘ / ‚Zivilisation‘ / ‚Kultur‘ zusammenzufallen, dann wird ‚Zensur‘ mit ‚Gesellschaft‘ identisch. Mit einem derartig weit gefaßten Zensurbegriff läßt sich – nicht nur wissenschaftlich – nichts mehr anfangen.“ Ähnlich argumentiert Beate Müller: Über Zensur. Öffentlichkeit und Macht. Eine Einführung. In: Zensur im modernen deutschen Kulturraum. Hg. v. Beate Müller. Tübingen: Niemeyer 2003 (=Studien und Texte zur Sozialgeschichte der

Wie sich besonders augenfällig am Beispiel Wiens im 18. Jahrhundert zeigt, ist diese Dimension von Zensur zweifellos von großer historischer Bedeutung. Sie erreichte in der Habsburgermonarchie radikale Ausmaße, weil hier aus Gründen der allgemeinen politischen und kulturellen Disposition des katholischen und übernationalen Wiener Kaiserhofs lange Zeit überhaupt kein obrigkeitliches Interesse an schriftlich fixierter ‚schöner‘ Literatur in deutscher Sprache bestand. Ohne Phänomene der Selbstzensur ganz zu vernachlässigen, hält sich dieses Buch aber in erster Linie an „einen engeren Begriff von ‚Zensur‘“ als Bezeichnung der „Gesamtheit institutionell vollzogener und strukturell manifester Versuche [...], durch legale [...] Anwendung von Zwang oder physischer Gewalt gegen Personen oder Sachen schriftliche Kommunikation zu kontrollieren, zu verhindern oder fremdzubestimmen.“<sup>3</sup> Kurz: Institutionalisierte Zensur zielt „auf vom Autor zur Veröffentlichung bestimmte oder veröffentlichte Meinungsäußerung“ und bezweckt „deren Kontrolle.“<sup>4</sup> Sie interveniert also autoritär in die Publikation und Zirkulation von Texten und setzt der Entfaltung von Öffentlichkeit feste Grenzen.

Die folgenden Ausführungen widmen sich der Skizze des zensurgeschichtlich berichtigten Wiener Falles im 18. Jahrhundert, der nicht nur Walter Benjamin in seinem Radioessay *Was die Deutschen lasen, während ihre Klassiker schrieben* (1932) als Exempel einer besonders repressiven Bücherkontrolle diente.<sup>5</sup> Im krassen Gegensatz dazu wurde die thesianische und josephinische Zensur von kundiger Seite „eine Institution der Aufklärung“ genannt.<sup>6</sup> Inwiefern diese scheinbar antithetischen Bewertungen gar nicht so widersprüchlich sind, soll Gegenstand eines historischen Abrisses sein, der nur auf jene Quellen zurückgreifen kann, die nicht – wie ein Großteil zensurgeschichtlich relevanter Akten aus der österreichischen Geschichte – beim Wiener Justizpalastbrand 1927 vernichtet worden sind. Die bekannten Daten<sup>7</sup> werden freilich aus einer be-

---

deutschen Literatur, Bd. 94), S. 1–30, bes. S. 4–6. Indem Bourdieu freilich jeweils spezifische Felder betrachtet, ist er vor einer Gleichsetzung von ‚Zensur‘ mit ‚Gesellschaft‘ gefeit.

3 Biermann: ‚Gefährliche Literatur‘, S. 3.

4 Dieter Breuer: *Geschichte der literarischen Zensur in Deutschland*. Heidelberg: Quelle & Meyer 1982, S. 9.

5 Vgl. Walter Benjamin: *Was die Deutschen lasen, während ihre Klassiker schrieben*. In: W. B.: *Gesammelte Schriften*, Bd. IV.2. Hg. v. Tillmann Rexroth. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1991, S. 641–670, hier S. 653.

6 Wenngleich mit einem Fragezeichen versehen: vgl. Bodo Plachta: *Zensur: eine Institution der Aufklärung?* In: *Strukturwandel kultureller Praxis. Beiträge zu einer kulturwissenschaftlichen Sicht des thesianischen Zeitalters*, S. 152–166.

7 Vgl. dazu jetzt auch die neueren und instruktiven zensurgeschichtlichen Synthesen von Norbert Bachleitner: *Die literarische Zensur in Österreich von 1751 bis 1848*. Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2017, und – speziell auf den besonderen Fall der Theaterzensur bezogen, der im Folgenden nicht eigens behandelt wird – Reinhard Eisendle: *Der einsame Zensor. Zur staatlichen Kontrolle des Theaters unter Maria Theresia und Joseph II.* Wien: Hollitzer 2020.

stimmten theoretischen Perspektive betrachtet: Es handelt sich um die Analyse der Wiener Zensur in ihrer Funktion als legislatorischer Rahmen für das sich hier erst allmählich konstituierende und noch starken heteronomen Zwängen ausgesetzte literarische Feld.<sup>8</sup> Den Fokus der diachronen Beobachtung bildet also eine Institution, die an zentraler Stelle eines territorial spezifischen Bedingungsgefüges literarischer Praxis stand. Die Repression war darin zunächst so massiv, dass die Zensur der ‚Autor-Funktion‘<sup>9</sup> als ‚Waffe‘ im Kampf gegen heterodoxe Texte kaum bedurfte<sup>10</sup> und lange eine weithin rezeptions-, distributions- sowie produktionsverhindernde Wirkung entfaltete (II.1.1 u. II.1.2). Eine bezeichnende, nur partielle ideologische Autonomie in der Zeit der ‚erweiterten Preßfreiheit‘ (1781–1790) ermöglichte dann im Verein mit anderen Faktoren die für den kulturellen Ausgleichsprozess paradigmatische literarische bzw. ‚subliterarische‘ Überproduktion, die einen enormen Nachholbedarf anzeigt und für deren adäquate Bewertung die prekäre rechtliche, ökonomische und ideologische Stellung der Wiener Autoren zwischen Autonomie und Heteronomie zu berücksichtigen ist (II.1.3). Ein abschließender Blick auf das rasche Ende des josephinischen ‚Tauwetters‘ macht indes deutlich, dass die erlangte partielle Auto-

8 Ich beziehe mich dabei – wie oben ausgeführt – auf die soziologische Theorie spezifischer und relativ autonomer sozialer Felder. Das literarische Feld als sozialer Raum objektiver Beziehungen und Kräfteverhältnisse darf nicht auf das allein sprachlich generierte und determinierte diskursive Feld reduziert werden, wie das Müller: Über Zensur, S. 3 f., in ihrer unbedarften (weil nur zwei Aufsätze zur Zensurthematik berücksichtigenden) Bourdieu-Kritik tut. Gerade Bourdieu würde „kommunikative Prozesse, die in und durch Diskurse wirksam werden“, keineswegs auf Kosten einer „Analyse gesellschaftspolitischer Kontexte“ untersuchen, „in denen – institutionell organisiert, oft rechtlich abgesichert und aus ideologischen Gründen – zur Steuerung des öffentlich Rezipierbaren zensiert wird“ (S. 4). Im Gegenteil: Erst die Analyse der Position des literarischen Feldes im Feld der Macht (und damit auch die Analyse der die Autonomie begrenzenden heteronomen Faktoren, zu denen eine institutionelle Zensur an vorderster Stelle zählt), ermöglicht nach dem Befund einer relativen Autonomie die Untersuchung der durch die Struktur des Feldes selbst implizierten Zensureffekte: vgl. Bourdieu: Die Regeln der Kunst, S. 340–353. Diese relative Autonomie ist im Wien des 18. Jahrhunderts noch keineswegs gegeben, weshalb hier auch noch nicht von einem entwickelten Feld gesprochen werden kann, dessen innere Struktur allein die darin wirksamen Zensureffekte erklären. Die förderlichen Faktoren und vor allem die Hindernisse für die Herausbildung eines literarischen Feldes in Wien sind Gegenstand der vorliegenden Untersuchung; vgl. auch den Abriss in Wolf: Der Raum der Literatur im Feld der Macht.

9 Vgl. Michel Foucault: Was ist ein Autor? In: Ders.: Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Bd. 1: 1954–1969. Hg. v. Daniel Defert u. François Ewald unter Mitarbeit v. Jacques Lagrange. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2001, S. 1003–1041.

10 Vgl. Roger Chartier: L'ordre des livres. Lecteurs, auteurs, bibliothèques en Europe entre XIV<sup>e</sup> et XVIII<sup>e</sup> siècle. Paris: Alinea 1992, S. 58, zur Konstitution der ‚Funktion Autor‘ durch die französische Zensur des *ancien régime* als „une arme essentielle de la lutte engagée contre la diffusion des textes tenus pour hétérodoxes.“

nomie noch relativ schwach war und von der neuen Obrigkeit unter Leopold II. und vor allem Franz II. ohne nennenswerte Widerstände wieder rückgängig gemacht werden konnte (II.1.4).

### 1.1 Ein Wettbewerb um Legitimität: Zensur in der ersten Jahrhunderthälfte

Der französische Literatursoziologe Alain Viala hat in seiner maßstabsetzenden Arbeit zur „Geburt des Schriftstellers“<sup>11</sup> das Zusammenspiel von literarischer Produktion, publizistischer Praxis und Zensur im Frankreich des 17. Jahrhunderts skizziert. Als rechtshistorisch bedeutsam betont er in erster Linie

das Verbreitungsrecht (indem vorab das Erscheinen von Werken verhindert wurde, die sich von der Norm entfernen) und das Widerrufsrecht (indem Schriften, die nicht konform waren, nachträglich unterdrückt werden konnten oder – in weniger schlimmen Fällen – zumindest korrigiert werden mussten). Die Zensur wirkte sich auch auf das Recht der Zugehörigkeit von Texten aus; und hinsichtlich der Urheberschaft sowie des geistigen Eigentums hatte niemand ein Interesse zu sagen, „dieser Text ist von mir und gehört mir“, wenn es um ein Werk ging, das einer Strafverfolgung ausgesetzt war.<sup>12</sup>

Die Zensur bestimmte somit auch die Grenzen der Etablierung eines literarischen Feldes: „Sie stellt eine der brutalsten Formen der Heteronomie dar, der direkten Intervention der Staatsmacht und der religiösen Macht.“<sup>13</sup> Daraus folgt für eine Feldanalyse: „Ohne auf die Details aller Implikationen eingehen zu können, ist es hier wichtig zu sehen, wie sie [die Zensur] dazu beigetragen hat, die Regeln des Spiels zu definieren, indem sie einen Rahmen für Verhandlungen und einen Preis für Übertretungen festgelegt hat.“<sup>14</sup> Die sukzessive staatliche Zentralisierung und Institutionalisierung der Zensur<sup>15</sup> sowie ihre inhaltliche

11 Vgl. Viala: *Naissance de l'écrivain*; ders.: *Geburt des Schriftstellers*.

12 Viala: *Naissance de l'écrivain*, S. 115: „le droit de divulgation (par l'empêchement de faire paraître des ouvrages qui s'écartent de la norme) et le droit de repentir (par l'obligation de supprimer les écrits non conformes ou, dans les cas moins graves, de les corriger). Elle influait aussi sur le droit au respect des textes; et, en matière de paternité et de propriété littéraires, nul n'avait intérêt à pouvoir dire ‚ce texte est à moi et de moi‘ s'il s'agissait d'une œuvre passible de sanctions pénales.“

13 Ebd.: „Elle représente une des formes les plus brutales de l'hétéronomie, de l'intervention directe du pouvoir d'Etat et du pouvoir religieux.“

14 Ebd.: „Sans entrer dans le détail de toutes ses implications, il importe donc ici de voir comment elle a contribué à définir des règles du jeu, en fixant un cadre aux négociations et un prix aux transgressions.“

15 Vgl. ebd., S. 117.

Ausweitung „auf sämtliche Kategorien von Texten“<sup>16</sup> sind gleichzeitig ein Indiz für die Entwicklung des absoluten Staates wie für die sich in dialektischem Verhältnis dazu herausbildende ‚neuzeitliche Subjektivität‘,<sup>17</sup> mithin auch für das evolutionäre Stadium eines vorautonomen literarischen Feldes.

Im föderalen und multikonfessionellen Heiligen Römischen Reich musste dieser Prozess notwendig anders als in Frankreich verlaufen. Hier nämlich „spiegelt die Zensurgesetzgebung das Bestreben des Landesherrn, die [territoriale, N.C.W.] Zentralgewalt durch eine zielstrebige Konfessionspolitik zu stärken“.<sup>18</sup> Dabei ist die konfessionelle Bücherzensur ein Mittel der „Politik territorialer Machtbildung. Sie gewährleistet zunächst die Abwehr äußerer Störfaktoren“,<sup>19</sup> ermöglicht also, „den Staat gegen ideologische Störungen von außen weitgehend abzuschirmen und im Innern im Sinne der modernen absolutistischen Staatstheorie zum Zwecke der Machtbildung zu disziplinieren.“<sup>20</sup> So bedeutete für den katholischen Kaiser „die den Einfluß anderer Konfessionen abwehrende Bücherkontrolle“ zwar auch einen Versuch der „Stärkung der zentralen Reichsadministration“,<sup>21</sup> besonders aber eine Maßnahme zur Festigung des unmittelbaren Machtbereichs – also der habsburgischen Erblande, die sich zunächst selbst wieder in zahlreiche regionale politische Einheiten mit jeweils eigenen Zensurregelungen aufsplitterten.<sup>22</sup> Durch die primär konfessionelle Frontstel-

16 Vgl. ebd., S. 115: „à toutes les catégories des textes“.

17 Vgl. Biermann: ‚Gefährliche Literatur‘, S. 8: „Subjektivität‘ stellt [...] eine der historischen Vorbedingungen der Annahme dar, über Literatur könnten von Personen oder Gruppen intendierte soziale Veränderungen stimuliert und realisiert werden. Literarische Zensur nimmt infolge der Entstehung des anthropozentrischen Sinnbildungsstils institutionelle Gestalt an, zunächst im kirchlichen (*Index librorum prohibitorum*), dann im weltlichen Bereich (in Frankreich seit 1624).“

18 Breuer: Oberdeutsche Literatur 1565–1650, S. 24.

19 Ebd., S. 24 f.

20 Ebd., S. 28.

21 Vgl. Bauer: Fiktion und Polemik, S. 56; freilich konnte dieser Versuch nur in den habsburgischen Erblanden erfolgreich sein, was Bauer durch seine zu affirmative Formulierung, welche die umfassende Intention mit ihrem zwingend geringen Erfolg verwechselt, übersieht. Vgl. dazu Reinhard Wittmann: Geschichte des deutschen Buchhandels. Ein Überblick. München: Beck 1991, S. 138: „Im 18. Jahrhundert erwies sich in verstärktem Maße, was bereits im 16. und 17. unübersehbar war – daß die Wirksamkeit der kaiserlichen Zensurgesetzgebung sehr begrenzt blieb.“

22 Nach Bodo Plachta: Damnatur – Toleratur – Admittitur. Studien und Dokumente zur literarischen Zensur im 18. Jahrhundert. Tübingen: Niemeyer 1994 (=Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, Bd. 43), S. 34, „hatten die unterschiedlichen sozialen, kulturellen und politischen Strukturen der einzelnen österreichischen Länder voneinander abweichende, sogar sich widersprechende Zensurstrategien zur Folge.“ Auf diese z. T. bedeutenden Binnendifferenzen, für die Plachta einige Beispiele gibt, kann im vorliegenden Abriss aus Platzgründen nicht eingegangen werden.

lung war das Zusammenwirken kirchlicher und staatlicher Einrichtungen lange Zeit notwendig, was nach dem von Karl VI. am 1. März 1725 erlassenen Zensuredikt<sup>23</sup> zu einer institutionellen sowie inhaltlichen Konkurrenz verschiedener Stellen führte: „Die wichtigste war die Universität, seit der *sanctio pragmatica* [1623, N.C.W.] unter dem Einfluß der *Societas Jesu*; außerdem zensurierten der Erzbischof von Wien, die Böhmischo-Österreichische Hofkanzlei, die Niederösterreichische Regierung.“<sup>24</sup> Die Effektivität einer solchen multiplizierten Kontrolle im Sinne eines Wettbewerbs um kirchliche und staatliche Legitimität – in Wien insbesondere zwischen den Jesuiten, dem Erzbischof und der niederösterreichischen Landesregierung<sup>25</sup> – braucht in ihren Auswirkungen auf sämtliche religiöse wie profane Gattungen nicht betont zu werden. Gleichzeitig existierten nämlich für „das Verbot von Druckwerken [...] nur allgemeine Richtlinien zur Abwehr von Ideen, die Religion oder Staat zuwiderliefen, aber keine einheitliche Regelung“,<sup>26</sup> welche der kumulativen Einflussnahme der um die größte ‚Glaubensreinheit‘ konkurrierenden Instanzen Grenzen gesetzt hätte.

### 1.2 Zentralisierung und Institutionalisierung: Zensur unter Maria Theresia

Eine mit der französischen oder auch der preußischen Entwicklung vergleichbare Tendenz zur Zentralisierung und Institutionalisierung der Zensur<sup>27</sup> setzte in Österreich erst durch die Staatsreformen von 1748/49 ein,<sup>28</sup> die 1751 eine

23 Vgl. ebd., S. 35.

24 Fritz Hadamowsky: Ein Jahrhundert Literatur- und Theaterzensur in Österreich (1751–1848). In: Die österreichische Literatur. Ihr Profil an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, S. 289–305, hier S. 289; vgl. dazu auch Grete Klingenstein: Staatsverwaltung und kirchliche Autorität im 18. Jahrhundert. Das Problem der Zensur in der thesesianischen Reform, Wien: Verlag für Geschichte und Politik 1970, S. 135 f.; Bachleitner: Die literarische Zensur in Österreich von 1751 bis 1848, S. 43.

25 Vgl. ebd., S. 46–49.

26 Hadamowsky: Ein Jahrhundert Literatur- und Theaterzensur, S. 289; vgl. auch Oskar Sashegyi: Zensur und Geistesfreiheit unter Joseph II. Beitrag zur Kulturgeschichte der Habsburgischen Länder. Budapest: Akad. Kiado 1958 (=Studia Historica Academiae Scientiarum Hungaricae, Bd. 16), S. 16 u. 18.

27 Sashegyi: Zensur und Geistesfreiheit unter Joseph II., S. 15, erklärt die frühere Verstaatlichung der Zensur in den protestantischen Territorien des Reichs mit dem Wegfall der päpstlichen Autorität. Zur verzögerten österreichischen Entwicklung im 18. Jahrhundert vgl. den Überblick in Norbert Bachleitner, Franz M. Eybl u. Ernst Fischer: Geschichte des Buchhandels in Österreich. Wiesbaden: Harrassowitz 2000 (=Geschichte des Buchhandels, Bd. VI), S. 108–110.

28 Vgl. Klingenstein: Staatsverwaltung und kirchliche Autorität, S. 20: „Die ursprüngliche Vielfalt der Kontrollmaßnahmen wurde in der Einheitlichkeit des modernen Zensurbegriffs aufgehoben und nivelliert.“ Mehr dazu in Jean-Pierre Lavandier: *Le livre au temps de Marie-Thérèse*. Code des lois de censure du livre pour les pays austro-bohémiens (1740–1780). Bern u. a.: Lang 1993 (=Histoire de la pensée littéraire viennoise, Bd. 1).

zentrale *Bücher-Censurs-Hofcommission* etablierten<sup>29</sup> und „in der Folge die ältere ‚Landeskirchenpolitik‘ zur ‚Staatskirchenpolitik‘“ geraten ließen.<sup>30</sup> Dabei erwies sich jedoch, „daß durch die Verdrängung des Jesuitenordens noch längst nicht die kirchliche Mitwirkung beseitigt worden war. Im Gegenteil, innerhalb der Kirche kam es zu einer folgenschweren Verlagerung vom Jesuitenorden zum Wiener Erzbischof [...]. Die Zensur selbst wurde in diesem Prozeß in den zentralen Staatsapparat eingegliedert, bürokratisiert, durch Arbeitsteilung rationalisiert und zu einem wirksamen Instrument weltlicher Herrschaft geformt.“<sup>31</sup> Der Vorgang dauerte freilich mehrere Jahrzehnte.<sup>32</sup> Die mentalitätsprägende<sup>33</sup> Wirkung der nicht zu überschätzenden säkularen Dominanz eines gegenreformatorischen römischen Katholizismus auf *alle* Ansätze und Aspekte volkssprachlicher Schriftkultur bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts<sup>34</sup> wird dann evident, wenn man sich die bis zur völligen literarischen Abstinenz reichenden Folgen einer verinnerlichten exzessiven Selbstzensur vergegenwärtigt.<sup>35</sup> Tat-

29 Vgl. Hadamowsky: Ein Jahrhundert Literatur- und Theaterzensur, S. 289; Plachta: Damnatur – Toleratur – Admittitur, S. 40.

30 Vgl. dazu und zum Folgenden auch den Überblick von Bachleitner: Die literarische Zensur in Österreich von 1751 bis 1848, S. 41–58: eine gekürzte Fassung dieses Abschnitts liegt vor in Norbert Bachleitner: Maria Theresia und die Zensur. In: Hungarian studies 32 (2018), H. 2, S.165–176.

31 Klingenstein: Staatsverwaltung und kirchliche Autorität, S. 7.

32 Vgl. Bachleitner: Die literarische Zensur in Österreich von 1751 bis 1848, S. 49–57.

33 Dazu Viala: Naissance de l'écrivain, S. 115.

34 Vgl. Klingenstein: Staatsverwaltung und kirchliche Autorität, S. 18: „solange der Bestand der weltlichen Herrschaft von der Aufrechterhaltung der Einheit und Reinheit des Glaubens abhängig gemacht wurde, soweit die weltliche Obrigkeit in religiöser Gesinnung sich auch für das Seelenheil der Untertanen voll verantwortlich fühlte, erhob die weltliche Zensur [...] zugleich geistig-religiösen Anspruch.“ Hermann Gnau: Die Zensur unter Joseph II. Straßburg/Leipzig: Singer 1911, S. 17, weist etwa darauf hin, dass noch Maria Theresia den „Hauptzweck der Zensur“ in der „Unterdrückung akatholischer Schriften“ sah.

35 Zur Selbstzensur bis hin zum bewussten Schweigen der Jansenisten (*silence respectueux*) vgl. Viala: Naissance de l'écrivain, S. 122; Klingenstein: Staatsverwaltung und kirchliche Autorität, S. 48, spricht für die habsburgischen Erbländer in Anlehnung an Gerhard Oestreichs Konzept der ‚Sozialdisziplinierung‘ von „einem sehr weit vorangetriebenen Prozeß der Disziplinierung von Gewissen und Überzeugungen [...], der unaufhaltsam selbst dann noch wirkte, als die direkten Mittel der Gegenreformation entweder überflüssig geworden waren, wie zum Beispiel die individuellen Bücherkontrollen, oder bereits unreflektiert als selbstverständlicher Bestandteil des kirchlichen und gesellschaftlichen Lebens galten wie der Besuch der Christenlehre, der Predigten, Messen und anderes mehr. Es war in seinen Anfängen ein ungeheurer Umerziehungsprozeß, der auf Generationen hinaus zu einem ständigen Erziehungsprozeß wurde und vor den Rechtgläubigen keineswegs haltmachte.“ Gerade die unbewusste Selbstzensur verdient als Folge aller obrigkeitlich verfügbaren Zensur eine angemessene und theoretisch reflektierte Würdigung in den Kulturwissenschaften, wobei eine genaue Eingrenzung ihres Wirkens methodisch freilich unmöglich scheint.

sächlich kann die österreichische Zensur noch zu dieser Zeit keineswegs als „ein realer Imperativ und zugleich ein Gesetz“ bezeichnet werden, „das in der Praxis recht einfach umgangen werden konnte“,<sup>36</sup> wie das Viala ihrem französischen Pendant bereits im 17. Jahrhundert konzidiert. Demgegenüber erweist sich die Zensur in den habsburgischen Erblanden auch nach der Mitte des 18. Jahrhunderts als weitaus repressiver, was sich einerseits in ihrer rigiden Normsetzung niederschlägt, andererseits in ihrer ebenfalls nicht legeren Praxis. Selbst der verhältnismäßig ‚aufgeklärte‘ Zensurreformer Gerard van Swieten, Leibarzt Maria Theresias und Polyhistor, der immerhin das „der unvermeidlichen ‚Nuditäten‘ wegen“ bestehende Verbot anatomischer Lehrbücher aufhob,<sup>37</sup> lehnte die sogenannten *materies mixtae*, d. h. sämtliche schöngeistige Literatur, als „eitles Spiel“ generell ab; er beließ sie zunächst in der Kompetenz des Erzbischofs, da sie „vom christlichen Sinn und von der wissenschaftlichen Bewältigung des Lebens ablenke“,<sup>38</sup> und zensierte sie später selbst: „Van Swieten blieb bis zu seinem Tod im Juli 1772 Präsident der Kommission. Neben naturwissenschaftlichen und historischen Schriften zensierte er die Belletristik im Alleingang. Werke von berühmten Autoren wie Ariosto, Machiavelli, Lessing, Wieland, Fielding, Crébillon, Rousseau und Voltaire fanden keine Gnade vor seinen Augen.“<sup>39</sup> Und während in Frankreich spätestens gegen Ende der fünfziger Jahre des 18. Jahrhunderts die praktische Umsetzung der in literarischer Hinsicht ohnehin vergleichsweise permissiven Normen zunehmend an Effizienz verlor,<sup>40</sup> ja geradezu stimulierende Wirkung entwickelte,<sup>41</sup> ließen solche Tendenzen in der Habsburgermonarchie vorerst noch auf sich warten. Da auch Sonnenfels als Zensor „bald wieder entlassen worden war, herrschte in den letzten Regierungsjahren Maria Theresias in der Kommission ein eher konservativer Geist“.<sup>42</sup>

36 Viala: *Naissance de l'écrivain*, S. 121: „à la fois un impératif réel et une loi assez facile à tourner dans la pratique“.

37 Heinrich Hubert Houben: *Der ewige Zensor. Längs- und Querschnitte durch die Geschichte der Buch- und Theaterzensur*. Mit einem Nachwort von Claus Richter u. Wolfgang Labuhn. Kronberg/Ts.: Athenäum 1978 (=Nachdruck der Ausgabe von 1926; Originaltitel: *Polizei und Zensur*), S. 24; vgl. das Originalzitat bei Gnaul: *Die Zensur unter Joseph II.*, S. 14, bei Klingenstein: *Staatsverwaltung und kirchliche Autorität*, S. 172, sowie bei Plachta: *Damnatur – Toleratur – Admittitur*, S. 40.

38 Bauer: *Fiktion und Polemik*, S. 59; vgl. auch Klingenstein: *Staatsverwaltung und kirchliche Autorität*, S. 171 f.; Plachta: *Damnatur – Toleratur – Admittitur*, S. 40; Bachleitner: *Die literarische Zensur in Österreich von 1751 bis 1848*, S. 50–53.

39 Ebd., S. 52.

40 Chartier: *Die kulturellen Ursprünge der Französischen Revolution*, S. 53 f., verweist in diesem Zusammenhang auf „die drei Krisen“, „die Ende der 1750er Jahre das ganze System von Zensur und Buchkontrolle, und darüber hinaus die königliche Macht selbst, erschüttern haben.“

41 Vgl. Walter: *Les auteurs et le champ littéraire*, S. 509.

42 Bachleitner: *Die literarische Zensur in Österreich von 1751 bis 1848*, S. 57.

Es verwundert in diesem Kontext nicht, dass man für das Jahr 1751 in Wien, der mit Abstand größten und internationalsten Stadt des Alten Reichs, kaum mehr als „fünf oder sechs schriftstellerisch tätige Bürger“ festgestellt hat, wobei dabei nur die geistlichen Autoren gezählt wurden und ein paar weltliche Skribenten hinzuzurechnen sind<sup>43</sup> – ein mageres Ergebnis für die Mitte des Jahrhunderts der Aufklärung, welches belegt, dass hier mit der Schriftstellerei noch keinerlei symbolisches Kapital<sup>44</sup> anzuhäufen war.<sup>45</sup> Einer profanen literarischen Praxis als „Strategie, die darin besteht, das Kapital an Ehre und Prestige zu akkumulieren, das ebenso die Klientel hervorbringt, wie es deren Produkt ist“,<sup>46</sup> gebracht es noch im Wien der 1750er Jahre an den grundsätzlichen Voraussetzungen. Vor dieser Folie erweisen sich angeblich nur die österreichischen Klöster der damaligen Zeit als Orte einer „nicht vermutete[n] Weltaufgeschlossenheit trotz bestehender Zensurverbote.“<sup>47</sup> Gustav Otruba meinte belegen zu können, „daß gerade in den Bibliotheken der dem scholastischen Schulbetrieb der Jesuiten abgeneigten alten Ordensgemeinschaften der Augustiner und Benediktiner sich ein Arsenal moderner ‚aufklärerischer‘ Bücher angesammelt hatte, wonach Österreich bereits in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts keine Insel europäi-

43 Bauer: Fiktion und Polemik, S. 61; Bauer beruft sich auf einen von Ursula Giese zitierten Bericht der ‚Niederösterreichischen Repraesentation und Cammer des Directoriums in Publicis und Cameralibus‘, wo es genauer heißt: „Es wären ausser 5 oder 6 Geistlichen, und etwa ein paar Weltlichen, kein andere Scribenten vorhanden, folglich auch keine Hoffnung, daß wegen deren Abgang die Buchdruckerey in Flor kommen könnte.“ Vgl. Ursula Giese: Johann Thomas Edler von Trattner. Seine Bedeutung als Buchdrucker, Buchhändler und Herausgeber. In: Archiv für Geschichte des Buchwesens 3 (1961), Sp. 1013–1454, hier Sp. 1018; mehr dazu in Bachleitner, Eybl, Fischer: Geschichte des Buchhandels in Österreich, S. 106; Bachleitner: Literatur und Buchmarkt in Österreich, S. 233; vgl. auch Klingenstein: Staatsverwaltung und kirchliche Autorität, S. 144.

44 Zum Begriff des ‚symbolischen Kapitals‘ vgl. Bourdieu: Entwurf einer Theorie der Praxis, S. 335–357; Bourdieu postuliert gegenüber dem ‚naiven‘ marxistischen „Ökonomismus“ eine „allgemeine [ ] Theorie der Ökonomie von Handlungen“, der es darum geht, „das ökonomische Kalkül unterschiedslos auf *alle*, sowohl materielle wie symbolische Güter auszudehnen“ (S. 345). Mehr dazu in P. B., Ökonomisches Kapital – Kulturelles Kapital – Soziales Kapital. In: P. B.: Die verborgenen Mechanismen der Macht. Schriften zu Politik und Kultur 1. Hg. v. Margareta Steinrück. Hamburg: VSA 1997, S. 49–79.

45 Vgl. dazu die bei Giese: Johann Thomas Edler von Trattner, Sp. 1017, zitierte Bemerkung des in Anm. 36 erwähnten Berichts, dass „die eingeführte Bücher Censur, wodurch denen Gelehrten aller Lust zum Bücherschreiben benommen würde“, der Entwicklung des Buchgewerbes hinderlich sei.

46 Bourdieu: Entwurf einer Theorie der Praxis, S. 348.

47 Gustav Otruba: Probleme von Wirtschaft und Gesellschaft in ihren Beziehungen zu Kirche und Klerus in Österreich. In: Katholische Aufklärung und Josephinismus, S. 107–139, hier S. 110.

scher Rückständigkeit gewesen sein kann“.<sup>48</sup> Einerseits ist aber ungeklärt, ob diese meist jansenistischen Bücher – es findet sich in Otrubas Auflistung kein einziges landläufig als ‚aufklärerisch‘ eingestuftes Werk<sup>49</sup> – vor oder nach 1765 nach Österreich gelangt sind.<sup>50</sup> Andererseits sollte nicht übersehen werden, dass die Institution der Klosterbibliothek als Ort der intensiven gelehrten Lektüre – praxeologisch betrachtet – insbesondere im Modus dieser Lektürereform eher die sozialen und kulturellen Charakteristika des vormodernen und heteronomen Gelehrtentums (bzw. des „innersten Wesens der Barockkultur“<sup>51</sup>) konserviert, als dass sie eine in die Moderne weisende Instanz des sich sukzessiv autonomisierenden literarischen Feldes präfiguriert.<sup>52</sup> Dieses war zumindest an seinem heteronomen Pol ja bald von einer extensiven populären Lektüre gekennzeichnet, wie sich noch zeigen wird. Es handelt sich daher bei der klösterlichen Aufklärung der Mönche im äußersten Fall um die institutionelle Manifestation einer ‚Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen‘, keineswegs aber um eine zukunfts-trächtige Institution der aufgeklärten *res publica litteraria*, was sich letztlich auch im Bestand der klösterlichen Bibliotheken bestätigt.<sup>53</sup>

Zur besseren Organisation der staatlichen Zensur begründete van Swieten den Wiener *Catalogus librorum rejeconom per concessum censurae*, der von 1754 an sämtliche verbotenen Bücher verzeichnete und vor allem die effizientere Überwachung der Importware ermöglichen sollte.<sup>54</sup> Aus der Abfolge seiner immer umfassenderen Auflagen<sup>55</sup> wurde auf die wachsende Ohnmacht der Verbote geschlossen – ein freilich versteckter Wandel in den Lesegewohnheiten der

48 Ebd., S. 110 f.

49 Vgl. ebd., Anhang I, S. 132–137.

50 Vgl. ebd., S. 112 (wo auf Peter Hersche: Der Spätjansenismus in Österreich. Wien: ÖAW 1977, S. 234, verwiesen wird), sowie die Diskussion zwischen Otruba und Hersche (ebd., S. 142).

51 So Evans: Über die Ursprünge der Aufklärung in den habsburgischen Ländern, S. 26.

52 Die Argumentation entspricht hier dem Postulat von Chartier: *Lordre des livres*, S. 33, in einer Geschichte des Lesens soziale Verschiebungen eher in den kulturellen Praktiken als in den statistischen Distributionen zu verfolgen.

53 Vgl. Evans: Über die Ursprünge der Aufklärung in den habsburgischen Ländern, S. 26: „Die meisten Klosterbibliotheken scheinen ab 1740 überhaupt mit moderner Literatur, besonders in den neueren Sprachen, kaum Schritt gehalten zu haben.“ Evans erwähnt übrigens ebd., dass „Maria Theresias Übernahme der Zensur in den fünfziger Jahren eine Abweichung zwischen habsburgischen und päpstlichen Indexen zur Folge [hatte], die viele Klöster auf eine harte Probe stellte“.

54 Bauer: *Fiktion und Polemik*, S. 57 f.; Houben: *Der ewige Zensor*, S. 26; Plachta: *Damnatur – Toleratur – Admittitur*, S. 40.

55 Vgl. Hadamowsky: *Ein Jahrhundert Literatur- und Theaterzensur*, S. 294: Die erste Zusammenfassung 1754 hat 42 Blatt, die Auflage 1758 schon 187 Seiten, 1762 ist der Katalog auf 304 und endlich 1774 auf 363 S. angeschwollen.

Wiener Stadtbevölkerung, der aber immerhin dahin führte, dass der vierundzwanzigjährige Joseph II. [Abb. 3] 1765 in seiner *Denkschrift über den Zustand der österreichischen Monarchie* spöttisch und mit politischen Hintergedanken behaupten konnte: „Es wäre einfach zu beweisen, dass trotz der wahrgenommenen Strenge jedes schlechte, verbotene Buch in Wien existiert und dass jeder Mensch, der durch das Verbot noch mehr in Versuchung gerät, es sich zum doppelten Preis verschaffen und lesen kann.“<sup>56</sup> 1777 dann ist diese Tendenz offenbar schon so augenscheinlich geworden, dass die Zensurhofkommission angeblich nicht umhin konnte, den von ihr verfassten *Catalogus*, der dem inzwischen angewachsenen Interessentenkreis angeblich zu einem „Führer durch die anrühige Literatur“ geworden war, selbst auf den Index zu setzen.<sup>57</sup> Was die nach wie vor stagnierende inländische literarische *Produktion* betrifft,<sup>58</sup> spiegeln



3 Joseph II. Ölgemälde von Joseph Hickel, 1771 © Wien Museum.

- 56 Joseph II.: Denkschrift des Kaisers Joseph über den Zustand der österreichischen Monarchie [Ende 1765]. In: Maria Theresia und Joseph II. Ihre Correspondenz sammt Briefen Josephs an seinen Bruder Leopold, Bd. 3: August 1778–1780. Hg. v. Alfred Ritter von Arneth. Wien: Gerold 1868, S. 335–361, hier S. 352: „il serait facile de prouver que, malgré la rigueur qu'on observe, il n'y a pas un mauvais livre défendu qui n'existe à Vienne, et tout homme, encore plus tenté par la défense, peut pour le double argent les avoir et les lire“; vgl. auch Klingenstein: Staatsverwaltung und kirchliche Autorität, S. 5; Plachta: Damnatur – Toleratur – Admittitur, S. 56 f.
- 57 Houben: Der ewige Zensor, S. 26; Leslie Bodi: Tauwetter in Wien, S. 47, bezeichnet diese Entscheidung mit anekdotischem Wert als „offene Bankrotterklärung der ganzen Zensurpraxis der thesianischen Zeit“. Bachleitner: Die literarische Zensur in Österreich von 1751 bis 1848, S. 55 f., bezweifelt die komisch anmutende Angabe hingegen prinzipiell.
- 58 Die Marginalität der erbländischen literarischen Produktion zeigt sich in negativer Weise in den Verbotslisten, zu denen Hadamowsky: Ein Jahrhundert Literatur- und Theaterzensur, S. 295, apodiktisch feststellt: „Literatur aus Österreich fehlt gänzlich.“ Diese allein die Nichtexistenz verbotener heimischer Werke bestätigende Angabe muss allerdings insofern differenziert werden, als Ignaz de Luca in seinem 1776–1778 erschienenen Werk *Das gelehrte Österreich* immerhin „437 lebende Autoren, davon 236 Laien und 201 Geistliche“ verzeichnen konnte, wie Evans anführt: Über die Ursprünge der Aufklärung in den habsburgischen Ländern, S. 25.

sich solche Veränderungen des *Rezeptions*verhaltens allerdings noch nicht in spezifischen stilistischen Strategien des zweideutigen Ausdrucks, wie dies etwa die zur hohen Kunst entwickelte *euphémisation*<sup>59</sup> der französischen ‚époque classique‘ darstellte. In Wien hatte ja bislang die breitenwirksame Unterbindung der Übersetzung exemplarischer Werke aus den avancierteren Literaturen die Entwicklung eines literarischen Geschmacks verhindert,<sup>60</sup> der sich nicht einmal an den ebenfalls bis 1781 verbotenen fremdsprachigen Texten, sondern erst relativ spät an den für die Emanzipation des Autorstatus katastrophalen Nachdrucken aus den protestantischen deutschen Gebieten schulen konnte.<sup>61</sup>

In Übereinstimmung mit den historischen Quellen charakterisiert der aus Bayern stammende josephinische Schriftsteller Johann Pezzl die autoritären Grundlagen der restriktiven thersianischen Zensurpolitik im Kapitel „Literatur“ seiner *Skizze von Wien* (1786–1790) rückblickend äußerst polemisch: „Man fürchtete in jedem Epigramm eine Zweideutigkeit, in jedem Romanen einen Steinregen auf die Kirche, in jedem philosophischen Denkwort eine Absicht gegen die Ruhe des Staates.“<sup>62</sup> Die rezeptionsverhindernden und mithin aufklärungshemmenden Auswirkungen der extremen obrigkeitlichen Repression auf die Entwicklung des literarischen Geschmacks waren schon dem Zeitgenossen offensichtlich: „Darum las man in Wien noch die Robinsons, die Grandisons und die Gespräche im Reich der Toten, während man im übrigen größten Teil Deutschlands schon lange Voltaire, Wieland, Lessing, Bayle und Helvetius auswendig wußte.“<sup>63</sup> Tatsächlich blieben in Wien während der gesamten thersianischen Epoche nicht nur die zeitgenössischen radikalauflärerischen oder materialistischen Schriften Westeuropas verboten, sondern ebenso die meisten gemäßigeren Werke jener Autoren der französischsprachigen und deutschen Aufklärung (Voltaire, Diderot, Rousseau, Lessing, Wieland),<sup>64</sup> die heute als kanonisch für die Literatur ihrer Zeit

59 Dazu Viala: *Naissance de l'écrivain*, S. 121.

60 Der Hinweis auf die „relations entre le développement des traductions en français et l'évolution du goût“ findet sich ebd., S. 8; Sashegyi: *Zensur und Geistesfreiheit unter Joseph II.*, S. 117, weist darauf hin, dass der Kaiser noch 1789 anlässlich eines Wiener Nachdrucks der deutschen Ausgabe sämtlicher Werke Voltaires (aus Gründen der religiösen und sittlichen Gefährdung Ungebildeter) verfügte, „es sei von allen Werken, die in der Ursprache nur toleriert seien, die Übersetzung in die deutsche oder eine andere erbländische Sprache verboten.“

61 Vgl. Bauer: *Fiktion und Polemik*, S. 65: „Der Anschluß an die Entwicklung der übrigen deutschen und westeuropäischen Literaturen gelang in Österreich größtenteils mit Hilfe der billigen inländischen Produkte dieser etwas freizügigen Eigentumsauffassung.“ In rechtlicher Hinsicht war die genannte Regelung eher rückständig als ‚freizügig‘.

62 Johann Pezzl: *Skizze von Wien. Ein Kultur- und Sittenbild aus der josephinischen Zeit mit Einleitung, Anmerkungen u. Register*. Hg. v. Gustav Gugitz u. Anton Schlossar. Graz: Leykam 1923, S. 283.

63 Ebd.; vgl. auch S. 307.

64 Vgl. Plachta: *Damnatur – Toleratur – Admittitur*, S. 46–50.

gelten. Auch Goethes *Werther* gelangte bald nach dem Erscheinen 1774 auf den Index (wo er bis 1786 blieb).<sup>65</sup> Wenn nun aber literarische bzw. ‚bürgerliche‘ Öffentlichkeit „vorerst als die Sphäre der zum Publikum versammelten Privatleute“<sup>66</sup> begriffen wird und das ausschlaggebende Publikum idealiter „von Anbeginn ein Lesepublikum“<sup>67</sup> sein soll, wie Jürgen Habermas es formuliert hat, dann erscheint die Konstitution eines solchen Publikums in Wien angesichts der rezeptionsverhindernden Wirkung der Zensur mit erheblichen Schwierigkeiten konfrontiert – selbst die erlaubten Publikationen wurden durch eine langwierige Prozedur des Zensurvorgangs ja um „etliche Monate“ verzögert auf den Markt gebracht.<sup>68</sup>

Entsprechende Entwicklungshemmnisse betreffen auch die produktive Seite des Literaturbetriebs: Die thesesianische Zensur war bei jeder – auch noch so harmlosen – literarischen Unternehmung eine stets zu berücksichtigende Größe. Als der josephinische Dichter Gottlieb Leon in einem Brief an den Philosophen und späteren Kantianer Karl Leonhard Reinhold, der aus dem Wiener Barnabitenkloster nach Leipzig und weiter nach Weimar geflohen war, rückblickend auf die Probleme bei der Arbeit am ersten Jahrgang des *Wienerischen Musenalmanachs* (1777) zu sprechen kommt, nennt er an erster Stelle die „damals noch sehr eingeschränkte[ ] u.[nd] erzbigotte[ ] Censur, die unsere poetischen Charmannten uns nicht einmal im *Geist zu küssen* erlaubte, u.[nd] den *Busen* unserer Schönen so oft kontreband machte“.<sup>69</sup> Auch vor diesem Hintergrund ist der häufig für die Besonderheit der österreichischen Aufklärung in Anschlag gebrachte „Wegfall einer staatsfeindlich-oppositionellen Komponente von Literatur“ zu sehen, den Hubert Lengauer an Joseph von Sonnenfels’ Ende der sechziger Jahre erschienenen *Briefen über die Wienerische Schaubühne* exemplarisch vorgeführt hat.<sup>70</sup> Lengauer monierte an Sonnenfels, dass dieser in seiner Dramentheorie als

65 Vgl. ebd., S. 66 f.

66 Jürgen Habermas: Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft. Mit einem Vorwort zur Neuauflage 1990. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1991, S. 86.

67 Ebd., S. 81.

68 Houben: Der ewige Zensor, S. 27; vgl. auch die bei Giese: Johann Thomas Edler von Trattner, Sp. 1019, zitierte Klage der Buchdrucker: „Die P.P. Societatis Jesu halten die Bücher zu lang auf der Censur auf [...].“

69 Brief Leons an Reinhold vom 16. 8. 1786. In: Wiener Freunde 1784–1808. Beiträge zur Jugendgeschichte der deutsch-österreichischen Literatur. Hg. v. Robert Keil. Wien: Konegen 1883 (=Beiträge zur Geschichte der deutschen Literatur und des geistigen Lebens in Österreich, Bd. 2), S. 60–63, hier 62.

70 Lengauer: Aufklärung und österreichische Literatur, S. 180; vgl. dazu auch Hubert Lengauer: Zur Stellung der „Briefe über die wienerische Schaubühne“ in der aufklärerischen Dramentheorie. Die österreichische Literatur. Eine Dokumentation ihrer literarhistorischen Entwicklung. Ihr Profil an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert (1750–1830). Hg. v. Herbert Zeman. Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt 1979, S. 587–621, bes. 601 u. 611–621.

braver Untertan „in aestheticis mitvollzieht, was der Staat in der Realität praktizierte: die Vertreibung des bettelnden Pöbels aus dem Lande“. <sup>71</sup> Dabei ließ er allerdings unerwähnt, dass gerade Sonnenfels nach dem raschen Verbot seiner ersten Wochenschrift *Der Vertraute* (1765) wegen der „Kritik an der vornehmen Wiener Gesellschaft“ <sup>72</sup> in seiner zweiten Wochenschrift *Der Mann ohne Vorurtheil* (1765–1767) „soziale Mißstände, das bäuerliche Elend, die Not der Handwerker, in einer Weise“ geschildert hatte, „die gewaltiges Aufsehen machte und auch in den Moralischen Wochenschriften der protestantischen Landschaften nicht ihresgleichen findet“; er war dabei so weit gegangen, dass man ihm vorwarf, „er habe Bauernaufstände in den Provinzen mit verursacht usw.“ <sup>73</sup> Sonnenfels wurden daraufhin von der zentralisierten thesianischen Zensur einfach bestimmte Themen untersagt, <sup>74</sup> womit der Aufklärer sogar Glück hatte, denn vor 1750 und spätestens nach 1793 hätten ihn sicherlich härtere Sanktionen erwartet.

Lengauer spricht dem an Lessing gemessenen Sonnenfels „nicht bloß die Opposition gegen die Obrigkeit, den Staat“, ab, sondern generell „auch jenes selbstkritische Moment in der Gesellschaft, das als Prinzip ‚Kritik‘ die Epoche Aufklärung überlebt“ <sup>75</sup> – und setzt dabei Kritik schlechterdings mit Sozialkritik in eins. Historisch diskutabel ist seine Darstellung auch insofern, als Lessing selbst <sup>76</sup> über die thesianische Wiener Zensur sowie über Sonnenfels in einem Brief an Friedrich Nicolai vom 25. August 1769 merklich milder urteilte – und das just zu Lasten der vorgeblich gesellschaftskritischeren preußischen Aufklärung:

71 Lengauer: Aufklärung und österreichische Literatur, S. 185.

72 Wolfgang Martens: Die Botschaft der Tugend. Die Aufklärung im Spiegel der deutschen Moralischen Wochenschriften. Stuttgart: Metzler 1971, S. 141; die Vorgänge um Sonnenfels' öffentlich verkündete Sozialkritik bis zum Verbot des *Vertrauten* finden schon Erwähnung in Nagl, Zeidler, Castle (Hg.): Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte, Bd. 2, S. 286.

73 Martens: Die Botschaft der Tugend, S. 141; Wolfgang Martens: Über die österreichischen Moralischen Wochenschriften. In: Lenau-Almanach (1965/66), S. 110–121, hier S. 119–121, bezeichnet Sonnenfels' impliziten Hinweis auf die „sozialen *Wurzeln* von Armut und Verbrechen“ als „hochbedeutsame Ausnahme“ unter den deutschsprachigen Moralischen Wochenschriften; hier schreibe eines der sonst die vorgängige norddeutsche Gattungsentwicklung bloß nachvollziehenden österreichischen Blätter „in der Tat Zeitschriftengeschichte“.

74 Edith Rosenstrauch-Königsberg: Eine freimaurerische Akademie der Wissenschaften in Wien. In: Revolution und Demokratie in Geschichte und Literatur. Zum 60. Geburtstag von Walter Grab. Hg. v. Julius H. Schöps u. Imanuel Geiss unter Mitwirkung v. Ludger Heid. Duisburg: Braun 1979 (=Duisburger Hochschulbeiträge, Bd. 12), S. 151–169, hier S. 153.

75 Lengauer: Aufklärung und österreichische Literatur, S. 185.

76 Lengauer sieht ebd., S. 186, in Lessing die positive Verkörperung der „kritischen Funktion von Literatur“.

Lassen Sie es [...] einmal einen in Berlin versuchen, über andere [als die Religion betreffende, N.C.W.] Dinge so frei zu schreiben, als Sonnenfels in Wien geschrieben hat; lassen sie es ihn versuchen, dem vornehmen Hofpöbel so die Wahrheit zu sagen, als dieser sie ihm gesagt hat; lassen Sie einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Untertanen, der gegen Aussaugung und Despotismus seine Stimme erheben wollte [...]: und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das sklavischste Land von Europa ist.<sup>77</sup>

Freilich ist die antipreußische und österreichfreundliche Einschätzung Lessings hier zu differenzieren, da sie wohl nicht ganz frei von seinen persönlichen Projektionen erfolgte; zu diesem Zeitpunkt war er noch nicht in Wien gewesen und machte sich selbst große Hoffnungen auf eine Anstellung in der Kaiserstadt.<sup>78</sup> Eine dem aktuellen Forschungsstand gemäße Deutung der von Sonnenfels vertretenen Variante von Aufklärung könnte sicherlich von dem einleitend erwähnten Konzept der ‚Gouvernementalität‘ profitieren, anhand dessen Foucault Macht- und Disziplinierungstechniken mit der intellektuellen Emanzipation von überkommenen Herrschaftsformen zusammendenkt. Wie dem auch sei – es geht hier um die Ausbildung eines (verinnerlichten) Habitus, der mit der Position des jeweiligen Akteurs im entstehenden literarischen Feld korrespondiert, und zwar unter den Bedingungen der ideologischen Heteronomie, insbesondere der „historisch immer mehr vom Faktischen ins Psychische sich verlagernde[n]“<sup>79</sup> literarischen Zensur. Dies ist ein höchst komplexer Vorgang, der zu widerspruchsvollen, ja scheinbar miteinander unvereinbaren Äußerungen und Handlungen führt. Besonders augenscheinlich wird das bei einer historischen Persönlichkeit, deren Position im heteronomen literarischen Feld noch bestimmt ist von ihrer Stellung im dominanten Feld der Macht, wo der Beamte Sonnenfels – seinerseits seit dem 31. Oktober 1763 weisungsgebundener Pro-

77 Lessing an Nicolai, 25.8.1769. In: Gotthold Ephraim Lessing: Werke und Briefe in zwölf Bänden. Hg. v. Wilfried Barner u. a. Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag 1985 ff., Bd. 11/1: Briefe von und an Lessing. Hg. v. Helmuth Kiesel unter Mitwirkung v. Georg Braungart u. Klaus Fischer. Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag 1987, S. 621–623, hier S. 622 f.; Breuer: Geschichte der literarischen Zensur in Deutschland, S. 93, bestätigt: „Das allgemeine Lob der deutschen Aufklärer für die Geistes- und Zensurfreiheit in Preußen, vor allem unter König Friedrich II. [...], kann nur mit Einschränkungen gelten. Der gute Ruf Preußens in Zensurfragen ist auch ein Ergebnis der gezielten Presse- und Informationspolitik dieses Königs.“

78 Vgl. dazu W.[illi] Flemming: Lessing in Wien und die Grundanliegen seines Wirkens. In: Festschrift für Eduard Castle. Zum achtzigsten Geburtstag gewidmet von seinen Freunden und Schülern. Hg. v. der Gesellschaft für Wiener Theaterforschung u. dem Wiener Goethe-Verein. Wien: Verl. Notring der Wiss. Verbände Österreichs 1955, S. 33–49.

79 Biermann: ‚Gefährliche Literatur‘, S. 7.

fessor der Polizei- und Kameralwissenschaften an der Wiener Universität – „bei allem Freimut immer Regierungsmann blieb und persönliche Machtverhältnisse klug abzuwägen verstand“.<sup>80</sup> Deutlich erkannt werden solche Feldeffekte schon von den Zeitgenossen, wie Nicolais Antwortbrief an Lessing vom 29. August 1769 belegt, der ein charakteristisches Phänomen des Reformabsolutismus beleuchtet: „Ich will von Wien gern alles Gute glauben; aber berufen Sie sich nur nicht auf Sonnenfels! Wenn er dem niedern Adel ein Paar [sic] Wahrheiten sagt, so bückt er sich zugleich desto tiefer vor dem höhern Adel, und vor allem, was die Kaiserin tut.“<sup>81</sup>

### 1.3 ‚Erweiterte Preßfreyheit‘: Zensur unter Joseph II.

Die Entwicklung der staatlichen Zensur hin zu einer weiter vereinheitlichten, zentralisierten und „überraschend permissiven Literaturpolitik“<sup>82</sup> in den frühen achtziger Jahren ist zweifelsohne „ein notwendiger Teil des ganzen Modernisierungsprozesses der Habsburgermonarchie“<sup>83</sup> nach dem Beginn der Alleinregierung Josephs II. (1780).<sup>84</sup> Der Kaiser ging bei seinem Regierungsantritt weit über die thesesianischen Maßnahmen der Zensurreform hinaus und schaffte kurzerhand sämtliche Länderkommissionen ab. Mit der Verordnung vom 11. Juni 1781, die oft als Josephs ‚Zensurpatent‘ bezeichnet wird, richtete er eine zentrale Büchercensurshofkommission in Wien ein, die für Manuskripte und Bücher in der gesamten Monarchie zuständig war. Verbote durften fortan nur in Wien ausgesprochen werden, die weiterhin bestehenden lokalen Bücherrevisionsämter konnten lediglich unbedenkliche Bücher und Manuskripte auf eigene Verantwortung zulassen.<sup>85</sup>

80 Nagl, Zeidler, Castle (Hg.): *Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte*, Bd. 2, S. 287. An dieser Stelle sei auch auf die Überlegungen zum Kanonkonflikt zwischen höfisch-aristokratischen und bürgerlichen Gruppen hingewiesen, die Elias: *Mozart*, S. 18, diskutiert und exemplarisch auf Mozart als historische Person angewendet hat: „der Konflikt spielte sich nicht etwa nur im weiten sozialen Feld zwischen den Kanons höfisch-aristokratischer Schichten und denen bürgerlicher Schichten ab; so einfach liegen die Dinge nicht. Er spielte sich vor allem auch in vielen einzelnen Menschen [...] ab, als ein Kanonkonflikt, der ihre ganze soziale Existenz durchzog.“

81 Nicolai an Lessing, 29.8.1769. In: *Lessing: Werke und Briefe*, Bd. 11/1, S. 624–626, hier S. 625.

82 Bodi: *Tauwetter in Wien*, S. 48.

83 Ebd., S. 44.

84 Mehr dazu in Jean-Pierre Lavandier: *Le livre au temps de Joseph II et de Leopold II. Code des lois de censure du livre pour les pays austro-bohémiens (1780–1792)*. Bern u. a.: Lang 1995 (= *Histoire de la pensée littéraire viennoise*, Bd.2), wo auch zahlreiche historische Zensurdokumente – allerdings in französischer Übersetzung – dokumentiert werden.

85 Bachleitner: *Die literarische Zensur in Österreich von 1751 bis 1848*, S. 60.

Ausschlaggebend für diese Modernisierung waren sowohl ideologische als auch handelspolitische Faktoren, was sich im ausbleibenden Schutz des geistigen Eigentums und insbesondere in der gezielten staatlichen Förderung des von den ausländischen Erstverlegern nicht legitimierten Nachdrucks niederschlug.<sup>86</sup> Erst jetzt erlaubte man in denjenigen Ländern der Habsburgermonarchie, in denen die protestantische Religion geduldet wurde, zur Religionsausübung auch den Verkauf protestantischer Schriften; selbst dort, wo das nicht der Fall war, durften sie gegen einen Erlaubnisschein zum privaten und schulischen Gebrauch abgegeben werden.<sup>87</sup> Die vom Kaiser selber entworfenen und im Februar 1781 bekanntgegebenen *Grund-Regeln zur Bestimmung einer ordentlichen künftigen Bücher-Censur* sahen darüber hinaus „eine bis dahin noch nie gewährte Freiheit der Meinungsäußerung gegenüber der Person des Monarchen“<sup>88</sup> vor, indem sie festlegten:

2 do. [...] wenn man gegen alles, was ungereimte Zotten enthält, aus welchen keine Gelehrsamkeit, keine Aufklärung jemals entstehen kann, streng, gegen alle übrige [Werke] aber, wo Gelehrsamkeit, Kenntnisse und ordentliche Sätze sich vorfinden, umso mehr nachsichtig ist, als erstere nur vom großen Haufen und von schwachen Seelen gelesen, letztere aber nur schon bereiteten Gemüthern und in ihren Sätzen standhafteren Seelen unter die Hände kommen.

Dieses versteht sich sowohl von Werken, die mit Religions-Sätzen etwas anstößiges, als in den Sitten etwas freyes oder gegen den Landesfürsten und den Staat etwas bedenkliches in sich enthalten.

Werke, die systematisch die katholische, ja öfters sogar die Christliche Religion angreifen, können auf keine Art geduldet werden, so wie jene, welche diese unsere Religion öffentlich zum Spott und lächerlich machten; protestantische Bücher und überhaupt solche Schriften, welche zur Ausübung der im Lande bestehenden Religionen nötig sind, können nicht verboten werden [...].

3 tio. Kritiken, wenn es nur keine Schmähschriften sind, sie mögen nun treffen, wen sie wollen[,] vom Landesfürsten an bis zum untersten, sind nicht zu verbiethen, besonders wenn der Verfasser seinen Namen dazu drucken läßt, und sich also für die Wahrheit der Sache dadurch als Bürge darstellt; für jeden Wahrheit liebenden muß es eine Freude sein, wenn ihm selbe auch in diesem Wege zukommt.

4 to. Ganze Werke, periodische Schriften sind wegen ein oder andere Stelle, die anstößig wäre, nicht zu verbieten, wenn nur in dem Werke selbst nutzbare Dinge enthalten sind, und eben dergleichen großen Werke fallen selten in Hände solcher Menschen,

86 Vgl. Plachta: *Damnatur – Toleratur – Admittitur*, S. 54 f. u. 69 f.

87 Vgl. ebd., S. 61.

88 Bauer: *Fiktion und Polemik*, S. 68.

auf deren Gemüter derlei anstößige Stellen eine schädliche Wirkung machen könnten [...].<sup>89</sup>

Die *Grundregeln* Josephs II., insbesondere die Punkte 2, 3 und 4, vermitteln einen neuen, bis dahin in Österreich ungekannten Geist, der noch heute erfrischend anmutet. Der Rechtshistoriker Thomas Olechowski sieht in ihnen sogar „den Schlüssel zum Verständnis der josephinischen Zensurreform“ schlechthin: „Das Volk sollte durch eine staatliche Auswahl der guten Literatur zu einem besseren hin erzogen werden.“<sup>90</sup> Das hatte erhebliche Folgen:

Der Bücherzensurshauptkommission wurde aufgetragen, sämtliche Zensurprotokolle seit 1753 noch einmal durchzugehen und die Gründe, weshalb seinerzeit ein Bücherverbot erfolgt war, zu überprüfen; dieser Rezensurierung ist es zu verdanken, dass die Zahl der in Österreich verbotenen Bücher von 5.000 auf rund 900 sank. Auf der Liste der verbotenen Bücher standen zwar noch immer Goethes *Werther* und Schillers *Räuber*; aber die Zahlen sprechen dennoch eine deutliche Sprache. – Noch bevor die Kommission ihre Arbeit abgeschlossen hatte, wurde sie selbst mit der Studienkommission zur Studien- und Zensurhofkommission vereinigt.<sup>91</sup>

Die Zensur selbst sollte fortan auch nicht eine „Aufgabe der Polizei“ – wie später im Vormärz – oder „der Staatsanwaltschaft“ – wie später im Neoabsolutismus – sein, „sondern eine Aufgabe des Studien- und Unterrichtswesens“, was auf den optimistisch-reformerischen „Geist“ der Gesetzgebung in den ersten Regierungsjahren Josephs II. verweist.<sup>92</sup> Die signifikante Verkürzung der Verbotlisten hatte auch eine Personalreduktion in der Zensurkommission und damit die durch die Reform ebenfalls erwünschte „Kostenminderung für den Staat“ zu Folge.<sup>93</sup> Man kann sich vorstellen, welche Aufbruchsstimmung und Begeisterung das unter den aufklärungswilligen Bevölkerungsschichten Öster-

89 Zit. nach der Sammlung: Der Josephinismus. Ausgewählte Quellen zur Geschichte der thesesianisch-josephinischen Reformen. Hg. v. Harm Klutzing. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1995 (=Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte der Neuzeit, Bd. XIIa), S. 215 f.

90 Thomas Olechowski: Zur Zensur am Ende des 18. Jahrhunderts. Dichter als Zensoren. In: Aloys Blumauer und seine Zeit. Hg. v. Franz M. Eybl, Johannes Frimmel u. Wynfrid Kriegleder. Bochum: Winkler 2007 (=Jahrbuch der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des achtzehnten Jahrhunderts, Bd. 21), S. 135–143, hier S. 138.

91 Ebd.; noch präzisere Zahlen nennt Bachleitner: Die literarische Zensur in Österreich von 1751 bis 1848, S. 63.

92 Olechowski: Zur Zensur am Ende des 18. Jahrhunderts, S. 138.

93 Bachleitner: Die literarische Zensur in Österreich von 1751 bis 1848, S. 63.

reichs und insbesondere Wiens, aber auch anderer deutschsprachiger Territorien ausgelöst hat, wie das unten diskutierte Beispiel Johann Pezzls zeigt (vgl. III.2). Die um sich greifende Verehrung des Kaisers zu Beginn seiner Alleinregierung ist nicht zuletzt vor diesem Hintergrund zu sehen. Auch Mozarts erwähnte Entscheidung gegen Salzburg und für Wien ist just zu dieser Zeit gefallen.

Andererseits steckten die 1781 bekanntgegebenen *Grund-Regeln zur Bestimmung einer ordentlichen künftigen Bücher-Censur* freilich „die Grenzen der literarischen Öffentlichkeit genau nach dem Dafürhalten des Kaisers ab, der es stets ablehnte, eine Akademie zu gründen und Künstler staatlich zu fördern,“<sup>94</sup> wie Werner M. Bauer betont hat. Die zuletzt genannten Begleitumstände zeigen deutlich, dass die neue obrigkeitliche Protektion schriftstellerischer Aktivität keineswegs auf die Förderung einer ‚schönen‘ Literatur aus war. Die davon ausgelöste (proto-)literarische Produktion entsprach denn auch *grosso modo* diesen Vorgaben, indem sie häufig direkt auf „ausdrückliche, wenn auch diskrete Aufforderungen von Seiten der einen oder anderen Regierungsstelle zurückzuführen ist“,<sup>95</sup> sich um ästhetisch-künstlerische Belange im emphatischen Sinn meist wenig kümmerte und im Ganzen eher einer ephemeren Tages- und Tendenzschriftstellerei glich. Bauers Formulierung darf zudem nicht allzu wörtlich genommen werden, da es genaue Grenzen der Meinungsfreiheit eben gerade nicht gab. Relativ allgemein gehaltene Richtlinien ließen Joseph „einen weiten Spielraum für subjektive und eben darum oft als despotisch empfundene Maßnahmen“. <sup>96</sup> Die präventive Begrenzung der Autonomie des literarischen Feldes war bereits den Zeitgenossen offensichtlich, und die Enttäuschung über

94 Bauer: *Fiktion und Polemik*, S. 68.

95 Wangermann: *Die Waffen der Publizität*, S. 13. Auch bei vielen Gegenschritten handelt es sich demnach um „Auftragsarbeit“ – „allerdings nicht im Auftrag der Regierung“, sondern kirchlicher Stellen; vgl. ebd., S. 16.

96 Bodi: *Tauwetter in Wien*, S. 50. Die Willkür ist freilich ein inhärentes Strukturprinzip, um nicht zu sagen das ‚Wesen‘ jeder obrigkeitlichen Zensurpraxis; vgl. zur ebenfalls willkürlichen französischen Zensur Viala: *Naissance de l'écrivain*, S. 120; Biermann: ‚Gefährliche Literatur‘, dem es um eine „funktionsgeschichtliche Perspektivierung des Phänomens ‚literarische Zensur‘ unter Rückgriff auf systemtheoretische und wissenssoziologische Vorgaben“ geht und der deshalb die sozialen „Wirkungspotentiale“ von Literatur im allgemeinen relativ gering einschätzt (S. 2), meint zur „*prinzipielle[n] Arbitrarität literarischer Zensur*“: „Jenseits potentieller Wirkungsmöglichkeiten und tatsächlicher Wirkungen lassen sich jederzeit Tatbestände der ‚Gefährlichkeit‘ oder ‚Schädlichkeit‘ spezifischer Texte behaupten und konstruieren, die im Vorgriff auf eine Zukunft, die es für die betreffenden Texte nicht geben soll und häufig nicht geben wird, nur vage referentialisierbar sind und hinter denen sich rein private Beweggründe des Zensors verbergen mögen. Nicht zuletzt deshalb ist es so absurd, die ‚faktische Gefährlichkeit‘ verbotener Texte nachweisen zu wollen.“ (S. 10)

den Kaiser blieb angesichts der gewaltigen Hoffnungen nicht aus: „[A]ls die Zensurreform in Kraft trat, war man sich ihrer Schwächen schon bewußt.“<sup>97</sup> So stellte der ansonsten überaus loyale Johann Rautenstrauch in seiner (aus Zensurgründen selbst anonym und mit falscher Ortsangabe erschienenen) politischen Bestandsaufnahme *Möglichkeiten und Unmöglichkeiten in Oesterreich* (1786) desillusioniert fest:

Die der Censur zur Nachahmung vorgeschriebenen Grundregeln sind indeß nur kurze Zeit die Gelegenheit zu einem süßen Traume gewesen. Es gieng ihnen, wie so manchen andern Verordnungen, die bald hernach wieder abgeändert, erläutert oder so modifizirt wurden, daß sie ihre erste Gestalt verloren. / So viel ist richtig, daß nur jene *einheimische* Schriftsteller, welche in den ersten Monathen nach Erscheinung dieser Regeln schrieben, sich rühmen können, von der Preßfreyheit wirklich Gebrauch gemacht zu haben, und daß eben jene Schriften, die damals ohne Anstand passirt wurden, heut zu Tage nicht mehr so ganz, sondern sehr verstümmelt aus den Händen der Censoren kommen würden. / Mit einem Worte, der ehemalige *Zwang* scheint nach und nach wieder einzunisten. Es gibt Censoren, die ihre alten Zweifel und Bedenklichkeiten auch in *Josephs* Zeiten beybehalten haben, und jeden einzelnen Ausdruck auf die kritische Waagschale legen, gleichsam, als ob sie von jeher an der Dauer dieser Freyheit gezweifelt und einen Rückfall in das alte System vermuthet hätten. / Gerade die *Manuskripte* einheimischer Schriftsteller, und vielleicht gerade die besten – denn die schlechtern gehen leichter durch – werden am strengsten behandelt.<sup>98</sup>

In der Folge beklagte Rautenstrauch die „mannichfaltigen *Schleichwege*“, die zur Umgehung der unklaren Zensurbestimmungen beschritten wurden und die generell ein System der Willkür und Rechtsunsicherheit offenbarten: „Uiberhaupt ist die Censur ein *Forum ohne Gerichtsbarkeit*. Sie gebietet und verbietet, und kann den Uibertretter ihrer Verordnungen nicht bestrafen, weil sie kein Polizeyamt ist.“<sup>99</sup> Das sollte sie freilich bald werden – und dabei weiterhin ohne Revisionsmöglichkeit bleiben sowie keineswegs zum Vorteil der Literatur aus schlagen. Rautenstrauch blieb nur folgender resignativer Rat an seine Wiener Zeitgenossen: „Wer seine Ruhe liebt, und sich nicht gerne der Verfolgung Preis

97 Edith Rosenstrauch-Königsberg: Freimaurerei im josephinischen Wien. Aloys Blumauers Weg vom Jesuiten zum Jakobiner. Wien: Braumüller 1975 (=Wiener Arbeiten zur deutschen Literatur, Bd. 6), S. 39.

98 [Johann Rautenstrauch:] *Möglichkeiten und Unmöglichkeiten in Oesterreich*. Leipzig [=Wien] bey Joseph Stahel 1786, S. 59–61.

99 Ebd., S. 61.

giebt, entsagt gern dem Vergnügen, nützliche Wahrheiten zu liefern und seine Mitbürger aufzuklären.“<sup>100</sup>

Die Verhältnisse wurden insgesamt nicht besser. Im zweiten der 1788 (aus Zensurgründen ebenfalls anonym und ohne Ortsangabe) erschienen *Briefe über den gegenwärtigen Zustand der Litteratur und des Buchhandels in Oesterreich*, der auf „April 1783“ datiert ist, äußerte sich der unter dem Pseudonym „Full“ bekannt gewordene kritische Verfasser, hinter dem sich manchen Vermutungen zufolge Johann Jacob Fezer oder Franz Kratter verbirgt, in einer für das damalige Klima bezeichnenden Bitterkeit:

Die Gesetze der Censur sind hier, trotz der Preßfreyheit, noch ziemlich inquisitionsmäßig. Wer etwas (dieses Wort erstreckt sich vom größten Werk bis zum Visitenzedel hinab) in den K.K. Staaten druckt, ohne vorher von der Censur das Imprimatur deshalb eingeholt zu haben, verfällt, wenn es erweislich wird, in eine Strafe von 100. Speziesdukaten. Man hat aber hier auch ein Permittitur oder Admittitur; wer dieses auf sein Manuscript bekommt, darf es zwar drucken und verkaufen, aber weder sich als Verleger nennen, noch das [sic] Druckort *Wien* etc. daraufsetzen. Es existirt noch ein anderes Gesetz, vermög welchem manche Admittitur-Schriften zwar öffentlich verkauft, aber nicht öffentlich angekündigt werden dürfen, u. s. w.<sup>101</sup>

Die eigenwillige Abstufung der Zensurdezisen<sup>102</sup> ‚imprimatur‘, ‚permittitur‘, ‚admittitur‘ und ‚toleratur‘, die freilich nur „im Hinblick auf allfälligen Nachdruck ausländischer Werke in Österreich von Bedeutung waren“,<sup>103</sup> lässt keineswegs auf eine tatsächliche Überwindung des Zensurgedankens schließen und wurde zudem ab den 1790er Jahren wieder sukzessive verschärft. Letztlich hatte sich der „Akzent der alten Bücherzensur“ im oben erwähnten Zensurgesetz vom 11. Juni 1781, das im Wesentlichen den von Joseph II. verlautbarten *Grundregeln*

100 Ebd., S. 65.

101 [Full:] *Briefe über den gegenwärtigen Zustand der Litteratur und des Buchhandels in Oesterreich*. O. O.: o. V. 1788, S. 28; wieder abgedruckt in: *Der Buchmarkt in der Habsburger Monarchie*. München: Kraus 1981 (=Quellen zur Geschichte des Buchwesens. Hg. v. Reinhard Wittmann, Bd. 5), S. 121–350, Zit. hier S. 150.

102 Als ‚Dezisen‘ gelten in der historischen Zensurforschung die Entscheidungen bzw. klassifizierenden Prädikate der Zensurkommissionen.

103 So zumindest Bachleitner: *Die literarische Zensur in Österreich von 1751 bis 1848*, S. 61 f.: „Mit ‚admittitur‘ erledigte Werke konnten ohne Weiteres nachgedruckt werden, ‚permittitur‘ bedeutete, dass wegen heikler Stellen der ursprüngliche oder ein fingierter Druckort genannt werden musste, ‚toleratur‘ schloss jeden Nachdruck und auch die Übersetzung in eine erblandische Sprache aus. Dies betraf etwa eine Berliner Gesamtausgabe der Werke Voltaires, die Wallishäuser 1789 nachzudrucken begonnen hat.“

folgte,<sup>104</sup> bloß „aus dem kirchlichen Bereich in den politischen verschoben“.<sup>105</sup> Unter teleologischer Optik sieht der ungarische Historiker Oskar Sashegyi einen „Grund zu Schwankungen und Widersprüchen [...] schon in der entwicklungsmäßigen Stellung der josephinischen Zensur zwischen der früheren kirchlichen, die sie ablöste, und der späteren Polizeizensur, die aus ihr entwuchs.“<sup>106</sup> Ein Beispiel dafür ist eben die auch von Full attackierte überkommene Praxis „des alten kirchlichen Imprimatur“:

[D]as Werk erhielt dadurch eine gewisse Sanktionierung, die Kirche übernahm gleichsam die Verantwortung für die Richtigkeit der Glaubenssätze, die das approbierte Werk enthielt. Bei einer staatlichen Zensur, wie sie von Joseph II. vorgezeichnet wurde, konnte das nicht mehr der Fall sein. Dennoch beließ der Kaiser die diesbezüglichen Worte der Instruktion. Um nicht den Eindruck der öffentlichen Gutheißung des Inhaltes solcher Bücher zu erwecken, erlaubte er den Nachdruck dieser Werke nur unter Beibehaltung des ursprünglichen Druckortes oder unter Angabe eines anderen [finanzierten] ausländischen Druckortes.<sup>107</sup>

Ziel dieser heute grotesk anmutenden Regelung war die Suggestion, „es handle sich nicht um ein österreichisches Druckerzeugnis“.<sup>108</sup> Entsprechendes galt für Texte, die im habsburgischen Machtbereich selbst entstanden waren, denn diese unterlagen bis 1786 einer eigenen Vorzensur,<sup>109</sup> wie die historische Darstellung Fulls bestätigt; sie wurde erst 1787 vorübergehend abgeschafft.<sup>110</sup> Die rechtlichen und wirtschaftlichen Konsequenzen solcher ‚Ungleichzeitigkeiten‘ blieben ein bremsender Faktor für die Herausbildung eines modernen Urheberrechts (vgl. unten II.4.1) und mithin des literarischen Feldes insgesamt.

Bei allen genannten Einschränkungen<sup>111</sup> stellte die josephinische Zensurge-

104 Vgl. dazu den Parallelabdruck der beiden Texte bei Gnaul: *Die Zensur unter Joseph II.*, S. 254–268.

105 Hanns Leo Mikoletzky: *Österreich. Das große 18. Jahrhundert. Von Leopold I. bis Leopold II.* Wien: Austria Edition 1967, S. 328; zur qualitativ neuen Einschätzung der Zensur als Politikum vgl. auch Sashegyi: *Zensur und Geistesfreiheit unter Joseph II.*, S. 17 u. 29.

106 Ebd., S. 36.

107 Ebd., S. 101; strukturell hat diese Regelung die gleiche Funktion wie die berüchtigten französischen ‚permissions tacites‘.

108 Plachta: *Damnatur – Toleratur – Admittitur*, S. 76 f.

109 Vgl. ebd., S. 61 f. u. 77 f.

110 Vgl. Bachleitner: *Die literarische Zensur in Österreich von 1751 bis 1848*, S. 63.

111 Freilich sollte dabei nicht übersehen werden, dass der neue Zensurkatalog nach 1781 „im Gegensatz zu dem umfangreichen alten nur ein ganz unbeträchtliches kleines Heft füllte, das man gar nicht für wert hielt in Druck zu legen, weil es auch [hand]schriftlich vervielfältigt werden konnte“, wie Sashegyi: *Zensur und Geistesfreiheit unter Joseph II.*, S. 40, hervorhebt; vgl. auch Plachta: *Damnatur – Toleratur – Admittitur*, S. 67.



4 Aloys Blumauer. Aquarell von Karl Russ nach einem Entwurf von Karl Lorenz Gindl, 1807  
© ÖNB /Wien 275.224-F.Fid. 32

setzung und ‚janusköpfige‘ Zensurpraxis,<sup>112</sup> die im synchronen europäischen Vergleich trotz allem relativ permissiv war, eine institutionelle Voraussetzung für die bisher noch nicht dagewesene Explosion von Druckerzeugnissen in der sogenannten ‚Broschürenflut‘ dar: Diese plötzlich einsetzende, „kaum überschaubare[ ] Flut belletristischen und politischen, satirischen und insbesondere religionskritischen Tagesschrifttums“ ist in ihren quantitativen Ausmaßen „in der deutschen Literaturgeschichte völlig einzigartig“: „Auch Leipzig oder Berlin hatten bis 1848 nichts dieser radikal aufklärerischen Großstadtliteratur Vergleichbares vorzuweisen.“<sup>113</sup> Kommunikationsgeschichtlich handelt es sich um das „weitaus modernste Phänomen literarischer Produktion und Rezeption im 18. Jahrhundert“.<sup>114</sup> Eine bislang durch die restriktive thesianische Zensur stark gebremste Produktion von Texten hatte einem seit den Schulreformen von 1774 ständig zunehmenden potentiellen Lesepublikum gegenübergestanden, sodass „die Wegräumung der Hindernisse“ zur „Ueberschwemmung von Broschüren“ führte,<sup>115</sup> wie der keineswegs unbeteiligte Zeitgenosse Aloys Blumauer

112 Vgl. Bachleitner: Die literarische Zensur in Österreich von 1751 bis 1848, S. 60: „Liberalität und überraschende Strenge gehörten gleichermaßen zu ihrem Repertoire.“

113 Wittmann: Geschichte des deutschen Buchhandels, S. 140.

114 Ebd., S. 172.

115 Aloys Blumauer: Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Litteratur, Wien: Kurz-

[Abb. 4.] in seinen *Beobachtungen über Österreichs Aufklärung und Litteratur* (1782) in einer naturalisierenden Metaphorik formulierte: „Die Schreiblust war nun einmal rege, und sie schien nur eine kurze Zeit, wie in einer kurzen Sturm prophezeienden Windstille zu lavieren, als ihr der Ruf der erweiterten Preßfreyheit auf einmal in die Segel bließ.“<sup>116</sup> Noch eindringlicher beschreibt Johann Pezzl den Zusammenhang der ‚Broschürenflut‘ mit der neuen Zensurregelung im Kapitel „Broschüristen“ seiner *Skizze von Wien*, indem er die Bildlichkeit unvermeidbarer Naturgewalten weiter ausreizte:

Wie ein Sturmwind aus Süden oft in den öden Sandwüsten des inneren Afrika ein Heuschreckenheer emporhebt und plötzlich über eine ruhige Provinz hinschleudert, so hob das kaiserliche Handbillet über die Preßfreiheit im Jahre 1781 aus den öden Köpfen selbstgefälliger Müßiggänger jenes bekannte unzählbare Broschürenheer empor und ließ es auf das erstaunte Wien niederregnen.<sup>117</sup>

In den ersten 18 Monaten der ‚erweiterten Preßfreyheit‘, vom 1. April 1781 bis zum 30. September 1782, hat Blumauer „bloß allein in Wien“ 1172 Publikationen gezählt, „die Nachdrücke [sic] fremder Werke nicht mitgerechnet“.<sup>118</sup> Das ergibt – selbst ohne Abzug der Feiertage – eine durchschnittliche Tagesproduktion von ca. 2,5 Broschüren,<sup>119</sup> die sich mit den verschiedensten Angelegen-

beck 1782 [Fotomechanischer Nachdruck: Wien: Geyer 1970], S. 3.

116 Ebd., S. 4.

117 Pezzl: *Skizze von Wien*, S. 289.

118 Blumauer: *Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Litteratur*, S. 36 f.

119 Vgl. dagegen Bachleitner: *Die literarische Zensur in Österreich von 1751 bis 1848*, S. 70 f., der die ‚Broschürenflut‘ als „Mythos“ entlarven will und sich dabei auf Ferdinand Werniggss „gründliche *Bibliographie österreichischer Drucke* zwischen 1781 und 1795“ beruft, die ca. 6300 Nummern umfasst; aus einer genaueren Diskussion dieser Zahlen – und nicht der Blumauers, die er für unglaubwürdig hält – schließt er: „Die ‚Broschürenflut‘ beläuft sich demnach auf maximal 2000 bis 3000 auf ein Jahrzehnt verteilte Titel.“ Wiederholt wird die Argumentation gegen den etablierten Befund einer „angeblich überbordende[n] Zahl von Broschüren“ in Bachleitner: *Literatur und Buchmarkt in Österreich*, S. 230 u. 239, wo auf den geringen Bücherexport sowie auf Anton F.[erdinand] von Geißau: *Alphabetisches Verzeichniß derjenigen Brochüren und Schriften welche seit der erhaltenen Preßfreyheit herausgekommen sind*. Wien, bey Sebastian Hartl 1782, verwiesen wird. Daraus schließt Bachleitner „für die erste, wohl besonders ‚heiße‘ Phase der Broschürenproduktion“ auf eine durchschnittliche Erscheinungszahl von „45 Titel pro Monat“: zwar immerhin „ein ungewohntes Phänomen, aber keine ‚Flut‘“; wenige Zeilen später ist sogar von einer nur „geringfügige[n] Zunahme der Produktion“ die Rede. Der Lokalbezug und die ephemere Beschaffenheit der Broschüren implizieren freilich, dass sie sich weder für einen massenweisen Export ins Ausland eigneten noch von zeitgenössischen und retrospektiven Bibliografien umfassend dokumentiert wurden. Darüber hinaus ist zu berücksichtigen, dass die ‚Broschürenflut‘ ja nicht während eines gesamten Jahrzehnts stattgefunden hat, sondern vor allem in den ersten anderthalb Jahren nach der Gewäh-

heiten des öffentlichen Lebens<sup>120</sup> teils kritisch oder satirisch, teils apologetisch, manchmal auch nur klamaukhaft auseinandersetzen.

Im Kontext dieser Entwicklung übernahmen nun bezeichnenderweise gerade „die Debatten innerhalb der Zensurbehörde und die Verordnungen der Regierung über Angelegenheiten der Literatur in den österreichischen Erblanden oftmals die Funktion der Literaturkritik“<sup>121</sup> – ein Phänomen, welches das idealtypische genetische Öffentlichkeitsmodell Habermas’ konterkariert (vgl. unten II.3).<sup>122</sup> Der aufgeklärte Herrscher bediente sich „auf dem Gebiet der Zensur“ nämlich „jener neuen Männer, die dem Gedankengut der Aufklärung aufgeschlossen gegenüberstanden und bereit waren, sich gegen die Widerstände des Klerus durchzusetzen“.<sup>123</sup> Unter den meist bürgerlichen Aufklärern in der Studienhofkommission, die oft selbst schriftstellerische Ambitionen hatten und deshalb nicht selten in ein „Dilemma zwischen den Forderungen der Amtspflicht und denen des literarischen Standpunktes“<sup>124</sup> gerieten, figurierten etwa die damals in Wien gefeierten Aufklärungsdichter Blumauer<sup>125</sup> und Johann

---

rung der ‚erweiterten Preßfreiheit‘ diagnostiziert wurde. Wenn Bachleitner schließlich ebd., S. 238, einwendet, dass Wernigg „die ‚Preßfreiheit‘ 1781 einsetzen“ lässt, „obwohl die Zensur erst 1787 abgeschafft wurde“, dann wirken seine Argumente endgültig zirkelschlüssig, denn Wernigg war es nicht um eine Dokumentation der publizistischen Auswirkungen völliger Zensurfreiheit zu tun, wie schon der Titel seines Nachschlagewerks zeigt: Ferdinand Wernigg: Bibliographie österreichischer Drucke während der „erweiterten Preßfreiheit“ (1781–1795). 2 Bde. Wien/München: Jugend und Volk 1973–1979 (=Veröffentlichungen aus der Wiener Stadtbibliothek, Bd. 4 u. 6; Wiener Schriften, Bd. 35 u. 41).

120 Einen Eindruck über das Themenspektrum und die Entwicklungstendenzen vermittelt Blumauer: Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Litteratur, S. 4–20.

121 Bodi: Tauwetter in Wien, S. 44.

122 Vgl. Habermas: Strukturwandel der Öffentlichkeit, S. 82, wonach die ‚bürgerliche Öffentlichkeit‘ sich „in dem Maße [entwickelt], im dem das öffentliche Interesse an der privaten Sphäre der bürgerlichen Gesellschaft nicht mehr nur von der Obrigkeit wahrgenommen, sondern von den Untertanen als ihr eigenes in Betracht gezogen wird“. Das ganze Modell beruht auf dem Verständnis des privaten Raums als Keimzelle der modernen Öffentlichkeit, vgl. ebd., S. 90: „Im privaten Bereich ist auch die eigentliche ‚Öffentlichkeit‘ einbegriffen; denn sie ist eine Öffentlichkeit von Privatleuten.“ Im Gegensatz dazu handelt es sich im Josephinismus um eine von oben verfügte bzw. zumindest veranlasste, aber nicht mehr ‚repräsentative‘ Öffentlichkeit, während sich gleichzeitig am Hof eine von der Repräsentation getrennte Privatsphäre herausbildet; zur Kritik am Konzept des ‚Privaten‘ als „Keimstelle eines ‚genuin‘ bürgerlichen, eines ‚neuen‘ Bewußtseins“ vgl. auch die Analyse der pietistischen literarischen Innerlichkeit bei Gerhard von Graevenitz: Innerlichkeit und Öffentlichkeit. Aspekte deutscher ‚bürgerlicher‘ Literatur im frühen 18. Jahrhundert. In: DVjs 49, Sonderheft (1975), S. 1\*–82\*, hier bes. S. 51\*f.

123 Rosenstrauch-Königsberg: Freimaurerei im josephinischen Wien, S. 34.

124 Winter: Georg Philipp Wucherer, S. 55.

125 Blumauer war einer der vorerst außerordentlichen neuen Zensurbeamten, der nach Rosen-

Baptist Alxinger sowie Joseph von Retzer; sie wurden vom Kaiser persönlich bestimmt oder von Gottfried van Swieten, einem Sohn Gerards, der zum Leiter der neuen Studienhofkommission ernannt worden war, angeworben<sup>126</sup> und können als „ein effektives Werkzeug der neuen Literaturpolitik“ gelten.<sup>127</sup> Diese ihrerseits stellte keinen „Selbstzweck“<sup>128</sup> dar, sondern ein Mittel der Propaganda „im Kampf des Staates gegen die Machtposition der Kirche“, zu dessen Erfolg unter anderem die erst entstehende „öffentliche Meinung mobilisiert werden“ musste.<sup>129</sup> Ab 1784 wurden dann angesichts der minderen inhaltlichen Qualität zahlloser Broschüren vermehrt auch qualitative Aspekte in die Entscheidungen der Wiener Zensur miteinbezogen, etwa durch die Einführung einer neuen *Dezise typum non meretur* für zwar ‚ungefährliche‘, jedoch in keiner Hinsicht lesenswerte Schriften.<sup>130</sup> So gilt auch für die gesamte Laufzeit der ‚erweiterten Preßfreiheit‘, die Blumauer in seinen *Beobachtungen* von 1782 ja letztlich schon als Zensor<sup>131</sup> einer öffentlichen kritischen Revision unterworfen hatte: „Die Zensur und ihre Handhabung bietet bis zu einem gewissen Grade die Norm, an der literarische Äußerungen nicht nur ihrem Gehalt, sondern sogar ihrer Form nach gemessen werden können.“<sup>132</sup>

Tatsächlich führt die nach wie vor bestehende Heteronomie literaturexterner Faktoren im Josephinismus vergleichsweise spät, aber nun beschleunigt zu charakteristischen Formen einer vorautonomen ‚Halböffentlichkeit‘, die eine verinnerlichte Selbstzensur nahelegte:

Immer wieder findet man in der zeitgenössischen Literatur Hinweise darauf, daß man in Wiener Schriftsteller- und Intellektuellenkreisen gut über das Funktionieren der Zensurbehörde und über die Chancen der Veröffentlichung der einen oder anderen Schrift Bescheid wußte. Dem Schriftsteller wurde so nahegelegt, eine gewisse Selbst-

---

strauch-Königsberg am 19. April (ebd., S. 38), nach Sashegyi: *Zensur und Geistesfreiheit unter Joseph II.*, S. 47, am 18. April 1782 vom Kaiser offiziell zum Zensor „für das Fach der schönen Wissenschaften“ ernannt wurde.

126 Vgl. Olechowski: *Zur Zensur am Ende des 18. Jahrhunderts. Dichter als Zensoren*, S. 139; Bachleitner: *Die literarische Zensur in Österreich von 1751 bis 1848*, S. 66.

127 Bodi: *Tauwetter in Wien*, S. 51; mehr dazu in Olechowski: *Zur Zensur am Ende des 18. Jahrhunderts. Dichter als Zensoren*, S. 139–143.

128 Roger Bauer: *Die Welt als Reich Gottes. Grundlagen und Wandlungen einer österreichischen Lebensform*. Wien: Europa-Verlag 1974, S. 73.

129 Bodi: *Tauwetter in Wien*, S. 48; schon bei Gnau: *Die Zensur unter Joseph II.*, S. 44, findet sich die Erklärung, „Joseph habe eine freiere Zensur in erster Linie deshalb befohlen [!], weil er der Unterstützung seiner Politik durch die Aufklärung bedurfte“. Vgl. zu diesem Kontext insgesamt grundlegend Wangermann: *Die Waffen der Publizität*, S. 11–19 u. passim.

130 Vgl. Olechowski: *Zur Zensur am Ende des 18. Jahrhunderts. Dichter als Zensoren*, S. 141.

131 Vgl. ebd., S. 140.

132 Bodi: *Tauwetter in Wien*, S. 45.

zensur zu üben, die es ihm ermöglichte, gerade soviel zu sagen, wie im gegebenen Augenblick von der Zensur eben noch toleriert wurde.<sup>133</sup>

Ein Beispiel dafür ist der Fall des eben erwähnten, bekannten josephinischen Dichters Alxinger, der selbst als Zensor arbeitete und den sein Vorgesetzter van Swieten vorab von der Beanstandung einiger seiner eigenen Gedichte durch die Wiener Zensur in Kenntnis setzte. Alxinger verzichtete daraufhin, die vier inkriminierten Gedichte, die gegen Fürstenwillkür, Mönchsgeist und Intoleranz zu Felde zogen, in seine Wiener Ausgabe *Sämtlicher poetischer Schriften* (1784) aufzunehmen, sodass diese ungehindert erscheinen konnte; er fügte sie jedoch der zeitgleich veröffentlichten Leipziger Ausgabe als Anhang bei.<sup>134</sup> Da in Wien jeweils mehrere Zensoren verantwortlich zeichneten und viel vom Zufall der Textzuteilungen sowie von den jeweiligen Mehrheitsverhältnissen in der Zensurhofkommission abhing, waren die Verhältnisse für die Autoren allerdings nicht immer kalkulierbar. Es handelt sich bei der solcherart entstandenen Literatur folglich weder um Produkte einer relativen Autonomie noch um „Erzeugnisse, die vom Publikum geschaffen sind, weil sie ausdrücklich für es geschaffen wurden“ und „die, da sie aus den ökonomischen und sozialen Bedingungen ihrer Herstellung nahezu *in toto* ableitbar sind, ausschließlich in die Kompetenz einer Analyse fallen, die sie auf ihre externen Faktoren bezieht“.<sup>135</sup> Zwar spielen diese „externen Faktoren“ im josephinischen Literatursystem eine erhebliche Rolle; sie führten indes – insbesondere im ideologischen Bereich – nicht zu einer politisch allein affirmativen literarischen Massenproduktion, was sich insbesondere an den seit der Mitte des josephinischen Jahrzehnts zunehmenden regierungskritischen Publikationen veranschaulichen lässt, die bisweilen – wie Paul Weidmanns satirische Schrift *Der Eroberer* (1786)<sup>136</sup> – auch einen wachsenden poetischen Formenreichtum an den Tag legten.

Eine theoretisch fundierte historische Analyse der literarischen und ‚subliterarischen‘ Produktion des josephinischen Jahrzehnts muss also sowohl die der Literatur äußerlichen wie auch die innerliterarischen Momente berücksichtigen, wobei deren Gewichtung vom instabilen und stets schwankenden ideologischen und ökonomischen Autonomisierungsgrad des literarischen Feldes, von

133 Ebd., S. 54. Zur fatalen Wirkung der Selbstzensur vgl. auch Saine: ‚Was ist Aufklärung?‘, S. 339.

134 Vgl. Eugen Probst: Johann Baptist von Alxinger. Zur Erinnerung an seinen Todestag, 1. Mai 1797. In: Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft 7 (1897), S. 171–202, hier S. 180 f., sowie den Kommentar der Herausgeberin in folgender Anthologie: Edith Rosenstrauch-Königsberg (Hg.): Literatur der Aufklärung. 1765–1800. Wien/Köln/Graz: Böhlau 1988 (=Österreichische Bibliothek, Bd. 8), S. 297–355, hier S. 325.

135 Bourdieu: Künstlerische Konzeption und intellektuelles Kräftefeld, S. 88.

136 Vgl. Weidmann: *Der Eroberer*.

dessen innerer Struktur sowie von der Stellung des Schriftstellers in diesem Beziehungsgefüge jeweils neu bestimmt erscheint. Hierzu ist überdies die Kenntnis weiterer externer Faktoren vonnöten, welche der Entfaltung einer inneren Eigengesetzlichkeit des erst in Entstehung befindlichen Feldes entgegenwirkten – ein Blick nicht allein auf die heteronomen ideologischen und ökonomischen Bedingungen literarischer Produktion, sondern auch auf die im engeren Sinn materielle Seite der Produktion von Druckerzeugnissen sowie auf deren Distribution und konkrete Rezeption, was hier nur angedeutet werden kann.

Zur Ergänzung des bisher Ausgeführten sei noch eine weitere Praxis der Wiener Zensur erwähnt, die ihrerseits wiederum auf die entwicklungsgeschichtliche Abhängigkeit von älteren kirchlichen Regelungen im *Index* verweist<sup>137</sup> und der Entwicklung eines quantitativ größeren, vor allem aber sozial legitimierenden und ökonomisch sanktionierenden Lesepublikums hinderlich war: Gemeint ist die von Josephs Zensurreform eigentlich abgeschaffte, aber realiter weiter praktizierte<sup>138</sup> soziale Aufteilung der Bevölkerung in zwei Gruppen, nämlich einerseits in „den großen Haufen und die schwachen Seelen“ und andererseits in „die schon bereiteten Gemüther und in ihren Grundsätzen standhaften Seelen“:

Für die „standhaften Seelen“ gab es in der Beurteilung der Bücher noch aus der Zeit der Theresianischen Zensurkommission<sup>139</sup> eine eigene Gruppe, das „admittitur erga schedam“ [...]; der durch Bildung, wegen seines Standes oder Ranges Bevorzugte konnte mit „erga schedam“ bezeichnete Bücher bekommen, wenn er sich mit „Unterschrift und Beydruckung seines Sigills dafür verbürgte, daß das angesuchte verbotene Buch blos zu seinem alleinigen Gebrauch diene, und daß er sich unter seiner Dafürhaltung anheischig mache, es auf keine Weise weder zum Lesen, noch als Eigenthum einem andern zu überlassen“.<sup>140</sup>

137 Vgl. Hans-Christoph Hobohm: Jede Macht ist sich selbst die Nächste. Zur personalen und sozialen Dimension von Zensur. In: ‚Unmoralisch an sich...‘: Zensur im 18. und 19. Jahrhundert. Hg. v. Herbert G. Göpfert u. Erdmann Weyrauch. Wiesbaden: Harrassowitz 1988 (=Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens, Bd. 13), S. 105–117, hier S. 108; Hobohm postuliert hinsichtlich der je nach sozialem Rang der Rezipienten unterschiedlich verfahrenen Normenkontrolle, „daß das Phänomen, für das wir hier den Begriff *Sozialzensur* vorgeschlagen haben, zu jenen strukturellen Invarianten zu zählen ist, die es gälte, in einer allgemeinen Sprechhandlungstheorie zu beschreiben“ (S. 116).

138 Vgl. Bachleitner: Die literarische Zensur in Österreich von 1751 bis 1848, S. 61: „Die Sondergenehmigungen (Scheden) wurden abgeschafft, ein Buch sollte entweder verboten oder für jedermann zugänglich sein. Allerdings scheinen in der Praxis sehr wohl Scheden vergeben worden zu sein. So berichtet Friedrich Münter, dass er 1784 Johann Pezzls gerade erschienene *Marokkanische Briefe* über eine Scheda erhalten habe.“

139 Genauer: seit dem 4. Oktober 1766; vgl. dazu Plachta: Damnatur – Toleratur – Admittitur, S. 43 u. 53.

140 Hadamowsky: Ein Jahrhundert Literatur- und Theaterzensur, S. 296.

Josephs *Grundregeln* machten die Gruppe der ‚erga schedam‘ gestatteten Bücher nicht allgemein zugänglich, sondern verschoben diese Kategorie bloß auf vorher gänzlich untersagte Werke. Die Praxis der Sozialzensur als solche blieb jedoch weiterhin aufrecht,<sup>141</sup> sodass nur der Adel mehr oder weniger ungehindert sogar an verbotene Literatur gelangen konnte.<sup>142</sup> Interessenten an Geheimpliteratur aus anderen Schichten sahen sich hingegen gezwungen, ihre Nachfrage auf illegale Weise zu befriedigend, was durchaus möglich war, wie Johannes Frimmel mit Blick auf die Produkte der auf klandestine Literatur spezialisierten *Société typographique de Neuchâtel* (STN) gezeigt hat: „Wien wurde in den 1780er Jahren, zur gleichen Zeit, als die französische Zensur ihre Repression verstärkte, zu einem herausragenden Absatzmarkt der STN.“<sup>143</sup> Um welche Art von verbotener Literatur ging es dabei, „die im josephinischen Wien offenbar so reißenden Absatz fand? Die Wiener Buchhändler bestellten bei der STN fast zur Gänze Pornographie und philosophische Literatur im Gefolge des Baron d’Holbach, wie sie mit ihrem radikalen Atheismus in der deutschen Aufklärungsliteratur kaum anzutreffen war.“<sup>144</sup> Neben der thematischen Streuung der bestellten Titel, die Frimmel durch zahlreiche Beispiele anschaulich macht,<sup>145</sup> ist auch der Umstand charakteristisch, dass die betroffenen Buchhändler sich wenig Mühe bereiteten „zu verheimlichen, dass sie auch verbotene Ware vertrieben“, ja sie „bewarben diese“ sogar nachdrücklich: „Dies allerdings unter Vorsichtsmaßnahmen, die sicherstellten, dass nur Eingeweihte von der Brisanz der angebotenen Bücher Notiz nahmen.“<sup>146</sup>

Die hier angestellten Überlegungen zur Zensurpraxis in den habsburgischen Gebieten verdeutlichen jedenfalls, dass von einer „Änderung der literarischen Öffentlichkeit“, wie Werner M. Bauer großzügig formulierte,<sup>147</sup> im Josephinismus nur eingeschränkt die Rede sein kann, da eine solche vor den Zensurreformen noch kaum existiert hatte.<sup>148</sup> Insofern – besonders aber in Hinblick auf die nicht zu unterschätzende Bedeutung der weiterbestehenden Zensur in allen

141 Vgl. Gnaul: Die Zensur unter Joseph II., S. 45.

142 Vgl. Bachtleitner, Eybl, Fischer: Geschichte des Buchhandels in Österreich, S. 114.

143 Frimmel: Geheimpliteratur im josephinischen Wien, S. 205 f.

144 Ebd., S. 207.

145 Vgl. ebd., S. 207 u. 211–214.

146 Ebd., S. 208.

147 Bauer: Fiktion und Polemik, S. 73.

148 Vgl. dazu Sashegyi: Zensur und Geistesfreiheit unter Joseph II., S. 130; Bodi: Tauwetter in Wien, S. 45; Paul P. Bernard: Jesuits and Jacobins. Enlightenment and Enlightened Despotism in Austria. Urbana/Chicago/London: Univ. of Illinois Press 1971, S. 6; Klingenstein: Staatsverwaltung und kirchliche Autorität, S. 155, erwähnt, dass sich eine politische Öffentlichkeit (und nicht eine literarische!) schon in der Folge des Österreichischen Erbfolgekrieges konstituierte und eben „die Straffung und Neuorganisation der Zensur unabdingbar“ machte.

politischen, sozialen und religiösen Belangen – bleibt das Fazit von Bauers Kapitel zur josephinischen Zensur ergänzungsbedürftig:

Eine Gesellschaft, in der literarische Observanz sich auf das Schulstück der Jesuiten, auf das Volksstück, auf die Predigt und auf Opernlibretti erstreckt hatte, wurde jetzt mit einem freien Markt schriftstellerischer Erzeugnisse konfrontiert. Das ging freilich ohne nivellierende Massenproduktion nicht ab, noch dazu, wo propagandistische Aufgaben erfüllt werden sollten.<sup>149</sup>

Die staatlich geförderten propagandistischen Aufgaben der josephinischen Publizistik,<sup>150</sup> aus denen sich – neben wirtschaftlichen Überlegungen im Rahmen des Kameralismus (vgl. unten II.4.1) – die relativen Freiheiten erklären, spielen zweifelsohne eine herausragende Rolle für deren adäquate Bewertung.<sup>151</sup> Sie sind indes gleichzeitig ein Beleg gegen die Existenz eines freien Marktes im modernen, hier anachronistischen liberalen Verständnis. Gerade die nach wie vor bestehende Akzeptanz obrigkeitlicher Eingriffe sowie die Rücksichtnahme auf staatliche Interessen auch in literarischen Fragen bezeichnet – bei aller partiellen Modernität – die heteronome Struktur des Wiener Literatursystems im 18. Jahrhundert. Hier erweist sich wiederum, dass nicht bloß der ökonomische Zustand einer Gesellschaft insgesamt, sondern vielmehr empirisch nachprüfbar soziale (Mikro-)Konstellationen bzw. jeweils zu einem bestimmten Zeitpunkt bestehende Kräftefelder die individuellen Erfahrungen und die daraus resultierenden Aktionen einzelner Akteure motivieren.

Ein relativ frühes Beispiel einer bewussten Übertretung der durch die obrigkeitliche Zensurpraxis gesetzten Grenzen und der darauf folgenden Sanktionen des Staates (bzw. des dafür zu bezahlenden Preises) ist der Druck und die Verbreitung der ohne Dedikationsgenehmigung dem Kaiser gewidmeten und von der Zensur ausdrücklich verbotenen antiklerikalen *Ode an Joseph den Zweyten* durch den josephinischen Dichter Lorenz Leopold Haschka im Jahr 1782. Die zuständige Hofstelle verfügte im September 1782 – neben Maßnahmen gegen Drucker und Verleger, der zu einer Geldstrafe von 100 Dukaten verurteilt

149 Bauer: Fiktion und Polemik, S. 73.

150 Ernst Wangermann: Publizistik als Parlamentsersatz bei den Staatstheoretikern der Josephinischen Ära. In: Verdrängter Humanismus – verzögerte Aufklärung, S. 709–718, hier S. 710, spricht sogar von „direkte[n] Regierungsaufträgen“, die „bei den Broschüren über die kirchenpolitischen Maßnahmen Josephs“ zweifellos „im Spiel“ gewesen seien.

151 Systemtheoretisch formuliert lautet das bei Biermann: „Gefährliche Literatur“, S. 16: „genaue Abwägungen wirtschaftlicher und anderer Vor- und Nachteile im Zusammenhang internationaler, machtkonstituierender Verflechtungen motivieren in Einzelfällen (!) zum Verzicht auf Zensur, falls dadurch nach Einschätzung des betreffenden politischen Systems das interne Weiterfunktionieren der ‚Macht‘ nicht generell gefährdet wird.“

wurde – „dem Verfasser zu untersagen, bis auf weitere Erlaubniß etwas drucken zu lassen“, und hielt das Verbot anderthalb Jahre bis Februar 1784 aufrecht.<sup>152</sup> Diese vom Kaiser persönlich veranlasste Maßnahme musste einen von Haus aus mittellosen Dichter aus der ersten Generation Wiener Schriftsteller, die sich sozial und auch wirtschaftlich vornehmlich über ihre Autorschaft definierte, empfindlich treffen. Ein anderes Beispiel ist die Bestrafung des oppositionellen Buchgroßhändlers Georg Philipp Wucherer gegen Ende des josephinischen Jahrzehnts:

Als sich die publizistische Kritik am Kaiser ab 1785 zusehends radikalisierte und die Verbote zunahmen, blieb Wucherers Firma weiterhin der wichtigste Umschlagplatz für oppositionelle Literatur. Wucherer übernahm auch den Vertrieb der Schriften des von Carl Friedrich Bahrdt gegründeten aufklärerischen Geheimbundes *Deutsche Union* in der Habsburgermonarchie. Seine Aktivitäten machten ihn nicht nur selbst zum Gegenstand einer publizistischen Attacke, sondern führten schließlich auch dazu, dass Wucherer 1789 als einziger Verleger der josephinischen Ära des Landes verwiesen wurde. Es handelt sich um einen Willkürakt des am Ende seiner Regierungszeit politisch völlig in die Defensive geratenen Kaisers.<sup>153</sup>

Was genau war geschehen? Frimmels Zusammenfassung der Ereignisse vermittelt einen Einblick in den obrigkeitlichen Umgang mit missliebiger Literatur, der sich keineswegs streng an die erlassenen Gesetze und Verordnungen halten musste:

Nachdem ein agent provocateur der von Joseph II. neugeschaffenen staatlichen Polizei in Wucherers Buchhandlung eine der Zensur nicht vorgelegte Broschüre verlangt und erhalten hatte, wurde eine Untersuchung eingeleitet. Dabei stieß man auf ein großes Warenlager mit verbotenen und der Zensur nicht vorgelegten Schriften. Für den Verkauf einer nicht genehmigten Broschüre war eine Geldstrafe von 50 fl vorgesehen, doch da Wucherer dem Kaiser als Habsburger Oberhaupt der Deutschen Union höchst unliebsam war, nahm Joseph II den Fall zum Anlass, den Verleger des Landes zu verweisen.<sup>154</sup>

152 Gustav Gugitz: Lorenz Leopold Haschka. In: Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft 17 (1907), S. 32–127, hier S. 66–71, Zit. S. 70. Zum Kontext vgl. auch Plachta: *Dammatur – Toleratur – Admittitur*, S. 67 f.; Bachleitner: *Die literarische Zensur in Österreich von 1751 bis 1848*, S. 66 f.

153 Frimmel: *Geheimliteratur im josephinischen Wien*, S. 210.

154 Ebd.; mehr dazu in Bodi: *Tauwetter in Wien*, S. 257–264; Winter: *Georg Philipp Wucherer*, S. 68–75; Bachleitner: *Die literarische Zensur in Österreich von 1751 bis 1848*, S. 68 f.

Von einer rechtsstaatlich nachvollziehbaren Vorgangsweise kann hier keine Rede sein – und dabei ist noch einmal zu betonen, dass es sich bei den 1780er Jahren sicherlich um die permissivste Periode der österreichischen Zensurgeschichte im 18. und frühen 19. Jahrhundert handelt.

#### 1.4 Das Ende des josephinischen ‚Tauwetters‘

Nur wenig später, nach dem Ausbruch der Französischen Revolution, war der zunächst hoffnungsvollen Entwicklung definitiv ein Ende gesetzt.<sup>155</sup> So wurde am 24. November 1789 noch unter Joseph II. angesichts der zunehmenden Zensurumgehungen und verstöße mit politischem Hintergrund – insbesondere unter dem Eindruck der Wucherer-Affäre – und aus Angst vor revolutionären Umtrieben die 1786 aufgehobene Präventivzensur wieder eingeführt.<sup>156</sup> Sie blieb *grosso modo* bis 1848 in Kraft. Josephs zwar grundsätzlich ebenfalls reformistisch gesinnter Bruder und Nachfolger Leopold II. erließ am 1. September 1790 ein Hofdekret, wonach mit Blick auf das höchste Gesetz des Staates, nämlich „die Aufrechterhaltung der allgemeinen Ruhe“, „künftig alle Schriften, welche öffentliche Landsfürstliche Gesetze und Anordnungen kritisieren und tadeln, ganz dem Verbote zu unterziehen“ seien.<sup>157</sup> Dies kam einer fundamentalen Änderung der Ausführungsbestimmungen der ‚erweiterten Preßfreiheit‘ gleich, setzte letztlich ihren Kern außer Kraft<sup>158</sup> und brachte jedenfalls eine verschärfte Definition des Zensurwürdigen mit sich – ausreichend, um die ohnehin äußerst löchrige und schwankende „Rechtssicherheit der josephinischen Zensur“ vollkommen „in ein Willkürsystem umzubauen“. <sup>159</sup> Damit einher ging eine ideologische Diffamierung der Lektüre schlechthin, sodass es nur konsequent war, den aufklärerisch gesonnenen Gottfried van Swieten am 5. Dezember 1791 als Präses der Studien- und Hofkommission zu entlassen und diese selbst drei Tage später gänzlich aufzuheben; die Zensurangelegenheiten wurden nun direkt der konservativ beherrschten Hofkanzlei unterstellt.<sup>160</sup> Der kaltgestellte van

155 Zum Folgenden vgl. die Gesamtdarstellung von Gerda Lettner: *Das Rückzugsgefecht der Aufklärung in Wien 1790–1792*. Frankfurt a. M./New York: Campus 1988 (=Campus Forschung, Bd. 558).

156 Vgl. ebd., S. 75; Plachta: *Damnatur – Toleratur – Admittitur*, S. 78; Bachleitner, Eybl, Fischer: *Geschichte des Buchhandels in Österreich*, S. 113; Wangermann: *Die Waffen der Publizität*, S. 204–206; Bachleitner: *Die literarische Zensur in Österreich von 1751 bis 1848*, S. 69 f.

157 *Sammlung der Gesetze, welche unter der glorreichen Regierung des Kaisers Leopold des II in den sämtlichen K. K. Erbländen erschienen sind in einer Chronologischen Ordnung*. Bd. III. Wien 1791, S. 37 f.; zit. nach Bodi: *Tauwetter in Wien*, S. 399.

158 Vgl. Olechowski: *Zur Zensur am Ende des 18. Jahrhunderts. Dichter als Zensoren*, S. 142.

159 Plachta: *Damnatur – Toleratur – Admittitur*, S. 80.

160 Ebd., S. 81.

Swieten war übrigens 1789 der letzte verbliebene Konzertsuskribent Mozarts gewesen,<sup>161</sup> welcher ökonomisch fortan großer Unsicherheit ausgesetzt war. Die Regierung unter Franz II. verabschiedete dann am 30. Mai 1795 ein völlig neues Zensurgesetz, das „die österreichische Restauration auch für den Bereich der Literatur kodifizierte“ und bis weit ins 19. Jahrhundert Grundlage des Wiener Zensurwesens sein sollte. Verfolgt wurde nun das Ziel,

einen bürokratischen Rahmen für die Einschränkungen des literarischen und publizistischen Marktes und für die Verfolgung mißliebiger Bücher zu schaffen. So wurde der Strafkatalog gegen Buchdrucker und Verleger erheblich verschärft, jede Form von Hausierhandel unterbunden und das Verfahren der Präventivzensur und der Bücherrevision z. B. bei Nachdrucken ausländischer Bücher so minutiös bürokratisiert, daß kaum noch Umgehungen der Vorschriften ohne obrigkeitliche Ahndung denkbar waren.<sup>162</sup>

Der strafgesetzliche Charakter der Sanktionen, wonach Zuwiderhandlungen ausdrücklich als „Verbrechen“ begriffen wurden,<sup>163</sup> brachte das Engagement der Wiener Autoren für die Verbreitung einer allgemeinen Aufklärung oder auch überhaupt einer Dichtung mit mehr als nur unterhaltendem Anspruch schließlich vollständig zum Erliegen: Die Schriftsteller verließen entweder das Land wie Franz Xaver Huber oder sie traten in den Dienst des neuen Polizeistaats wie Joseph Richter – oder schwiegen fortan wie Aloys Blumauer,<sup>164</sup> der sich nun ganz auf die 1792 von ihm übernommene Buchhandlung Gräffer konzentrierte. In einem Brief vom September 1796 – also aus der Zeit der größten Blüte des literarischen Lebens im Herzogtum Weimar und anderen protestantischen Gebieten Deutschlands – beklagt Johann Baptist Alxinger dementsprechend gegenüber dem preußischen Buchhändler, Verleger und Schriftsteller Friedrich Nicolai den bedauerlichen „Zustand der Aufklärung in Wien“:

Ihr Thermometer ist leider dem Gefrierpuncte nahe. Bücherverboth und Pfaffentum sind unsere einzigen Dämme, die wir einer befürchteten, wiewohl *ohne vernünftigen Grund* befürchteten Revolution entgegenstellen. [...] Ich habe mir nach vielen innern Kämpfen endlich vorgenommen nicht mehr Oesterreicher sondern bloss Deutscher zu seyn. Wie soll auch ein Gelehrter bey dieser förmlichen Fehde wider die Wissenschaften noch an seinem Lande hängen. Es hält ihn ja für einen Feind, für einen Jacobiner. [...] Die Alles verderbende Censur beherrscht mit bleyernem Scepter auch unser Theater. Es ist nichts mehr daran zu retten oder gut zu machen.<sup>165</sup>

161 Vgl. Elias: Mozart, S. 44.

162 Plachta: Damnatur – Toleratur – Admittitur, S. 81 f.

163 Vgl. ebd., S. 82 f.

164 Vgl. Bodi: Tauwetter in Wien, S. 425–432.

165 Briefe des Dichters Johann Baptist von Alxinger. Hg. v. Gustav Wilhelm. Wien: In Commis-

Solche Worte geben die um sich greifende Resignation unter den Wiener Autoren zu erkennen. Sie stehen für die gewaltige Ernüchterung einer enttäuschten Schriftstellergeneration, die sich nach den hochfliegenden Plänen und dem Optimismus der 1780er Jahre um sämtliche Aussichten betrogen sah und machtlos verfolgen musste, wie die staatliche Obrigkeit ihr den unter Joseph II. gewährten publizistischen Freiraum rasch und praktisch ohne jede Möglichkeit des Widerstands fast gänzlich wieder entziehen konnte. Es ist eben diese sich auch im eigensten Bereich der Literatur offenbarende schriftstellerische Machtlosigkeit, die ein weiteres Mal bestätigt, dass im Wiener literarischen Feld des 18. Jahrhunderts die Tendenzen zur Autonomie gegenüber literaturexternen Kräften nur vergleichsweise schwach ausgebildet waren.

## 2. INSTITUTIONEN KULTURELLER LEGITIMATION UND PRAXIS

In der sozialgeschichtlichen Forschungsliteratur zu Kultur und Literatur des deutschsprachigen 18. Jahrhunderts werden vornehmlich und wie selbstverständlich zwei Einrichtungen als Zentren der Aufklärungsbewegung behandelt: „Zum [...] Rahmenthema *Institutionen* gehören zunächst und vor allem Schulen und Universitäten.“<sup>166</sup> Für die Forschung ergibt sich daraus u. a. folgende Frage als Desiderat: „Inwieweit haben die Universitäten sich den Neuerungen geöffnet, inwieweit gingen von den Universitäten Initiativen aus, inwieweit haben sie sich den Neuerungen gegenüber geschlossen [sic]?“<sup>167</sup> Der entscheidende soziale und kulturelle Stellenwert von Universitäten wird hier einfach vorausgesetzt, wobei bestimmte norddeutsche Verhältnisse offenbar als maßgeblich für eine allgemeine Typologie bzw. für ein Untersuchungsraaster gelten. Dass dies nicht notwendig so sein muss, belegt die Tatsache, dass in ganz Europa bis ins 18. Jahrhundert hinein „die meisten Entdeckungen und die bahnbrechenden Konzeptionen außerhalb der Universitäten gemacht und erdacht wurden“.<sup>168</sup> Angesichts „des Versagens der Universitäten“ hatten „die merkantilistischen Großstaaten Westeuropas, Frankreich und England“, deshalb als „Heimstätten der neuen experimentellen Wissenschaften“ konsequent „königliche, das heißt staatliche Akademien geschaffen und diesen einen durch königliche Privilegien

---

sion bei Carl Gerold's Sohn 1898 [recte: 1899] (=Sitzungsberichte der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien, phil.-hist. Classe, Bd. CXL/II), S. 88.

166 Bödeker, Herrmann: Über den Prozeß der Aufklärung in Deutschland, S. 12.

167 Ebd.

168 Gunter E. Grimm: Vom Schulfuchs zum Menschheitslehrer. Zum Wandel des Gelehrtentums zwischen Barock und Aufklärung. In: Über den Prozeß der Aufklärung in Deutschland im 18. Jahrhundert, S. 14–38, hier S. 22.

geschützten und materiell wohl gesicherten Freiraum für Forschung und Wissenschaft zugestanden“.<sup>169</sup>

Anders als in manchen nord- und mitteldeutschen reformabsolutistischen Kleinstaaten orientierten sich die aufklärerischen Vorstellungen in Österreich an diesem Muster: „Die Hoffnungen, die man hierzulande ursprünglich für den Aufschwung der ‚schönen‘ und der Naturwissenschaften hegte, waren wie im übrigen Europa zunächst auf die Errichtung einer Akademie der Wissenschaften, aber *nicht* auf eine Reform der Universität gegründet.“<sup>170</sup> Die herausragende Rolle der staatlichen Akademien Frankreichs für die Entwicklung des dortigen literarischen und künstlerischen Lebens macht als implizit allgegenwärtiges Vergleichsmodell auch die Haltung der österreichischen Gelehrten verständlich. Deshalb empfiehlt sich für eine Analyse der Beschaffenheit österreichischer Institutionen mit kultureller Legitimationsfunktion die knappe Vergegenwärtigung der französischen und norddeutschen Verhältnisse, um dann die Spezifik der in der Habsburgermonarchie herrschenden staatlichen Rahmenbedingungen kultureller Produktion kontrastiv herausarbeiten zu können (II.2.1). Vor dem Hintergrund des relativ defizienten staatlichen Systems kultureller Sanktionierung lässt sich die freimaurerische Kulturpraxis – insbesondere der Loge ‚Zur wahren Eintracht‘ – interpretieren als Versuch zur Etablierung eines alternativen kulturellen Freiraums, mehr noch: einer kulturtragenden Instanz jenseits der staatlichen Organe (II.2.2). Anschließend werden in einer ersten Bewertung des erarbeiteten Materials kennzeichnende Strukturen des josephinischen Literatursystems erörtert und deren Auswirkungen auf die konkreten Bedingungen für Textproduktion diskutiert (II.2.3). Zuletzt wird noch zu diskutieren sein, warum das Wiener Theater – im Unterschied zu seinem Pariser Pendant – keine tragende Institution der Vermittlung von Aufklärung war (II.2.4).

### 2.1 Die Defizienz des staatlichen Systems

Mit der konsequent geführten Prestigepolitik Colberts und Ludwigs XIV. hatte in Frankreich ein ganzes Netz von Akademien als staatliches System des Mäzenatentums<sup>171</sup> die Funktion einer ersten spezifischen Struktur des literarischen Lebens gewonnen – allen voran die 1635 gegründete *Académie française*, de-

169 Grete Klingenstein: Despotismus und Wissenschaft. Zur Kritik norddeutscher Aufklärer an der österreichischen Universität 1750–1790. In: Formen der europäischen Aufklärung. Untersuchungen zur Situation von Christentum, Bildung und Wissenschaft im 18. Jahrhundert. Hg. v. Grete Klingenstein, Friedrich Engel-Janosi u. Heinrich Lutz. Wien: Verlag für Geschichte und Politik 1976 (=Wiener Beiträge zur Geschichte der Neuzeit, Bd. 3), S. 126–157, hier S. 138 f.

170 Ebd., S. 139.

171 Vgl. Viala: *Naissance de l'écrivain*, S. 10; im französischen Original ist die Rede von der „politique de prestige“ und einem „réseau d'académies“.

ren ausschließlicher Zweck die Sprachpflege und die Diskussion der ‚schönen‘ Wissenschaften sein sollte.<sup>172</sup> Die staatliche und staatlich instrumentalisierbare Sanktion eines freilich noch vergleichsweise heteronomen<sup>173</sup> literarischen Feldes bewirkte dort schon im 17. Jahrhundert dessen Emanzipation zum dynamischsten und einflussreichsten Sektor der nationalen Kultur bzw. des gesamten kulturellen Feldes.<sup>174</sup> Institutionell und damit auch sozial aufgewertet, konnte der vorerst noch humanistisch-universalistische *lettré* durch die von den Akademien bewirkte und materiell abgesicherte Hebung des Gelehrtenprestiges von der Hauptstadt aus einen in die entferntesten Provinzen reichenden kulturellen Distributions- und Normierungsprozess in Gang setzen, welcher wiederum dem absolutistischen Regime zugutekam: Auf diese Weise hat sich eine Bewegung kultureller und sprachlicher Homogenisierung entwickelt. Die zentralistische Monarchie bediente sich ihrer, um die politische Vereinigung zu stärken: Die Unterstützung gelehrter Gesellschaften durch die Regierung hatte zum Zweck, die Verbreitung der französischen Sprache zu befördern und auf diesem Weg auch den nationalen Zusammenhalt zu stärken.<sup>175</sup>

Der im 17. Jahrhundert aufkommende Akademiegedanke hatte nicht mehr bloß vordergründig die Verherrlichung des Herrschers im Sinn; er zielte vielmehr auf Zusammenkünfte von Wissenschaftlern und die gemeinsame Reflexion unter Spezialisten.<sup>176</sup> Erst die Trennung von akademischer Praxis und universitärem Unterricht<sup>177</sup> ermöglichte nämlich gegenüber dem jede Reform blockieren-

172 Vgl. ebd., S. 15; im französischen Original heißt es: „la première structure spécifique de la vie littéraire“.

173 Vgl. dazu den wichtigen Hinweis von Chartier: Die kulturellen Ursprünge der Französischen Revolution, S. 76, der argumentiert, weshalb dieses „Netz von Institutionen“ dem französischen literarischen Feld des 17. Jahrhunderts noch keine „echte Autonomie“ verleihen konnte: „Erstens wurden die verschiedenen Formen einer literarischen Weihe nach und nach von der Monarchie annektiert und kontrolliert. So riß die Académie française die akademische Legitimität an sich und das Mäzenatentum wurde völlig von den königlichen Gratifikationen beherrscht. Zweitens waren sowohl das aristokratische Modell eines dank seiner sozialen Stellung wohlversorgten Schriftstellers als auch die Logik des Mäzenatentums stark genug, um die Bildung eines Literaturmarktes zu verhindern, der in der Lage gewesen wäre, den Autoren wirtschaftliche Unabhängigkeit zu gewährleisten. Das literarische Leben der französischen Klassik war demnach außenstehenden, politischen oder sozialen, Mächten unmittelbar unterworfen.“

174 Viala: Naissance de l'écrivain, S. 14; im französischen Original ist die Rede von der „partie la plus dynamique et la plus influente du domaine culturel“.

175 Ebd., S. 23; im französischen Original: „Un mouvement d'unification culturelle et linguistique s'est développé ainsi. La monarchie centralisatrice a su le mettre à profit pour renforcer l'unification politique: [...] le soutien gouvernemental aux sociétés lettrées était destiné à renforcer la diffusion de la langue française et, par là, la cohésion nationale.“

176 Ebd., S. 16; im französischen Original ist die Rede von „des réunions consacrées à la réflexion entre spécialistes.“

177 Ebd., S. 16; im französischen Original: „la séparation entre pratique académique et enseignement“.

den, damals noch vorherrschenden Typus des humanistischen ‚Polyhistor‘ eine wirtschaftlich und gesellschaftlich notwendige Spezialisierung jetzt zunehmend empirisch ausgerichteter Wissenschaften,<sup>178</sup> während die meisten europäischen Universitäten noch im 18. Jahrhundert weitgehend die Aufgabe hatten, „halben Kindern, wie sie mit 15, 16 oder 17 Jahren an die philosophische Fakultäten kamen, ein Wissen von der Natur, vom Menschen und von Gott als etwas Fertiges beizubringen“.<sup>179</sup> Die Trennung einzelner Disziplinen<sup>180</sup> besiegelte dann im entstehenden literarischen Feld die sukzessive Verdrängung des altherwürdigen *lettré* durch den modernen *littérateur*, also des noch lateinisch geprägten (Schrift-)Gelehrten durch den volkssprachlich ausgerichteten Literaten. Dieser neue Schriftstellertypus nahm nun nach dem Vorbild der *Académie française* in der gesamten französischen Monarchie die einflussreichste Position im entstehenden kulturellen Feld ein<sup>181</sup> und signalisierte als zunehmend dominanter Typ innerhalb der Gruppe seiner Akteure<sup>182</sup> seinerseits zugleich dessen allmähliche Konstitution.

Ganz im Unterschied zu Frankreich, wo die „Universität des ancien régime kaum eine lebendige Berührung mit der eigentlich Bildung schaffenden Gesellschaft“ hatte,<sup>183</sup> ging im protestantischen Deutschland eine parallele Entwicklung bezeichnenderweise von den neugegründeten Universitäten aus, während die Akademien – so zumindest in Berlin – eine stark höfisch geprägte, französischsprachige Wissenschafts- und Kulturpraxis pflegten und führenden einheimischen Literaten – man denke an Lessing – oft gar nicht zugänglich waren: So galt die 1734 in Göttingen eröffnete Georgia Augusta nicht allein als bloße Bewahrerin und Vermittlerin von altem und erprobtem Wissensgut, also keineswegs als Reproduzentin des Bekannten, sondern nunmehr auch als Produzentin „des geistigen Fortschritts“ und als wichtige Stütze „einer, wie es damals hieß, blühenden National-Cultur“.<sup>184</sup> Diese neue und spezifisch (nord- und mittel-)deutsche Konzeption einer Universität, die zu ökonomischen Zwecken auswärtige Studenten anziehen sollte, hatte bemerkenswerte kulturelle Folgen: In diesem speziellen Klima nämlich „erblühte jene Libertas philosophandi, die einer

178 Vgl. auch Grimm: Vom Schulfuchs zum Menschheitslehrer, S. 23.

179 Klingenstein: Despotismus und Wissenschaft, S. 139.

180 Vgl. Viala: Naissance de l'écrivain, S. 28; im französischen Original ist die Rede von einer „séparation des disciplines“.

181 Vgl. ebd. sowie S. 25.

182 Vgl. Bourdieu: Der Markt der symbolischen Güter, S. 15; als entsprechende Opposition nennt Bourdieu den ebenfalls Autonomie reklamierenden Künstler („artiste“) im Gegensatz zum traditionellen Handwerker („artisan“).

183 Norbert Elias: Die höfische Gesellschaft. Untersuchungen zur Soziologie des Königtums und der höfischen Aristokratie. Mit einer Einleitung: Soziologie und Geschichtswissenschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1983, S. 285.

184 Klingenstein: Despotismus und Wissenschaft, S. 127.

Lehranstalt wie Göttingen den damals für ungewöhnlich erachteten Charakter einer Akademie der Wissenschaften verlieh, wie ausländische Beobachter, Franzosen und Österreicher, bemerkten.<sup>185</sup> Der Wiener Aufklärer Gottfried van Swieten etwa beschrieb in seinem freilich ablehnenden Gutachten des Göttinger Modells als Vorbild für heimische Reformen die dortige Konzeption als „Universität nur dem Namen nach, eigentlich aber eine lehrende Akademie der Wissenschaften, welche alle Zweige von Kenntnissen versammelt, um Ausländern einen Reiz anzubieten“.<sup>186</sup> In einem solchen sozialen Kontext konnte nun „die Abkehr vom antiquarischen Humanistenideal und vom Polyhistorismus der späthumanistisch-politischen Periode“<sup>187</sup> erfolgen, eine also auch im protestantischen Deutschland statthabende Tendenz hin zur Differenzierung des kulturellen und damit letztlich auch zur Autonomisierung des literarischen Feldes.

Die keineswegs selbstverständliche bürgerliche Vorstellung einer „Notwendigkeit der akademischen Freiheit als Basis wissenschaftlichen Denkens“<sup>188</sup> hatte demgegenüber in der vielsprachigen Habsburgermonarchie noch nicht das nötige soziale Fundament: Denn hier gab es „um 1750 keine breitere soziale Schichte, die es sich leisten konnte, mit den schönen Wissenschaften Umgang zu pflegen, sich Sprachstudien oder historischen und geographischen Interessen hinzugeben, mit den Naturwissenschaften zu experimentieren, Sammlungen und Bibliotheken anzulegen“.<sup>189</sup> Eine Erklärung dafür liegt nicht zuletzt im zunehmend utilitaristischen Charakter<sup>190</sup> der zudem verhältnismäßig spät<sup>191</sup>

185 Ebd., S. 137.

186 Waltraud Heindl: Beamte, Staatsdienst und Universitätsreform. Zur Ausbildung der höheren Bürokratie in Österreich, 1740–1848. In: Das achtzehnte Jahrhundert und Österreich 4 (1987), S. 35–53, hier S. 38.

187 Grimm: Vom Schulfuchs zum Menschheitslehrer, S. 37.

188 Ebd.

189 Klingenstein: Despotismus und Wissenschaft, S. 138.

190 Die stark utilitaristisch geprägten und von den Aufklärern selbst häufig als „despotisch“ gebrandmarkten Strukturen der unter Maria Theresia und Joseph II. reformierten österreichischen Universitäten waren, so Klingenstein ebd., S. 156, „eine Begleiterscheinung des Modernisierungsprozesses, dem sich die österreichische Monarchie seit der Jahrhundertmitte unterzog, um mit den übrigen Mächten Europas Schritt halten zu können. In dem weithin unterentwickelten, zurückgebliebenen Staatswesen war die Universität in den Sog von Rationalisierung, Zentralisierung und Bürokratisierung gezogen worden, gerade weil ihr, der einzigen wissenschaftlichen Institution im Lande, eine wichtige, ja unabdingbare Aufgabe dabei zugeordnet war, nämlich die Berufsvorbildung; den Bedürfnissen von Staat, Gesellschaft und Wirtschaft entsprechend, wurde diese immer mehr spezialisiert.“ Vgl. dazu auch Christoph Gnant: Die Universität Wien im 18. Jahrhundert. Entkirchlichung – Verstaatlichung – Ausbau. In: Stätten des Wissens. Die Universität Wien entlang ihrer Bauten 1365–2015. [Eine Publikation der Universität Wien aus Anlass ihres 650-jährigen Gründungsjubiläums 2015]. Hg. v. Julia Rüdiger u. Dieter Schweizer. Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2015, S. 87–99.

191 Notker Hammerstein: Besonderheiten der österreichischen Universitäts- und Wissenschafts-

einsetzenden Universitätsreformen – Reformen freilich bislang „sozusagen mittelalterliche[r] Korporationen“<sup>192</sup> – sowie im anhaltenden Desinteresse des Herrscherhauses an ‚schöngeistigen‘ Belangen, und zwar weit über Joseph II. hinaus. Dies wirkte sich in den deutschsprachigen habsburgischen Territorien auch auf eine verzögerte Etablierung der neuhochdeutschen Schriftsprache aus, auf deren Hintergründe und Implikationen noch einzugehen sein wird (vgl. II.2.3). Vor diesem Hintergrund hat der Salzburger Historiker Ernst Wangermann Josephs wachsende Unbeliebtheit vor der entstehenden bürgerlichen Kritik folgendermaßen begründet: „Das Geld, das zur Förderung von Kunst und Wissenschaften notwendig war, blieb in den Staatskassen.“<sup>193</sup> Die mangelhafte finanzielle Ausstattung der maßgeblichen Bildungsinstitutionen Österreichs wurde von der Wiener Broschürenliteratur gleich zu Beginn der ‚erweiterten Preßfreiheit‘ einer aufgeklärten Kritik unterzogen:

Denn jeder Lehrer muß seinen hinlänglichen Unterhalt haben, damit er nicht gezwungen ist, sich mehr auf Nebensachen, die ihm Brod schaffen, als auf sein Lehrfach zu verwenden; und das ist eben auch von denen zu verstehen, die das Direktorium führen, weil sie [...] von allen übrigen Geschäften frey sein müssen, um genug Muße und Kräften [sic] für das zu haben, was der weite Umkreis der miteinander verbundenen Wissenschaften, und Künsten, den sie mit stäter Obsorge zu übersehen, und in der vollkommnesten [sic] Verbindung zu erhalten haben, erfordert. So sollen auch die schicklichsten und bequemsten Gebäude zu Lehrsäalen errichtet seyn, und im guten Stande erhalten werden: Ferner sind die hundertley Maschinen und Instrumenten, Materialien, Gemähde, Bildsäulen [sic] etc. für gewisse Wissenschaften und Künsten [sic] unentbehrlich [...]. Endlich, um nur der Haupterfordernissen [sic] zu erwähnen, kann auch eine Universität sich nicht der Vollkommenheit rühmen, wenn sie nicht mit einem gemeinnützigen Büchersaal versehen ist, welcher [...] mit den Besten pranget und mit diesen einen jährlichen Zuwachs bekömmt.<sup>194</sup>

Auch Aloys Blumauers Abhandlung *Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Litteratur* (1782) steht im Kontext der Wiener bürgerlichen Bemühungen um mehr staatliche Anteilnahme an den Natur- und besonders den ‚schönen‘ Wissenschaften: Im Anschluss an die Diskussion merkantilistischer bzw. kame-

---

reform zur Zeit Maria Theresias und Josephs II. In: Österreich im Europa der Aufklärung: Kontinuität und Zäsur in Europa zur Zeit Maria Theresias und Josephs II. Hg. v. Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung, Österreichische Akademie der Wissenschaften. Wien: ÖAW 1985, S. 787–812, hier S. 790.

192 Ebd., S. 791.

193 Wangermann: Von Joseph II. zu den Jakobinerprozessen. Wien: Europa-Verlag 1966, S. 39.

194 N. N.: Ueber die Universität in Wien. Wien: Hartl 1781, S. 4 f.

ralistischer Aspekte einer staatlichen Literatur- und Wissenschaftsförderung (vgl. unten) legte er nahe, „daß zum Besten der Wissenschaften nie zu viel gethan werden kann, und daß ein Staat, der bereits auf einer gewissen Stufe von Grösse und Vollkommenheit steht, den Gipfel derselben nur durch den höchstmöglichen Grad von Aufklärung erreichen könne“.<sup>195</sup> Blumauers rekurrente Berufung auf die menschliche Vernunft sowie die Häufigkeit von Wortbildungen und Satzkonstruktionen mit den Begriffskomponenten ‚wahr‘ und ‚allgemein‘ belegen den fast verzweifelten Nachdruck, den der Autor einsetzte.<sup>196</sup>

Manifest wird der Umstand des ausbleibenden staatlichen Engagements auch und gerade im Fehlen einer (kostspieligen) Akademie sowie in der extremen Rückständigkeit besonders der propädeutischen artistischen bzw. philosophischen Fakultät der Wiener Universität, „die Ferdinand II. in gegenreformatorischem Eifer 1623 den Jesuiten übergeben hatte“<sup>197</sup> und an der noch lange „die neuen Formen und Methoden des philosophischen Denkens im eigentlichen Sinne [...] nicht vermittelt wurden“.<sup>198</sup> Die zahlreichen, aber im Zeitalter der Aufklärung letztlich immer gescheiterten „Bemühungen zur Gründung einer kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien“<sup>199</sup> werden verständlich, wenn man sich vergegenwärtigt, dass noch im späten 18. Jahrhundert die ‚niedere‘ philosophische Fakultät den ‚höheren‘ juristischen, medizinischen und theologischen Fakultäten als traditionelles Triennium bloß vorgeschaltet war; sie stellte im Studium „lediglich ein Durchgangs- und Vorbereitungsstadium“<sup>200</sup> mit ausgesprochenem „Schulcharakter“<sup>201</sup> dar, welches in seiner „Zwitterstellung“<sup>202</sup> kaum kulturelle Legitimität verleihen konnte. Der utilitaristische Charakter der österreichischen Reformhochschulen und deren geringe kulturelle Legitimationsfunktion schlägt sich etwa im Kapitel „Universität“ aus Pezzls *Skizze von Wien* nieder, in dem es heißt:

In Wien und auf den österreichischen Universitäten überhaupt hat man [im Gegensatz zu Göttingen u. a., N.C.W.] keineswegs zur Absicht, fremde Studierende herbeizuzie-

195 Aloys Blumauer: *Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Litteratur*. Wien: Kurzböck 1782 (Fotomechan. Nachdruck Wien: Geyer 1970), S. 57.

196 Vgl. ebd., S. 57 f. u. passim.

197 Klingenstein: *Despotismus und Wissenschaft*, S. 131.

198 Ebd., S. 136.

199 Rosenstrauch-Königsberg: *Eine freimaurerische Akademie*, S. 154.

200 Klingenstein: *Despotismus und Wissenschaft*, S. 134.

201 Hammerstein: *Besonderheiten der österreichischen Universitäts- und Wissenschaftsreform*, S. 806.

202 Georg Jäger: *Zur literarischen Gymnasialbildung in Österreich von der Aufklärung bis zum Vormärz*. In: *Die österreichische Literatur: eine Dokumentation ihrer literarhistorischen Entwicklung: Ihr Profil an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert*, S. 85–118, hier S. 87.

hen. Die einheimische Jugend so zu bilden und mit jenen Kenntnissen zu versehen, daß der Staat seine Ämter damit brauchbar besetzen und sein Volk in einer zweckmäßigen Kultur und Erleuchtung erhalten könne, dies ist sein Augenmerk, und wenn er dasselbe erzielt, so kann er mit seinen Lehranstalten zufrieden sein. Man weiß ja allgemein, daß die Universitätsstudien gewöhnlich keine großen Männer bilden. Den Jüngling an die Quelle der Wissenschaften zu führen, dies ist ihr Amt. Das wahre Genie entwickelt sich immer außer der Schule in den einsamen Stunden des Selbstdenkens durch den Feuerstrom des höheren Geistes.<sup>203</sup>

An den protestantischen Universitäten des Reichs wertete die aus der Zerschlagung des überkommenen Systems der *artes liberales* resultierende „Umwandlung der traditionellen Fakultätenhierarchie“<sup>204</sup> die philosophische Fakultät auch symbolisch so weit auf, dass dort „die Idee von der Freiheit und Zweckungebundenheit der Wissenschaft und Lehre“ entstehen konnte. Demgegenüber musste es den österreichischen Reformern darum gehen, die Bedeutung der hoffnungslos veralteten philosophischen Fakultät, einer „Hochburg der Jesuiten“, konsequent zurückzustutzen,<sup>205</sup> was zu einem bezeichnenden, auch die Gründung einer heimischen Akademie erschwerenden Teufelskreis führte: „Es fehlte somit im Österreich des 18. Jahrhunderts vorerst an selbständig produzierenden, experimentierenden, publizierenden Laien-Gelehrten“,<sup>206</sup> die hier weder eine ökonomische Subsistenzbasis noch ein offiziell bestätigtes und bestätigendes Forum hatten, zumal die Universitätsprofessoren wie alle Lehrer bis 1849 in der Lehre „keine Privatleute, sondern ganz und gar weisungsgebundene Beamte“<sup>207</sup> blieben. Die Gehälter, die zwar „weit über das hinausgingen, was an den protestantischen Universitäten üblich war“,<sup>208</sup> wurden direkt aus der Staatskasse bezogen, bewirkten jedoch gerade deshalb, dass die österreichischen Professoren neben der staatlich und kirchlich streng reglementierten öffentlichen Lehrtätigkeit in alter Tradition<sup>209</sup> kaum eigenständig wissenschaftliche Aktivitäten wie

203 Pezzl: Skizze von Wien, S. 257 f.

204 Grimm: Vom Schulfuchs zum Menschheitslehrer, S. 30.

205 Vgl. Klingenstein: Despotismus und Wissenschaft, S. 136.

206 Ebd., S. 140.

207 Ebd., S. 149; dies liegt in der politischen Zielsetzung der Reformen begründet, vgl. Hammerstein: Besonderheiten der österreichischen Universitäts- und Wissenschaftsreform, S. 800: „Mit der Studien- und Bildungsreform sollte nämlich ein zusätzliches Bindeglied für die Einheit des Staates geschaffen werden. Was infolge des Zurückdrängens der kirchlichen Zusammenbindung Österreichs geschwächt sein mochte, sollte auf eine aufgeklärter Meinung angemessenen Weise zurückgewonnen, ja gestärkt werden. ‚National-Erziehung‘ wurde das genannt und als ein höchst wichtiges Moment der Reform charakterisiert.“

208 Klingenstein: Despotismus und Wissenschaft, S. 147.

209 Vgl. Hammerstein: Besonderheiten der österreichischen Universitäts- und Wissenschaftsreform, S. 793.

Forschungen und Publikationen verfolgten, während ihre norddeutschen Kollegen ökonomisch angewiesen waren auf Honorare für attraktive, thematisch wie methodisch fortschrittliche Privatvorlesungen sowie „auf Nebeneinkünfte aus freier, das heißt nicht lehrgebundener Wissenschaftstätigkeit, auf Publikationen also“.<sup>210</sup>

Schon Blumauer, der sich nach der Auflösung des Jesuitenordens 1774 an der Universität Wien immatrikulierte und noch 1782 als *candidatus juris* aufscheint,<sup>211</sup> also den typischen Universitätskursus eines josephinischen Beamten durchlief, erklärt die im Vergleich zu den norddeutschen Staaten geringe Publikationstätigkeit österreichischer Schriftsteller und Wissenschaftler „aus der Verschiedenheit des hier und dort herrschenden Tones“, den er quasi soziologisch herleitet „aus der verschiedenen Grundverfassung der Stände“.<sup>212</sup> Denn:

Bey uns nährt fast jedes Amt seinen Mann hinreichend, und er hat nicht nöthig die Schriftstellerey zur Nebenquelle seiner Einkünfte zu machen; auswärts ist die Autorschaft bey den meisten – zumal geistlichen Aemtern – zu einer Art nothwendiger Nebenindustrie geworden, die nicht wenigen helfen muß, ihr jährliches Einkommen mit ihren Bedürfnissen in das gehörige Verhältniß zu bringen.<sup>213</sup>

Der solcherart begründete andere herrschende „Ton“ erhöht konsequent das soziale Prestige öffentlichen Schreibens, mehr noch: „Im Ausland ist die Schriftstellerey der gewöhnlichste, sicherste Weg zu Beförderungen, bey uns war sie es wenigstens allgemein nicht.“<sup>214</sup> Folglich könne auch die kulturelle Akzeptanz des Lesens generell und der wissenschaftlichen Beschäftigung im Besonderen in Österreich nicht sehr groß sein: „Auswärts ist Lesebegierde und Liebe zu den Wissenschaften ein herrschender Ton, bey uns sind beyde nichts weniger, als das, und scheinen leider! noch größtentheils als eine gelehrte Handwerkssache betrachtet zu werden.“<sup>215</sup>

Es kann also nicht verwundern, dass, wie Blumauer vermutet, „der Schriftstellernamen im Ausland ein viel ehrenvolleres Prädikat zu seyn“<sup>216</sup> scheint als in der Habsburgermonarchie, dass die ‚Funktion Autor‘ hier auch infolge des spezifischen Zustands der rein utilitaristisch ausgerichteten staatlichen kulturellen und wissenschaftlichen Institutionen wenig entwickelt war. „Die Ausrichtung der

210 Klingenstein: *Despotismus und Wissenschaft*, S. 148.

211 Rosenstrauch-Königsberg: *Freimaurerei im josephinischen Wien*, S. 11 u. 34.

212 Blumauer: *Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Litteratur*, S. 45.

213 Ebd., S. 46.

214 Ebd.

215 Ebd.

216 Ebd.

Studien auf den Staat hin“ war „bedingt durch das in der Habsburgermonarchie gebräuchliche System der Beamtenrekrutierung“<sup>217</sup> und bezweckte als „politische[r] Auftrag der Universität“<sup>218</sup> im Absolutismus ausschließlich die Erziehung zukünftiger Beamten zu einem loyalen Staatspatriotismus; im Studienplan der Rechtswissenschaften etwa manifestieren sich solche Vorgaben in einer spezifisch österreichischen kameralistischen<sup>219</sup> und „nationalökonomische[n] Ausrichtung“.<sup>220</sup> Blumauers Begründung der Notwendigkeit einer staatlichen Förderung der schönen Wissenschaften zeigt sich in ihrer deutlich kameralistischen Argumentationsstruktur (vgl. unten II.4) selbst von seinem volkswirtschaftlich-naturrechtlich<sup>221</sup> orientierten Jurastudium an der Wiener Universität geprägt:

Wenigstens lehrt uns die Erfahrung unseres eigenen Schadens, daß diejenigen Mächte, welche früher, als wir anfiengen, die Litteratur und Wissenschaften ihres Landes zu begünstigen, und zu heben, sich nicht verrechnet haben, wenn sie von ihrer Bemühung nebst dem unsichtbaren Zuwachs von Ruhm und Ansehen, auch einen sehr sichtbaren und handgreiflichen Zuwachs von fremdem Gelde erwarteten; und lag auch diese Absicht nicht in dem Plan ihrer zum Besten der Wissenschaften gemachten Einrichtungen, so mußte sie doch der Erfolg davon überzeugen, daß die Summen, welche sie dazu verwendet hatten, auf sehr gute sowohl unsichtbare als sichtbare Zinsen ausgelegt waren.<sup>222</sup>

Weiter betont Blumauer im Sinne eines aufklärerischen Staatspatriotismus<sup>223</sup> – wobei er wiederum die Möglichkeit sowohl symbolischer als auch direkt ma-

217 Klingenstein: Despotismus und Wissenschaft, S. 141.

218 Ebd., S. 143.

219 Hammerstein: Besonderheiten der österreichischen Universitäts- und Wissenschaftsreform, S. 802, unterstreicht „die gewichtige und bevorzugte Rolle, die in Österreich der sog. ‚Cameralismus‘ auch innerhalb des universitären Ausbildungssystems einzunehmen vermochte. Gewiß ist auch hier die Zeit, die spät einsetzende Reform mit ein Grund dafür. Entscheidender und letztlich ausschlaggebend dürfte es aber gewesen sein, daß die verwaltungstechnischen und ökonomischen Mängel sich besonders nachhaltig für die Politik des Kaiserhauses bemerkbar machten.“

220 Heindl: Beamte, Staatsdienst und Universitätsreform, S. 43.

221 Dazu Hammerstein: Besonderheiten der österreichischen Universitäts- und Wissenschaftsreform, S. 806–808.

222 Blumauer: Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Litteratur, S. 55 f.

223 Vgl. dazu, bes. aber zum aufklärerischen Grundsatz einer vergleichenden Betrachtung der Gesetze verschiedener Staaten anstelle eines unreflektierten Nationalstolzes, Ernst Wangermann: Joseph von Sonnenfels und die Vaterlandsliebe der Aufklärung. In: E. W.: Aufklärung und Josephinismus. Studien zu Ursprung und Nachwirkungen der Reformen Josephs II. Mit einleitenden Beiträgen von Robert Hoffmann, Alan Scott und Franz A. J. Szabo. Bochum: Winkler 2016 (=Das Achtzehnte Jahrhundert und Österreich. Internationale Beihefte, Bd. 7), S. 129–141.

terieller Gewinne in Anschlag bringt –, „daß auch die Wissenschaften auf jene Waage gehören, auf welcher ein Staat sein Gewicht gegen die andern abwägt, und daß sie sowohl von der Seite der Ehre als des Gewinns einen nicht unbedeutlichen Theil davon ausmachen“.<sup>224</sup>

## 2.2 Freimaurerloge als Akademieersatz

Da in Wien ein staatliches Engagement für die schönen Künste und Wissenschaften weiterhin ausblieb und zugleich die Gefahr drohte, dass bei einer möglichen „Verwirklichung des Akademiegedankens“ hier „die an der Universität noch stark verankerten klerikalen, antiaufklärerischen Kräfte die Oberhand gewinnen könnten“, betrieben im josephinischen Jahrzehnt fortschrittliche Professoren, allen voran der 1776 ans Wiener Naturalienkabinett berufene Ignaz von Born [Abb. 5], eine entsprechende Realisierung „innerhalb der Freimaurerloge“.<sup>225</sup> Tatsächlich waren die Wiener Freimaurer der 1780er Jahre im Gegensatz zu vielen in ihrem Selbstverständnis zunehmend snobistischen und pseudoaristokratischen norddeutschen Logenbrüdern<sup>226</sup> „die entschiedensten Vertreter der Aufklärung“<sup>227</sup> in der Habsburgermonarchie, wobei die aus der gesamtgesellschaftlichen Phasenverschiebung im katholischen Raum resultierende überstürzte Modernisierung offenbar den „gemeinsamen Bedingungs-zusammenhang“ noch verstärkte, „in dem Aufklärung und Geheimgesellschaften stehen“.<sup>228</sup> Die stets hierarchische, aber nicht in ihrem Selbstverständnis sozial-elitäre innere Struktur der Freimaurerorden<sup>229</sup> musste gerade dem Habitus je-

224 Blumauer: Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Litteratur, S. 56.

225 Rosenstrauch-Königsberg: Eine freimaurerische Akademie, S. 158; Friedrich Münter erwähnt in seinem Tagebuch (16.9.1784) das Akademieprojekt des damals bekannten Wiener Astronomen Maximilian Hell mit dem bemerkenswerten Hauptzweck, „eine Societet der Wissenschaften in Wien [...] zur Vertheidigerin der unbefleckten Empfängniß Mariae“ zu machen, zit. ebd.; vgl. zur Rolle Borns für den wissenschaftlichen Charakter der Loge auch Reinalter: Ignaz von Born, bes. S. 24 f.

226 Vgl. Manfred Agethen: Geheimbund und Utopie. Illuminaten, Freimaurer und deutsche Spätaufklärung. Mit einem Geleitwort von Eberhard Schmitt. München: Oldenbourg 1984 (=Ancien Régime, Aufklärung und Revolution, Bd. 11), S. 56; ebd., S. 58, betont Agethen „die Vielfalt und Heterogenität ihrer Erscheinungsformen“, welche eine allgemeine, d. h. über-regionale „Beurteilung ihrer politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Bedeutung in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts überaus schwierig“ mache; vgl. auch Vierhaus: Aufklärung und Freimaurerei, S. 112 sowie Reinhart Koselleck: Kritik und Krise. Eine Studie zur Pathogenese der bürgerlichen Welt. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1973, S. 56.

227 Rosenstrauch-Königsberg: Eine freimaurerische Akademie, S. 158.

228 Möller: Vernunft und Kritik, S. 214.

229 Möller spricht, ebd., S. 226 f., von einer „Hierarchie des Wissens“, wobei freilich nicht übersehen werden darf, dass die Mitglieder der Geheimgesellschaften, vgl. ebd., S. 224, „in der



5 Ignaz von Born. Ölgemälde von Johann Baptist von Lampi d. Ä., um 1790 © Wien Museum.

ner katholischen Aufklärer entgegenkommen, die – wie Blumauer – „aus dem Jesuitenorden mit seiner straffen Organisationsform hervorgegangen waren und deshalb die Bedeutung der strengen Ordensregeln für die Durchsetzung von Ideen sehr wohl kannten“.<sup>230</sup> Unter der zielstrebigem Führung Borns, der seit März 1782 als Meister vom Stuhl die Geschicke der wichtigsten Loge ‚Zur wahren Eintracht‘ maßgeblich lenkte,<sup>231</sup> entwickelte diese sich rasch „zu einer geistigen Eliteloge, zu einem Sammelpunkt all derer, die im Geistigen Rang und Namen hatten“; von „Anfang an standen Männer der Wissenschaft an ihrer Spitze“,<sup>232</sup> was die Attraktivität der erst

---

Regel alle aus der aufgeklärten Bildungsschicht“ stammten. Konkreter ist hier Richard van Dülmen: *Die Gesellschaft der Aufklärer: Zur bürgerlichen Emanzipation und aufklärerischen Kultur in Deutschland*. Frankfurt a. M.: Fischer 1986, S. 65: „Ein Freimaurer mußte finanzkräftig sein, denn nicht allein mit Strafgeldern mußte er rechnen, sondern jede Mahlzeit, jedes Fest finanziell mitunterstützen und nach jeder Sitzung einen besonderen Beitrag für Arme leisten. Am bedeutendsten waren die Geldsummen, die ein Freimaurer für die Erwerbung der Grade 1–3 aufwenden mußte. [...] Eine Möglichkeit, sich den Zahlungen zu entziehen, gab es kaum, und dies führte dazu, daß im großen und ganzen nur finanzstarke Bürgerliche und Adelige Aufnahme finden bzw. auch die geselligen Angebote der Freimaurer annehmen konnten.“ Eva Huber: *Sozialstruktur der Wiener Freimaurer*. Univ. Wien: masch. phil. Diss. 1991, Tl. 1, Bd. 1, S. 299 f., belegt für die Loge ‚Zur wahren Eintracht‘ einen relativ hohen ständigen Anteil an Adelligen zwischen 45 % und 50 % sowie einen weit überdurchschnittlichen Prozentsatz von Mitgliedern mit einer höheren Bildung; ebd., S. 304, heißt es: „Ebenfalls über dem Durchschnitt liegt die Zahl derer, die in freien Berufen tätig waren.“

230 Rosenstrauch-Königsberg: *Freimaurerei im josephinischen Wien*, S. 49.

231 Vgl. Dolf Lindner: *Ignaz von Born – Meister der Wahren Eintracht*. Wiener Freimaurerei im 18. Jahrhundert. Wien: Österreichischer Bundesverlag 1986; Helmut Reinalter (Hg.): *Die Aufklärung in Österreich. Ignaz von Born und seine Zeit*. Frankfurt a. M./Bern/New York/Paris: Lang 1991 (=Schriftenreihe der Internationalen Forschungsstelle „Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa 1770–1850“, Bd. 4).

232 Rosenstrauch-Königsberg: *Eine freimaurerische Akademie*, S. 159; Hans Wagner: *Die politische und kulturelle Bedeutung der Freimaurer im 18. Jahrhundert*. In: *Beförderer der Aufklärung in Mittel- und Osteuropa. Freimaurer, Gesellschaften, Clubs*. Hg. v. Éva H. Balázs, Ludwig Hammermayer, Hans Wagner u. Jerzy Wojtowicz. Berlin: Camen 1979, S. 69–86, hier S. 80, vermutet, dass die 1776 gegründete Pariser Loge ‚Aux Neufs Seeurs‘, „die bald zur euro-

1781 gegründeten Loge so steigerte, dass sie 1785 – je nach Zählung – 210 bzw. 225 Mitglieder hatte.<sup>233</sup> Nicht von ungefähr wies sie frappante strukturelle Analogien zu den vorerst privaten französischen Akademien des 17. Jahrhunderts auf.<sup>234</sup> Ihre soziale Zusammensetzung umreißt der Historiker Marian Füssel wie folgt:

Die logensoziologische Grundformel, dass die Mitgliederstruktur einer Loge meist ein Spiegelbild der sozialen Zusammensetzung der örtlichen Oberschichten darstellte, bestätigt sich auch im Fall der Wiener Loge. Von ihren 225 Mitgliedern entstammten 53 dem Bereich der Staatsverwaltung, weitere 17 waren Diplomaten und Hofagenten, 36 Militärs, und 61 entstammten dem Bereich der Erziehung und Kultur. Studenten, Kaufleute oder Handwerker spielten dagegen nur eine geringe Rolle.<sup>235</sup>

Aus dieser Aufstellung geht hervor, dass die größte Gruppe der Logenbrüder zumindest im weiteren Sinne Kulturschaffende waren, die *de facto* einem durchaus „elitären, von der Residenzstadt geprägten Honoratiorenmilieu“ angehörten:

---

päischen Eliteloge der Gelehrten und Künstler wurde“, auch Borns Vorbild war. Eine genauere Quantifizierung der wissenschaftlich und künstlerisch tätigen Mitglieder der Loge ‚Zur wahren Eintracht‘ findet sich bei Huber: Sozialstruktur der Wiener Freimaurer, Tl. 1, Bd. 1, S. 304 f.

233 Vgl. die ältere Zählung bei Huber: Sozialstruktur der Wiener Freimaurer, Tl. 1, Bd. 1, S. 297: Demnach hatte die Loge 1781 26 Mitglieder; 1782: 47; 1783: 93; 1784: 137 und 1785 schließlich 210, was einen enormen Anstieg bedeutet; dazu Hans-Josef Irmen: Die Protokolle der Wiener Freimaurerloge „Zur wahren Eintracht“ (1781–1785). Frankfurt a. M./Berlin/Bern/New York/Paris/Wien: Lang 1994 (=Schriftenreihe der Internationalen Forschungsstelle „Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa 1770–1850“, Bd. 15), S. 10 f.; dagegen die genaueren Angaben in Heinz Schuler: Die St. Johannis-Freimaurerloge ‚Zur Wahren Eintracht‘. Die Mitglieder der Wiener Elite-Loge 1781–1785. In: Genealogisches Jahrbuch 31 (1991), S. 5–41, hier S. 8–40; dem folgt jetzt auch Marian Füssel: Zwischen lokaler Vergesellschaftung und translokaler Vernetzung. Die Wiener Freimaurerloge „Zur Wahren Eintracht“ als kulturelle Kontaktzone. In: Aufgeklärte Sozietäten, Literatur und Wissenschaft in Mitteleuropa. Hg. v. Dieter Breuer u. Gábor Tuskés in Zusammenarbeit mit Réka Lengyel. Berlin/Boston: de Gruyter 2019 (=Frühe Neuzeit, Bd. 229), S. 274–289, hier S. 277.

234 Vgl. Vialas Typologie: Naissance de l'écrivain, S. 18; im französischen Original: „Réservées aux spécialistes (ou qui se prétendent tels), les académies se fondent donc sur un principe de compétence. En conséquence, elles choisissent leurs membres; la sélectivité est leur second trait fondamental [...]. En troisième lieu, elles ne sont pas orientées vers le divertissement mondain, vers le plaisir, mais vers le travail. Plus précisément, vers la discussion et la réflexion collectives [...]. Enfin, pour pouvoir prétendre au titre d'académie, il faut que le cercle qui se forme s'engage dans un fonctionnement régulier et durable. En un mot, l'activité académique qui se déploie ainsi représente une entreprise de codification et légitimation autonomes des valeurs culturelles et artistiques.“

235 Füssel: Zwischen lokaler Vergesellschaftung und translokaler Vernetzung, S. 277.

Das Durchschnittsalter betrug 36 Jahre, das durchschnittliche Eintrittsalter etwa 33,5 Jahre. Es handelte sich also um beruflich bereits etablierte Mitglieder mit gesichertem Einkommen. Konfessionelle Differenzen spielten offenbar keine Rolle. Mit Angelo Soliman (1721–1796) aus Nordostnigeria, einer zeitgenössischen Berühmtheit Wiens, zählte auch ein Mann aus Afrika zu den regelmäßig an den Logensitzungen teilnehmenden Mitgliedern. Das Beispiel des Prinzenenerziehers und Kammerdieners zeigt, dass sozialer Stand fast alle anderen Differenzkriterien (mit Ausnahme des Geschlechts) an Relevanz überwog. Heute mit Abstand bekanntestes Mitglied der Loge war der am 7. Januar 1985 in den Gesellengrad aufgenommene Wolfgang Amadeus Mozart (1756–1791).<sup>236</sup>

Auch ausländische Gäste – selbst aus dem protestantischen Norddeutschland – zeigten sich von der Born'schen Loge beeindruckt. So meinte der aus Westpreußen stammende, schon damals renommierte Naturforscher, Reiseschriftsteller und spätere Jakobiner Georg Forster, in Wien wirke

die gesamte Maurerei auf Aufklärung und das so sehr, daß durch die Freimaurer die Aufhebung der Klöster und viele wichtige Reformen noch bei Lebzeiten der seligen Kaiserin wäre bewirkt worden, wäre sie nicht, da sie eben den besten Willen hatte, darüber weggestorben. Die □ [Zeichen für Loge, N.C.W.] zur wahren Eintracht ist diejenige, welche am allermeisten zur Aufklärung wirkt. [...] Die besten Köpfe Wiens unter den Gelehrten und die besten Dichter sind Mitglieder drinnen.<sup>237</sup>

In institutioneller Hinsicht versuchte Born, die eklatanten Defizite des staatlichen Bildungs- und Sozialsystems sowie der höfischen und städtischen Kultureinrichtungen zumindest in jenen Bereichen ansatzweise wettzumachen, die für die Freimaurer unmittelbare Auswirkungen hatten: „Die Loge entwickelte sich zu einer formalen Organisation, die u. a. Elemente von Akademien, Lesegesellschaften und Witwenkassen vereinte. Es gab eine eigene Bibliothek, Lecture Cabinet genannt, ein Naturalienkabinett; zu den wichtigsten Dokumenten zählten die Statuten und die Mitgliederlisten.“<sup>238</sup> Bereits bei der Reorganisation der Loge im Jahr 1782 war es Borns erklärtes Ziel gewesen, „ein wissenschaftliches Forum zu schaffen“,<sup>239</sup> durch das soziale Prestige der Mitglieder „in der Öffentlichkeit zu wirken und junge Talente zu fördern.“ Besonders den aufgeklärten Schriftstellern (u. a. Sonnenfels, Ratschky, Leon, Alxinger, Reinhold, Pezzl und eben auch Blumauer [Abb. 6]) galt es bald „als Ehre, dieser Loge anzugehören“,

236 Ebd., S. 277 f.

237 Brief Forsters an Sömmering vom 14.8.1784: In: Forster: Werke in vier Bänden, Bd. 4, S. 297.

238 Füssel: Zwischen lokaler Vergesellschaftung und translokaler Vernetzung, S. 278.

239 Rosenstrauch-Königsberg: Eine freimaurerische Akademie, S. 160.

wie die Formulierungen der zahlreichen Aufnahmeansuchen belegen.<sup>240</sup> Nicht von ungefähr bezeichnete der deutsch-dänische Theologe und Freimaurer Friedrich Münter die Loge ‚Zur wahren Eintracht‘ sogar als eine „Art Akademie der Wissenschaft“,<sup>241</sup> und der Wiener Aufklärer Joseph Richter stellte ganz in diesem Sinn fest: „Diese Loge war aber mehr eine Art von gelehrter Gesellschaft, die meisten Gelehrten, Schriftsteller und Litteraturfreunde Wiens, waren hier beysammen.“<sup>242</sup>

Die grundlegende Bedeutung der „kulturellen Kontaktzonen“,<sup>243</sup> welche die Wiener Logen im Sinne informeller Foren für die Etablierung eines publizistischen Informationsnetzes darstellten, kann nicht überbewertet werden: Sämtliche publizistische Aktivitäten der heimischen Aufklärer standen mit der Logenpraxis in Verbindung (vgl. auch II.3.1).<sup>244</sup> Born regte in seiner Loge schließlich auch die Gründung eines ursprünglich als öffentlich konzipierten wissenschaftlichen Publikationsorgans an, dessen Beiträge nicht nur auf Arbeiten der Logenbrüder beschränkt sein sollten<sup>245</sup> – ein Gedanke, der dem elitären Gehabe und Exklusivitätsanspruch zeitgenössischer preußischer Maurer<sup>246</sup> diametral entgegensteht. Freilich konnte das erst 1784 geschaffene *Journal für Freymaurer*,<sup>247</sup> dessen Redakteur dann Blumauer wurde, aus Gründen innerer Widerstände sowie der nicht zu unterschätzenden Zensur bloß als Privatdruck erscheinen. Als solcher konzentrierte es sich auch in seiner The-

240 Rosenstrauch-Königsberg: Freimaurerei im josephinischen Wien, S. 53.

241 Edith Rosenstrauch-Königsberg: Freimaurer, Illuminat, Weltbürger. Friedrich Münters Reisen und Briefe in ihren europäischen Bezügen. Essen: Hobbing 1987 (=Studien zur Geschichte der Kulturbeziehungen in Mittel- und Osteuropa, Bd. VII/2; Brief und Briefwechsel im 18. und 19. Jahrhundert als Quellen der Kulturbeziehungsforschung, Bd. 2), S. 74.

242 [Joseph Richter:] Lebensbeschreibungen des Fürsten Raimund Montekukuli des Fürsten Wenzel Lichtenstein des Hofraths Jgnatz von Born samt einem Portraite. Wien: Degen 1792, S. 234.

243 Füssel: Zwischen lokaler Vergesellschaftung und translokaler Vernetzung, S. 275 u. passim.

244 Nagl, Zeidler, Castle: Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte, Bd. 2, S. 285.

245 Vgl. Rosenstrauch-Königsberg: Eine freimaurerische Akademie, S. 161; dabei sollten die nicht von Freimaurern verfassten Aufsätze „mindestens acht bis zehn Tage vorher eingereicht und von Fachleuten bearbeitet und redigiert werden“, wie Edith Rosenstrauch-Königsberg: Ausstrahlungen des Journals für Freimaurer. In: Beförderer der Aufklärung in Mittel- und Osteuropa. Freimaurer, Gesellschaften, Clubs. Hg. v. Éva H. Balázs, Ludwig Hammermayer, Hans Wagner u. Jerzy Wojtowicz. Berlin: Camen 1979, S. 103–117, hier S. 104, erläutert.

246 Vgl. dazu Ernst Manheim: Die Träger der öffentlichen Meinung. Studien zur Soziologie der Öffentlichkeit. Brünn/Prag/Leipzig/Wien: Rohrer 1933, S. 109.

247 Das Titelblatt der ersten Nummer lautet: *Journal für Freimaurer. Als Manuskript gedruckt für Brüder und Meister des Ordens*. Herausgegeben von den Brüdern der □ [Zeichen für Loge, N.C.W.] zur wahren Eintracht im Orient von Wien. Wien. Gedruckt bey Christian Friedrich Wappler. 5784.



6a–d *Joseph von Sonnenfels, Joseph Franz Ratschky, Johann Pezzl, Aloys Blumauer.*  
Kupferstiche als Scherenschnitte von Johann Hieronymus Löschenkohl, um 1786  
© Wien Museum.

matik auf die in den sogenannten Übungslogen gehaltenen Reden und gelehrten Vorträge<sup>248</sup> und damit auf genuin maurerische Belange.<sup>249</sup> Es wurde allerdings in einer für damalige Verhältnisse erstaunlich hohen Auflage von tausend Exemplaren gedruckt.<sup>250</sup> Trotz dieser beeindruckenden Zahl war seine Verbreitung beschränkt, denn: „Die Verteilung erfolgte ausschließlich über die Logen.“<sup>251</sup>

Die publizistischen Bemühungen Borns und Blumauers im Rahmen der Logenpraxis wandten sich nicht zuletzt an potentielle Autoren, die bislang keinen Anreiz, ja kaum eine Möglichkeit (vgl. II.3.1) zu öffentlichem Wirken hatten. Sicherlich auch mit Blick auf die Logen bemerkte Blumauer in seinen *Beobachtungen*, „daß *Wien* eine weit grössere Anzahl vortrefflicher Köpfe, als vortrefflicher Schriftsteller habe, daß mancher Schriftsteller hier oft weit mehr solche Leser finde, zu denen er in die Schule gehen könnte, als solche, die von ihm lernen“.<sup>252</sup> Selbst wenn man dem patriotischen Zweck dieser legitimatorischen Bemerkung Rechnung trägt, kann daraus auf das geringe Prestige schriftstellerischer Tätigkeit geschlossen werden. Dass dem ‚Übel‘ Abhilfe verschafft werden musste, legt eine Formulierung nahe, deren komplizierte negative Konstruktion zugleich implizit auf das Spannungsverhältnis des progressiven Anspruchs allgemeiner Aufklärung zur exklusiven Organisationsstruktur der Geheimbünde verweist; sie kann mithin sogar als versteckte Kritik an der publizitätshemmenden Praxis des freimaurerischen Arkanums gelesen werden:

Ich will hier eben nicht untersuchen, ob es für einen jeden guten Kopf Pflicht sey, seine Talente so viel möglich gemeinnützig zu machen, ob bey einer so grossen Ungleichheit der Geistesgaben, bey deren Austheilung die Natur meist eben so willkürlich, als bey Vertheilung der Glücksgüter zu Werke zu gehen scheint, der Aermere an Geist nicht ein Recht auf die Geistesfreygebigkeit des anderen habe, ob sich der Reichere, der mit Schätzen kargt, bey deren Vertheilung er nichts verliert, nicht einer noch grösseren Filzigkeit schuldig mache, als der Geitzhals, der nicht freygebig seyn kann, ohne selbst weniger zu haben,<sup>[253]</sup> und ob der mit seinem Wissen kargende Geist sich der Gelegenheit

248 Vgl. Markus Meumann: Logenreden und Übungslogen. Zur Praxis des Sprechens und Schreibens über vorgegebene Themen in der Freimaurerei des 18. Jahrhunderts. In: Aufsatzpraktiken im 18. Jahrhundert. Hg. v. Markus Meumann u. Olaf Simons. Hamburg: Meiner 2017 (=Aufklärung, Bd. 28), S. 239–274.

249 Diese Konzentration bedeutete indes keine Ausschließlichkeit, wie die Kant-Rezensionen des aus Bayern stammenden Illuminaten Anton Kreil (1757–1838) belegen; vgl. den Hinweis bei Priglinger: Verdrängter Humanismus und verzögerte Aufklärung, S. 76.

250 Rosenstrauch-Königsberg: Freimaurerei im josephinischen Wien, S. 66.

251 Rosenstrauch-Königsberg: Eine freimaurerische Akademie, S. 164.

252 Blumauer: Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Litteratur, S. 47.

253 Dass dieser Gedanke von der regelrechten Pflicht zur Publizität ein Gemeingut der Aufklärung war, belegt etwa die praktisch identische Argumentation bei Johann Georg Hamann, die

nicht selbst beraube, eine Wohlthätigkeit der edelsten, höchsten Art auszuüben, eine Wohlthätigkeit, die, je mehr man sie verschwendet, desto mehr vervielfältiget wird, die sich über Millionen Menschen zugleich verbreitet, und von Jahrhundert zu Jahrhundert auf ganze Nationen und Menschenalter sich forterbt.<sup>254</sup>

Man hat in diesem Kontext die Arkanpraxis der Logen wie die allgemeine Tendenz nach ideologischer Autonomie des Freimaurerordens verstanden als apolitische Kundgebung „gegen die intimen politischen Regungen innerhalb der Freimaurerei“.<sup>255</sup> Mindestens ebenso triftig scheint indes die Interpretation des Arkanums als organisatorische Voraussetzung der Etablierung eines Bereichs der Kultur von relativer Autonomie jenseits der staatlichen Organe, als soziale Praxis also, welche zunächst politische und religiöse Zurückhaltung bzw. Toleranz in einer noch stark von Konfessionspolemiken geprägten Zeit voraussetzte.<sup>256</sup> Dafür spricht unter anderem der Umstand, dass sich das von Blumauer redigierte *Journal für Freymaurer* bald als „ideale Organisations- und Korrespondenzzentrale“ internationaler Kontakte erwies,<sup>257</sup> was es als öffentlich erhältliches und direkt politisch engagiertes Periodikum kaum hätte werden können. In der *Vorerinnerung über die Veranlassung, den Zweck, und die eigentliche Bestimmung dieses Journals* (1784) begegnet etwa der emphatische Appell an die

---

– da schon 1770 unter dem Titel *Über die Autorschaft* in einer Beilage zu den *Königsbergischen Zeitungen* erschienen – Blumauer kaum bekannt gewesen sein dürfte, vgl. Hamann: *Sämtliche Werke* Bd. 4, S. 339: „Ein Mann von Geistesgaben, der selbige bloß allein für sich selbst einschränket und vergräbt, würde tadelnswürdiger seyn, als der niederträchtige Geizhals, der auf gleiche Art mit dem Gelde umgeht; weil letzterer wirklich desjenigen entbehren muß, so er anderen mittheilt, unterdeßen jener im genuß aller seine Schätze bleibt, wenn er gleich selbige andern zufließen läßt.“

254 Blumauer: *Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Litteratur*, S. 47 f.

255 Manheim: *Die Träger der öffentlichen Meinung*, S. 110; den „im Kern unpolitischen Charakter der Freimaurerei“ betont ebenfalls Agethen: *Geheimbund und Utopie*, S. 59, wobei er jedoch in der Folge (in Anlehnung an Koselleck) auch die politische Dimension des Arkanums erörtert.

256 Entsprechend heißt es in Borns Reformentwurf zu den Publikationen: „Theologische Streitereien, Juristerei und Dinge, welche die politische Staatsverfassung betreffen, werden von der Behandlung ausgeschlossen“, während etwa die ‚Moral‘ an erster Stelle der zu behandelnden Themenbereiche steht; zit. nach Rosenstrauch-Königsberg: *Eine freimaurerische Akademie*, S. 160. Tatsächlich lag der Anteil an protestantischen Mitgliedern zu Beginn der Logentätigkeit bei beachtlichen 25 %; gleichzeitig hatte die Loge ‚Zur wahren Eintracht‘ auf freilich niedrigem Niveau „den höchsten Prozentsatz an reformierten Brüdern von allen Wiener Logen zwischen 1780 und 1785 aufzuweisen“, wie Huber: *Sozialstruktur der Wiener Freimaurer*, Tl. 1, Bd. 1, S. 299, bestätigt.

257 Rosenstrauch-Königsberg: *Ausstrahlungen des Journals für Freimaurer*, S. 103. Eine weitere Analogie zwischen Freimaurerei und Akademiebewegung ist gerade der Umstand, dass jene wie diese, so van Dülmen: *Die Gesellschaft der Aufklärer*, S. 56, „eine internationale Bewegung“ war.

„verehr.[ten] Brüder, daß Freyheit zu denken, und Gleichheit aller natürlichen Rechte ein wesentliches Grundgesetz unseres ehrw.[ürdigen] O.[rdens] ausmachen, und daß wir in unserer freyen Geistesrepublik keine Pápste haben!“<sup>258</sup> Das Postulat religiöser und politischer Zurückhaltung, das auch zu angeblichen politischen Vereinnahmungsversuchen durch die preußische Freimaurerei und sogar Friedrich II. in Bezug gesetzt werden kann, steht bezeichnenderweise mit diesem Egalitätsprinzip in deutlichem Zusammenhang:

Aber fern sey es von uns, dieses Recht auf willkürliche Auslegungen unserer Gesetze, auf hartnäckige Vertheidigung unserer Meinungen, auf Neuerungen, Sektirerey und Proselitenmacherey ausdehnen zu wollen. [...] Die Maurerey empfindet noch bis diese Stunde nur zu sehr die Zerrüttung, welche Partheygeist und Sektirsucht unter ihren Gliedern ausgerichtet hat [...].<sup>259</sup>

Gerade die vorgebliche Abstinenz von politisch relevanten Bereichen hatte demnach selbst eine eminent gesellschaftliche Funktion, wie Reinhart Koselleck in seiner maßstabsetzenden Dissertation *Kritik und Krise* gezeigt hat: „Scheinbar ohne den Staat zu tangieren, schaffen die Bürger in den Logen, diesem geheimen Innenraum im Staate, in eben diesem Staat einen Raum, in dem – unter dem Schutz des Geheimnisses – die bürgerliche Freiheit bereits verwirklicht wird.“<sup>260</sup> Die Maurerei diene so gesehen als geschütztes Übungsfeld bürgerlich-egalitärer Sozialpraxis, wie Blumauer in seiner ebenfalls im *Journal für Freymaurer* abgedruckten *Rede über den Karakter des Maurers* (1984) nahelegt: „Durch die brüderliche Gleichheit ihrer Glieder bringt sie den Menschen der Menschheit näher, und da sie ihn aller oft nur drückenden Konventionswürden entkleidet, reducirt sie alle seine Aussprüche auf die einzigen wahren Vorzüge: – auf *Weisheit und Tugend*!“<sup>261</sup> Der empathisch aufklärerische Humanitätsbegriff zielt dabei

258 [Aloys Blumauer:] Vorerinnerung über die Veranlassung, den Zweck, und die eigentliche Bestimmung dieses Journals [gezeichnet: „Die Herausgeber“]. In: *Journal für Freymaurer* 1. Jg. (1784), H. 1, S. 3–14, hier S. 5.

259 Ebd., S. 5 f.

260 Koselleck: *Kritik und Krise*, S. 60; vgl. auch Habermas: *Strukturwandel der Öffentlichkeit*, S. 95 f.: „Die für Logen typische, aber auch bei anderen Bünden und Tischgesellschaften verbreitete Arkanpraxis der Aufklärung ist dialektischen Charakters. Die Vernunft, die sich in der rationalen Kommunikation eines Publikums gebildeter Menschen im öffentlichen Gebrauch des Verstandes verwirklichen soll, bedarf, weil sie jedes Herrschaftsverhältnis bedroht, selber des Schutzes vor einer Veröffentlichung. Solange die Publizität ihren Sitz in der fürstlichen Geheimkanzlei hat, kann sich Vernunft nicht unvermittelt offenbaren. Ihre Öffentlichkeit ist noch auf Geheimhaltung angewiesen, ihr Publikum bleibt, selbst als Publikum, intern.“

261 [Aloys Blumauer:] *Rede über den Karakter des Maurers*. In: *Journal für Freymaurer* 1 (1984), H. 1. S. 187–192, hier S. 191.

sowohl auf die im Absolutismus wirksame und stets als bedrückend erlebte, nahezu unüberwindbare soziale Stratifizierung als auch schon tendenziell auf die sich in modernen Gesellschaften allgemein abzeichnende Tendenz zu funktionaler Differenzierung, die bald als ‚entfremdend‘ erfahren wurde:

[D]ie Gesellschaft so vieler guten [sic] Menschen wird dem Maurer eine Schule aller geselligen Tugenden. Denn hier wirkt nicht der Soldat auf den Bürger, der Reiche auf den Aermern, der Grosse auf den Kleineren – hier wirkt der *Mensch* auf den *Menschen*, und dieser gegenseitige wohlthätige Einfluß erzeugt Gefälligkeit, Wohlwollen, Bescheidenheit und Anstand in dem Betragen des Maurers.<sup>262</sup>

Der Utopie (staats-)bürgerlicher Freiheit im absolutistischen Staat, auch dem Ideal einer freien Wissenschaft und Kunst, geht es gerade darum, den realen ökonomischen, sozialen und politischen Zwängen sowie den fehlenden kulturellen Entfaltungsmöglichkeiten einen autonomen Freiraum gegenüberzustellen, eine postulierte Sphäre substantieller Qualitäten, welche Vorstellungen, Handlungen und geistige Produkte allein an ihren ‚inneren‘, das heißt vorerst vor allem an moralischen Werten zu messen vorgibt. Es ist nur konsequent, wenn die „schützende Funktion“ nach außen, die „das Geheimnis für die Maurer gehabt hat“, ihr „geistiges Korrelat in der Trennung von Moral und Politik“ fand.<sup>263</sup> Dementsprechend bezeichnet Blumauer „die *moralische Bildung des Menschen*“ nicht nur als „die erste und unterste Stufe der Freymaurerey“, sondern zugleich als „das Schönste und Höchste, was sich weise Menschen untereinander zum Ziele ihrer Arbeit machen können, nnd [sic] ich kenne unter allen möglichen Zwecken keinen, der unseren Orden ehrwürdiger machen könnte, als *der*.“<sup>264</sup>

Der indirekt durchaus politische Charakter der Logenpraxis erweist sich hingegen etwa dann, wenn Blumauer gerade deshalb die Maurer aufforderte, dort für das ‚natürliche Recht‘ und gegen „*unnatürliche Grausamkeiten*“ einzutreten, „wo das geschriebene Gesetz Lücken läßt, oder durch willkürliche Deutungen zum Spinnengewebe gemacht werden kann“: Die Maurerei nämlich „äußert ihre Wirksamkeit vorzüglich da, wo das geschriebene Gesetz nicht hinreicht. Sie baut ihre Vorschriften auf das innere Gefühl des Wahren und Guten, und ist gleichsam der Mittelpunkt, in welchem sich Religion und bürgerliche Gesetze die Hände bieten.“<sup>265</sup> In dieser Hinsicht entspricht die Freimaurerei nicht nur strukturell der aufklärerischen Funktionsbestimmung von Kunst und Literatur, wie sie von Gottscheds Leipziger Rede *Die Schauspiele und besonders die*

262 Ebd., S. 191 f.

263 Koselleck: Kritik und Krise, S. 58.

264 [Blumauer:] Rede über den Charakter des Maurers, S. 188.

265 Ebd., S. 190 f.

*Tragödien sind aus einer wohlbestellten Republik nicht zu verbannen* (1729) bis zu Schillers Mannheimer Rede *Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet* (1784) zu beobachten ist, sondern verweist zudem auf jenen mythenumwobenen und ausdrücklich auch politisch ausgerichteten Geheimbund, in dem zahlreiche Mitglieder der Loge ‚Zur wahren Eintracht‘ wie Blumauer, Born, Leon und Sonnenfels (dieser sogar als Provinzial von Österreich) ebenfalls Mitglieder<sup>266</sup> waren: den vom ehemaligen bayerischen Jesuitenschüler Adam Weishaupt 1776 gegründeten Illuminatenorden.<sup>267</sup>

Die von vielen Zeitgenossen hervorgehobene Rolle der von Born geleiteten Loge als „Ersatzakademie“<sup>268</sup> erklärt jedenfalls, warum die Loge ‚Zur wahren Eintracht‘ der „größten Gefahr“ aller zeitgenössischen Geheimgesellschaften nicht erlag, nämlich der „Anfälligkeit für Esoterik, Pseudomystik und Geheimnistuerei als Ausdruck einer selbst beigelegten, nach außen nicht rechtfertigungsbedürftigen Bedeutsamkeit“.<sup>269</sup> Ganz im Gegenteil: In aufklärerisch-rationalistischer Manier wird in den Abhandlungen des *Journals für Freymaurer* „jede Mystik negiert, die geheimen Kenntnisse werden auf historische und philosophische Erkenntnisse reduziert“, wobei sich selbst ausgearbeitete Traktate einflussreicher Logenbrüder gegen Zeremoniell und Maure Reid finden.<sup>270</sup> Diese Besonderheit nahmen schon die Zeitgenossen wahr, wie eine beiläufige Bemerkung Joseph Richters zeigt: „Man ließ die übrigen Logen am Tempelherrnsystem arbeiten, den Stein der Weisen suchen, oder was sie immer wollten; bey der wahren Eintracht beschäftigte man sich mit der Litteratur; in den Wintermonaten waren an gewissen Tagen die sogenannten Uibungslogen, welche in öffentlichen Vorlesungen bestanden.“<sup>271</sup> Insofern hat der sonst für Geheimbünde konstitutive Zusammenhang „zwischen ‚rationaler‘ Organi-

266 Vgl. Eva Huber: Logen und Geheimbünde in Wien im ausgehenden 18. Jahrhundert. In: Verdrängter Humanismus – verzögerte Aufklärung, S. 533–558, hier S. 546 f. Hinweise darauf finden sich auch in Edith Rosenstrauch-Königsberg: Aloys Blumauer. Jesuit, Freimaurer, Jakobiner. In: Jakobiner in Mitteleuropa. Hg. v. Helmut Reinalter. Innsbruck: Inn 1977, S. 363–378, hier S. 367; dies.: Ausstrahlungen des Journals für Freimaurer, S. 109 f.

267 Vgl. dazu Edith Rosenstrauch-Königsberg: Die Philosophie der österreichischen Freimaurer und Illuminaten. In: Verdrängter Humanismus und verzögerte Aufklärung. Hg. v. Michael Benedikt u. a. Wien: Turia & Kant, 1992, S. 559–595; Markus Meumann: Zur Rezeption antiker Mysterien im Geheimbund der Illuminaten: Ignaz von Born, Karl Leonhard Reinhold und die Wiener Freimaurerloge ‚Zur wahren Eintracht‘. In: Aufklärung und Esoterik. Hg. v. Monika Neugebauer-Wölk unter Mitarb. v. Holger Zaunstöck. Hamburg: Meiner 1999 (=Studien zum achtzehnten Jahrhundert, Bd. 24), S. 288–304.

268 Rosenstrauch-Königsberg: Ausstrahlungen des Journals für Freimaurer, S. 104.

269 Vierhaus: Aufklärung und Freimaurerei, S. 120.

270 Rosenstrauch-Königsberg: Ausstrahlungen des Journals für Freimaurer, S. 108.

271 [Richter:] Lebensbeschreibungen des Fürsten Raimund Montekukuli des Fürsten Wenzel Lichtenstein des Hofraths Jgnatz von Born, S. 234 f.

sationsstruktur und ‚irrationaler‘ Kultpraxis“<sup>272</sup> hier allenfalls untergeordnete Bedeutung; er scheint mehr dem akademischen Ritual und seiner sozial legitimierenden performativen Funktion<sup>273</sup> als genuin esoterischen Praktiken vergleichbar. Auch Georg Forster hat sich mit dem prekären Zusammenhang von ‚rational‘ begründeter Publizität und dem oft ins Mystische ausartenden ‚irrationalen‘ Arkanum der Freimaurerei beschäftigt; er bezog sich dabei direkt auf das von Blumauer geleitete *Journal*, wobei er ein erstaunliches Urteil über die Loge ‚Zur wahren Eintracht‘ fällt:

Sie gibt ein „Journal für F[rei-] M[aurer]“ heraus, worin über Glauben, über den Eid, über die Schwärmerei, über die Zeremonien, kurz über alles freier gesprochen wird, als man bei uns, d.h. in Niedersachsen herum, tun würde. [...] Man spottet drin über alles, was Heimlichkeit bei der Sache ist, und hat die ganze Sache zu einer Gesellschaft wissenschaftlicher, Aufklärung liebender, von allem Vorurteil freier Männer umgeschaffen. [...] Von aller Schwärmerei sind die B[undes]b[rüde]r. ganz frei.<sup>274</sup>

Selbst in ihrer sozialen und kulturellen Funktion ergaben sich also Parallelen zwischen den Geheimbünden des späten 18. Jahrhunderts und älteren französischen Akademien. Unter dem Gesichtspunkt kultureller Habitualisierung<sup>275</sup> scheint die wissenschaftliche Ausrichtung und Praxis der Loge ‚Zur wahren Eintracht‘ mit einer sozialanthropologischen Dimension der ersten spezifisch literarischen Institutionen Frankreichs vergleichbar: Der Einfluss der Akademien resultierte dort Viala zufolge nicht nur aus ihren strengen Ritualen, sondern

272 Norbert Schindler: Freimaurerkultur im 18. Jahrhundert. Zur sozialen Funktion des Geheimnisses in der entstehenden bürgerlichen Gesellschaft. In: Klassen und Kultur. Sozialanthropologische Perspektiven in der Geschichtsschreibung. Hg. v. Robert Berdahl, Alf Lüdtke u. Hans Medick. Frankfurt a. M.: Syndikat 1982, S. 205–262, hier S. 206; Koselleck: Kritik und Krise, S. 56, bezeichnet es als „geradezu charakteristisch für die Maurerei, daß die widersprechendsten Elemente eine unlösliche Verbindung eingingen.“

273 Viala: Naissance de l'écrivain, S. 30, spricht von einer akademischen „mise en scène“, einer „théâtralité“.

274 Brief Forsters an Sömmering vom 14.8.1784. In: Forster: Werke in vier Bänden, Bd. 4, S. 297.

275 Nicht ausdrücklich auf ästhetische Normen bezogen, aber auch darauf anwendbar, meint Norbert Schindler: Freimaurerkultur im 18. Jahrhundert, S. 207, generell zur Freimaurerei: „Der freimaurerische Brüderlichkeitskult [...] machte die Aneignung neuer bürgerlicher Verhaltensweisen nicht so sehr als einen kognitiven Lernprozeß möglich (wie die geistesgeschichtlichen Stilisierungen des Aufklärungskanons suggerieren), sondern wirkte eher auf eine latente, durch verhaltenspraktische Einübung und Routinisierung jedoch um so alltagswirksamere Art und Weise. Gerade durch den experimentellen Charakter ihres Geheimniskults, der die soziale Phantasie entgrenzte und vielfältige Möglichkeiten der allmählichen Übersetzung vorbürgerlicher in bürgerliche Verhaltensmuster bereitstellte, wurde die Freimaurerei zu einer wichtigen Sozialisationsagentur in der Formierungsphase des Bürgertums.“

auch aus dem in ihnen gleichsam nebenbei erfolgenden Austausch unterschiedlicher Gesichtspunkte und Haltungen bzw. aus den informellen Konversationen, deren Sitz sie waren – aus jener bestimmten, schwer zu beschreibenden Atmosphäre also, deren mentale Prägekraft oft noch tiefer wirkt als das angestrengte Studium von regelkonformen wissenschaftlichen Abhandlungen gemäß fachspezifischer Vorgaben. Auf formelle und zugleich informelle Weise begründete sich so die Funktion von Akademien als habituell prägende und institutionell legitimierende, normsetzende Instanzen.<sup>276</sup> Insofern sind sie als Wegbereiter eines immer autonomeren kulturellen Feldes zu sehen. In einer gewissen Analogie dazu resümiert Füssel die sozialanthropologische Funktion freimaurerischer Praxis im Wien des 18. Jahrhunderts wie folgt:

Die Loge *Zur Wahren Eintracht* kann als kulturelle Kontaktzone in mehrfacher Hinsicht bezeichnet werden. In ihr liefen Korrespondenzen mit anderen Logen aus ganz Europa zusammen, sie förderte Übersetzungs- und Akquisitionsprojekte freimaurerischen Schrifttums, in ihr trafen sich besuchende Logenmitglieder aus dem Reich wie aus den habsburgischen Territorien, und die Loge förderte den Kontakt der Maurer durch Reisen. In den Logenreden konnten interkulturelle Themen wie etwa der Vergleich der europäischen mit den Mysterien der Inder zudem auch auf rein gelehrter Ebene verhandelt werden.<sup>277</sup>

Besonders folgende Aspekte freimaurerischer Sozialpraxis in der Loge ‚Zur wahren Eintracht‘ erinnern an die Funktion einer Akademie, die man in Wien so schmerzlich vermisste:

Die Loge war europaweit vernetzt und förderte überregional karitative Projekte, auch wenn Akteure aus der unmittelbaren Nähe eine gewisse Bevorzugung erfuhren. Die hohe Frequenz der Logenarbeit legt nahe, dass der Effekt körperlicher routinierter Einübung eines masonischen Habitus qua Subjektivierung wahrscheinlich besonders ausgeprägt war. [...] Das Spannungsverhältnis von lokaler Vergesellschaftung und translokaler Vernetzung erwies sich insgesamt als produktiv und schuf – wenn auch nur für kurze Zeit – einen spezifisch elitären Kommunikationsraum im Europa der Aufklärung.<sup>278</sup>

276 Vgl. Viala: *Naissance de l'écrivain*, S. 34; im französischen Original: „l'influence des académies tient aussi aux échanges de vues et d'avis, voire aux conversations informelles dont elles sont le siège, à une ambiance diffuse dont la prégnance peut être plus efficace que celle des exposés doctrinaux en forme. Se manifeste ainsi, de multiples façons, leur rôle d'instances génératrices de normes.“

277 Füssel: *Zwischen lokaler Vergesellschaftung und translokaler Vernetzung*, S. 288 f.

278 Ebd., S. 289.

Gerade auch die damit angesprochene sozialexklusive Struktur der Loge ‚Zur wahren Eintracht‘ mit ihren trotz allem eigentümlichen Ritualen erinnert in gewisser Hinsicht an akademisches Selbstverständnis und akademische Praktiken.<sup>279</sup>

### 2.3 Der ambivalente Status von Autoren und Legitimationsinstanzen

Wird allerdings ein auf Strukturähnlichkeiten abzielender Vergleich von Freimaurerloge und Akademie angestellt, dann sind andererseits doch gewisse Differenzen kaum zu übersehen: So steht der verhältnismäßig geringe Grad an Spezialisierung des intellektuellen Tätigkeitsbereichs innerhalb der Wiener Loge ‚Zur wahren Eintracht‘ in direktem Zusammenhang mit der zwar erwünschten, tatsächlich aber ausbleibenden Breitenwirkung, die in Frankreich durch die professionelle Differenzierung verschiedener Spezialakademien und durch die Nachahmung des Pariser Modells im ganzen Land schon im 17. Jahrhundert die Herausbildung eines kulturellen Feldes ermöglichte.<sup>280</sup> Zwar existierte im habsburgischen Machtbereich, insbesondere nach der 1784 erfolgten „Einigung sämtlicher Logen der Monarchie und ihre[r] Zusammenfassung zur Großen Landesloge von Österreich“,<sup>281</sup> ein relativ enges und für die ‚verzögerte‘ und ‚beschleunigte‘ Konstituierung einer bürgerlichen Öffentlichkeit maßgebliches „überregionales Kommunikationsnetz“.<sup>282</sup> Dieses schuf auch erst die Voraussetzungen dafür, dass „die Wiener Logen weit über ihren eigenen Rahmen hinaus“<sup>283</sup> wirken konnten. Die nötige materielle Basis<sup>284</sup> für die Etablierung pro-

279 Vgl. ebd.: „Der damit geschaffene Kontaktraum war keineswegs für jedermann [und weniger noch für jede Frau, N.C.W.] offen. Soziale Exklusionsprozesse sowie Abgrenzungen zu anderen Systemen konterkarierten den aufgeklärten Kosmopolitismus im Logenalltag. Als Kontaktzonen waren Logen keine machtfreien Räume, sondern von zahlreichen Spannungen geprägt.“

280 Vgl. ebd., S. 29; im französischen Original ist die Rede von einer „officialisation“, nämlich „par la diffusion du modèle parisien à travers tout le pays“, sowie von „la division du champ culturel“.

281 Rosenstrauch-Königsberg: Ausstrahlungen des Journals für Freimaurer, S. 111.

282 Van Dülmen: Die Gesellschaft der Aufklärer, S. 61, betont die große strukturelle Bedeutung des „außerhalb der traditionellen Kommunikationsformen [...] sich konstant ausweitende[n] überregionale[n] Kommunikationsnetz[es], das bald – was wichtig wird – nicht nur dem offiziellen freimaurerischen Verkehr diente, sondern eine Öffentlichkeit schuf, in der die Logenmitglieder wie Brüder miteinander umgingen und eine eigene aufklärerische Welt und Lebensgemeinschaft bilden konnten.“ Schindler: Freimaurerkultur im 18. Jahrhundert, S. 218, spricht in diesem Zusammenhang von der „Kryptoöffentlichkeit des Logennetzes, die ihrerseits wiederum ein Element der Durchsetzung bürgerlicher Öffentlichkeit darstellte“.

283 Rosenstrauch-Königsberg: Ausstrahlungen des Journals für Freimaurer, S. 113.

284 Der auch ökonomische Profit einer Aufnahme in die Akademie war schon im 17. Jahrhundert institutionell angelegt, vgl. Viala: Naissance de l'écrivain, S. 43: „Entrer dans une académie

fessioneller, vom Zwang zur täglichen Sorge um den eigenen Lebensunterhalt befreiter Schriftsteller, die sich einer wissenschaftlichen und künstlerischen Spezialisierung widmen konnten, fehlte jedoch in einer freimaurerischen ‚Ersatzakademie‘ vollkommen. Eine Freimaurerloge war ja eine Institution, die eine gewisse ökonomische Potenz und Unabhängigkeit ihrer Mitglieder gerade voraussetzte.

Letztlich verzögerte dieser Umstand, der die Entstehung sozial attraktiver und gesellschaftlich sanktionierter Laufbahnen zur intellektuellen Elite verhinderte, indirekt sogar die Herausbildung eines literarischen Untergrundes – und damit die fortgeschrittene innere Differenzierung des entstehenden ‚Feldes‘: Der amerikanische Kulturhistoriker Robert Darnton hat in seinen Studien zur Vorgeschichte der Französischen Revolution darauf hingewiesen, dass im Frankreich des späten 18. Jahrhunderts „die meisten Autoren zu einer Art literarischen Proletariats herabsanken“, „während die Mandarine sich an Pensionen mästeten“.<sup>285</sup> Weder gab es in Österreich solche Mandarine, noch ihr radikales Gegenteil, weshalb hier auch nicht eine so extreme Differenzierung wie dort zu beobachten ist. Dabei entsprach im vorrevolutionären Frankreich das Ausmaß an materiellem Erfolg noch direkt dem Grad an kulturellem Prestige. Der Gegensatz zwischen den Inhabern staatlich finanzierter und legitimer Positionen auf der einen Seite und einem diesen Mandarinen nacheifernden mittellosen intellektuellen Proletariat mit der einhergehenden ideologischen Radikalisierung auf der anderen Seite erweiterte dort das Spektrum symbolischer Positionierungen innerhalb des heteronomen intellektuellen Feldes. Demgegenüber gab es hier vorerst, d. h. in der ersten Hälfte des josephinischen Jahrzehnts, unter den zeitgenössischen Wiener Aufklärern sowie den lohnabhängigen Broschürenschriftstellern nur eine geringere innere Differenzierung. Die anerkannteren hiesigen Schriftsteller rekrutierten sich zwar hauptsächlich aus der staatlichen Bürokratie, waren jedoch symbolisch selbst kaum staatlich sanktioniert (vgl. II.4.2). Das „Universum der Optionen“,<sup>286</sup> d. h. das Spektrum an Möglichkeiten der

---

permettait de s'approcher des dispensateurs de gratifications, de protections, d'emplois avantageux.“ Robert Darnton: Die Hochaufklärung und die Niederungen des literarischen Lebens. In: R. D.: Literaten im Untergrund. Lesen, Schreiben, Publizieren im vorrevolutionären Frankreich. Frankfurt a. M.: Fischer 1988, S. 11–43 u. 185–195, hier S. 15 f., belegt, dass im 18. Jahrhundert „die Wahl in die Académie Française [...] ein Einkommen von bis zu 900 Livres in jetons (das 1786 verdoppelt wurde) und einen weit größeren Betrag an indirekten Gewinnen brachte, wie durch die Stellung als Zensor aller Stücke und Schauspiele, die 2400 und später 3700 Livres im Jahr wert war“. 1785 entschied der königliche ‚Generalkontrollleur‘ (der Finanzen) Calonne, „die Verleihung von literarischen Pensionen, ‚gratifications‘ und ‚traitements‘ zu vermehren und zu systematisieren“. Die noch erhaltene Pensionsliste „zeigt eine starke Bevorzugung etablierter Schriftsteller, vor allem der Akademiemitglieder.“

285 Ebd., S. 24.

286 Pierre Bourdieu: Das literarische Feld. Kritische Vorbemerkungen und methodologische

Besetzung von Positionen im heteronomen kulturellen Feld anhand einzelner publizistischer Äußerungen sowie größerer literarischer Werke, blieb hier dadurch zunächst wiederum stark beschränkt. Denn:

Das *Feld der Positionen*, die sich in einem so schwach institutionalisierten Universum wie dem literarischen oder künstlerischen Feld nur über die Eigenschaften der Positionsinhaber bestimmen lassen, und das *Feld der Positionierungen*, d. h. alle strukturierten, akteursspezifischen Ausdrucksformen – neben den literarischen oder künstlerischen Werken auch die politischen Aktionen und Äußerungen, Manifeste oder Streitschriften usw. –, sind methodologisch untrennbar miteinander verbunden [...].<sup>287</sup>

Kein Wunder also, dass die gesamtgesellschaftliche Ausstrahlungskraft freimaurerischer Kulturübung, besonders aber deren Bedeutung für die Entwicklung volkssprachlicher Literatur, sich letzten Endes als vergleichsweise gering erweist. Selbst innerhalb der Loge war die dezidiert literarische Produktion jenseits hochtrabender Programmatik aus heutiger Sicht insgesamt eher belanglos: Neben (I.) „*Abhandlungen und Untersuchungen über die Mysterien aller Völker, über die Zwecke der Maurerey betreffende oder mit ihr verwandte Gegenstände*“, (II.) „*Reden, die zugleich unterrichtend und belehrend sind*“ sowie (IV.) „*Ankündigungen und maurerische[n] Neuigkeiten*“ und „*anderen interessanten Artikel[n]*“, findet sich als einzige intensive literarische Betätigung der Wiener Maurer die massenhafte Produktion von (III.) „*Gedichte[n]*“.<sup>288</sup> Es handelt sich dabei freilich meist, wie die Durchsicht der einschlägigen Texte Blumauers belegt, um „reine Gelegenheitspoesie, also Teil des Rituals wie Kettenlieder, Lieder zur Eröffnung und zum Schluß der Loge und Tafel- und Trinklieder für feierliche Anlässe“,<sup>289</sup> d. h. mehr oder weniger um Exemplare des herkömmlichen volkssprachlichen Gattungsspektrums. Formal innovative oder inhaltlich ambitionierte Lyrik begegnet hingegen kaum – sieht man einmal vom bemerkenswerten Abdruck des ideologisch provokanten Weltanschauungsgedichts *Glaubensbekenntniß eines nach Wahrheit Ringenden* aus der Feder Blumauers im ersten Jahrgang des *Journals für Freymaurer* ab.<sup>290</sup> Im Vergleich damit waren in Frankreich Poesie und fiktionale

---

Grundsätze. In: Ders.: *Schriften*. Hg. v. Franz Schultheis u. Stephan Egger. Bd. 12.2: *Kunst und Kultur. Kunst und künstlerisches Feld. Schriften zur Kultursoziologie 4*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2015, S. 309–337, hier S. 313.

287 Ebd., S. 312.

288 So in der *Nachschrift* zu: *Journal für Freymaurer* 1 (1784), S. 249–253, hier S. 249. Ungenau zitiert übrigens Rosenstrauch-Königsberg: *Ausstrahlungen des Journals für Freimaurer*, S. 103, wenn sie statt „*unterrichtend*“ das Wort „*unterhaltend*“ setzt, was in Anlehnung an die Poetik des Horaz eine stärker literarische Ausrichtung der besagten Reden suggeriert.

289 Ebd., S. 109.

290 Vgl. *Journal für Freymaurer* 3 (1784), S. 216–232; dazu Michael Schwingenschlögl: „Oh nimm

Werke überhaupt aus dem Korpus akademischer Schriften fast gänzlich ausgeschlossen, während dort ein qualitativ hochwertiger Metadiskurs über Rhetorik, Poetik und Sprachrichtigkeit gepflegt wurde.<sup>291</sup> Theoretische Reflexionen über Literatur und Sprache sind innerhalb der Wiener Logen dagegen kaum überliefert. Bezeichnenderweise veröffentlichte Blumauer die *Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Litteratur*, seine einzige literaturtheoretische Schrift, neben der selbstständigen Einzelpublikation im Verlag Kurzbeck auch in der öffentlich erhältlichen und von ihm mitherausgegebenen *Wiener Realzeitung*,<sup>292</sup> nicht aber im ebenfalls von ihm geleiteten *Journal für Freymaurer*, das freilich erst 1784 gegründet und bis 1786 fortgeführt wurde. Dies ist umso auffällender, als (fast) sämtliche anderen ‚prosaischen Aufsätze‘ Blumauers ausnahmslos dort publiziert worden sind.<sup>293</sup> Die Loge als solche konnte also kaum beitragen zu einer allgemeinen und in Österreich längst überfälligen literarischen Geschmacksbildung,<sup>294</sup> welche erst allmählich, in diskontinuierlicher Art und Weise und – für die österreichischen Literaten schmerzlich – ausgehend vom (norddeutschen) ‚Ausland‘ erfolgte.

Das Fehlen von Institutionen mit staatlich sanktionierter Autorität als Entstehungsbedingung legitimer literarischer Bildung machte Blumauer selbst für die schlechte Qualität österreichischer Texte sowie für das nach wie vor niedrige Prestige des Schriftstellerberufs verantwortlich:

Bey den Handwerken hat man um den bösen Folgen der Pfuscherey vorzubeugen, die Zunft- und Innungsrechte eingeführt, welche den kunstgerechten Meister in dem ausschliessenden Besitz seiner Kunst handhabten, und den Pfuschern das Handwerk

---

mir in Verstand und Glauben nicht“. Probleme der ‚katholischen Aufklärung in Aloys Blumauers und Franz Xaver Hubers lyrischen *Glaubensbekenntnissen*. In: ‚Katholische Aufklärung?‘ Möglichkeiten, Grenzen und Kritik eines Konzepts der Aufklärungsforschung, S. 173–222, bes. S. 183–198.

291 Vgl. Viala: *Naissance de l'écrivain*, S. 34; im französischen Original ist die Rede von „poésie et œuvres de fiction“ sowie einem „corpus des ouvrages académiques“; „en revanche, il abonde en métadiscours sur la rhétorique, la poétique, la linguistique.“

292 Vgl. *Wiener Realzeitung* Nr. 40–43 (1782); dazu Rosenstrauch-Königsberg: *Freimaurerei im josephinischen Wien*, S. 48 u. 71; Helmut W. Lang (Hg.): *Österreichische Retrospektive Bibliographie (ORBI)*. Reihe 3: *Österreichische Zeitschriften 1704–1945*. Bibliographie der Österreichischen Zeitschriften 1704–1850, Bd. 1: A–L. München: Saur 2006, S. 392 f. Der abschließende Teil der in der *Wiener Realzeitung* unter dem abweichenden Titel *Beobachtungen über das österreichische Schriftstellerwesen seit der erweiterten Pressfreyheit* publizierten Schrift erschien am 22. Oktober 1782 – also acht Tage, nachdem Blumauer in die Loge ‚Zur wahren Eintracht‘ aufgenommen worden war.

293 Vgl. Hofmann-Wellenhof: *Alois Blumauer*, S. 71, Anm. 1.

294 Viala: *Naissance de l'écrivain* (1985), S. 35, spricht in diesem Zusammenhang von einer „codification du goût“.

legten; die Schriftstellerey war in diesem Punkte von Anbeginn vogelfrey und ohne Schutz, und die Kritiker, die sich freylich manchmal des bedrängten Autorwesens annahmen, und sich den Eingriffen der Afterautoren entgegen stellten, waren von jeher eine viel zu schwache Schutzwehre, ein Volk von ihrem Gebiete hindan zu halten, welches nur zu gut wußte, daß die Massen der Verteidiger desselben nur Gänsespulhen sind, und ihre Worte zwar den Ton, aber nicht das Vermögen einer gesetzgebenden Gewalt haben. Und dieser wehrlose Zustand der Schriftsteller ist es, der das Gebiet der Wissenschaften zum Tummelplatz jedes noch so unverschämten Federfechters macht, und der so viele litterarische Kleinhändler veranlaßte, ihre kurze Waare an allen Orten auszukramen.<sup>295</sup>

Mit diesen bitteren Worten bezeichnet der zeitgenössische Beobachter selbst den zurückgebliebenen und entwicklungshemmenden Zustand jener Instanzen, die im Wien der Aufklärung eine Habitualisierung und Sanktionierung literarischer Qualität leisten hätten können.

Zusammenfassend lassen sich die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen staatlicher Akademie<sup>296</sup> und freimaurerischem ‚Akademieersatz‘ in ihrer Auswirkung auf das entstehende literarische Feld folgendermaßen charakterisieren: Einerseits eröffnete die Wiener Loge ‚Zur wahren Eintracht‘ einen sozialen Raum für gewisse Formen literarischer Geselligkeit sowie für einen institutionalisierten Informationsaustausch und ermöglichte die gegenseitige Protektion der Mitglieder auch außerhalb des arkanen Logeninneren, was bis zur massiven Einflussnahme der Logenbrüder in Zensurangelegenheiten<sup>297</sup> reichen konnte. Andererseits fehlte hier eine breitenwirksame Legitimation der Literatur als sozialer Praxis sowie eine prestigeträchtige staatliche Sanktionierung der Schriftstellerei. Nur eine solche wäre – einhergehend mit einer kulturellen Legitimation der Autoren, mit ihrer ökonomischen Absicherung und mit einer gesamtgesellschaftlich wirksamen Definition ihrer gesellschaftlichen Rolle – genauso die Voraussetzung einer echten Blüte der Literatur gewesen wie von deren Suprematie über das gesamte kulturelle Feld, die den französischen Verhältnissen entsprochen hätte.

Noch Pezzls *Skizze von Wien* beklagt dementsprechend das Fehlen einer staatlichen Institution für die soziale Legitimierung und öffentliche Vermittlung von Literatur, wobei die gleichzeitige und gemeinsame Erwähnung wis-

295 Blumauer: Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Litteratur, S. 41 f.

296 Vgl. dazu die aus der akademischen Praxis resultierenden „fünf Vorteile für die Schriftsteller“ [„cinq avantages pour les écrivains“] bei Viala: Naissance de l'écrivain, S. 42–44.

297 Vgl. dazu Sashegyi, Oskar: Zensur und Geistesfreiheit unter Joseph II. Beitrag zur Kulturgeschichte der Habsburgischen Länder. Budapest: Akad. Kiádo 1958 (=Studia Historica Academiae Scientiarum Hungaricae, Bd. 16), S. 41.

senschaftlicher Publikationen und „literarische[r] Neuigkeiten“ indirekt auf die in Österreich wenig fortgeschrittene Spezialisierung intellektueller Praxis verweist, welche sich symbolisch in der schwachen funktionalen Differenzierung verschiedener Textsorten niederschlägt: „Es besteht nicht eine einzige inländische Anstalt, um dem Publikum Nachrichten von merkwürdigen Erscheinungen und Verfügungen im Reiche der Wissenschaften zu geben.“ Die Wirkung eines solchen Defizits ist eine vergleichsweise geringe Publizität, die allein durch maurerische Geselligkeit nicht wettgemacht werden kann: „Sehr gute Bücher, die nicht einen allgemeinen lebhaften Eindruck auf das deutsche Publikum machen oder hohes Lokalinteresse enthalten, bleiben in Wien oft jahrelang, auch wohl gänzlich unbekannt.“<sup>298</sup> Gerade die Differenzen zwischen einem akademisch inspirierten Freimaurertum und einer staatlich sanktionierten und sanktionierenden Akademie, gerade das Arkanum und alle seine strukturellen Konsequenzen also, erklären, warum Joseph II. schließlich versuchte, die nie gänzlich einsehbare Praxis der Logen Ende 1785 mit seinem berüchtigten Freimaurerpatent unter staatliche Kontrolle zu bringen: Um die Freimaurerei wie die staatliche Wiener Universität „in ein gefügiges Instrument zur Propagierung seiner eigenen Reformpolitik zu verwandeln“<sup>299</sup> und sie dem angenommenen Einfluss Friedrichs II. zu entziehen, beschloss der Kaiser, sie unter Polizeiaufsicht zu stellen; dabei ist es eher nebensächlich, ob er auch verhindern wollte, „daß reformfeindliche Logen des ohnehin wegen der allgemeinen Grundsteuer erbitterten Adels weitergeführt werden konnten“.<sup>300</sup> Der absolute Herrscher zerstörte so *volens volens* nämlich zugleich die ebenfalls des Arkanums bedürfenden reformfreundlichen Logen. Dies konnte ihm nach dem Scheitern seiner Versuche einer direkten politischen Instrumentalisierung der österreichischen Freimaurerei im Grunde nur recht sein,<sup>301</sup> selbst wenn er so indirekt auch der von ihm ohnehin

298 Pezzl: Skizze von Wien, S. 284.

299 Helmut Reinalter: Das demokratische Potential in der Freimaurerei der Spätaufklärung. In: Die demokratische Bewegung in Mitteleuropa von der Spätaufklärung bis zur Revolution 1948/49. Ein Tagungsbericht. Hg. v. H. R. Innsbruck: Inn-Verlag 1988 (=Vergleichende Gesellschaftsgeschichte und politische Ideengeschichte der Neuzeit, Bd. 6), S. 74–84, hier S. 79.

300 Wagner: Die politische und kulturelle Bedeutung der Freimaurer, S. 81; auch Wangermann: Von Joseph II. zu den Jakobinerprozessen, S. 22, erwähnt „die Versuche der [konservativen und reformfeindlichen, N.C.W.] adeligen Freimaurer, den Orden für ihre politischen Zwecke auszunützen“.

301 Es geht dabei auch um den zwingend politischen Charakter aller Freimaurerei: Ihr nämlich ist nicht der absolute Staat, sondern – wie Koselleck: Kritik und Krise, S. 68, erörtert – allein die bürgerliche Moral „der präsumptive [sic] Souverän. Direkt unpolitisch, ist der Maurer indirekt doch politisch. Die Moral bleibt zwar gewaltlos und friedlich, aber gerade als solche stellt sie – durch ihre Polarisierung zur Politik – den bestehenden Staat in Frage.“ Verschärft zeigt sich diese Dialektik noch durch die „ziemlich bekannte Tatsache [?], daß die Loge ‚Zur wahren Eintracht‘ weitgehend von Illuminaten kontrolliert wurde“: Rosenstrauch-Königsberg: Aus-

wenig geschätzten heimischen Literatur einen schweren Schlag versetzte, sodass „die Zeit der Auflösung von Borns Gesellschaft (1786)“ literaturhistorisch zumindest in quantitativer Hinsicht eine „Zeit des Rückganges“ der Publikations-tätigkeit war.<sup>302</sup>

Eine weitere, allenthalben spürbare Folge des unterentwickelten Zustandes der Institutionen mit kultureller Legitimationsfunktion – die hier nur im Vorübergehen erwähnt werden kann – ist mittelbar das bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts anhaltende Fehlen eines legitimen volkssprachlichen schriftlichen Idioms: Während nämlich in Frankreich die von der *Académie française* betriebene nationale Normierung der Sprache einer Formulierung literarischer Normen strukturell vorgängig gewesen war,<sup>303</sup> scheiterten die nach dem Vorbild von Gottscheds Leipziger ‚Deutschen Gesellschaft‘ gegründete Olmützer ‚Societas incognitorum‘ (1746–1748) sowie die Wiener ‚Deutsche Gesellschaft‘ (1761–1763) jeweils schon nach zwei Jahren am ideologischen Widerstand der Jesuiten bzw. am eklatanten obrigkeitlichen Desinteresse.<sup>304</sup> Anstelle einer größeren inländischen Initiative zur Etablierung einer überregionalen Schriftsprache bewirkte die Verlagerung „der Vormacht im Reich von Österreich auf Preußen 1740/48“ sowie die damit verbundene „Überwindung der fast zweihundertjährigen, konfessionell abgesicherten sprachlich-literarisch-kulturellen Grenze“<sup>305</sup> im katholischen Süden eine konsequente Abkehr von der älteren oberdeutschen

---

strahlungen des Journals für Freimaurer, S. 109. (Huber: Logen und Geheimbünde in Wien im ausgehenden 18. Jahrhundert, S. 552, gibt die Zahl der Illuminaten in der Born'schen Loge im Jahr 1783 mit 36 von insgesamt 83 Mitgliedern an, was umso mehr ins Gewicht fällt, als zu dieser Zeit insgesamt nur 59 Wiener Illuminaten bekannt sind, vgl. ebd., S. 546.) Es überrascht jedenfalls kaum, dass – so Wagner: Die politische und kulturelle Bedeutung der Freimaurer, S. 82 – bei der Wiener Jakobinerverschwörung' 1794 „ähnlich wie im übrigen Reichsgebiet fast nur Freimaurer beteiligt waren, die in ihrer Enttäuschung über das Scheitern der josephinischen Reform nun Frankreich zum Vorbild nahmen“.

302 Nagl, Zeidler, Castle: Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte, Bd. 2, S. 285.

303 Vgl. Viala: Naissance de l'écrivain, S. 35 f.: „L'imposition de la norme fut plus systématique en matière de langue. Le dictionnaire fut toujours la grande affaire de l'Académie, ou plutôt des académies, car plusieurs se mêlèrent à l'élaboration du lexique tenu pour légitime.“

304 Vgl. Peter Wiesinger: Die Einführung der allgemeinen deutschen Schriftsprache in Österreich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In: Im Zeichen der ungeteilten Philologie. Festschrift für Professor Dr. sc. Mollay zum 80. Geburtstag. Hg. v. Péter Bassola, Regina Hessky u. László Tarnói. Budapest: ELTE Germanistisches Institut 1993 (=Budapester Beiträge zur Germanistik, Bd. 24), S. 393–410, hier S. 394 f u. 398. Interessanterweise waren demgegenüber in der konfessionell einheitlichen französischen Monarchie gerade die Jesuitenkollegs eine herausragende „Institution für sprachliche Vereinheitlichung“, wie Pierre Bourdieu: Was heißt sprechen? Die Ökonomie des sprachlichen Tausches. Wien: Braumüller 1990, S. 23, erwähnt.

305 Breuer: Oberdeutsche Literatur 1565–1650, S. 12.

Schreibsprache.<sup>306</sup> Der steinige „Weg zur breiten Durchsetzung“ der neuhochdeutschen Schriftsprache erwies sich dabei auch als ein langer, indem er die „Regierungsjahre von Kaiserin Maria Theresia bis 1780 und das Jahrzehnt der Alleinregierung ihres Sohnes Kaiser Josephs II. bis 1790 in Anspruch nahm.“<sup>307</sup>

Die neue und sich ständig erweiternde kulturelle Hegemonie der protestantischen Gebiete im Zuge der deutschsprachigen Aufklärung, die einherging mit einer relativ großen, nicht bloß sprachlichen Anpassungsbereitschaft<sup>308</sup> der katholischen Aufklärer, die den protestantischen Universitäten und Akademien institutionell nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen hatten, führte jedenfalls rasch zu kulturellem Prestigeverlust oberdeutscher sprachlicher Varianten. Peter Wiesinger konnte etwa anhand der linguistischen Analyse von Wiener Moralisieren Wochenschriften der 1760er und 1770er Jahre feststellen, dass schon in diesem Zeitraum „der mitteldeutsche Usus in Österreich schriftsprachlich höher veranschlagt und deshalb auch bevorzugt“ wurde.<sup>309</sup> Die relativ rasche „Entwicklung der sprachlichen und stilistischen Ausdrucksmittel“ trägt dabei durchaus Züge eines bewussten ‚Nachholprozesses‘ vorgängiger protestantischer Tendenzen: „Ein österreichischer Prosatext von 1795 verhält sich in sprachlicher Hinsicht zu einem Text von 1760 schon wie ein deutscher Text dieser Zeit zu einem deutschen Text vom Ende des 17. Jahrhunderts.“<sup>310</sup> Wenn man sich also veranschaulicht, „welch ungeheuren Einfluß Gottscheds Normierungstendenzen und damit seine *Deutsche Sprachkunst* auf die Gestaltung der deutschen Schriftsprache in Österreich seit der Mitte des 18. Jahrhunderts [...] ausgeübt haben“,<sup>311</sup> dann kann man die Bedeutung des Fehlens einer kaiserlichen Akademie vor Ort

306 Breuer spricht in diesem Kontext ebd., S. 7 f., von einer bis ins 18. Jahrhundert gepflegten „oberdeutschen Gemeinsprache der kaiserlichen Kanzleien“; in dieser Formulierung dürfte das allerdings nicht der sprachlichen Realität entsprechen.

307 Wiesinger: Die Einführung der allgemeinen deutschen Schriftsprache in Österreich, S. 404; vgl. auch Peter Wiesinger: Die Reform der deutschen Schriftsprache unter Maria Theresia. Ziele – Durchführung – Wirkung. In: Strukturwandel kultureller Praxis. Beiträge zu einer kulturwissenschaftlichen Sicht des theresianischen Zeitalters, S. 131–140.

308 Vgl. Dieter Breuer: Volkstümliche Lesestoffe. Zu einer Grundfrage der bayerischen Literaturgeschichte und Volkskunde. In: Wege der Volkskunde in Bayern. Ein Handbuch. Hg. v. Edgar Harvolk. München/Würzburg: Inst. für Volkskunde 1987 (=Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, Bd. 25 / Beiträge zur Volkstumsforschung, Bd. XXIII), S. 421–442, hier S. 433.

309 Peter Wiesinger: Zur Entwicklung der deutschen Schriftsprache in Österreich unter dem Einfluß Gottscheds in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts. In: Entwicklungstendenzen der deutschen Sprache seit dem 18. Jahrhundert. Hg. v. Dieter Nerius. Berlin: VEB Kongreß- und Werbedruck Oberlangwitz 1983 (=Linguistische Studien. Reihe A, Arbeitsberichte, Bd. 111), S. 227–248, hier S. 241.

310 Bodi: Tauwetter in Wien, S. 26.

311 Wiesinger: Zur Entwicklung der deutschen Schriftsprache in Österreich, S. 243.

kaum überbewerten. Und: Schon damals „war jedem Gebildeten klar, daß die Übernahme einer bestimmten Sprachauffassung und eines rhetorischen Systems – jedes rhetorische System ist auf ethische Prinzipien ausgerichtet – stets die gleichzeitige Rezeption einer bestimmten ideologischen Struktur bedeutet“.<sup>312</sup> Die vergleichsweise späten und von den protestantisch-mitteldeutschen Verhältnissen dominierten sprachlichen Normierungstendenzen in Österreich sind ihrerseits auch zur Erklärung der späten Herausbildung eines literarischen Publikums relevant; im Abriss dieser Entwicklung, der im nächsten Kapitel erfolgen soll, werden die strukturellen Defizite bzw. Besonderheiten des Wiener Literarsystems noch deutlicher hervortreten, wobei auch die wichtige Rolle der Schulen als Vermittlungsinstanzen sprachlicher und literarischer Fertigkeiten zu analysieren und differenzieren ist. Zuvor gilt es aber noch, einen Blick auf das Wiener Theater zu werfen, um deutlich zu machen, weshalb dieses nicht als tragende Institution der Aufklärung im engeren Sinn gelten kann.

#### 2.4 Das Wiener Theater als Institution der Aufklärung?

Keine Rolle in Vialas Rekonstruktion des ‚ersten literarischen Feldes‘ Frankreichs spielt erstaunlicherweise das Theater, obwohl doch gerade die maßgeblichen Autoren der französischen ‚époque classique‘ wie Corneille, Racine oder Molière allesamt Theaterautoren waren und die Aufführung eines Dramas in einem großen Theater sowohl legitimierend wirkte als auch bei Erfolg eine erhebliche ökonomische Gratifikation bedeutete. Noch während des 18. Jahrhunderts galt das Drama – das Trauerspiel wie in geringerem Ausmaß auch das Lustspiel – im französischen wie im gesamten deutschen Sprachraum nicht nur als wichtigste literarische Gattung überhaupt, „der die meisten poetologischen und kritischen Äußerungen“ gewidmet waren.<sup>313</sup> Darüber hinaus fungierte das Theater – und das ist hier entscheidend – als die tragende Institution der Aufklärung schlechthin. Wie in der Einleitung zu diesem Buch erwähnt wurde, hat Hans Ulrich Gumbrecht das zeitgenössische Pariser Theater deshalb als „den entscheidenden Umschlagplatz jenes kritischen Wissens“ bezeichnet, „dessen fortschreitende Vermittlung im Zentrum des Prozesses der Aufklärung stand“.<sup>314</sup> Ähnliches gilt auch für das nach Gottscheds Vorgaben ‚gereinigte‘ Theater bis hin zum ‚bürgerlichen Trauerspiel‘ im protestantischen Deutschland. Dies lässt sich von seinem Wiener Pendant im 18. Jahrhundert hingegen kaum behaupten. Was aber sind die spezifischen Hintergründe für diese Differenz?

312 Bauer: *Fiktion und Polemik*, S. 77.

313 Wynfrid Kriegleder: *Die deutsche Literatur des Josephinismus im europäischen Kontext*. In: *Österreich in Geschichte und Literatur* 29 (1995), H. 5–6, S. 374–384, hier S. 377.

314 Gumbrecht: *Das französische Theater des 18. Jahrhunderts als Medium der Aufklärung*, S. 66.

Neben den elitären Theatern des Kaiserhofs existierten im Wien der Frühen Neuzeit auch andere Theaterformen wie das jesuitische Schultheater sowie die Aufführungen von fahrenden Wandertruppen auf den Jahrmärkten und in den vier städtischen Ballhäusern, darunter das Hofballhaus am Michaelerplatz sowie drei private Ballhäuser.<sup>315</sup> Zu Beginn des 18. Jahrhunderts stand den Wandertruppen darüber hinaus auch noch die Komödienhütte auf dem Neuen Markt als Spielort zur Verfügung, die 1706 allerdings abgerissen wurde.<sup>316</sup> Am 30. November 1709 hat man als Ersatz das Kärntnertortheater eröffnet, das zunächst vor allem von italienischen Truppen bespielt worden ist.<sup>317</sup> Mit dessen Übernahme durch Josef Anton Stranitzky fand das Wiener populäre Stegreiftheater mit seinen Hanswurstiaden 1711 eine feste Spielstätte, nicht aber die in Nord- und Mitteldeutschland zur selben Zeit allmählich entstehende ‚regelmäßige‘ Theaterkultur der bürgerlichen Frühaufklärung. Was die imperiale Repräsentationsoper betrifft, so erlebte diese traditionelle Theaterform unter Maria Theresia keine Fortsetzung und hatte – da die Theatersäle der Hofburg in Redoutensäle umgebaut wurden – auch keinen entsprechenden Rahmen mehr. Das leerstehende Hofballhaus hingegen hat man 1741 in ein neben dem Adel jetzt auch dem Bürgertum zugängliches Theater umgewandelt, das sogenannte alte Burgtheater am Michaelerplatz. Dort wurde freilich nicht das deutsche Sprechtheater im Sinne der Aufklärung reformiert, sondern die italienische Oper im Sinne aufklärerischer Empfindsamkeit durch niemand Geringeren als Christoph Willibald Gluck. Im neuen Kärntnertortheater, das Maria Theresia der Stadt Wien abgekauft hatte und das nach einem Brand im Jahr 1761 neu errichtet werden musste, etablierte sich ab 1763 neben dem Rokokoballett als neue Form höfischer Festkultur das von Gottfried Prehauser und Joseph Felix Kurz (bzw. Kurz-Bernardon<sup>318</sup>) weiterentwickelte Stegreiftheater im Gefolge Stranitzkys.<sup>319</sup>

315 Vgl. Franz Hadamowsky: *Wien. Theatergeschichte. Von den Anfängen bis zum Ende des Ersten Weltkriegs.* Wien: Jugend und Volk 1988, S. 131.

316 Vgl. ebd., S. 169.

317 Vgl. ebd., S. 177.

318 Nach der von ihm geprägten komischen Figur als spezifische Variante des Hanswurst-Typus.

319 Vgl. den vorzüglichen Abriss in Johann Sonnleitner: *Hanswurst, Bernardon, Kasperl und Staberl.* In: Joseph Anton Stranitzky · Joseph Felix Kurz · Philipp Hafner · Joachim Perinet · Adolf Bäuerle: *Hanswurstiaden.* Hg. u. mit einem Nachwort von J. S. Salzburg/Wien: Residenz 1996, S. 333–389; mehr dazu in Reinhard Urbach: *Die Wiener Komödie und ihr Publikum. Stranitzky und die Folgen.* Wien/München: Jugend und Volk 1973; Jürgen Hein: *Das Wiener Volkstheater.* Darmstadt: wbg 1997, bes. S. 15–106; Beatrix Müller-Kampel: *Hanswurst, Bernardon, Kasperl. Spaßtheater im 18. Jahrhundert.* Paderborn/München/Wien/Zürich: Schöningh 2003; darüber hinaus das zwar in literatur- und theatersoziologischer Hinsicht überholte, in seinem Kenntnis- und Materialreichtum aber immer noch unersetzte Standardwerk von Otto Rommel: *Die Alt-Wiener Volkskomödie. Ihre Geschichte vom barocken Welt-Theater bis zum Tode Nestroy's.* Wien: Schroll & Co 1952.

Neben dem Musiktheater haben die Pächter dieser kaiserlichen Häuser lange Zeit vor allem eine Stegreifdramatik im Sinne des Spaßtheaters favorisiert, das mit dezidiert aufklärerischen Bestrebungen vorerst wenig gemein hatte, sich aber großer Beliebtheit beim Publikum erfreute. Zur Entwicklung eines modernen Autorschaftsbegriffs oder zur Beförderung einer genuin aufklärerischen Schriftkultur trug diese Dramatik allerdings wenig bis gar nichts bei.

Hier sind freilich Differenzierungen einer allzu schematischen Vorstellung geboten: Das von Maria Theresia erstmals 1752 erlassene, aber zunächst wirkungslose Extemporierverbot,<sup>320</sup> die im Gefolge der Staatsreformen erneuerte Zensur sowie „der in den sechziger Jahren einsetzende Geschmackswandel“ verhalfen letztlich auch in Wien „dem Regeldrama mit moralisch-didaktischer Intention zum Durchbruch“,<sup>321</sup> wobei der vieldeutige Terminus ‚Regeldrama‘ hier nur im Sinne eines ‚literarisierten‘ Schauspiels zu verstehen ist, wie Johann Sonnleitner betont hat: „Der Legitimationsdruck in einer utilitaristisch organisierten Gesellschaft verwandelte das übel beleumundete Theater in eine staatlich und moralisch nützliche Anstalt und zum Ort bürgerlicher Öffentlichkeit.“<sup>322</sup> Die historischen „Bestrebungen um eine Literarisierung des Theaters“, die in Österreich aufgrund mehrerer ‚Ungleichzeitigkeiten‘ schon recht bald „mit der ideologischen Untermauerung der Nationaltheateridee“ einhergingen,<sup>323</sup> hat Hilde Haider-Pregler sorgfältig aufgearbeitet und dabei zahlreiche hartnäckige Vorurteile widerlegt; ihre reichen Ergebnisse können hier nicht im Einzelnen rekapituliert werden. Entscheidend für den gegenwärtigen Zusammenhang ist indes Sonnleitners resümierendes Gesamturteil: „Die Wiener Komödie verhielt sich im 18. Jahrhundert diesem Funktionalisierungs- und Domestikationsprozeß gegenüber weitgehend resistent, dem dramatischen Konflikt mit identifizierbarem Personal setzte sie das radikale Spiel, dessen Scheincharakter besonders betont wurde, das Lachen der Erbauung entgegen.“<sup>324</sup>

Den Verlauf der Auseinandersetzungen hat man sich dabei keineswegs rein dichotomisch vorzustellen. So ist es für die erste Phase der Wiener Theaterreform charakteristisch, „daß der abendliche Besuch in der Komödie zur gesellschaftlichen Selbstverständlichkeit gehörte, sogar für die Wiener Gottschedianer: man vergnügte sich beim ‚Hanswurst‘.“<sup>325</sup> Allerdings versuchten die Reformer, diese Figur und das nach ihr benannte Genre von allzu krassen Zoten

320 Haider-Pregler: *Des sittlichen Bürgers Abendschule*, S. 270.

321 Sonnleitner: *Hanswurst*, Bernardon, Kasperl und Staberl, S. 334.

322 Ebd.

323 Haider-Pregler: *Des sittlichen Bürgers Abendschule*, S. 272.

324 Sonnleitner: *Hanswurst*, Bernardon, Kasperl und Staberl, S. 334 f.

325 Haider-Pregler: *Des sittlichen Bürgers Abendschule*, S. 305.

zu reinigen und aufklärerisch zu funktionalisieren.<sup>326</sup> Eine Folge daraus war die praktische Koexistenz unterschiedlicher Dramenformen, die sich auch im Theaterprogramm niederschlug:

Das zaghafte Eindringen des „regelmäßigen“ Schauspiels ins Repertoire der deutschsprachigen Komödianten ab 1747 bedeutete noch keine Parteienbildung gegen die Hanswurstkomödie, sondern eine Bereicherung des Spielplanangebotes. Diese Position der verbesserungswilligen Reformer will unter Beibehaltung beliebter Spielformen das Theater nicht mehr als ethisch neutrales, rein gewinnträchtig orientiertes Unterhaltungsunternehmen sehen; die Inhalte des Gezeigten sollen sehr wohl Intellekt und Verhalten der Zuschauer im Sinne der bürgerlichen Aufklärung beeinflussen.<sup>327</sup>

Das Bestreben um eine Aufklärung bestehender theatralischer Praktiken führte dann freilich in den 1760er und 1770er Jahren in einer zweiten Phase der Wiener Theaterreform unter dem Einfluss von Justus Möser 1761 erschiener Abhandlung *Harlekin oder die Vertheidigung des Groteske-Komischen*<sup>328</sup> zum publizistisch sowie auch auf der Bühne selbst ausgetragenen ‚Wiener Hanswurststreit‘ zwischen Joseph von Sonnenfels (und seinen Anhängern) auf der einen und Christian Gottlob Klemm sowie Franz von Heufeld auf der anderen Seite.<sup>329</sup> Die beiden zuletzt genannten Angehörigen einer jüngeren Generation von Aufklärern verlangten als Antwort auf die beharrliche Polemik rigider Gottschedianer aus dem Norden „tatsächlich nach einer Auferstehung des Harlekin“, allerdings – wie schon ihre Vorgänger – ebenfalls „nach einem gesitteten Spaßmacher und nicht nach dem derben und ordinären Possenreißer aus der Haupt- und Staatsaktion“.<sup>330</sup> Nicht durchsetzen konnte sich in Wien jedoch Möser Plädoyer für „das Groteske als geschlossenen, eigengesetzlichen

326 Vgl. ebd., S. 306 f.

327 Ebd., S. 307.

328 Vgl. *Harlekin oder die Vertheidigung des Groteske-Komischen* hg. v. Justus Möser. Neue verbesserte Auflage. Bremen: Cramer 1777; dazu Haider-Pregler: *Des sittlichen Bürgers Abendschule*, S. 325–328.

329 Vgl. ebd., S. 328–338; Hinweise auf die ältere Forschung finden sich ebd., S. 484 f., Anm. 200; Haider-Pregler stützt sich vor allem auf nicht publizierte Wiener Dissertationen sowie Dietrich: *Der „Grüne Hut“ in der Wiener Aufklärung*; vgl. daneben auch Rommel: *Die Alt-Wiener Volkskomödie*, S. 380–411; Urbach: *Die Wiener Komödie und ihr Publikum*, S. 46–50; sowie aus einer Metaperspektive Franz M. Eybl: *Hanswurststreit und Broschürenflut. Die Struktur der Kontroversen in der österreichischen Literatur des 18. Jahrhunderts*. In: *Konflikte – Skandale – Dichterfehden in der österreichischen Literatur*. Hg. v. Wendelin Schmidt-Dengler, Johann Sonnleitner u. Klaus Zeyringer. Berlin: E. Schmidt 1995, S. 24–35, bes. S. 27–30.

330 Haider-Pregler: *Des sittlichen Bürgers Abendschule*, S. 325.

Aufführungsstil“.<sup>331</sup> Demgegenüber trat Klemm für ein „Lustspiel auf der Basis beliebter Lokalformen“ ein, wobei „die Figur des wienerischen Hanswursts weitgehend geschont“ wurde; mehr noch: Unter Berufung auf die von Lessing initiierten *Briefe, die neueste Literatur betreffend*, die von 1759 bis 1765 in der Nicolai'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin erschienen, hielt er einen „reformierte[n] Hanswurst“ für durchaus vertretbar.<sup>332</sup> Gegen solche Überlegungen trat nun Sonnenfels auf den Plan, der sich für „ein Nationaltheater auf ‚regelmäßiger‘ Basis“ sowie in einer Resolution „an den Kaiser und die Öffentlichkeit“ sogar für ein neuerliches Extemporierverbot einsetzte.<sup>333</sup> Eine dritte Position, die von den Anhängern „einer virtuos komödiantischen, weder von Ratio noch von Wahrscheinlichkeitspostulaten gebändigten Volkskomödie“ vertreten wurde, wirkte „theaterimmanent“, verzichtete weitgehend „auf theoretische Rechtfertigungen“ und fand „nur geringes publizistisches Echo“.<sup>334</sup> Der Streit, an dem private Eitelkeiten und Intrigen keinen geringen Anteil hatten, endete in theaterpraktischer Hinsicht unentschieden und änderte letztlich wenig an den eigenwilligen Wiener dramatischen Mischformen, an denen Sonnenfels und seine Anhänger entschiedenen Anstoß nahmen,<sup>335</sup> ohne sie langfristig verhindern zu können:

Der sogenannte „Hanswurststreit“ hat die Wiener Theatergeschichte in einem dialektischen Sinne vorangetrieben. Auf der einen Seite bewirkte er die offizielle öffentliche Obsorge für die deutschsprachige Wiener Nationalschaubühne als intendierte Lehranstalt für ‚Geschmack‘ und ‚Sitten‘. Andererseits entpuppte sich der Sieg über das extemporierte Volkstheater als Pyrrhus-Sieg, der die Literarisierung und damit das Überleben der Altwiener Komödie nach sich zog.<sup>336</sup>

Die genannten Mischformen hat man sich so vorzustellen, dass etwa 1762 bei der (den Dramentext auch durch eine Reduktion auf zwei Akte entstellenden) Aufführung von Lessings Lustspiel *Der Misogyne* im Kärntnertortheater die Hauptfigur mit dem sprechendem Namen Wumsthäter in Odoardo verändert wurde, also in einen stehenden Typen der Wiener Stegreifkomödie;<sup>337</sup> 1763 hat man bei der Aufführung des ‚bürgerlichen Trauerspiels‘ *Miss Sara Sampson* dann die Figur des Norton gleich ganz zum Hanswurst umfunktioniert und 1764 das

331 Ebd., S. 326. „Wesentlich ist die Reinhaltung der Stile: reale und groteske Welt dürfen niemals ineinander greifen, Harlekin hat in den herkömmlichen dramatischen Gattungen daher nichts zu suchen. Seine autonome Welt soll die Harlekinade als eine eigene Gattung darstellen.“

332 Ebd., S. 330 f.

333 Vgl. ebd., S. 332–344, Zit. S. 342 u. 344.

334 Ebd., S. 349.

335 Vgl. ebd., S. 339–347.

336 Ebd., S. 347.

337 Ebd., S. 293.

gesamte Lustspiel *Der junge Gelehrte* in der Art einer Hanswurstkomödie gespielt, was beim Autor der Stücke gewaltigen Ärger auslöste.<sup>338</sup> Aus heutiger Sicht und kulturtheoretisch betrachtet, handelt es sich hierbei um eine „Umcodierung“ zum Zweck der „Einebnung von Alterität“,<sup>339</sup> was aus der zeitgenössischen Perspektive des davon betroffenen Urhebers aus dem Norden aber kaum nachvollziehbar war. Vor diesem theatergeschichtlichen Hintergrund ist wohl auch folgende Mitteilung über die Wiener Erstaufführung *Emilia Galotti* zu verstehen, die Eva König am 15. Juli 1772 aus der Kaiserstadt an Lessing machte:

Ihr neues Stück ist vorige Woche drei Tage nach einander aufgeführt worden, und zwar mit außerordentlichem und allgemeinem Beifall. Der Kaiser hat es zweimal gesehen, und es gegen G.[ebl] sehr gelobt. Das muß ich aber auch gestehen, hat er gesagt, daß ich in meinem Leben in keiner Tragödie [so viel gelacht habe. Und *ich* kann sagen, daß ich in meinem Leben in keiner Tragödie] so viel habe lachen hören; zuweilen bei Stellen, wo, meiner Meinung nach, eher hätte sollen geweinet, als gelacht werden.<sup>340</sup>

Was war geschehen? Einen Eindruck von der Machart dieser Wiener Bühnenbearbeitung und Aufführung vermittelt die Fortsetzung des brieflichen Berichts von Eva König, wenn sie ihrem Verlobten etwa über Christian Gottlieb Stephanie d. Ä., den Darsteller des Prinzen Hettore Gonzaga, voller Entsetzen Folgendes mitteilte: „Stephanie wird täglich affektierter und unerträglicher, besonders in seinem stummen Spiele. Was tut er zuletzt in Ihrem Stücke? Er reißt sein ohnedem großes Maul bis an die Ohren auf, streckt die Zunge lang mächtig aus dem Halse, und leckt das Blut von dem Dolche, womit Emilia erstochen ist.“<sup>341</sup>

338 Vgl. W.[illi] Flemming: Lessing in Wien und das Grundanliegen seines Wirkens. In: Festschrift für Eduard Castle. Zum achtzigsten Geburtstag gewidmet von seinen Freunden und Schülern. Hg. v. der Gesellschaft für Wiener Theaterforschung u. dem Wiener Goethe-Verein. Wien: Verein Notring der wissenschaftlichen Verbände 1955, S. 33–49, hier S. 40; Franz M. Eybl: Die Lessing-Rezeption im Wien des 18. Jahrhunderts als kulturelle Umcodierung. In: Lessing-Yearbook XXXII (2000), S. 141–153, hier S. 146.

339 Vgl. ebd.: „Die Zurichtungen von Lessings Texten und Theorien können so als Versuche der Überwindung von kultureller Differenz durch Umcodierung gelesen werden.“ Mehr noch: „Die Bühnenbearbeitungen, literarhistorisch gemeinhin als Entstellung und Verflachung registriert und belächelt, sind infolge ihrer breiten Wirkungsintention im Theaterbetrieb die handgreiflichsten Objekte kultureller Umcodierung.“

340 Eva König an Lessing, 15.7.1772. In: Gotthold Ephraim Lessing: Werke und Briefe in zwölf Bänden. Hg. v. Wilfried Barner u. a. Bd. 11/2: Briefe von und an Lessing. Hg. v. Helmuth Kiesel unter Mitwirkung v. Georg Braungart, Klaus Fischer u. Ute Wahl. Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag 1988, S. 441–444, hier S. 442; die Ergänzung in eckigen Klammern, deren philologisch-editorischer Status unklar ist, nach Flemming: Lessing in Wien und das Grundanliegen seines Wirkens, S. 38.

341 Eva König an Lessing, 15.7.1772, S. 443.

Die Frage nach dem Zweck solcher Gestik und Mimik vermag die Hamburger Berichterstatteerin nur mit der Erregung von „Ekel“ zu beantworten,<sup>342</sup> während das Wiener Publikum darüber offenbar in Heiterkeit ausbrach. Lessing selbst, der sich damals – genauso wie seine Verlobte für ihn – Hoffnungen auf eine prestigeträchtige und gut bezahlte Anstellung in Wien machte, war angesichts dieser Nachrichten nicht zum Lachen zumute:

[W]ie gern hätte ich [...] die ganze Aufführung dem Wienertheater erlassen wollen. Nach allem, was Sie mir davon schreiben, muß sie ganz abscheulich ausgefallen sein. [...] Und das alles lassen sich die Wiener so gefallen? Zwar die Wiener Zuschauer sind mir schon längst eben so verdächtig, als die Akteurs. Daß sie indes hier und da in meinem Stücke gelacht haben, ob es gleich eine Tragödie sein sollte, verdrießt mich nun wohl nicht: aber freilich, wenn die Akteurs alles Ihrige dazu beitragen, daß die Zuschauer da lachen müssen, wo sie sicherlich hier bei uns nicht gelacht haben, so hat es der Kaiser wohl schwerlich zum Lobe des Stückes gesagt, daß er in keiner Tragödie mehr gelacht habe, als in dieser. O meine Liebe, ich fürchte, ich würde ein noch weit ungebildeteres und noch weit undankbareres Publikum vor mir haben, wenn das geschehe, was Sie zu wünschen scheinen!<sup>343</sup>

Franz M. Eybl hat die groteske Gestik und Mimik Stephanies als theatralische Elemente aus dem „Bewegungsrepertoire des Hanswurst“ identifiziert, worüber Eva König, „anderen Standards angehörig“, gleichsam selbstverständlich „entsetzt“ gewesen sei, denn: „Daß dabei das kritische und emanzipative Potential der Stücke auf der Strecke blieb, ist der Preis der Theaterwirkung gewesen.“<sup>344</sup> Und, wie Eybl anhand anderer Quellen belegen konnte: „Hanswurststück und barocke Märtyrertragödie stehen [...] noch 1786 in Konkurrenz zu Lessings Dramatik.“<sup>345</sup> Hier werden die Auswirkungen historisch gewachsener kultureller Differenzen offensichtlich, die sich in ganz unterschiedlichen Vorstellungen dessen niederschlagen, was man sich unter einem – aufgeklärten oder eben primär unterhaltenden – ‚legitimen‘ Theater vorzustellen habe. Offensichtlich war es den meisten Wiener Theaterleuten und ihrem Publikum nicht in erster Linie auf die im Drama vermittelte aufgeklärte Botschaft zu tun. Ebenfalls mit Blick auf hiesige Lessing-Inszenierungen beklagte Nicolai deshalb ausdrücklich deren ‚hanstwurstische‘ Kontaminierung im Abschnitt „Von den öffentlichen Schau-

342 Vgl. ebd.

343 Lessing an Eva König, 29.7.1772. In: Lessing: Werke und Briefe in zwölf Bänden, Bd.11/2, S. 446–448, hier S. 446 f.

344 Eybl: Die Lessing-Rezeption im Wien des 18. Jahrhunderts als kulturelle Umcodierung, S. 147.

345 Ebd., S. 148.

spielen in Wien“ seiner Reisebeschreibung,<sup>346</sup> und Wiener Aufklärer bedachten die heimische Theaterpraxis nicht allein argumentativ mit Kritik, sondern auch performativ mit beißendem Spott.<sup>347</sup> Anschaulich wird dies im Dramolett „Muster des Theatergeschmacks“ aus Joseph Richters Sammlung charakteristischer Miniaturen *Wienerische Musterkarte* (1785) vor Augen geführt: Eine adelige Dame gibt darin zu, nur dann ins Theater zu gehen, wenn sie „sonst nichts bessers z'thun weis“, worauf ihre ebenfalls der gehobenen Gesellschaftsschicht angehörige Gesprächspartnerin repliziert: „Mir ist das alls eins. Ich geh' ja nicht wegen der Komödie ins Theater, sondern damit ich Leut und d'neue Moden seh. Ich seh oft ein Stück drey und viermal, und wenn's vorbey ist, weis ich oft kein Wort, was s'g'sagt habn.“<sup>348</sup> Maßgeblich für ihr persönliches Vergnügen im Theater ist nicht etwa ein dramatisch dargestellter ‚moralischer Satz‘ im Sinne der Aufklärung, sondern das – möglichst schlanke und junge – Aussehen der männlichen Darsteller.<sup>349</sup> Und selbst wenn doch über den Gehalt und die Darstellung der Dramen geurteilt wurde, gründete dieses Urteil in der Regel nicht im „Selbstdenken“ eines aufgeklärten Publikums, wie Richter beklagte: „Über die jungen Herren und Damen, die mit Kennermiene über den Werth und Unwerth der aufgeführten Stücke entscheiden, und an ihren Putztischen manchem Autor den Stab brechen, wird der wienerische Zuschauer ein Wort zu reden finden. Man wird sehen, daß es bey den Meisten Rücksicht auf Autorität und blosse Nachbeterey sey.“<sup>350</sup>

Von öffentlicher Hand hingegen wollte man das hauptstädtische Theater keineswegs als bloß ‚niedere‘ Vergnügungsanstalt, sondern durchaus als aufgeklärte und aufklärerische staatliche Sittenschule im Sinne des Nationaltheatergedankens einrichten: „Den Bankrott des Pächters seiner beiden Theater nahm Joseph II. zum Anlaß, das gesamte Wiener Theaterwesen in zwei Handbilletten vom 23. März 1776 neu zu regeln; das eine [...] legte die Grundlage für das private Theater, das andere [...] für die Fortführung seiner beiden Theater, des Burgtheaters und des Kärntnertheaters.“<sup>351</sup> Wichtig für die Wiener Theater-

346 Nicolai: Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz, Bd. 4 [1784], S. 560–641, bes. S. 571 f.

347 Vgl. etwa Friedrich Hegrads komischer Roman. [2 Tle.] Leipzig/Wien: o. V. 1786; dazu Christoph Schmitt-Maaß: Miß Sara Sampson auf der ländlichen Schmierbühne. Lessing, die Wiener Aufklärung und die österreichische Theaterpraxis. In: ‚Katholische Aufklärung‘? Möglichkeiten, Grenzen und Kritik eines Konzepts der Aufklärungsforschung, S. 49–80, bes. S. 58–78.

348 [Joseph Richter:] Muster des Theatergeschmacks. In: Wienerische Musterkarte ein Beytrag zur Schilderung Wiens. 6 Stücke. Wien: o. V. 1785, 6. St., S. 28–32, hier S. 29.

349 Vgl. ebd., S. 30.

350 Ebd., S. 32.

351 Hadamowsky: Wien. Theatergeschichte, S. 255.

geschichte ist dabei einerseits die Erhebung des Burgtheaters zum Hof- und Nationaltheater (1776), in dem unter Joseph II. anstelle von Oper und Ballett das deutsche Sprechschau- und Singspiel, unter seinem in Italien sozialisierten Bruder Leopold II. dann wieder die italienische Oper gepflegt wurde (unter der Leitung des Hofkapellmeisters Antonio Salieri). Durch das gezielte Engagement von gefragten Schauspielern aus dem ganzen deutschsprachigen Raum erfuhr es eine bemerkenswerte Aufwertung in qualitativer Hinsicht. Zum anderen resultierten aus der ebenfalls 1776 erfolgten kaiserlichen Kundmachung der Spektakelfreiheit, wonach es „einem Jeden frey seyn solle, auf was immer für eine erdenkliche Art sowohl in – als vor der Stadt das Publicum zu unterhalten und sich einen Nutzen zu verschaffen“, <sup>352</sup> mehrere wichtige Theaterneugründungen in den Vorstädten. Dies führte dann seinerseits zu einer Diversifizierung des hauptstädtischen Schauspielangebots, das – neben einigen kurzlebigen Bühnen – ab 1781 durch das Leopoldstädter Theater, ab 1787 durch das Freihaustheater auf der Wieden (bzw. in der Folge durch das 1801 eröffnete Theater an der Wien) und ab 1788 durch das Theater in der Josefstadt bereichert wurde. <sup>353</sup> In dramaturgischer Hinsicht schloss man dort – nicht zuletzt aus wirtschaftlichen Gründen – freilich wieder stärker an die Tradition der Wiener Komödie als an die des deutsche Hochstiltheaters mit seinen aufklärerischen Idealen an.

Die neue Schauspielerei erschien angesichts der bisherigen Monopolstellung der beiden Hoftheater in Wien „so unglaublich, daß Joseph II. immer wieder betonen mußte, daß er es mit ihr ernst meine“. <sup>354</sup> Man kann sich vorstellen, wie die Begeisterung darüber jene allgemeine Aufbruchsstimmung vorbereitete, die 1780, zu Beginn des josephinischen Jahrzehnts, die Stadt Wien erfasst hat. Sie kam in den Theatern aber eben kaum im engeren Sinn der Aufklärung zugute: Auf den genannten Vorstadtbühnen verkörperten vielmehr Johann Josef La Roche als „Kasperl“, Anton Hasenhut als „Thaddädl“ und Ignaz Schuster als „Staberl“ beliebte Volkstypen in der Nachfolge der von Stranitzky geprägten Hanswurst-Figur. Auch die Figur des Papageno in dem von Schikaneder und Mozart verfassten deutschen Singspiel *Die Zauberflöte* steht in dieser Tradition, wurde aber einem typisch aufklärerischen Personal um Sarastro nicht mehr nur kontrastiert, sondern nun symbolisch eindeutig untergeordnet – zumindest auf der Oberfläche der dramatischen Handlung. Was das im Einzelnen für das dabei vermittelte Bild der Aufklärung bedeutet, wird noch ausführlicher zu diskutieren sein (vgl. III.3). Die Uraufführung der *Zauberflöte*, die bald einen internationalen Siegeszug erleben sollte und noch heute zu den beliebtesten Opern weltweit zählt, fand 1791 im Freihaustheater auf der Wieden statt. Darüber hinaus

---

352 Vgl. ebd.

353 Vgl. ebd., S. 256.

354 Ebd., S. 255.

sind zwischen 1776 und 1800 zahlreiche weitere deutschsprachige Singspiele und auch Sprechtheaterstücke in Wien entstanden, die jedoch – abgesehen von Mozarts *Entführung aus dem Serail*, die schon am 16. Juli 1782 im symbolisch aufgewerteten Burgtheater unter der musikalischen Leitung des Komponisten uraufgeführt worden war – in der Regel keinen Eingang in das Repertoire bzw. in den deutschsprachigen literarischen Kanon fanden oder ihren Autoren internationalen Ruhm verschafft hätten.

Wie in allen anderen Bereichen kultureller Praxis müssen die 1790er Jahre auch hinsichtlich des Theaters als Periode einer Rücknahme der von Joseph II. gewährten Freiheiten gelten – und das mit langfristig bremsenden Folgen: „Die Schauspielfreiheit hatte im Jahr 1794 anlässlich der Verpachtung der Hoftheater an Baron Braun ein Ende [...]; erst die Theaterordnung des Jahres 1850 ermöglichte wieder die Errichtung neuer Privattheater: sie erfolgte dann bis zum Ende der Monarchie in zwei Etappen und in bedeutendem Umfang.“<sup>355</sup> So lässt sich zum Abschluss dieses Kapitels resümieren, dass die literarische Aufklärung in Österreich und insbesondere in Wien, der Haupt- und Residenzstadt der habsburgischen Erblande und auch des Heiligen Römischen Reichs, von der hier besonders intensiv betriebenen Theaterkultur nur relativ wenig profitieren konnte. Auf diese Weise bestätigt sich eine allgemeine Einsicht, die Eybl in folgende Worte gefasst hat: „Die Durchsetzung philosophischer (Aufklärung) wie ästhetischer (bürgerliches Trauerspiel) Paradigmata ist aufs engste an die diskursiven Formationen gebunden, die den Kommunikationsprozeß der Aufklärung (Hans Erich Bödeker) moderieren.“<sup>356</sup> Dieser Prozess setzte hier generell später als in den westeuropäischen Flächenstaaten ein, aber auch verzögert im Vergleich zu den nord- und mitteldeutschen Territorien; er erfolgte unter lokal spezifischen, vergleichsweise ungünstigen institutionellen Voraussetzungen und hatte nur relativ wenig Zeit, sich in der Mentalität bzw. dem Habitus des Publikums zu entfalten und kulturell zu etablieren, bevor die Aufklärung von Staats wegen wieder unterdrückt und symbolisch marginalisiert worden ist.

### 3. LITERARISCHES PUBLIKUM UND POPULÄRE ÖFFENTLICHKEIT

Die vormodernen Zielgruppen von Literatur teilt Alain Viala in zwei Schichten ein. Traditionellerweise hatte ein Schriftsteller demzufolge „mit zwei unterschiedlichen Rezipiententypen zu tun: Geistesarbeitern und Hofleuten. Die Geistesarbeiter gehörten entweder der Kirche an bzw. der von ihr dominierten Universität, oder der Welt der Verwaltung und der Rechtsprechung. Der Hof

355 Ebd., S. 256.

356 Eybl: Die Lessing-Rezeption im Wien des 18. Jahrhunderts als kulturelle Umcodierung, S. 149.

konnte ein einziger (der Königshof) oder mehrere (Höfe von Prinzen und anderem Hochadel) sein, doch war er stets gekennzeichnet durch das Vorherrschende einer Adelskultur, in der die Dichtkunst nur eine nachgeordnete Rolle spielte.<sup>357</sup> Durch das weitgehende Fehlen einer volkssprachlichen höfischen Kultur in Wien reduzierte sich die voraufklärerische Zielgruppe legitimer Texte in deutscher Sprache allein auf den religiösen Bereich, während das im 18. Jahrhundert immer wichtiger werdende deutschsprachige Theater hier lange – wie oben ausgeführt (vgl. II.2.4) – von einer traditionellen Stegreifpraxis geprägt blieb, was einer aufklärerischen Schriftkultur kaum zugutekam und dem quantitativen Wachstum sowie einer sozialen Ausdifferenzierung des Lesepublikums relativ enge Grenzen setzt. Eine radikale Veränderung der Situation trat erst im josephinischen Jahrzehnt ein, wo sich eine gewisse strukturelle Analogie zu französischen Entwicklungen des 17. Jahrhunderts feststellen lässt, deren quantitatives Ausmaß indes die früheren, langsameren, qualitativ aber nachhaltigeren Vorgänge in Frankreich bei weitem übertraf. Es geht Viala zufolge um den notwendigen Zusammenhang zwischen Produktion und Rezeption von Literatur: Das literarische Publikum nahm in dem Maß Form und Gestalt an, in dem sich das literarische Feld als eigener sozialer Raum allmählich konstituierte. Dieses Wechselverhältnis, in dessen Rahmen die Schriftsteller sich ihre Zielgruppe genauso herangezogen haben, wie sie von ihr geprägt wurden, hat sich über mehrere Instanzen herausgebildet, nämlich über die Presse, die Salons und den schulischen Unterricht.<sup>358</sup>

Ein erstes Indiz für die Entstehung neuer Leserschichten zu Beginn der Regierungszeit Josephs II. sowie für die vergleichsweise rasche Ausbreitung extensiver Lektüremodi ist die große Anzahl an schnell und billig produzierten Broschüren, die auch in ihrer Thematik darauf hindeuten, dass jetzt selbst sozial ‚tiefere‘ Schichten der Gesellschaft „zu Lesern und Schriftstellern, zu Konsumenten und Produzenten von Literatur“<sup>359</sup> wurden. Dies trifft sich mit dem eigenen Anspruch dieser Texte, denn: „Die josephinische Publizistik war gerade auf die Verbreitung ihrer Ansichten bei den breiten Volksschichten bedacht.“<sup>360</sup>

357 Viala: *Naissance de l'écrivain*, S. 123. „Traditionnellement, l'écrivain avait surtout affaire à deux sortes de destinataires, les clercs et la cour. Les clercs appartenaient soit à l'Eglise, et à l'Université qu'elle dominait, soit au monde des parlements et de la justice. La cour pouvait être une (la cour royale) ou multiple (cours des princes et des Grands), mais se caractérisait par la prépondérance d'une culture nobiliaire dont les Lettres ne constituaient qu'une part accessoire.“

358 Ebd., S. 124. „[L]e public littéraire a pris corps et forme en même temps que prenait forme et consistance le champ littéraire. Cet échange, où les écrivains éduquaient leurs destinataires autant qu'ils en subissaient l'influence, s'accomplissait à travers plusieurs instances: la presse, les salons, l'enseignement“.

359 Bodi: *Tauwetter in Wien*, S. 73.

360 Fritz Valjavec: *Der Josephinismus. Zur geistigen Entwicklung Österreichs im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert*. Wien: Verl. f. Geschichte 1945, S. 31.

Freilich gilt hier in gleicher Weise wie in anderen Kulturräumen die methodische Einschränkung, dass von Produktion und Verkauf von Druckwerken „nicht zwingend auf das Ausmaß und die Richtung der Lektüre geschlossen werden“ kann: „Die empirische Rekonstruktion der Leserschaft ist für das 18. Jahrhundert so gut wie unmöglich. Statistische Angaben sind selten und widersprüchlich. Sie können nur zu vagen Ergebnissen zusammengefaßt werden.“<sup>361</sup> In Anlehnung an die Arbeit Vialas wird im Folgenden die Herausbildung eines Lesepublikums nicht anhand einer (in mehrfacher Hinsicht problematischen<sup>362</sup>) quantifizierenden Analyse gedruckter Texte, sondern anhand der sich zügig entwickelnden Strukturen rekonstruiert, „die als Bindeglied zu den verschiedenen Publikumsschichten fungieren“.<sup>363</sup>

Die Rekonstruktion der Struktur des Publikums und des spezifischen josephinischen Öffentlichkeitstyps soll in drei Schritten erfolgen: Zuerst wird die publikumskonstitutive und literarische Autorschaft (zumindest ansatzweise) legitimierende Funktion maßgeblicher Publikationsforen untersucht und mit anderen europäischen – insbesondere den französischen – Entwicklungen verglichen (II.3.1); sodann steht der Zusammenhang von Schule und Konsumption sowie Produktion von Texten im Mittelpunkt einer Analyse spezifischer Konstituenten des öffentlichen Diskurses im josephinischen Jahrzehnt (II.3.2); zuletzt gilt die Aufmerksamkeit dem Versuch, die Befunde der vorausgehenden Kapitel – in erster Linie des in Wien dominanten populären Öffentlichkeitstyps – mit Blick auf die verschiedenen Orte der Genese und der Praxis des hier herrschenden öffentlichen Diskurses zu erhärten (II.3.3).

### 3.1 Publikationsformen mit legitimierender und habitualisierender Funktion

Augenscheinlich manifestiert sich die neuzeitliche Dialektik zwischen Produktion und Rezeption von Literatur über die Veränderung der Publikationsfor-

361 Helmuth Kiesel u. Paul Münch: Gesellschaft und Literatur im 18. Jahrhundert. Voraussetzungen und Entstehung des literarischen Markts in Deutschland. München: Beck 1977, S. 159.

362 Vgl. etwa Roger Chartier: Ist eine Geschichte des Lesens möglich? Vom Buch zum Lesen: einige Hypothesen. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 57/58 (1985), S. 250: „[D]ie Zählungen der gedruckten oder besessenen Bücher verfehlen vor allem eine zentrale Frage, die nach dem Gebrauch, den Handhabungen, Aneignungsformen und nach der Art des Lesens dieses gedruckten Materials. Nun ist jedoch klar, daß mittlerweile von den Antworten auf diesen Fragenkatalog ein neuer Fortschritt in der Geschichte, die als Geschichte einer kulturellen Praxis verstanden wird, abhängt.“ Eine ausführliche und instruktive Diskussion dieser Faktoren findet sich in Chartier: *Lordre des livres*, S. 13–33.

363 So in der Vorbemerkung zur deutschen Übersetzung eines Kapitels aus Vialas *Naissance de l'écrivain* (1985) unter dem Titel *Geburt des Schriftstellers* (1987), S. 321.

men und -foren.<sup>364</sup> Dabei spielen im Frankreich des 17. Jahrhunderts besonders Textsammlungen eine herausragende Rolle: Kollektive und periodische Publikationsformen haben zwischen den Schriftstellern und ihrem Lesepublikum eine Beziehung etabliert, die für sie einen doppelten Vorteil bot: Sie hat diejenigen ‚Schreiber‘ als Autoren qualifiziert, die in diesem Kontext publizierten, indem sie ihnen etwa einen Platz in einem Sammelband gab, der auch Schriften von etablierten Kollegen enthielt. Auf der anderen Seite hat sie es ermöglicht, dass sich ein Publikum von Kennern herausbildete.<sup>365</sup> Vorerst allgemeine, zunehmend aber inhaltlich sowie ästhetisch-programmatisch spezialisierte *einmalig* erscheinende Anthologien wurden allmählich durch Periodika ergänzt bzw. verdrängt, was die auch sozial legitimierende Konstitution eines literarisch gebildeten Publikums forcierte: Auf diese Weise konnten kollektive Publikationen dazu beitragen, sowohl das Publikum zu vergrößern und zu strukturieren, als auch die ästhetische Debatte und die dominanten künstlerischen Strömungen wahrnehmbar zu machen.<sup>366</sup> Als Novität stellte die periodische Presse eine radikale Innovation dar: Indem sie die Zirkulation von Informationen auf eine neue mediale Grundlage stellte, hat sie den Aktionsradius der Schrift- und Gelehrtenkultur ausgeweitet. Zugleich hat sie die Spezialisierung unterschiedlicher Bereiche intellektueller Aktivität befördert.<sup>367</sup>

Demgegenüber bewirkte ungefähr hundert Jahre später die weitaus raschere Wiener Entwicklung im Nachvollzug längerfristiger norddeutscher Tendenzen,<sup>368</sup> dass hier die Etablierung von Anthologien mit legitimierender Funktion sowie

364 Wichtig ist in diesem Zusammenhang der (u. a. am Korpus der französischen *Bibliothèque bleue* beobachtete) Umstand, dass Veränderungen von Publikationsformen nicht bloß eine Folge sozialer Veränderungen sind, im Gegenteil vielmehr, wie Chartier: *L'ordre des livres*, S. 25, gegenüber den älteren, seriellen bzw. soziographischen Arbeiten zur französischen Buchgeschichte belegt hat: „[L]es œuvres et les objets produisent leur aire sociale de réception bien plus qu'ils ne sont produits par des divisions cristallisées et préalable.“

365 Viala: *Naissance de l'écrivain*, S. 124. „La publication collective et périodique établit avec les lecteurs une relation qui offre pour les auteurs un double avantage: elle qualifie comme écrivain celui qui publie ainsi, en lui donnant une place dans un volume où figurent des écrits de ses pairs reconnus: elle permet d'autre part que se forme un public d'habitues.“

366 Ebd., S. 129. „Ainsi, la publication collective contribuait à la fois à élargir le public et à le structurer, à rendre perceptible le débat esthétique et les courants dominants du goût.“

367 Ebd., S. 129. „[L]a presse périodique fut une innovation radicale. En transformant la circulation de l'information, elle étendit le domaine d'action de la culture lettrée. Mais, en même temps, elle favorisa la spécialisation des diverses branches d'activités intellectuelles.“

368 Im protestantischen Deutschland sind die ersten Zeitschriften um die Mitte des 17. Jahrhunderts belegt; vgl. Rolf Engelsing: *Die Perioden der Lesergeschichte in der Neuzeit. Das statistische Ausmaß und die soziokulturelle Bedeutung der Lektüre*. In: *Geschichte des Buchwesens X* (1970), Sp. 945–1002, hier Sp. 974 f.

von (freilich noch ‚semiliterarischen‘<sup>369</sup>) Periodika zeitlich zusammenfiel und so gleich von anderen (teilweise ‚ungleichzeitigen‘) Textsorten unterschiedlichster Provenienz und Funktion eine harte Konkurrenz erfuhr. So erschien Christian Gottlob Klemms erste Wiener Wochenschrift *Die Welt* im selben Jahr wie eine *Sammlung kürzerer Gedichte aus den neuern Dichtern Deutschlands für die Jugend* des Jesuiten Michael Denis, der am Theresianum eine Professur für schöne Wissenschaften innehatte, nämlich 1762.<sup>370</sup> Diese hierzulande erste Schulanthologie deutscher Dichtung überhaupt, deren Legitimität eine literarische Kanonbildung beförderte, setzte als Werk eines Professors der angesehensten aristokratischen Eliteschmiede in der Monarchie auch erzieherische Maßstäbe. Ihr konnten seit Mitte der 1760er Jahre etwa die Nachdrucke Trattners in ihrer Autoren- und Textauswahl einfach folgen (vgl. dazu unten II.4.1).<sup>371</sup> Heimische Autoren sucht man in der ersten volkssprachlichen literarischen Anthologie Österreichs freilich vergebens: Hier herrscht – wohl gerade auch aus normativen Gründen – die damals etablierte „Formenwelt der um die Jahrhundertmitte führenden deutschen Schriftsteller Ober- und Niedersachsens und der deutschen Schweiz“.<sup>372</sup>

Nachdem sich österreichische Autoren dann seit den 1770er Jahren an mitteleuropäischen Almanach-Unternehmungen mit eigenen Texten beteiligt hatten, begegnen sie „als geschlossene Gruppe“<sup>373</sup> erstmals im 1777 begründeten und bis 1796 jährlich publizierten *Wienerischen Musenalmanach* (ab 1786: *Wiener Musenalmanach*), der bereits sieben Jahre nach den beiden ältesten deutschsprachigen Nachbildungen französischer Vorläufer<sup>374</sup> aus Göttingen und Leipzig zu

369 Helmut W. Lang: Die Zeitschriften in Österreich zwischen 1740 und 1815. In: Die österreichische Literatur. Eine Dokumentation ihrer literarhistorischen Entwicklung. Ihr Profil an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, S. 203–227, hier S. 210, betont, dass „der Typ der literarischen Zeitschrift [...] während des 18. Jahrhunderts in Österreich kaum in reiner Form nachzuweisen ist“.

370 Vgl. ebd., S. 212, die Nummer 11 des chronologischen Verzeichnisses sowie Wolfgang Martens: Drei Sammlungen von Schülerdichtungen aus dem Wiener Theresianum. In: Die österreichische Literatur. Eine Dokumentation ihrer literarhistorischen Entwicklung. Ihr Profil an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, S. 1–22, hier S. 7.

371 Vgl. ebd., S. 7 f.

372 Ebd., S. 7; vgl. zur Textauswahl in Denis' *Sammlung kürzerer Gedichte* die Tabelle von Jäger: Zur literarischen Gymnasialbildung in Österreich von der Aufklärung bis zum Vormärz, S. 111, wo folgende Distribution nach Autoren festgehalten ist: Hagedorn: 38; Gellert: 29; Zachariae: 18; E. v. Kleist: 16; Uz: 13; Lessing: 9; Lichtwer: 9.

373 Nagl, Zeidler, Castle: Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte, Bd. 2, S. 307.

374 Rosenstrauch-Königsberg: Freimaurerei im josephinischen Wien, S. 82 f, erwähnt, dass es in Frankreich „schon zu Anfang des 18. Jahrhunderts verschiedene Almanache gab. Im Jahr 1765 erschien zum ersten Mal in Paris der ‚Almanach des Muses‘.“ Tatsächlich führen dort bereits im 17. Jahrhundert verschiedene Anthologien und Periodika die Musen in ihrem Titel, vgl. die Erwähnungen bei Viala: *Naissance de l'écrivain*, S. 125–130.

erscheinen begann. Neben Werken Lessings und Wielands war der Göttinger *Musen-Almanach für 1770* übrigens wenige Jahre vorher noch auf Antrag Gerard van Swietens von der Wiener Zensur verboten worden.<sup>375</sup> Während der Anfangsjahre der Redaktionstätigkeit und (Mit)Herausgeberschaft Aloys Blumauers (1781–1794) bot der *Wiener(ische) Musenalmanach* tatsächlich ein repräsentatives „Spiegelbild der Wiener Dichtung jener Zeit“.<sup>376</sup> Als jährlich erscheinendes Medium<sup>377</sup> ein bezeichnendes Mittelding zwischen Anthologie und Periodikum im engeren Sinn, hatte er von Beginn an eine (lokal-)patriotisch-legitimatorische,<sup>378</sup> dezidiert auf den dichterischen Bereich gerichtete Programmatik, die sich etwa in der in Österreich bis dahin einzigartigen Beschränkung auf Originalbeiträge manifestierte.<sup>379</sup> „Es war den Herausgebern daran gelegen, die Wiener, die früher, meist gezwungenermaßen, in deutschen Almanachen und Zeitschriften publiziert hatten, nun an den *Wienerischen Musenalmanach* zu binden“; seit seiner Gründung diente dieser, „ganz im Sinne des alten Akademiegedankens, den jungen österreichischen Dichtern als Plattform“.<sup>380</sup> Bereits im

375 Vgl. Gnaul: Die Zensur unter Joseph II., S. 16, sowie schon Willibald Müller: Gerhard van Swieten. Wien: Braumüller 1883, S. 144.

376 Rosenstrauch-Königsberg: Freimaurerei im josephinischen Wien, S. 81; vgl. dazu Otto Rommel: Der Wiener Musenalmanach. Eine literarhistorische Untersuchung. Leipzig/Wien: Fromme 1906 (=Euphorion. Zeitschrift für Literaturgeschichte, Bd. 13, Ergänzungsheft 6), S. 2: „Der Wiener Musenalmanach nimmt unter den bedeutenden Almanachen, zu denen ich noch den Göttinger, den Leipziger und den Vossischen rechne, insoferne eine eigenartige Stellung ein, als er alles, was die Dichter eines bestimmten Kulturkreises hervorbrachten, in seinen Bänden vereinigt. Fast alle österreichischen Dichter, die 1777–1796 blühten, haben Beiträge zum WM gegeben, die älteren wie Blumauer und Alxinger steuerten ihr Bestes bei. So kommt in diesen WM eine Einheitlichkeit, wie sie die anderen [...] nicht, oder nur in ihrer Gesamtheit besitzen.“

377 Zur kulturgeschichtlichen Bedeutung des Almanachs als Medium vgl. Haefs u. Mix: Der Musenhort in der Provinz, S. 171: „Angesichts seines weiten Spektrums und seiner bemerkenswerten Resonanz beim Publikum muß der Typus des poetischen Almanachs als das wichtigste Publikationsforum für die poetische Literatur des 18. Jahrhunderts angesehen werden. Musenalmanache dokumentieren wie kein anderes Periodikum die gesamte Bandbreite des lyrischen Schaffens und sind zugleich in besonderer Weise geeignet, regionale Spezifika des literarischen Lebens vor Augen zu führen.“

378 Dazu Bauer: Die österreichische Literatur des Josephinischen Zeitalters, S. 31: „Der wienerische Almanach unterscheidet sich [...] von den norddeutschen durch eine Neuerung: das politische Gedicht zum Ruhme Österreichs, seiner Fürsten, oder einfach der heimatlichen Landschaft.“

379 Vgl. den *Vorbericht zum Wienerischen Musenalmanach auf das Jahr 1781* (unpaginiert): „Wenn man uns indeß mit den auswärtigen Musenkalendern in Absicht des Ganzen vergleichen will, so sähen wir gerne, wenn man dabey in Erwägung zöge, daß diese der Zusammenfluß von fast mehr als halb Deutschland sind, hier aber für heuer nur Dichter einer einzigen Stadt ihre Produkte aufstellen.“

380 Rosenstrauch-Königsberg: Freimaurerei im josephinischen Wien, S. 84.

*Vorbericht* des ersten Jahrganges 1777 hatte der Herausgeber und Gründer des *Wienerischen Musenalmanachs* Joseph Franz Ratschky entsprechend geklagt:

Unsre großen Geister schreiben nicht für uns; wir müssen sie selbst aus auswärtigen Journalen, Almanachen u.s.w. kennen lernen. Von den gaskonischen Prahleren einiger kritischen Ausrufer im deutschen Reiche, von ihrem dreisten Stolze, der uns täglich durch mancherley Augenzeugnisse lächerlicher gemacht wird, durch alle diese Blendwerke verführt, verläugnen sie ihre Vaterstadt und kriechen sklavisch vor fremde Tribunale um die Ehre zu haben, anderswo als in ihrem Vaterlande zu glänzen.<sup>381</sup>

Dieselbe Klage über die in österreichischen Publikationsforen bislang fehlende Möglichkeit des Erwerbs kultureller Legitimität bzw. symbolischen Kapitals kehrt wieder in Blumauers *Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Litteratur* – gemeinsam mit der rückblickenden Diagnose einer entwicklungshemmenden Wirkung der vorjosephinischen Zensur:

Noch ein Umstand, der unsere Litteratur in ihrem Fortgange zurückhält, ist die unter uns eingerissene Gewohnheit, fremde auswärtige Journale und Magazine mit inländischen eigenen Produkten und Beyträgen zu bereichern, und den ohnehin grossen Mangel unserer Litteratur an derley kleineren Arbeiten noch mehr zu vergrößern. Es war eine Zeit, wo die wenigen inländischen Gelehrten in den periodischen Blättern unsers Landes keine anständige Gesellschaft fanden, in der sie mit Ehren erscheinen konnten, und sich also eine bessere in auswärtigen Blättern suchen mußten, nicht selten nöthigte sie auch die größere Strenge der Zensur, Aufsätze, die hier bedenklich waren, auswärtigen Blättern zu überlassen, und einige unter ihnen suchten – was vormals kaum zu verdenken war – eine Ehre darinn, in den gelehrten Blättern einer Litteratur zu erscheinen, die der unsrigen, ihres grossen Vorsprungs wegen, von jeher den Ton angab.<sup>382</sup>

Blumauers patriotisches Engagement<sup>383</sup> als (Mit-)Herausgeber und Redakteur des *Wiener(ischen) Musenalmanachs* von 1781 bis 1786 zielt mit seinem ausdrücklich erklärten „Anspruch, einen Beitrag zur Geschmackbildung des Pub-

381 [Joseph Franz Ratschky:] *Vorbericht*. In: *Wienerischer Musenalmanach auf das Jahr 1777*, S. [A2r]–[A3v], hier S. [A3 f.].

382 Blumauer: *Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Litteratur*, S. 50 f.

383 Schon die Anzeige eines ersten, nicht realisierten österreichischen Musenalmanachunternehmens von 1775 in der Wiener Realzeitung begründete ihr Vorhaben mit (lokal-)patriotischen Argumenten: „Die Ehre der Hauptstadt Deutschlands und unseres Vaterlandes überhaupt scheint es zu fordern, daß junge Genies mit vereinten Kräften trachten, Wien auf dem Klopstockischen [sic] Landtage Sitz und Stimme zu verschaffen.“ (Zit. nach Rommel: *Der Wiener Musenalmanach*, S. 5)

likums zu leisten“,<sup>384</sup> auf die Etablierung einer literarischen Infrastruktur sowie vor allem eines legitimen und legitimierenden Publikationsorgans für die „aufklärerische, josephinische Tendenz“<sup>385</sup> der heimischen Literatur. Die Festlegung der ideologischen Richtung im Sinne der Aufklärung impliziert auch eine Entscheidung zugunsten sprachlich<sup>386</sup> und ästhetisch modernerer Formen (wie z. B. Weltanschauungslyrik im Gegensatz zu bloßen Gelegenheitsgedichten) und markiert als Ausdruck eines „gesteigerten Selbstbewusstseins“ sowie der „ersten Anzeichen einer Art Sezession“<sup>387</sup> die beginnende Ausdifferenzierung des literarischen Feldes im umfassenden, freilich selbst noch stark heteronomen kulturellen Feld Österreichs. Die wachsende innere Differenziertheit des entstehenden Literatursystems äußert sich schon im ersten Jahrgang des Almanachs etwa durch das erstaunlich große Spektrum an verschiedensten lyrischen, epischen und sogar dramatischen Formen (bis zu einem Singspiel) sowie durch die Beilage *Wienerische Theaterkronik*.<sup>388</sup> Dementsprechend – nämlich als äußeres Zeichen einer ideologisch und ästhetisch neuen Bewegung – rekrutieren sich auch die meisten der in die Sammlungen aufgenommen Autoren in diesen Jahren „aus der Generation Blumauers und Ratschkys. Es waren die jungen Josephiner, die sich zum Teil schon aus dem Jesuitenkolleg in der Annagasse, aus dem Salon Greiner und von der Tätigkeit in der Hofbibliothek her kannten. Zu den eifrigsten Mitarbeitern des Almanachs gehörten Mitglieder der Loge ‚Zur wahren Eintracht‘: neben Blumauer, Ratschky und Leon vor allem Alxinger, Prandstetter, Retzer und Sonnenfels.“<sup>389</sup>

Gleichzeitig ermöglichte die regelmäßige, wenn auch nicht im strengen Sinne periodische Erscheinungsform des Almanachs eine Selbstdefinition der Wiener Literatur bzw. deren Situierung im überregionalen, schon weitaus stärker konturierten literarischen Feld des gesamten deutschen Sprachraums.<sup>390</sup> Dies er-

384 Haefs u. Mix: *Der Musenhort in der Provinz*, S. 173.

385 Rosenstrauch-Königsberg: *Freimaurerei im josephinischen Wien*, S. 85; tatsächlich waren die beliebten Almanache, wie Haefs u. Mix: *Der Musenhort in der Provinz*, S. 191, bestätigen, ein „populäres Medium für die Vermittlung aufklärerischen Denkens“.

386 Rommel: *Der Wiener Musenalmanach*, S. 145 f, findet in sämtlichen Jahrgängen „nur wenig“ an „Austriacismen, ungewöhnlichen Wendungen und Sprachfehlern“.

387 Nagl, Zeidler, Castle: *Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte*, Bd. 2, S. 310.

388 Dieses „Verzeichnis sämtlicher auf den beiden Theatern in Wien aufgeführten Stücke und Rezensionen der Novitäten, ein Beweis, wie sehr das Theater im Josefinischen Wien im Mittelpunkt des Interesses stand“, wurde jedoch schon 1779 bzw. vollständig 1780 – so Rommel: *Der Wiener Musenalmanach*, S. 7 – wegen der „Anfeindungen [...] von seite der betroffenen Autoren und ihres Anhangs“ eingestellt.

389 Rosenstrauch-Königsberg: *Freimaurerei im josephinischen Wien*, S. 85.

390 Haefs u. Mix: *Der Musenhort in der Provinz*, S. 191, bescheinigen sämtlichen zeitgenössischen Almanachen aus der Habsburgermonarchie „das Bemühen“, „den Anschluß an die nord- und mitteldeutsche Literaturentwicklung zu dokumentieren“.

möglichte wiederum wichtige Kontakte zu den etablierten Schriftstellerkollegen der protestantischen Gebiete, die eine aus dem avancierteren Entwicklungsstand ihres Literatursystems resultierende kulturelle Hegemonie innehatten: „Als poetisches Organ der ‚Wiener Freunde‘ kam der Almanach durch Reinhold und Wieland zu den deutschen Literaturcentren in mannigfache Beziehungen. Wie Sonnenfels, reisten auch Alxinger und sogar Blumauer nach Deutschland.“<sup>391</sup> Solche Kontakte beförderten ihrerseits einen kulturellen Ausgleichsprozess zwischen den deutschsprachigen Territorien. Ebenso bezeichnend wie die Tatsache, dass die ‚Blütezeit‘ des Almanachs im Jahr der ‚erweiterten Preßfreyheit‘ 1781 begann, ist wohl der Umstand, dass 1786, in der Zeit der Auflösung der Loge ‚Zur wahren Eintracht‘, „der Höhepunkt bereits überschritten“<sup>392</sup> war. Edith Rosenstrauch-Königsberg meint sogar, eine Verbindung zwischen der nicht zuletzt vom Freimaurerpatent ausgelösten politischen Enttäuschung „Blumauers und seiner Mitstreiter“ und den „immer mehr privaten und lasziven Themen“ feststellen zu können.<sup>393</sup>

Die ‚verzögerte‘ und vorgängige Tendenzen anderer Kulturräume eilig nachvollziehende Entwicklung von Publikationsformen und Lektüremodi in der Habsburgermonarchie wird recht augenscheinlich am Beispiel der in den protestantischen Landschaften Deutschlands um 1720 aufkommenden Moralischen Wochenschriften. Wenn diese „als Phänomen einer gemeineuropäischen Bewegung, der Aufklärungsbewegung“,<sup>394</sup> begriffen werden, dann lässt sich an ihnen auch die so oft bemühte Phasenverschiebung der Aufklärung im deutschsprachigen Raum exemplarisch beobachten, zumal hier die ‚Verspätung‘ um gut 40 Jahre besonders eklatant erscheint. Von nicht bloß anekdotischem Interesse ist in diesem Kontext überdies, „daß Klemm und andere einflussreiche Wochenschriftautoren Wiens nicht von Haus aus Österreicher sind“, wie Wolfgang Martens bemerkt hat: „Klemm stammte aus Sachsen, Rautenstrauch aus Franken, Riedel aus Thüringen, v. Gemmingen aus der Kurpfalz. Sonnenfels kommt aus einer eine Generation zuvor aus Berlin zugewanderten jüdischen Fa-

391 Nagl, Zeidler, Castle: *Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte*, Bd. 2, S. 310. Bemerkenswerterweise konnte der solcherart zunehmend bekannte Blumauer zu Beginn der 80er Jahre selbst „im protestantischen Süddeutschland Nachahmer und Lobredner“ finden, vgl. ebd., S. 311.

392 Rosenstrauch-Königsberg: *Freimaurerei im josephinischen Wien*, S. 85; ebd., S. 63, findet sich eine genauere Chronologie der Ereignisse, wobei die Auflösung der Loge ‚Zur wahren Eintracht‘ am 24. Dezember 1785 und Borns Austritt aus der gemeinsam mit anderen Wiener Logen gegründeten Sammelloge ‚Zur Wahrheit‘ im Sommer 1786 die wichtigsten Eckdaten bilden.

393 Vgl. ebd., S. 87.

394 Martens: *Über die österreichischen Moralischen Wochenschriften*, S. 121.

milie<sup>395</sup> – die freilich ursprünglich im habsburgischen Prag beheimatet war.<sup>396</sup> Immerhin gelang es im katholischen Wien mit der Wochenschrift einem Genre, das „in den nördlichen und mittleren Breiten Deutschlands seit geraumer Zeit gleichsam etwas altbacken“ war, noch in den 1770er Jahren „förmlich literarische Mode“ zu werden: „Im Jahre 1774 scheint diese Mode in Wien ihren größten Triumph gefeiert zu haben.“<sup>397</sup> Auch hier trugen die Wochenschriften zur „*Formung des Weltbildes ihrer Leser*“ bei: „Sie sind in ihrer Wirkung gar nicht zu überschätzende Vehicula in der weltanschaulichen Umorientierung von der jenseitsgerichteten christlichen Offenbarungsreligion zum diesseitigen, vernünftigmoralischen Denken“<sup>398</sup> – und gelten gemeinhin als mentalitätengeschichtlich unabdingbare Voraussetzung der Etablierung einer säkularisierten ‚Kunstliteratur‘ in breiteren Leserkreisen (was freilich eine länger anhaltende regelmäßige Lektüre impliziert). Schon der zeitgenössische Beobachter Pezzl hat die habitualisierende und auch disziplinierende Wirkung der Lektüre von Periodika festgestellt, wobei er in aufklärerischer Manier besonderen Wert auf eine angenommene geistige und moralische Bildung legt, die er schon durch einfache Zeitungslektüre gewährleistet sieht:

Es ist eine unleugbare Wahrheit, daß die Zeitungen vieles zur Verfeinerung, zur Bildung eines Volkes beitragen. Ein Mensch, der sich bloß auf sich selbst oder höchstens auf einen kleinen Zirkel ihn umgebender Geschöpfe einschränkt und sich nichts [sic] um die ganze übrige Welt bekümmert, wird immer ein mürrischer, stumpfer, unbehilflicher, kurzsichtiger Bürger bleiben. Da hingegen der andere, welcher an dem Tun und Treiben, an dem Wohl und Wehe, an den Narrenstreichen und Edeltaten aller seiner Mitmenschen teilnimmt, seinen Verstand übt, seine Klugheit schärft, sein Herz fühlbar und seinen Umgang geselliger macht.<sup>399</sup>

Es ist freilich eine bezeichnende Tatsache, dass der Versuch, „den Typ der Moralischen Wochenschrift in Österreich einzubürgern“, letztlich „nie vollkommen

395 Martens: Die Botschaft der Tugend, S. 164, Anm. 221.

396 Vgl. Hilde Haider-Pregler: Nachwort. In: Joseph von Sonnenfels: Briefe über die wienersische Schaubühne. Hg. v. H. H.-P. Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt 1988 (=Wiener Neudrucke, Bd. 9), S. 340–428, hier S. 352.

397 Martens: Über die österreichischen Moralischen Wochenschriften, S. 111.

398 Ebd., S. 118; Engelsing: Die Perioden der Lesergeschichte in der Neuzeit, Sp. 976, meint zur säkularisierenden Funktion von Periodika im „Gegensatz zur christlichen Lektüre“, die ihrerseits „Mittlerin des Jenseitigen war und der Gesellschaft zum Verständnis und Dienst für das Jenseitige verhalf“: „War die Gesellschaft im Sinn der kirchlichen Literatur überhaupt nur Mittel, so wurde sie sich in Zeitung und Zeitschrift andeutungsweise auch zum Selbstzweck.“

399 Pezzl: Skizze von Wien, S. 296.

gelang“,<sup>400</sup> was sich in der meist relativ kurzen Erscheinungsdauer der einzelnen Blätter niederschlägt. Wieweit dieser Umstand neben obrigkeitlich sanktionierten, äußerst innovationshemmenden ökonomischen Monopolstellungen einzelner Verleger bis in die 1780er Jahre<sup>401</sup> (vgl. dazu unten II.4) zugleich mit der raschen Ablöse durch modernere, nämlich massenwirksamere Produktions- und Vertriebsformen im Zuge der Etablierung von periodischer sowie nicht-periodischer Tagespresse zu tun hat, wird allein anhand der Quellen wohl nicht eindeutig geklärt werden können. Ein Zusammenhang zwischen den Schwierigkeiten bei der Durchsetzung bestimmter periodischer Gattungen und der schon erwähnten Situation einer extremen ‚Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen‘ im Wiener Pressewesen scheint indes naheliegend: Einerseits belegen die Untersuchungen Helmut W. Langs ein stetes Anwachsen der Zeitschriftenproduktion bis zu ihrem Kulminationspunkt im josephinischen Jahrzehnt.<sup>402</sup> Andererseits führte die zeitliche Koinzidenz der erst beginnenden Herausbildung eines kulturellen Feldes mit der rasanten frühkapitalistischen „Kommerzialisierung des Pressewesens“, die ihrerseits Tageszeitungen und vor allem billig produzierte einzelne Broschüren vor teureren, eher literarisch ausgerichteten Periodika begünstigte, zur Verunsicherung der Rezipienten sowie zur Kurzlebigkeit der meisten Produkte.<sup>403</sup>

Im Kapitel „Periodische Schriften“ seiner *Skizze von Wien* führt Pezzl die kurze Lebensdauer der Wiener „periodischen Blätter“ in den 1780er Jahren drastisch vor Augen: „Ich habe vom April 1784 bis zum April 1785 ungefähr zweiundzwanzig neu entstandene periodische Blätter gezählt, die alle ihr Leben nicht auf ein Jahr brachten, ja wovon einige schon nach vier Wochen, andere gar schon am neunten Tage wieder starben.“<sup>404</sup> Als Erklärung führt er an: „Die Schuld dieser literarischen Sterblichkeit trägt sehr selten das Publikum. Ich kenne nur ein paar der neueren Zeitschriften, die es ihrem inneren Wert nach verdient hätten, eine bessere Aufnahme zu finden. Fast bei allen liegt der Keim der Verwesung schon in Form und Stoff.“<sup>405</sup> Nach der Erwähnung einiger längerlebiger Journale – darunter in „älteren Zeiten“ die „Sonnenfelsischen Wochenschriften“ – legt Pezzl die kulturell legitimierende Zusammenarbeit von

400 Lang: Die Zeitschriften in Österreich zwischen 1740 und 1815, S. 207.

401 Vgl. ebd., S. 206, sowie Sashegyi: Zensur und Geistesfreiheit unter Joseph II., S. 88–91.

402 Lang: Die Zeitschriften in Österreich zwischen 1740 und 1815, S. 205, verzeichnet an neugegründeten Zeitschriften für die Jahrzehnte 1741–1750: 0; 1751–1760: 6; 1761–1770: 35; 1771–1780: 79; 1781–1790: 169 sowie den bemerkenswerten Rückgang im ersten Jahrzehnt der Reaktion 1791–1800 auf insgesamt bloß 33 Neugründungen.

403 Vgl. ebd., S. 207–209, sowie Bachleitner: Literatur und Buchmarkt in Österreich im achtzehnten Jahrhundert, S. 242.

404 Pezzl: Skizze von Wien, S. 294.

405 Ebd., S. 295.

Persönlichkeiten mit großem symbolischen Kapital nahe, verweist jedoch zugleich auf die in dieser Hinsicht ungünstige Beschaffenheit des heteronomen, von indirekten und direkten politischen Rücksichten sowie auch schon von starken wirtschaftlichen Konkurrenzkämpfen geprägten Literatursystems (vgl. dazu II.4): „Es wäre zu wünschen, daß die besseren Köpfe von Wien einst gemeinsam das Publikum mit einer periodischen Schrift beschenken. Nach den bekannten Talenten derselben könnte es ein Meisterwerk werden; aber nach der heutigen literarischen Konstellation am hiesigen Horizont läßt sich ein solches Einverständnis nicht hoffen.“<sup>406</sup> Als wichtigstes entwicklungshemmendes Charakteristikum der „literarischen Konstellation“ Wiens sieht Blumauer wiederum die Publikation österreichischer Autoren in ‚fremden auswärtigen Journalen und Magazinen‘. Kameralistischen Argumentationsmustern folgend stellt er fest, „daß wir sehr viel dabey verlieren, und so lange diese Gewohnheit währet, nie ein gutes periodisches Blatt werden aufweisen können“.<sup>407</sup>

Im Frankreich des 17. Jahrhunderts war gerade die periodische Presse ein Garant für die Differenzierung von Leserkreisen, also für die Ausdifferenzierung des kulturellen Feldes gewesen: Seine Entwicklung trug dazu bei, ein genuin literarisches Feld herauszubilden, indem politische Nachrichten, wissenschaftliche Themen und literarische Neuigkeiten voneinander separiert wurden. Zukunftsweisende, weil zur Autonomisierung tendierende poetische Richtungen konnten sich dort über die Institution der Zeitschrift behaupten: Indem dieses Medium neuen Doktrinen zusätzliche mediale Bastionen bot, hat es die Hegemonie eines ästhetischen Purismus befördert.<sup>408</sup> Im Wien der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts war dafür wenig Zeit: Den vergleichsweise spät aufkommenden Moralischen Wochenschriften, welche die noch „durchwegs französischsprachigen Zeitschriftenneugründungen der späten fünfziger Jahre“<sup>409</sup> ablösen, ging es hier notwendigerweise vorerst darum, „mit Fleiß als gehorsame Enkel [ihrer europäischer Vorgänger, N.C.W.] äußere Formen und Thematik, Darbietungsweise, Stoff und Motive aus der Familienüberlieferung“ zu übernehmen.<sup>410</sup> Das Sprechen nach dem Prinzip der fiktiven Verfasserschaft setzte zwar schon den moralisch „mündigen Leser“<sup>411</sup> im Sinne der Aufklärung voraus.

406 Ebd., S. 295 f.

407 Blumauer: Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Litteratur, S. 51.

408 Viala: Naissance de l'écrivain, S. 131 f., spricht von einer „division du champ culturel“: „Son développement contribua à spécifier le champ du littéraire, en séparant de plus en plus l'actualité politique, les sujets scientifiques et l'information littéraire.“ Und: „Offrant aux nouveaux doctes des bastions supplémentaires, elle conforte l'hégémonie du purisme.“

409 Lang: Die Zeitschriften in Österreich zwischen 1740 und 1815, S. 206; vgl. auch ebd., S. 212 ff., das chronologische Verzeichnis der Zeitschriftengründungen.

410 Martens: Über die österreichischen Moralischen Wochenschriften, S. 113.

411 Vgl. ebd., S. 116.

Da die Wochenschriften zunächst jedoch „eine bislang vielfach fast noch illiterate Schicht auf die Konsumption weltlicher, schöner Literatur“ vorbereiten mussten und folglich in erster Linie die elementare sprachlich-ästhetische Aufgabe hatten, sich implizit „für ein überall gültiges Schriftdeutsch, das meißnische Deutsch“ zu engagieren, erfolgte eine ästhetische Orientierung der Rezipienten allein im wenig kreativen Nachvollzug vorgängiger protestantischer Entwicklungen.<sup>412</sup>

Zur gleichen Zeit setzte aber auch schon eine funktionale und inhaltliche Differenzierung in verschiedene Zielgruppen ein,<sup>413</sup> etwa die mentalitätengeschichtlich wichtige Bemühung, „Frauen als Leserinnen zu gewinnen“; und: „Die Gruppe der Fachzeitschriften weitete sich beträchtlich aus, nahezu alle Wissensgebiete hatten nun eigene Organe.“<sup>414</sup> Von einer Suprematie der Literatur im sich eilig entwickelnden, aber anhaltend heteronomen kulturellen Feld – das hier vergleichsweise früh schon Anzeichen massenwirksamer (Billig-) Produktion aufwies – konnte in Wien keine Rede sein; durch ständige Anleihen und Wechselwirkungen zwischen journalistischen, (sub-)literarischen und nicht zuletzt dramatischen Genres werden retrospektive Klassifizierungen zusätzlich erschwert; ästhetische Debatten spielten – abgesehen vom sogenannten Wiener Hanswurststreit – praktisch keine Rolle. Stattdessen belegen die ortsspezifischen Konflikte um feldinterne Positionsverteilungen eine nach wie vor starke Bezogenheit aller journalistischen Bemühungen auf das Feld der Macht: „Eingeleitet

412 Ebd., S. 118; zur „vorbildlichen Textgestaltung“ der „sprachlich progressiven moralischen Wochenschriften jener Jahre“ vgl. Wiesinger: Die Einführung der allgemeinen deutschen Schriftsprache in Österreich, S. 404 u. 410, Anm. 34, sowie die linguistische Analyse von Wochenschriften in Wiesinger: Zur Entwicklung der deutschen Schriftsprache in Österreich, passim, v. a. S. 241 f.

413 Aufschlussreich und bezeichnend für die partielle Modernität der prinzipiell späten Wiener Entwicklung ist ein Vergleich mit der Entstehung der französischen Kulturindustrie des 19. Jahrhunderts, deren strukturelle Dimensionen Bourdieu: Der Markt der symbolischen Güter, S. 18, folgendermaßen skizziert hat: „Die Entwicklung einer regelrechten Kulturindustrie, insbesondere die nun entstehende Beziehung zwischen Tagespresse und Literatur, die der Serienproduktion von Werken Vorschub leistet, die wie das Feuilleton [...] nach quasi-industriellen Methoden gefertigt werden, trifft zusammen mit einer Ausweitung des Publikums – eine Folge der Verallgemeinerung des Elementarunterrichts, die neuen Klassen und den Frauen den Zugang zur symbolischen Konsumption eröffnet, zum Beispiel zur Romanlektüre. Die Entwicklung des Systems der Produktion von symbolischen Gütern (vor allem die Entwicklung des Journalismus, Hauptanziehungspunkt für die marginalen Intellektuellen, die nicht ihren festen Platz in der Politik oder in den freien Berufen finden) geht mit einem Differenzierungsprozess einher, der seinen Ursprung in der Vielfalt der Leserschaften hat, die die verschiedenen Produzentenkategorien mit ihren Produkten ansprechen, und die Bedingungen seiner Möglichkeit in der Natur der symbolischen Güter selbst findet“.

414 Lang: Die Zeitschriften in Österreich zwischen 1740 und 1815, S. 209.

von den *Predigerkritiken* Leopold Alois Hoffmanns entspann sich eine Polemik, die gleichermaßen in Zeitschriften und Broschüren ihren Niederschlag fand. Gruppen versuchten, Machtpositionen innerhalb der Staatsverwaltung und der Kirche mit Hilfe der Medien zu erlangen und auszuweiten“, wobei die Freimaurer und Illuminaten in diesen Bemühungen besonders hervortraten.<sup>415</sup>

Der publizistische Kampf um feldexterne Machtpositionen schlägt sich auch in Blumauers *Beobachtungen* nieder, in einem Text, der als schon retrospektiv gehaltenes Reflexionsmedium den Anspruch hatte, einen traditionsstiftenden literarischen Metadiskurs zu etablieren. Der auffallend lange Abschnitt<sup>416</sup> über das *Institut für Predigerkritiker*, welches der Autor als konstitutiv für eine „neue Schriftstellerperiode“<sup>417</sup> erachtet, gebärdet sich streckenweise im Stil eines vorgeblich neutralen Berichts: „Die blosse Ankündigung dieses Instituts in *Wien* erregte schon Aufstand.“<sup>418</sup> Doch Blumauer kann die zugleich polemische Funktion seiner Abhandlung – in der doppelten Bedeutung eines Wirkungsfaktors – nicht verbergen. Er ergreift deutlich Partei für die Aufklärung, mithin implizit – charakteristisch für einen Josephiner der frühen 1780er Jahre sowie für den bisweilen erstaunlich selektiven aufklärerischen Toleranzbegriff – auch für den reformabsolutistischen Staat, wenn er sich nämlich über „die bisherige gänzliche Censursfreyheit aller öffentlichen Predigten“<sup>419</sup> wundert: „So einleuchtend nun die Nothwendigkeit irgend einer Art von öffentlicher Aufsicht über die Prediger jedem unbefangenen Kopfe seyn muß, so nichtig sind andererseits die Gründe, welche die Vertheidiger einer unbeschränkten Kanzelfreyheit diesem Institute entgegen stellen.“<sup>420</sup>

Als herausragend aus der sich ständig verändernden Vielzahl literarisch-politischer Zeitschriften kann sicher die von 1770 bis 1786 wöchentlich bei Kurzbeck erscheinende und je nach Herausgeberschaft unterschiedlich erfolgreiche<sup>421</sup> (*Wiener*) *Realzeitung* gelten, die als „Hauptorgan der österreichischen Aufklä-

415 Ebd.; Rosenstrauch-Königsberg: *Freimaurerei im josephinischen Wien*, S. 55, Anm. 24, erwähnt, „daß damals die meisten Zeitungen in Wien in Händen von Freimaurern waren“.

416 Vgl. Blumauer: *Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Litteratur*, S. 17–31.

417 Ebd., S. 17.

418 Ebd., S. 25.

419 Ebd., S. 20.

420 Ebd., S. 21 f.

421 Vgl. Kurt Strasser: *Die Wiener Presse in der josephinischen Zeit*. Wien: Verl. Notring d. Wiss. Verbände Österreichs 1962, S. 73: „Die *Realzeitung* war [...] bald Magazin, bald Journal, hatte manchmal viele, dann wieder wenige Leser; das lag vor allem an der gewaltigen Menge und Verschiedenheit ihrer Herausgeber.“ Allgemeiner Nagl, Zeidler, Castle: *Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte*, Bd. 2, S. 303: „Sie hatte bei ihrem Erscheinen im In- und Ausland reißenden Absatz.“

rer<sup>422</sup> zeitweise eine dominante Position im kulturellen Feld der Monarchie bzw. ihrer Hauptstadt einnahm. In Auseinandersetzung mit maßgeblichen französischen Blättern entstanden,<sup>423</sup> lässt sich an ihr gleichsam paradigmatisch in zunehmendem Maß sowohl eine territoriale Beschränkung auf den habsburgischen Machtbereich wie auch eine thematische Spezialisierung in Richtung einer „literarisch-wissenschaftliche[n] Revue verfolgen, in der neben vielen Rezensionen auch einige Fachartikel abgedruckt wurden“,<sup>424</sup> wie Kurt Strasser gezeigt hat.

Ursprünglich ein Handels- und Agriculturblatt, das Wechselcurse und Getreidepreise notierte, die landesfürstlichen Verordnungen abdruckte, Artikel über Ackerbau, Industrie und Handel, über mercantile Rechtsfragen und ähnliche Materien brachte, neben denen Recensionen und schönwissenschaftliche Fragen herliefen, änderte das Blatt mit dem Eingehen des kommerziellen Comptoirs seinen Charakter (1774) und brachte schöngeistige Artikel, kleine Romane, Novellen [...].<sup>425</sup>

Ab Oktober 1782 bis Oktober 1784 – also nach Gewährung der ‚erweiterten Preßfreiheit‘ – von Blumauer redigiert, trat die aufklärerische Tendenz der *Realzeitung*<sup>426</sup> „deutlicher zutage. Blumauer führte auch eine neue Rubrik ein, die sich der Rezension periodischer Schriften<sup>427</sup> widmete. Er wollte eine vollkommene Übersicht der österreichischen Literatur seiner Zeit geben. Auch den ‚Theatral-Nachrichten‘ gab er breiten Raum.“<sup>428</sup> Der Anspruch auf eine im Rezensionenjournal vermittelte „vollkommene Übersicht“ über die zeitgenössische literarische Produktion fokussiert das aus Nicolais *Allgemeiner deutscher Bibliothek* bekannte Vorhaben, „eine *allgemeine Nachricht, von der ganzen deutschen Litteratur*“ zu „enthalten“,<sup>429</sup> auf den erbländischen Publikationszusammen-

422 Ebd., S. 302.

423 Vgl. ebd.

424 Strasser: Die Wiener Presse in der josephinischen Zeit, S. 73.

425 Nagl, Zeidler, Castle: Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte, Bd. 2, S. 303.

426 Vgl. Strasser: Die Wiener Presse in der josephinischen Zeit, S. 74: „Unter seiner Leitung wird die Tendenz der Realzeitung scharf aufklärerisch, wofür in der neuen Sparte Theologie und Kirchenwesen hauptsächlich Karl Leonhard Reinhold den Stoff lieferte; außerdem dürfte sich Blumauer selbst unter dem Titel ‚Makulatur‘ mit den Polemiken gegen die Aufklärer (Fast, Pochlin usw.) befaßt haben. Etwas später taucht auch L. A. Hoffmann als Mitarbeiter auf“.

427 Vgl. ebd. die nicht näher ausgewiesene Begründung Blumauers für dieses Vorhaben: „Die sich immer vermehrende Anzahl unserer periodischen Schriften fordert, daß wir ihnen einen eigenen Platz in unseren Blättern widmen. Zwar wird damit allerwärts Unfug getrieben und man ist es schon längst gewöhnt, diese nicht als den Maßstab des literarischen Verdienstes einer Nation anzusehen. Unterdessen muß sich doch die Aufmerksamkeit einer guten Polizei auf alles erstrecken und eine Art Polizeiamt ist ja das Rezensirwesen in der gelehrten Republik“.

428 Rosenstrauch-Königsberg: Freimaurei im josephinischen Wien, S. 70.

429 Vgl. den *Vorbericht* in Allgemeine deutsche Bibliothek Bd. 1 (1765), 1. St., S. I–IV, hier S. I;

hang, der sich auf diese Weise als eigenständige Einheit präsentierte. Von besonderem Interesse ist in diesem Kontext die programmatische Erstpublikation von Blumauers metadiskursiven *Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Litteratur* in den Nummern 40–43 des Jahrgangs 1782 der *Wiener Realzeitung*, die gleich nach seiner „Übernahme der Redaktion“ erfolgte<sup>430</sup> – noch bevor die Abhandlung als Einzeldruck in Broschürenform erschien. Bezeichnend ist darüber hinaus auch der ursprüngliche Titel *Beobachtungen über das österreichische Schriftstellerwesen seit der erweiterten Preßfreyheit*,<sup>431</sup> der Blumauers Verständnis der ‚erweiterten Preßfreyheit‘ als epochales Ereignis unterstrich.

Ehe jedoch die Herausbildung eines sanktionierenden Publikums im Sinne einer Etablierung kultureller Legitimationsinstanzen so weit fortgeschritten war, dass der sukzessive Prozess der Ausdifferenzierung des kulturellen Feldes bis hin zur Autonomisierung eines literarischen Feldes zu einem ersten Abschluss kommen hätte können, änderten sich die politischen Vorzeichen radikal: Die durch das Freimaurerpatent ‚gezähmte‘ und seit 28. Dezember 1785 mit den Nachbarlogen ‚Zu den drei Adlern‘, ‚Zum Palmbaum‘ und ‚Zu den drei Feuern‘ gleichsam zwangsvereinigte Loge ‚Zur wahren Eintracht‘ war fortan Teil der behördlich überwachten Loge ‚Zur Wahrheit‘. Im Jahr des Born’schen Austritts aus ihr (1786) hörte die *Realzeitung* – wie auch andere Periodika – „zu erscheinen auf. Die Schicksale der josefinischen Presse verlaufen von nun ab ziemlich parallel mit der Geschichte des Freimaurerwesens“,<sup>432</sup> was bedeutet, dass ihr Ende eingeleitet war. Der mit der zeitgenössischen Wiener Literaturszene bestens vertraute Beobachter Pezzl, der ja zunächst ein Bannerträger der hiesigen Aufgeklärtheit gewesen war, stellte dementsprechend in der zweiten Hälfte der 1780er Jahre lapidar, aber unmissverständlich fest: „Ein literarisches, periodisches Blatt

---

dazu Ute Schneider: Friedrich Nicolais Allgemeine deutsche Bibliothek als Integrationsmedium der Gelehrtenrepublik. Wiesbaden: Harrassowitz 1995.

430 Rosenstrauch-Königsberg: Freimaurerei im josephinischen Wien, S. 70.

431 *Beobachtungen über das österreichische Schriftstellerwesen seit der erweiterten Preßfreyheit*. In: *Realzeitung*, oder Beiträge und Anzeigen von gelehrten und Kuntsachen. Wien, bei Joseph Edlen von Kurzbeck, k. k. Hofbuchdruckern, Groß- und Buchhändlern 1782, S. 625–636, 641–655, 657–672, 673–683.

432 Nagl, Zeidler, Castle: *Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte*, Bd. 2, S. 304; dass die zeitliche Koinzidenz kein Zufall ist, erwähnt Edith Rosenstrauch-Königsberg: *Erste Schritte auf dem Weg zum österreichischen Nationalbewußtsein*. In: *Österreich im Europa der Aufklärung. Kontinuität und Zäsur in Europa zur Zeit Maria Theresias und Josephs 11. Internationales Symposium in Wien*, 20.–23. Oktober 1980. Bd. 1.2. Wien: ÖAW 1985, S. 895–918, hier S. 912: „Die *Realzeitung* entwickelte sich in den achtziger Jahren immer mehr zu einem Organ der Freimaurer, was sich besonders in der ausführlichen Besprechung von Freimaurerliteratur äußerte. So war es nicht verwunderlich, daß diese Zeitung bald nach dem Erlaß des Freimaurerpatents ihr Erscheinen einstellte.“

hat Wien nicht.<sup>433</sup> Dies wirft ein bezeichnendes Licht auf den zwiespältigen Zustand des Literatursystems der josephinischen Zeit.

### 3.2 Die populäre Textproduktion als Korrelat von Leserevolution und Schule

In einer Rekonstruktion der – vergleichsweise schwachen – Etablierung legitimierender Publikationsforen bleibt freilich zu berücksichtigen, dass im Wien des 18. Jahrhunderts nicht allein die kurze Dauer geeigneter Voraussetzungen für die mangelnde Herausbildung einer ‚legitimen‘ Zielgruppe literarischer Texte verantwortlich ist, zumal die Wiener Journale ja tatsächlich ohnehin nur mehr oder weniger ‚semiliterarisch‘ waren. Gerade die seit den thesesianischen Schulreformen<sup>434</sup> rasante Alphabetisierung weiter Kreise der gesamten Bevölkerung trug im Verein mit der damit einhergehenden sukzessiven Durchsetzung der neuhochdeutschen Schriftsprache<sup>435</sup> ihren Teil zur Entstehung eines nicht auf die herrschenden Klassen beschränkten Lesepublikums bei. Diese Entwicklung setzte schon ein, bevor sich eine hegemoniale, d. h. mit sozialem sowie kulturellem Kapital versehene ‚legitime‘ literarische Adressatengruppe herausbilden konnte, denn der Adel zog lange Zeit die deutschsprachige Lektüre gar nicht in Betracht, und in den katholischen habsburgischen Territorien existierten kaum andere potentiell literaturtragende Kreise; eine „akademische Oberschicht des gebildeten Publikums, die den allgemeinen Geschmack bestimmte“,<sup>436</sup> gab es hier praktisch nicht (vgl. II.2).

Zu Beginn der Regierungszeit Josephs II. zeigten sich dagegen schon erste Erfolge der thesesianischen Schulreformen – besonders der 1774 erlassenen allgemeinen Schulpflicht für alle Kinder – auf der Ebene gesamtgesellschaftlicher Alphabetisierung: So wurde in Niederösterreich, dem Wien damals zugehörte,

433 Pezzl: Skizze von Wien, S. 297.

434 James Van Horn Melton: Von Versinnlichung zur Verinnerlichung. Bemerkungen zur Dialektik repräsentativer und plebejischer Öffentlichkeit, S. 939–941, unterstreicht in seinen instruktiven Bemerkungen zur Einführung der staatlichen Normalschulen die enge Verflochtenheit von „Kirchen-, Theater- und Volksschulreform“, die er als Ausfluss der sozialdisziplinierenden Bestrebungen des um die „Verinnerlichung christlicher, moralischer und politischer Grundsätze“ sowie um die innere Konsolidierung und Vereinheitlichung des absoluten Staates (mit dem Ziel einer „Wiederherstellung der kulturellen Hegemonie“) bemühten österreichischen Reformkatholizismus deutet.

435 Peter Wiesinger: Die Einführung der allgemeinen deutschen Schriftsprache in Österreich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, S. 404, lässt „1774 mit der von Johann Ignaz (von) Felbiger eingeleiteten Schulreform und besonders der [sic] von ihm betreuten Lehrbücher der ‚Rechtschreibung‘ und ‚Sprachlehre‘ ein[en] breitere Volksschichten erfassende[n] Popularisierungsprozess“ der ostmitteldeutschen Form der Schriftsprache beginnen.

436 Engelsing: Die Perioden der Lesergeschichte in der Neuzeit, Sp. 980.

1781 ein „Prozentsatz von 38,3 schulgehender Kinder“<sup>437</sup> erhoben, wobei in der Großstadt ein höherer Anteil als auf dem Land angenommen werden darf. Die von Joseph II. unterstützten Bemühungen der von Gottfried van Swieten geleiteten Studienhofkommission um eine weitere Verbreitung und Verbesserung des Volksschulunterrichts, der (nach anfänglichen Widerständen des Kaisers<sup>438</sup>) jetzt für beide Geschlechter verpflichtend war, bewirkten besonders in dieser bevorzugten Provinz eine zügige Abnahme des Analphabetentums,<sup>439</sup> nicht aber die Konstitution eines ‚mondänen‘ Publikums, das sich über die Favorisierung einer diffizilen Ästhetik selbst hätte sozial definieren können. Im Gegenteil: Die gerade in der Großstadt Wien wirksame Tatsache, „daß sich das Publikum um immer mehr akademisch nicht vorgebildete Leser und um immer mehr Menschen aus den unteren Schichten vergrößerte“, trug konsequent zu einer anhaltenden Nivellierung bzw. zum gleichbleibend niedrigen Niveau von „äußere[r] und innere[r] Qualität der Neuerscheinungen“ bei.<sup>440</sup>

Eine Folge davon ist die vielzitierte „Uberschwemmung von Broschüren“<sup>441</sup> nach Gewährung der ‚erweiterten Preßfreyheit‘.<sup>442</sup> Das in keiner Weise ‚erzogene‘, dennoch wissbegierige bzw. sensationslüsterne Publikum hatte jenseits einer basalen Alphabetisierung weder thematische noch formale Selektionskriterien zur Verfügung, was sich auch auf Seiten der Schriftproduktion niederschlug: „Man schrieb itzt, von allem, und über alles, und nahm den nächsten besten Gegenstand her, goß eine bald längere, bald kürzere, bald gesalzene, bald ungesalzene Brühe darüber, und tischte ihn dem damals noch sehr heißhungrigen Publikum zur Mahlzeit auf.“<sup>443</sup> So näherte sich die Qualität der Produktion dem kaum entwickelten Geschmack der Leserinnen und Leser an, wie Blumauer

437 Ernst Wangermann: *Aufklärung und staatsbürgerliche Erziehung. Gottfried van Swieten als Reformator des österreichischen Unterrichtswesens 1781–1791*. Wien: Verlag für Geschichte und Politik 1978, S. 59.

438 Vgl. ebd., S. 45.

439 Vgl. ebd., S. 42–61, bes. S. 59; Rolf Engelsing: *Analphabetentum und Lektüre. Zur Sozialgeschichte des Lesens in Deutschland zwischen feudaler und industrieller Gesellschaft*. Stuttgart u. a.: Metzler 1973, S. 73, belegt – wohl auch als Folge der Reformen des aufgeklärten Absolutismus – für das Jahr 1838 in der Erzdiözese Wien den im Vergleich zu zeitgenössischen preußischen Erhebungen sagenhaft hohen Schulbesuch von 99 Prozent „in Stadt und Land“.

440 Engelsing: *Die Perioden der Lesergeschichte in der Neuzeit*, Sp. 978.

441 Blumauer: *Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Litteratur*, S. 3.

442 Nur Bachleitner: *Literatur und Buchmarkt in Österreich*, S. 244, will im Gegensatz zu den zeitgenössischen Berichten und zur gesamten bisherigen Forschung keine ‚Broschürenflut‘ erkennen, die er ohne nähere Erläuterung mit einem „explosiv expandierenden Buchmarkt“ gleichsetzt und sodann in Abrede stellt (vgl. dazu II.1.3 u. II.4.2), sondern „bei näherer Betrachtung“ nur ein „Flüsschen“, wie er provokant formuliert. Selbst wenn die von ihm rekonstruierten Zahlen stimmten, wäre das eine gelinde Untertreibung.

443 Blumauer: *Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Litteratur*, S. 4 f.

kritisch bemerkte: „Die Schriftsteller schienen den Geschmack des Publikums wohl getroffen zu haben, sie verlegten sich auf Persönlichkeiten, Familienvorfälle, u.d.gl., und Dinge, die sonst nur in vertrauten Kreisen und freundschaftlichen Unterredungen abgehandelt wurden, giengen itzt durch die Hände eines ganzen Publikums.“<sup>444</sup> Es muss nicht betont werden, dass dieser Diskurs weniger eine ‚publikumsbezogene Privatheit‘ im Sinne Habermas’ kennzeichnet, sondern eher eine Präfiguration des modernen Klatsch- und Boulevardjournalismus. Bezeichnend ist dabei die „Umschichtung des Rezipientenkreises“<sup>445</sup> auf die ‚unteren‘ Klassen der Gesellschaft, so etwa auf die zahlreichen Stubenmädchen, die jetzt „einen wichtigen Theil des Publikums“<sup>446</sup> ausmachten – also auch eines spezifischen Typs von Öffentlichkeit, die keine ‚literarische‘ Öffentlichkeit nach der Definition von Habermas war –, während sie vorher als literarische Zielgruppe gar nicht existiert hatten.

Wittmann zufolge handelt es sich bei der josephinischen ‚Broschürenflut‘ um das in den deutschsprachigen Territorien „weitaus modernste Phänomen literarischer Produktion und Rezeption im 18. Jahrhundert“,<sup>447</sup> welches nur im Zusammenhang von kommunikativem Nachholbedarf, überstürzter ‚Leserevolution‘ und großstädtischem Bevölkerungswachstum zu verstehen ist. Es generierte einen qualitativ und quantitativ neuen, populären Öffentlichkeitstypus, der in seiner Sprach- und Formenwelt auch in Verbindung stand mit der spezifischen Öffentlichkeit des Wiener Späßtheaters.<sup>448</sup> „Die Vergnügungen der Großstadt bedeuten gleichzeitig Ablenkung und Stimulation; sie befriedigen passive Schaulust und wecken aktives intellektuelles Interesse, das der ‚Lesewut‘

444 Ebd., S. 10.

445 Lang: Die Zeitschriften in Österreich zwischen 1740 und 1815, S. 208.

446 Blumauer: Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Litteratur, S. 9.

447 Wittmann: Geschichte des deutschen Buchhandels, S. 172; vgl. Heinrich K. Caspart: „Wie ein Heuschreckenheer“. In: Salzburger Nachrichten (14.5.1994), Beilage, S. III: „In keinem anderen Land ist es zu einer ähnlich explosionsartigen Entwicklung von Druckwerken gekommen.“

448 Es scheint allerdings problematisch, der Wiener Komödie, die als (vorerst) primär oral tradiertes und auf der Bühne vermitteltes Genre nicht erst im Laufe des josephinischen Jahrzehnts zunehmend mit dem zeitgenössischen literarischen Gattungsspektrum in Berührung trat, nach Neuber: *Poetica confessionis cognitio*, S. 14, „funktionell jene Stellung des öffentlichen Rationierens (Habermas)“ zuzuschreiben, „welche – mutatis mutandis – in den protestantischen Gebieten des Deutschen Kaiserreiches [?] (zumal Preußen und Sachsen) die Moralischen Wochenschriften zu leisten hatten“. Bei der Auseinandersetzung mit dem idealtypischen Öffentlichkeitsmodell Habermas’ sollten verschiedene Typen von Öffentlichkeit nicht nivelliert werden; wie Richard Sennett: *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität*. Frankfurt a. M.: Fischer 1986, trägt nämlich auch Neuber gewissermaßen Züge einer ‚vorbürgerlichen‘ Öffentlichkeit „in die klassische bürgerliche hinein“, wie Habermas: *Strukturwandel der Öffentlichkeit*, S. 17, im Rückblick selbst an bestimmten Adaptationen seines Modells moniert.

und dem explosiv ausbrechenden Informationshunger der Zeit der ‚Broschürenflut‘ zugutekommt.“<sup>449</sup> Während im überwiegend ländlichen protestantischen Deutschland die „Leserevolution“ des 18. Jahrhunderts nur zum geringen Teil eine zahlenmäßige war – „sie bestand wesentlich in einer Veränderung und Intensivierung der Lektüre bei schon zuvor potentiell lesenden Schichten“<sup>450</sup> –, setzte mit dem Aufkommen der Wiener Broschürenliteratur eine im Norden lange ausbleibende „tatsächliche Demokratisierung des Lesens“<sup>451</sup> ein: „Hier hat sich wohl ein nicht unbedeutender Teil einer bisher völlig unliterarischen Bevölkerung in überraschend kurzer Zeit in ein zwar nicht Bücher, aber Broschüren, Periodica, Theaterzettel und Einblattdrucke lesendes Publikum verwandelt.“<sup>452</sup> Kommunikationsgeschichtlich ist dies kaum hoch genug zu veranschlagen.<sup>453</sup>

Der zeitgenössische Beobachter Blumauer beschreibt die öffentlichkeitsstiftende Funktion der als großstädtisches Informationsmedium dienenden Broschüren folgendermaßen: „Jeder Vorfall, jede Tagesneuigkeit ward zur Broschüre, und die alles regierende Göttin Gelegenheit, die sonst Juvenale und Butlers zu unsterblichen Werken des Geistes aufrief, amusierte sich in Wien damit, zwey Bogen langen Broschüren das Daseyn zu geben.“<sup>454</sup> Bedeutung erhält dieses Phänomen nicht allein durch die schiere Masse der Publikationen, die in den meisten Fällen nach einer einmaligen Auflage rasch wieder aus dem kulturellen Gedächtnis verschwanden, sondern auch durch das ihnen eigene diskursive Moment: „Man glaube indessen ja nicht, daß man es bey einer Borschüre über einen Gegenstand bewenden ließ. Es war beynahe keiner, über den man nicht wortwechselte.“<sup>455</sup> Joseph Valentin Eybel etwa konnte mit seiner kirchenkritischen Broschüre *Was ist der Papst?* – 1782 anlässlich des Papstbesuchs in Wien

449 Bodi: Tauwetter in Wien, S. 90.

450 Wittmann: Geschichte des deutschen Buchhandels, S. 179.

451 Ebd.

452 Bodi: Tauwetter in Wien, S. 91.

453 Gegen die gesamte bisherige Forschung meint jetzt allerdings Bachleitner: Literatur und Buchmarkt in Österreich im achtzehnten Jahrhundert, S. 236, es sei zu „optimistisch“, „von einer Leserevolution und Demokratisierung des Lesens in Österreich, und da speziell in Wien“ zu sprechen, „die Elemente einer modernisierten Buch- und Medienlandschaft gewesen seien“, wobei er den Begriff der ‚Leserevolution‘ offenbar anders – nämlich rein quantitativ – versteht als Engelsing, Bodi und Wittmann. Der (von ihm überpointierte) Befund der beiden zuletzt genannten, wonach die ‚Broschürenflut‘ „zu einer Übergabe der Literatur an das ‚Mäzenat des Volks‘ (Gugitz: Alois Blumauer, S. 29) geführt“ habe, schiebt er dann überraschenderweise nicht ihnen, sondern mir in die Schuhe und resümiert ebd.: „Das heißt die Wirkung und Nachhaltigkeit der kurzen Phase josephinischer Freiheiten gründlich überzubewerten.“ Die Polemik impliziert die von niemanden vertretene Behauptung einer langfristigen Nachhaltigkeit der skizzierten Entwicklung zwischen 1781 und 1790.

454 Blumauer: Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Litteratur, S. 9 f.

455 Ebd., S. 8.

verfasst – über 70 Gegenschriften provozieren, die „allein für und wider diesen Gegenstand zu Felde“ zogen, „und das Resultat aller Gegenschriften war, daß sie des Verfassers Abhandlung, statt sie zu widerlegen, bekannter, gesuchter, und folglich gemeinnütziger machten. Dieß bewies augenscheinlich der erstaunliche Absatz derselben, und die Eilfertigkeit, mit welcher sie ins lateinische und französische übersetzt ward.“<sup>456</sup>

Die somit entstehende populäre Öffentlichkeit Wiens in einer bislang weitgehend illiteraten Gesellschaft, die vornehmlich über das Medium der Broschüren – so Pezzl – „alle Volksklassen an das Lesen und ein bißchen Nachdenken gewöhnte[ ]“<sup>457</sup> –, entspricht freilich nicht dem genetischen Modell von Habermas, welches eine „Öffentlichkeit in unpolitischer Gestalt“ als „literarische Vorform der politisch fungierenden Öffentlichkeit“ postuliert, nämlich als „Übungsfeld eines öffentlichen Rasonnements, das noch in sich selber kreist – ein Prozeß der Selbstaufklärung der Privatleute über die genuinen Erfahrungen ihrer neuen Privatheit“.<sup>458</sup> In Wien waren es demgegenüber nicht fiktional-literarische Texte im engeren Sinn, sondern „gerade die Broschüren, die durch ihre Publizität und Lebendigkeit ein starkes Interesse für die politischen Tagesfragen in den breiten Gesellschaftsschichten erweckten und die Bildung einer öffentlichen Meinung hervorriefen. Sie stellten den Beginn eines politischen Schrifttums in den Ländern der Habsburgermonarchie dar. Sie ersetzten dem josephinischen Staatsbürger die Meinungspressen, die sich erst allmählich zu entwickeln begannen.“<sup>459</sup> Der von Anbeginn auch politische Charakter vieler Broschüren, der sich dann im Laufe der Regierungszeit Josephs – vor allem aber in der zweiten Hälfte der 1780er Jahre – zunehmend gegen dessen Politik richtete und in der Bevölkerung eine ungeahnte Resonanz zeitigte, „verursachte in Regierungskreisen große Be-

456 Ebd., S. 14. Zu Eybel und seinem Wirken vgl. David Sorkin: *The Religious Enlightenment. Protestants, Jews, and Catholics from London to Vienna*. Princeton: Princeton University Press 2008, S. 215–249.

457 Pezzl: *Skizze von Wien*, S. 292.

458 Habermas: *Strukturwandel der Öffentlichkeit*, S. 88. Wenn überhaupt, dann gleicht der josephinische Öffentlichkeitsstypus am ehesten der von Habermas im *Vorwort zur Neuauflage 1990* skizzierten ‚plebejischen‘ Öffentlichkeit, vgl. ebd., S. 16 f. sowie S. 52: „In jenem Stadium der Französischen Revolution, das mit dem Namen Robespierres verknüpft ist, tritt eine Öffentlichkeit, sozusagen für einen Augenblick, in Funktion, die ihr literarisches Gewand abgestreift hat – nicht mehr die ‚gebildeten Stände‘ sind ihr Subjekt, sondern das ungebildete ‚Volk‘.“ Weiter heißt es da: „Gleichwohl bleibt auch diese plebejische Öffentlichkeit [...] an den Intentionen der bürgerlichen Öffentlichkeit orientiert – geistesgeschichtlich, wie diese, ein Erbe des 18. Jahrhunderts.“ Wieweit eine allein ‚geistesgeschichtliche‘ Rekonstruktion diesen Öffentlichkeitsstyp ergründen kann, sei hier dahingestellt. Jedenfalls scheint der Begriff der ‚plebejischen‘ Öffentlichkeit für die Beschreibung der Verhältnisse im josephinischen Wien zu klassenspezifisch, weshalb hier an seiner Stelle von ‚populärer‘ Öffentlichkeit gesprochen wird.

459 Sashegyi: *Zensur und Geistesfreiheit unter Joseph II.*, S. 130 f.

stürzung“: „Man verspürte einen neuen Ton, eine neue allgemeine Stimmung im Volke, einen neuen Hang, alle Maßnahmen der Regierung zu diskutieren und zu kritisieren. Die Öffentlichkeit hielt sich für berechtigt, eine politische Meinung zu äußern.“<sup>460</sup> Ernst Wangermann hat die Entstehung dieser im deutschsprachigen 18. Jahrhundert einzigartigen ‚kritischen Öffentlichkeit‘ als „Joseph’s most glorious achievement“ bezeichnet.<sup>461</sup> Dabei sollte freilich nicht übersehen werden, dass es sich hierbei – wenn überhaupt so beabsichtigt – um ein politisches Mittel des Reformabsolutismus im Kampf gegen die ererbte Machtposition der katholischen Kirche handelt, keineswegs aber um die Absicht einer bürgerlich-liberalen Politik, was sich gegen Ende der Regentschaft Josephs noch deutlicher erweisen sollte.

Von nicht zu unterschätzender Bedeutung für die Spezifik des literarischen Publikums, des Öffentlichkeitstyps und somit auch des kulturellen Feldes insgesamt ist die darin jeweils vorherrschende Form der Lektüre. Wenn es als generelles Signum der Lesegeschichte gilt, „daß nach der großen Wende von der intensiven zur extensiven Lektüre, die am Ende des 18. Jahrhunderts stattfand, die intensive Lektüre in immer breiteren Leserschichten abgenommen und die extensive Lektüre in immer breiteren Leserschichten zugenommen hat“,<sup>462</sup> dann konnte in einer großstädtischen katholischen Gesellschaft, in der sich die intensive Lektüre bis zum Wandel der Lektüreformen gar nie in „breiteren“ Schichten durchsetzte, auch die auf solche Lektüre angewiesene legitime Textproduktion von vornherein nur schwer aufkommen. Im Gegensatz zur gewaltigen Expansion des Zeitschriftenwesens im protestantischen Deutschland<sup>463</sup> überflügelte die wenig prestigeträchtige Broschürenliteratur in den habsburgischen Gebieten die Zahl der hier verkauften Journale bei weitem,<sup>464</sup> sodass eines der bezeichnenden historischen Implikate der Durchsetzung von Periodika im Leseverhalten kaum Breitenwirkung entfalten konnte, nämlich die Gleichzeitigkeit bzw. Überlagerung von ‚intensiver Wiederholungslektüre‘ und ‚extensiver einmaliger Lektüre‘ als Übergangsphänomen.<sup>465</sup>

---

460 Wangermann: Von Joseph II. zu den Jakobinerprozessen, S. 47.

461 Ernst Wangermann: *The Austrian Achievement 1700–1800*. London: Thames and Hudson 1973, S. 138.

462 Engelsing: *Die Perioden der Lesegeschichte in der Neuzeit*, Sp. 967.

463 Vgl. Wittmann: *Geschichte des deutschen Buchhandels*, S. 180, zur Situation im Alten Reich: „Kein anderer Sektor des Buchmarktes expandierte so schnell wie dieser: Zwischen 1741 und 1750 sind 260 Neugründungen von Zeitschriften nachweisbar, zwischen 1751 und 1760 nochmals 331. In ihnen artikulierte sich ein anscheinend ungehemmter Drang, alle nur denkbaren Wissensbereiche aktueller periodischer Kommunikation zu unterwerfen“, gleichzeitig wohl auch ein anderer, nämlich ein eher elitärer Typus von Öffentlichkeit.

464 Vgl. Lang: *Die Zeitschriften in Österreich zwischen 1740 und 1815*, S. 208.

465 Vgl. dazu Engelsing: *Die Perioden der Lesegeschichte in der Neuzeit*, Sp. 973.

Nicht zufällig wurde im protestantischen Deutschland das „Veränderungspotential einer anonymen, individuell-unkalkulierbaren Lektüre [...] von Aufklärern wie Gegenaufklärern mit gleichem Argwohn betrachtet“,<sup>466</sup> wurde der „Übergang zum sozial brisanten extensiven Lesen“<sup>467</sup> von der sogenannten Volksaufklärung sogar vehement bekämpft. Das elitäre Leitbild einer ‚gelehrten‘ Öffentlichkeit, wie sie von der französischen Aufklärung, besonders aber von Kant entwickelt worden ist, schloss ironischerweise gerade durch die ursprünglich emanzipativ gemeinte Forderung nach Universalität eine Beteiligung des Pöbels unmissverständlich aus, wie der Kulturhistoriker Roger Chartier gezeigt hat: Zwar dem Anspruch nach

universell war das Publikum, das von seiner Vernunft kritischen Gebrauch zu machen vermochte, bei weitem nicht universell in seiner effektiven Zusammensetzung. Die Öffentlichkeit, emanzipiert von dem Bereich, in dem die Autorität des Fürsten herrschte, hatte also nichts gemein mit den wechselnden Meinungen und blinden Emotionen der Menge. Zwischen Volk und Publikum bestand eine deutliche Zäsur. Von Malesherbes bis Kant war dies die Grenzlinie zwischen denen, die lesen und Schriftliches produzieren konnten, und denen, die nicht dazu imstande waren.<sup>468</sup>

Demgegenüber zeigt sich die im josephinischen Wien tatsächlich vorherrschende populäre Öffentlichkeit in besonderer Weise bedingt von der häufig – und gerade von der ‚kritischen Literaturwissenschaft‘ der 1970er Jahre<sup>469</sup> – vernachlässigten Tatsache, „daß Markt und Öffentlichkeit in enger, ja unauflöslicher Wechselbeziehung stehen – beide sind gemeinsam, nicht gegeneinander entstanden“.<sup>470</sup> Bezeichnend ist hier die Koinzidenz der späten Konstitution eines öffentlichen Raums und eines Lesepublikums mit der raschen Kommerzialisierung des Verlagswesens in den 1780er Jahren (vgl. II.4), die schon von den Zeitgenossen wahrgenommen wurde; Blumauer etwa hat festgestellt: „Die meisten [Broschüren] erschienen bloß des Geldes wegen, waren in einem Tage fertig, am zweyten gelesen, und am dritten vergessen.“<sup>471</sup> Die entsprechende schnelle und radikale Etablierung extensiver, d. h. flüchtiger und ‚entsakralisier-

466 Wittmann: Geschichte des deutschen Buchhandels, S. 188.

467 Ebd., S. 177.

468 Roger Chartier: Die kulturellen Ursprünge der Französischen Revolution, S. 51.

469 Vgl. im Anschluss an Habermas: Strukturwandel der Öffentlichkeit, etwa die sonst durchaus differenzierte Arbeit von Jochen Schulte-Sasse: Das Konzept bürgerlich-literarischer Öffentlichkeit und die historischen Gründe seines Zerfalls. In: Aufklärung und literarische Öffentlichkeit. Hg. v. Christa Bürger, Peter Bürger u. Jochen Schulte-Sasse. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1980, S. 83–115.

470 Wittmann: Geschichte des deutschen Buchhandels, S. 188.

471 Blumauer: Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Litteratur, S. 8.

ter‘ Lektüremodi war der kulturellen Legitimation einer erst im Nachvollzug „außerösterreichischer“ Tendenzen entstehenden ‚Kunstliteratur‘ alles andere als zuträglich, zumal die häufig beschworene „Seuche der Vielschreiberei“<sup>472</sup> auf Seiten der Produktion und Distribution von Texten bloß ein Komplementärphänomen bedeutete, nämlich die Kehrseite einer unvorbereitet extensiven Lektüre. Beides, Produktion und Konsumption, sind Komponenten der sich in ihnen manifestierenden populären Öffentlichkeit, welche ihrerseits der „Bildung eines genuin intellektuellen Kräftefeldes im Sinne eines Relationssystems zwischen den Trägern des Systems geistiger Produktion“<sup>473</sup> entgegenwirkte, wenn auch die in den 1780er Jahren vermehrt entstehenden ‚metaliterarischen‘ Abhandlungen, die alphabetischen Autorenlexika und die zahlreichen literarischen Nachschlagewerke<sup>474</sup> auf die rasche Konstituierung eines von anderen sozialen Feldern abgegrenzten und in sich strukturierten Raumes der Literatur verweisen.

In seinem ironischen *Lob- und Ehrengedicht auf die sämtlichen neuen schreibeselligen Wiener Autoren* (1783) bestätigte Blumauer fast ungewollt die gewaltige volksaufklärerische Funktion der Wiener Broschüren, die „sehr nützlich“ gewesen seien, „um richtige Begriffe und Meinungen von gewissen Gegenständen bey dem Volke in Umlauf zu bringen“,<sup>475</sup> indem er feststellt:

Durch euch kommt Licht in's Volk; denn was ihr schreibt,  
Dringt bis in die Käs'- und Gewürzkrämerbuden;

472 Pezzl: Skizze von Wien, S. 295.

473 Bourdieu: Künstlerische Konzeption und intellektuelles Kräftefeld, S. 82 f.; weiter heißt es da zum (auf das josephinische Literatursystem eben deshalb nur partiell zutreffenden) ‚Brechungseffekt‘ des entwickelten Feldes: „Die Eigentümlichkeit dieses an die Besonderheit seines Produkts geknüpften Produktionssystems, doppelgesichtige Wirklichkeit, Ware und Signifikation, deren ästhetischer Wert auf den ökonomischen auch dann nicht reduzierbar ist, wenn die ökonomische Sanktion die geistige Sanktionierung verstärkt, bedingt auch das eigentümliche Wesen der hier aufgenommenen Beziehungen: Die Beziehungen zwischen jedem einzelnen Träger des Systems und Mächten oder Institutionen, die gänzlich oder teilweise außerhalb des Systems wirken, sind stets durch die im Innern des intellektuellen Feldes bestehenden Beziehungen, die Konkurrenz um kulturelle Legitimität vermittelt, deren Einsatz und – zumindest dem Anschein nach – zugleich Schiedsrichter ein Publikum ist, das sich niemals völlig mit der Konkurrenz um den Markterfolg identifiziert.“

474 Neben den im Text häufig zitierten ‚Werken‘ von Blumauer, Pezzl und Full sei etwa auf die in Broschürenform [!] anonym erschienenen kritischen alphabetischen Lexika von Heinrich Wolfgang Behrisch (*Die Wiener Autoren. Ein Beytrag zum gelehrten Deutschland*. o.O. [Preßburg?] 1784) und Johann Martin Weimar (*Ueber Wiens Autoren. Von zwey Reisenden X.X.* o.O. [Wien?] 1785) hingewiesen; vgl. auch die bibliographische Übersicht der einschlägigen zeitgenössischen Darstellungen bei Bodi: Tauwetter in Wien, S. 476.

475 Blumauer: Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Litteratur, S. 43 f.

Die Magd, die sonst nur Kaffeebohnen reibt,  
 Schwätzt nun von Reformen der Christen und Juden,  
 Und weiß auf ein Haar, was jeder Zweig im Staat  
 Für Beulen und Anomalien hat.  
 Nur ihr versteht die Kunst, nur ihr,  
 Den niedrigsten Pöbel aufzuklären,  
 Ohn' daß er es merkt; denn würdet ihr,  
 wie sonst geschah, ihn geradezu lehren,  
 Dumm, wie er ist, und in seine Dummheit verliebt,  
 Er würde, erbost, gegen eure Broschüren sich wehren;  
 Allein ihr wißt, wie man Kindern Arzneien gibt,  
 Und laßt eure Blätter, eins nach dem andern,  
 Als Pfefferdüten, als Zuckerpapier  
 Ganz heimlich in seine Taschen wandern.<sup>476</sup>

Von einem poetisch-literaturkritischen Gesichtspunkt aus betrachtet, bewertete Blumauer die Broschüren freilich meist als „*Makulatur*“,<sup>477</sup> die kaum ernst zu nehmen seien. Er zeichnete sie als ephemere Hervorbringungen einer populären Öffentlichkeit, als deren Produkt sich sein eigenes Gedicht in ästhetischer Hinsicht allerdings *volens volens* selbst erweist.

Als bedeutenden Faktor sozialer Legitimation der klassischen französischen Kunstliteratur betont Viala demgegenüber die große habitusprägende Wirkung der Übernahme national- bzw. volkssprachlicher Literatur in den schulischen Kanon, wobei er in erster Linie an die Lehrpläne von höheren und weiterbildenden Schulen denkt: Die Bestimmung einer intellektuellen Aktivität zu einem Unterrichtsgegenstand sei deren wirksamste soziale Legitimation, denn ihre Verbreitung und ihre Reproduktion werden somit in den Augen aller nicht nur möglich, sondern notwendig und obligatorisch. Als vorbildhaftes Muster sowie als Mittel schulisch vermittelter Habitusformung trage sie direkt zur Erziehung ihres späteren Publikums bei.<sup>478</sup> Auf diese Weise sei in Frankreich Poesie, die ja häufig auswendig gelernt werden musste und sich so in das Gedächtnis der Schüler nachgerade einbrannte, zu einer lohnenden, ja nachahmenswerten

476 Aloys Blumauer: Lob- und Ehrengedicht auf die sämtlichen schreibeselligen Wiener Autoren. In: Aloys Blumauer's gesammelte Schriften. Neueste Gesamtausgabe in 3 Theilen [...]. Stuttgart: Rieger 1871, Tl. 3, S. 77–83, hier S. 82.

477 Ebd., S. 7.

478 Vgl. Viala: Naissance de l'écrivain, S. 137. „L'inscription en discipline d'enseignement est la plus efficace légitimation sociale d'une activité intellectuelle. Sa diffusion et sa reproduction sont alors déclarées aux yeux de chacun non seulement possibles, mais nécessaires et obligatoires. Érigée en modèle et moyen de formation des habitus élaborés à l'École, elle participe directement à l'éducation de son futur publique.“

Beschäftigung geworden. Obwohl schon im 17. Jahrhundert volkssprachliche Texte zeitgenössischer Autoren in der französischen Monarchie poetisch-formalen Vorbildcharakter besaßen, besonders aber als Bezugspunkt sprachlicher Normierungen dienten, wurde dort die im Schulwesen nach wie vor geltende Exklusivität des Lateins<sup>479</sup> erst zu Beginn des 18. Jahrhunderts tatsächlich überwunden: Die Oratorianer begnügten sich nun nicht mehr damit, die französische Rhetorik zu legitimieren und die Vorbilder der lateinischen Beredsamkeit dem gegenwärtigen Geschmack anzupassen; sie verwendeten ‚moderne‘, also zeitgenössische französische Autoren als maßgebliche Referenzen des Sprach- und Literaturunterrichts. Deren Konsekration erfolgte anhand der Einführung von Übungen an Texten französischer Schriftsteller, die man gleichberechtigt neben die Lektüren antiker Autoren stellte.<sup>480</sup>

Vergleichbare Tendenzen finden sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wie überall im deutschen Sprachraum auch in den Kernländern der Habsburgermonarchie. Im Unterschied aber zu den neuhumanistisch ausgerichteten sächsischen und preußischen Lehranstalten bleibt der Unterricht in deutscher Literatur an den österreichischen Stiftsgymnasien und Klosterschulen lange zweitrangig: Bis 1848 konzentriert sich der hier nur sechsjährige Kursus nämlich hauptsächlich „auf die praktische Aneignung des Lateins in Schrift und Rede“,<sup>481</sup> was von den Aufklärern heftig kritisiert wurde. So nimmt sich etwa Pezzls ‚Nachruf‘ auf den überkommenen humanistischen Gymnasialunterricht der Jesuiten, der deutlich von der zeitgenössischen antijesuitischen Polemik geprägt war, ziemlich abschätzig aus; Ziel des Spotts ist dabei gerade die vorherrschende Rolle des Lateins bei gleichzeitiger Vernachlässigung unmittelbar verwertbarer ‚realer‘ Bildung, zu der neben den naturwissenschaftlichen Disziplinen in erster Linie Kenntnisse lebender Fremdsprachen sowie schriftliche Ausdrucksfähigkeit im Deutschen zählen: „Bei allen neun Musen! Es ist eine ihrer größten und unverzeihlichsten Sünden, daß sie den jungen Leuten acht bis neun Jahre stahlen, weil sie nichts lehrten als das arme Latein, mit dem sie die ersten sechs Jahre ganz ausfüllten, welche sie doch die *Humaniora* nannten, die man aber viel treffender die *Barbariora* hätte nennen sollen.“<sup>482</sup> Deutlich schlägt sich in dieser Kritik die aufklärerische Orientierung an der utilitaristischen Kategorie lebensweltlicher ‚Nützlichkeit‘ von schulisch zu erwerbenden Kenntnissen nieder.

479 Ebd., S. 138, spricht Viala von der bis dahin geltenden „exclusivité du latin“.

480 Vgl. ebd., S. 140. „Les oratoriens ne se contentaient plus de légitimer la ‚rétorique française‘ [...] et d’adapter les modèles de l’éloquence latine au goût présent: ils donnaient des auteurs modernes comme références essentielles. La consécration fut l’introduction d’exercices sur des textes d’écrivains français à côté des lectures d’auteurs anciens.“

481 Jäger: Zur literarischen Gymnasialbildung in Österreich von der Aufklärung bis zum Vormärz, S. 88.

482 Pezzl: Skizze von Wien, S. 272.

Neben dem Festhalten am Lateinischen sogar als Unterrichtssprache hat der klösterliche, bis 1773 meist jesuitische Gymnasialunterricht – den, wie Blumauer, Haschka und Alxinger, fast alle bekannteren literarischen Autoren des Josephinismus in ihrer Jugend genossen hatten – noch eine weitere Implikation, die sich besonders auf Seiten der Produktion von Texten auswirkt. Hier bestätigt sich Bourdieus Beobachtung, der Schaffende stehe „zu seiner erworbenen wie zu seiner übernommenen Bildung in einem Verhältnis, das sich als das von ‚tragen‘ und ‚getragen werden‘ bezeichnen läßt, weil er sich nämlich nicht bewußt ist, daß die Bildung, die er besitzt, ihn besitzt“.<sup>483</sup> Als Charakteristikum des österreichischen Gymnasialunterrichts bestimmt Georg Jäger: „Für das Verhältnis des Gymnasiums zur Literatur ist der Rhetorikunterricht, der in den Humanitätsklassen viel Zeit beansprucht, von besonderer Bedeutung. In ihm konzentriert sich alle literarische Bildung, und deutsche Autoren kommen ausschließlich hier zu Wort. Unter dem Oberbegriff Rhetorik (oratoria, eloquentia) werden die allgemeine Stilistik und die Lehre von den prosaischen (Rhetorik im engeren Sinne) und poetischen Formen (Poetik) gemeinsam abgehandelt.“<sup>484</sup> Ziel der intensiven schulischen Lektüre war in erster Linie „die Hinführung zur eigenen Praxis, also zur ‚imitatio‘ der klassischen Autoren, primär natürlich des Cicero“.<sup>485</sup> Die vorgeblich ahistorische Beschaffenheit des relativ starren rhetorischen Regelwerks und des damit zusammenhängenden Gattungssystems, die sich im unveränderten Fortbestehen ‚klassischer‘, d. h. antiker Kategorien und Prinzipien bis in das „Spätstadium des Rhetorikunterrichts des Jesuitengymnasiums“<sup>486</sup> spiegelte, zielte dabei freilich vor allem auf die homiletisch – also im Gottesdienst – verwertbare sakrale ‚Redekunst‘ und erst in zweiter Linie auf eine weltlich-profane ‚Dichtkunst‘.<sup>487</sup>

Beim Exjesuiten Blumauer äußert sich die eigene habituelle Prägung<sup>488</sup> durch

483 Bourdieu: Künstlerische Konzeption und intellektuelles Kräftefeld, S. 120.

484 Jäger: Zur literarischen Gymnasialbildung in Österreich von der Aufklärung bis zum Vormärz, S. 97.

485 Fritz Keller: Rhetorik in der Ordenschule. ‚Palatium rhetoricae‘ von Michael Denis: Ein didaktisches Epos – seine literarische Tradition, künstlerische Gestaltung und sein Verhältnis zum zeitgenössischen Rhetorikunterricht bei den Jesuiten. In: Die österreichische Literatur. Eine Dokumentation ihrer literarhistorischen Entwicklung. Ihr Profil an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, S. 55–83, hier S. 56.

486 Ebd., S. 79.

487 Vgl. ebd., S. 58.

488 Bourdieu: Künstlerische Konzeption und intellektuelles Kräftefeld, S. 120 f., betont im Kontext des „kulturell Unbewußten einer Epoche, jenes *sensus communis*, der allererst die besonderen Meinungen, Gesinnungen, Urteile ermöglicht, in denen er sich äußert“, das besondere „Gewicht der Beziehung des Intellektuellen zur Schule und damit zugleich zu seiner Vergangenheit als Lernender in diesem System der höchst unbewußten Parteinahmen zukommt. Menschen, die von einer bestimmten Schule geprägt wurden, verfügen über einen gewissen

die klösterliche Schulrhetorik,<sup>489</sup> das Favorisieren des Sprechens gegenüber dem Schreiben, in negativer, nicht expliziter Weise, nämlich als Hinweis auf die besondere Gefährlichkeit der Prediger als Exponenten einer überkommenen repräsentativen Öffentlichkeit<sup>490</sup> für den aufgeklärten Staat: „Der Redner hat nicht nur alle Vortheile des Schriftstellers, sondern er hat noch weit mehr, um auf sein Volk zu wirken. Die Art, mit welcher beyde ihre Gedanken und Empfindungen mittheilen, ist unendlich verschieden.“<sup>491</sup> Auf diese Oppositionsbildung folgt eine suggestive Gegenüberstellung der rednerischen *actio* und des beschränkten Wirkungspotentials schriftlicher Texte, die selbst streng in der rhetorischen Figur der Opposition gehalten ist und die zugleich gelesen werden kann als impliziter Beleg für die Dominanz stiller und intimer, aber eher extensiver Lektüreformen<sup>492</sup> in der großstädtischen Wiener Gesellschaft:

Das Mittel zur Wirkung ist bey dem Schriftsteller nur der todte Buchstabe, bey dem Prediger das lebendige Wort: der Prediger ist gegenwärtig [sic], um jedes seiner Worte durch Ausdruck und Geberde zu unterstützen, und wirkt also auf zween Sinne zugleich, der Schriftsteller ist abwesend, bleibt ungesehen, und kann nur auf einen Sinn wirken. Der Redner wirkt auf Tausende zugleich, und hat da den wichtigen Vortheil, daß der gerührte Zuhörer den ungerührten bewegt, und das Beispiel des größeren Theiles den kleineren mitansteckt. Den Schriftsteller liest jeder allein, und der Leser sieht keine Mitgerührten um sich, die seine Empfindung unterstützen oder heben könnten. Der Redner kann fortreißen, wo er will, und zurückhalten, wo es ihm bleibt [sic], den Lauf des Schriftstellers kann jede Kleinigkeit hemmen, und seine Ruhepunkte werden mit einem Blick übersprungen. Das Publikum des Redners ist gleichartiger, es ist ihm

---

gemeinsamen Geist; nach demselben Muster geformt, sind sie prädisponiert, bei ihresgleichen spontane Komplizität zu erwecken.“

489 Der noch stark an die Argumentationsmuster der klassischen Rhetorik gemahnende (mündliche) Stil gilt in der Forschung insgesamt als Charakteristikum der josephinischen Literatur, vgl. etwa Bodi: Tauwetter in Wien, S. 181 et pass.; Bauer: Die österreichische Literatur des Josephinischen Zeitalters, S. 31; Bauer: Fiktion und Polemik, S. 14 u. passim.

490 Von zentraler Bedeutung für die Unterscheidung von repräsentativen und diskursiven Öffentlichkeitstypen erweist sich schon in der zeitgenössischen Diskussion, so Chartier: Die kulturellen Ursprünge der Französischen Revolution, S. 45, der „Gegensatz zwischen dem gesprochenen Wort, das lediglich die in der Nähe befindlichen Hörer erreicht und deren Emotionen weckt, und der gedruckten Schrift, deren Verbreitung die Voraussetzung für eine unbegrenzte und leidenschaftslose Kommunikation schafft“. Insofern ist Blumauers Gegenüberstellung von Prediger und Schriftsteller auch als eine Art Plädoyer für eine in Wien nicht existierende gelehrte Öffentlichkeit zu verstehen, die dem rhetorischen Appell an Emotion und Affekt eine rationale Argumentation entgegensetzt.

491 Blumauer: Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Litteratur, S. 18.

492 Vgl. die drei konstitutiven Gegensatzpaare (laut/leise, intensiv/extensiv und intim/kollektiv) einer Geschichte der Lektürepraktiken bei Roger Chartier: *L'ordre des livres*, S. 27 f.

mehr bekannt, um auf selbes zu wirken. Das Publikum des Schriftstellers ist die Welt, unendlich mannigfaltig an Denkart und Empfindungsvermögen, er kennt seine Leser nur nach dem allgemeinen Begriffe der Menschen, und hat nur entfernte, unbestimmte Mittel, um auf sie wirken zu können.<sup>493</sup>

Indem der geschriebene bzw. gelesene Buchstabe des Schriftstellers in paulinischer Tradition als ‚tot‘, das gesprochene Wort des Predigers jedoch als ‚lebendig‘ bezeichnet wird,<sup>494</sup> etablierte Blumauer eine klare Hierarchie des Wirkungspotenzials von mündlichen und schriftlichen Textsorten und den dazugehörigen Diskursen, die er zudem durch den Verweis auf die sinnliche Gegenwart und Publikumswirkung der mimisch und gestisch begleiteten *actio* des Predigers untermauerte. Die Einschätzung einer größeren Effektivität des mündlichen vor dem schriftlichen Diskurs stützte sich dabei – neben dem Verweis auf die rhetorischen Möglichkeiten des Vortrags – auch auf die kumulative Affektdynamik innerhalb des als großstädtische Masse imaginierten Predigerpublikums, wobei Blumauer eine ganze Theorie affektiver Rührung und Ansteckung der wirkungsästhetisch homogenisierten Messbesucher entwarf, ohne an dieser Stelle auf die gerade für die Aufklärung unleugbaren Vorteile schriftlicher Kommunikation überhaupt einzugehen. Seine kirchenkritische Argumentation kongruiert mit den zeitgleichen Bestrebungen der Zeitschrift *Wöchentliche Wahrheiten für und über die Prediger in Wien*, die Leopold Aloys Hoffmann 1782–1784 bei Schönfeld im Namen des von ihm begründeten Instituts der Predigkritiker herausgab.<sup>495</sup>

Wie dem auch sei – im österreichischen Gymnasialunterricht der damaligen Zeit verzögerte der nach den ahistorischen „Prinzipien der *Übertragung* und der *Parallelität*“ erfolgte Zusammenschluss des „deutschen mit dem lateinischen Unterricht“<sup>496</sup> jedenfalls durch die Vermittlung von Kategorien, die dem Deutschen unangemessen sind, die Steigerung des Prestiges der ‚modernen‘ deutschsprachigen Literatursprache in einer bildungstragenden Schicht. So blieb trotz rückläufiger Tendenz gegen Ende des Jahrhunderts das Lateinische „im Rahmen der Prosa, besonders der Fachwissenschaften und des Unterrichts“<sup>497</sup> überraschend dominant. Die deutschsprachige Lektüre konnte demgegenüber nur am Rande der schulischen Praxis geschmacksformende Funktion<sup>498</sup> im Sinne sozialer

493 Blumauer: Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Litteratur, S. 18 f.

494 Vgl. den 2. Korintherbrief 3,6: „[D]er Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig.“ Mehr dazu in Gerhard Ebeling: [Art.] Geist und Buchstabe. Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Bd. 2. Tübingen: J.C.B. Mohr/Paul Siebeck 1958, S. 1290–1296.

495 Vgl. Bodi: Tauwetter in Wien, S. 128–138.

496 Jäger: Zur literarischen Gymnasialbildung in Österreich von der Aufklärung bis zum Vormärz, S. 100.

497 Keller: Rhetorik in der Ordenschule, S. 82.

498 Zur französischen Entwicklung vgl. Vial: Naissance de l'écrivain, S. 141: „Les lectures littéraires“

bzw. ästhetischer Habitualisierung erlangen. Das Ausbleiben eines legitimierenden Unterrichts deutschsprachiger Literatur und, damit in Zusammenhang, das beinahe völlige Fehlen eines ‚mondänen‘ Publikums bis weit in die 1760er Jahre spiegelt sich noch im Brief der Gräfin Leopoldine Kaunitz an ihre Schwester, die Fürstin Eleonore Liechtenstein, vom 3. Jänner 1769; darin kritisiert sie die traditionelle geschlechtertrennende Erziehungspraxis des Adels in Wien:

Die Erziehung, die wir unsern Töchtern geben, ist gut, die unserer Söhne schlecht. Man lehrt sie größtenteils unnütze Dinge; was am notwendigsten ist und das Glück des Lebens bildet, nämlich sich selbst beschäftigen zu können, daran denkt man nicht. Du findest bei uns Frauen, welche die Lektüre lieben und trachten, sich zu unterrichten, aber es gibt nur wenige Männer bei uns, welche sich darum kümmern; die meisten spötteln, wenn man ein gutes Buch liest oder von interessanten Geschichten spricht, ohne zu wissen, warum. Das kommt daher, weil sie in ihrer Jugend nur lateinische Bücher in die Hand bekommen und ihre Zeit mit einem abstoßenden langweiligen Studium ausgefüllt haben.<sup>499</sup>

Allerdings zeugt die nun entstandene Möglichkeit einer solchen Kritik auch von einer allmählichen Veränderung adeliger Vorstellungen, die unter dem Einfluss der französischen Aufklärung, insbesondere Rousseaus, ihr Bildungsideal und auch die entsprechende Erziehungspraxis von Angehörigen beiderlei Geschlechts sukzessive dem bürgerlichen europäischen Standard anpassten, wie Ivo Cerman gezeigt hat.<sup>500</sup>

Selbst das Wiener Theresianum, die „damals vornehmste Schule der Monarchie“, die dazu gegründet und bestimmt worden war, „den Nachwuchs für die hohen politischen, militärischen und Verwaltungspositionen des Reiches heranzubilden“,<sup>501</sup> sah sich mit einem Reformdruck konfrontiert, wovon ab den

---

res forment le goût: tous les premiers pédagogues de la littérature française, vulgarisateurs aussi bien qu'enseignants, reprennent cette assertion. Qui va moins de soi qu'il ne semble: en effet, elle implique que l'on s'intéresse surtout à la littérature d'art, aux œuvres qui sollicitent l'émotion et le plaisir, qui se définissent par leur visée esthétique, plus qu'aux Lettres savantes. Et, pour ces auteurs, le bon goût est le goût du bon: la valeur esthétique est aussi une valeur morale.“

499 Zit. in Max von Boehn: Deutschland im 18. Jahrhundert. Die Aufklärung. Berlin: Askanischer Verlag 1922, S. 185 f.; vgl. Engelsing: Die Perioden der Lesergeschichte in der Neuzeit, Sp. 979.

500 Vgl. Ivo Cerman: Habsburgischer Adel und Aufklärung. Bildungsverhalten des Wiener Hofadels im 18. Jahrhundert. Stuttgart: Steiner 2010 (=Contubernium. Tübinger Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, Bd. LXXVII).

501 Martens: Drei Sammlungen von Schülerdichtungen aus dem Wiener Theresianum, S. 4. Genaueres dazu jetzt bei Thomas Assinger: Kollektive literarische Praxis in Wien um 1770. Michael Denis und die *Jugendfrüchte des k. k. Theresianums*. In: Kollektive(s) Schreiben. Hg. v. Daniel Ehrmann u. Thomas Traupmann. München: Fink 2020 (=Zur Genealogie des Schreibens, Bd. 28), S. 171–194, hier S. 175–178.

1760er Jahren der erstaunliche ‚moderne‘ und lebendige Unterricht des selbst schriftstellerisch und übersetzend tätigen Jesuiten Michael Denis zeugt.<sup>502</sup> Wie Thomas Assinger jüngst unterstrichen hat, bezog Denis

eine betont reformerische Position gegenüber der pädagogischen Tradition jesuitischer Latinität und der literarischen Tradition der *Latinitas Austriaca*. Damit reagiert er auf die im süddeutsch-österreichischen Raum zunehmend lauter werdende antijesuitische Sprachkritik und entspricht zugleich der politisch dringlichen Forderung nach der Durchsetzung des Deutschen als Sprache der Staatsadministration. Denis verfolgt mit seiner Unterrichtspraxis in der maria-theresianischen Ära an einer Institution des lateinischen Bildungswesens das Projekt eines literarischen Propädeutikums, mit dem er an der Ausbildung einer deutschsprachigen literarischen Kultur in Österreich mitarbeitet und das er öffentlichkeitswirksam ausrichtet.<sup>503</sup>

Die Erziehung des Hochadels, ohne Berührung mit den anderen Bildungsinstitutionen und ohne Zutrittsmöglichkeiten für Angehörige des niederen Adels oder gar bürgerlicher Schichten, konnte zu dieser Zeit offenbar weitaus schneller und effektiver reformiert werden als der Unterricht an allgemein zugänglichen Stiftsgymnasien und Klosterschulen.

Anhand der Analyse dreier bei Kurzbeck verlegter Sammlungen von Schülergedichten, den in ihrer Art einzigartigen und qualitativ durchaus erstaunlichen *Jugendfrüchten des k. k. Theresianums* (1772 und 1774), gelangte Wolfgang Martens schon 1979 zu einem Befund, den er für „schulgeschichtlich und literaturgeschichtlich gleichermaßen bedeutsam“ erklärte:

Denn er dokumentiert die entschiedene Zuwendung der vornehmsten Erziehungsanstalt Österreichs zur modernen Aufklärungsliteratur, und das heißt: zur deutschsprachigen Hochstilliteratur der nord- und mitteldeutschen protestantischen Landschaften, von der Österreich seit der Gegenreformation getrennt war. Zugleich bedeutet das die Abkehr vom Neulateinischen, welches, gerade unter jesuitischer Regie, bislang in Österreich nicht nur Kirchensprache, sondern auch Literatur- und Wissenschaftssprache gewesen war. Und es bedeutet ebenso eine Abwendung von der Dominanz des Französischen als der Sprache und Literatur der adligen Gesellschaftskreise.<sup>504</sup>

502 Eine Gesamtwürdigung unternimmt jetzt Werner Michler: Michael Denis und die ‚katholische Aufklärung‘. In: ‚Katholische Aufklärung‘? Möglichkeiten, Grenzen und Kritik eines Konzepts der Aufklärungsforschung, S. 145–171; zum gegenwärtigen Zusammenhang des Unterrichts im Theresianum vgl. bes. S. 152, 158 u. 166.

503 Assinger: Kollektive literarische Praxis in Wien um 1770, S. 181 f.

504 Martens: Drei Sammlungen von Schülerdichtungen aus dem Wiener Theresianum, S. 8.

Bestätigt wird Martens' Untersuchung der *Jugendfrüchte des k. k. Theresianums* jetzt von Wynfrid Kriegleder:

Die Texte sind ästhetisch auf der Höhe der Zeit; es gibt keinerlei Anklänge an die alte barocke Literatur. Dass die zeitgenössische Rokokoliteratur weitgehend ausgeblendet ist, mag dem schulischen Ambiente geschuldet sein, geht aber Hand in Hand mit dem Geschmackswandel im übrigen deutschen Sprachraum, hin zur feierlichen Hochstildichtung nach dem Muster Klopstocks. Und dass in den *Jugendfrüchten* Gottsched bereits als veraltet gilt, erweist gleichfalls die Modernität der Schülerarbeiten.<sup>505</sup>

Assinger hat diesen Befund mittlerweile weiter profiliert, indem er der von Denis betriebenen „konzeptuellen wie habituellen Herauslösung“ der thesesianischen Schulanthologie „aus regional nach wie vor dominanten (antiken) Traditionsbezügen“ die Leistung zuschreibt, „eine relativ eigenständige Positionierung der *Jugendfrüchte* als österreichische Literatur in deutscher Sprache“ bewirkt zu haben.<sup>506</sup> Mehr noch: „Mit den neuen Gattungsoptionen deutschsprachiger Literatur wird eine ganze Generation potenzieller Dichter versorgt.“<sup>507</sup>

Allerdings verhinderte die für Wien charakteristische, gewaltige und ständig zunehmende „Kluft zwischen den vornehmen Kreisen und den Gelehrten und Literaten“<sup>508</sup> – die in einer strengen Trennung der Bildungsinstitutionen gründete und zugleich ihren Ausdruck fand – eine breitenwirksame ‚Vulgariisierung‘<sup>509</sup> deutschsprachiger literarischer Bildung. Diese wurde am Theresianum nur einer kleinen Minderheit aus dem Hochadel vermittelt und führte bei dieser kaum zu anhaltender literarischer Betätigung nach dem Abschluss der Schullaufbahn. Demgegenüber verbreitete sich der literarische Geschmack in Paris relativ allgemein auch auf nichtadelige Schichten schon im 17. Jahrhundert über Randzonen des schulischen Bereichs, etwa im Privatunterricht, sowie nicht zuletzt über die Salons, die ihrerseits den Kontakt zwischen Bildungselite (Gelehrte und Literaten) und sozialer Elite geradezu institutionalisierten. Verglichen damit erfolgt die konkrete Dissemination der thesesianischen *Jugendfrüchte* und ihrer poetischen Errungenschaften eher indirekt – sieht man einmal von den Sonderfällen Gottfried van Swietens und insbesondere Joseph Friedrich von Retzers ab, der als Meisterschüler von Denis galt und rege publizierte.<sup>510</sup>

505 Wynfrid Kriegleder: Die deutschsprachige Literatur in Wien um 1740. In: Im Dienste einer Staatsidee. Künste und Künstler am Wiener Hof um 1740. Hg. v. Elisabeth Fritz-Hilscher. Wien/Köln/Weimar 2013, S. 47–64, hier S. 58.

506 Assinger: Kollektive literarische Praxis in Wien um 1770, S. 189.

507 Ebd.

508 Bauer: Die Welt als Reich Gottes, S. 68.

509 Viala: Naissance de l'écrivain, S. 137, spricht von „vulgarisation“.

510 Vgl. Assinger: Kollektive literarische Praxis in Wien um 1770, S. 194, bes. Anm. 74.

Dennoch weist das kollektive Publikationsformat der *Jugendfrüchte* voraus „auf das wichtigste regionale Publikationsmedium weltlicher Gedichte ab dem Ende der 1770er Jahre – den *Wienerischen Musenalmanach*“.<sup>511</sup> Entscheidend ist in diesem Zusammenhang, dass in Wien „die Aneignung, Etablierung und Vervielfältigung literarischer Gattungsoptionen um 1770 Form“ gewann und die neuen Möglichkeiten literarischen Schreibens wenige Jahre später „von einer jungen Schriftstellergeneration umfassend genutzt und weiterentwickelt“ wurden.<sup>512</sup>

### 3.3 Salon versus Café: Der paradigmatische Ort populärer Öffentlichkeit

Schon zu Beginn des *âge classique* etablierte sich in Paris der Salon als Ort der Begegnung zwischen den Literaten und dem maßgeblichen Teil ihres Publikums, wie Viala gezeigt hat:

Einerseits kamen die Schriftsteller dort in Kontakt mit einer sozialen Elite ihres Lesepublikums und konnten Tendenzen des dominanten mondänen Geschmacks beobachten. Andererseits aber suchte die soziale Elite dort nach Mitteln der Distinktion: Die Konversation mit den Autoren ermöglichte ihr einen direkten Zugang zu den Neuigkeiten der literarischen Produktion, und befördert von den Effekten des Snobismus konnten diese mondänen Leser jene ästhetischen Tendenzen, die ihren Bedürfnissen am besten entsprechen, zu Modeströmungen erheben. Die Kodifizierung und Entwicklung des Geschmacks fanden in den Salons einen idealen Ort. Sie haben sich dort entfaltet, und zwar nicht über förmliche Diskussionen, sondern über „kapillare“ Effekte.<sup>513</sup>

Es geht dabei um eine kulturelle Entfaltung mehr im Sinne der Praxeologie als in dem einer Indoktrination: Dominiert vom Adel und dessen Umgangsformen, generierten die Salons als kulturelles Leitbild bald auch des Bürgertums eine neue literaturtragende Adressatengruppe, wobei insbesondere Frauen eine wichtige Rolle spielten: „Denn ein Salon formierte sich stets um eine weibliche Person, und die Damen der ‚guten Gesellschaft‘, die damals noch kaum gebildet waren, haben hier eine kulturelle Betätigung gefunden, welche das Verfü-

511 Ebd.

512 Ebd.

513 Viala: *Naissance de l'écrivain*, S. 132 f. „D'une part, les écrivains s'y trouvent en contact avec une élite sociale de leurs lecteurs et peuvent observer les tendances du goût mondain dominant. Mais, d'autre part, l'élite sociale cherche là des moyens de distinction: converser avec les auteurs lui permet d'être en prise directe sur l'actualité de la production littéraire; et, les effets du snobisme aidant, ces mondains amplifient en courants de la mode les tendances esthétiques qui répondent le mieux à leurs attentes. La codification et l'évolution du goût trouvent dans les salons un terrain de prédilection. Elles s'y réalisent, non par des discussions en forme, mais par des effets de ‚capillarité‘.“

gen über gute Manieren erforderte (die sie in ihrer Erziehung erworben hatten), aber kein forciertes Wissen (das ihre Erziehung ihnen verwehrt hatte).<sup>514</sup> Die prestigeträchtige *activité culturelle* der Salons in der galanten Konversation höfischen Stils beförderte ihrerseits eine Ausdifferenzierung des kulturellen Feldes und die Suprematie von Gelehrten neuen Stils. „Mondän und nicht mit Wissen vollgestopft, schätzten die Besucher der Salons nämlich keine Schulmeisterei. Besorgt um Disktinktion und Raffinesse, neigten sie eher zu sprachlichem und ästhetischem Purismus.“<sup>515</sup>

In Mittel- und Norddeutschland, besonders in Berlin, trafen seit Mitte des 18. Jahrhunderts verschiedene private Vereinigungen und Freundschaftsbünde als *informal groups* regelmäßig zusammen und widmeten sich gemeinsam einer aufklärerischen Kulturpraxis.<sup>516</sup> Während der Adel keine deutschsprachige, sondern französische Kultur pflegte, konnten sich diese Zirkel mangels einer großstädtischen mondänen Gesellschaft freilich nicht zu förmlichen Salons entwickeln, zumal sie „neben und ohne Verbindung mit der durch Friedrich II. und seiner Akademie geförderten, ‚offiziellen‘ Aufklärung“<sup>517</sup> entstanden. Demgegenüber begegnen in Wien vergleichbare Zirkel praktisch erst im josephinischen Jahrzehnt. Die Eigenheiten und Ungleichzeitigkeiten der Wiener Entwicklung werden gerade auch an diesen privaten Gesellschaften evident, wobei die bisherige Forschungslage kein abgerundetes Bild erlaubt. Jedenfalls scheint Vorsicht geboten: Ganz offensichtlich in Ermangelung brauchbarer Zeugnisse zu den Wiener Salons des 18. Jahrhunderts zitiert etwa Leslie Bodi im Kapitel „Literarisches Leben und Institutionen der Öffentlichkeit“ seines Buchs *Tauwetter in Wien* die Grazer Historikerin Grete Klingenstein,<sup>518</sup> die in völlig anderem Zu-

514 Ebd., S. 135. „[C]ar un salon se structure toujours autour d’une personnalité féminine et que, encore peu instruites, les dames de la bonne société trouvaient là une activité culturelle qui exigeait l’art des manières (que leur éducation leur apprenait) mais non un savoir poussé (que leur instruction [sic] leur refusait).“

515 Ebd., wo die Rede ist von einer „division du champ culturel“ sowie einer „suprématie des nouveaux doctes. Mondains et peu savants, les familiers des salons n’apprécient pas les érudits. Soucieux de distinction et de raffinement, ils inclinent au purisme linguistique et esthétique.“

516 Vgl. zu einer ersten Information die leider recht knappe Zusammenfassung (mit weiterführenden Literaturhinweisen) bei Wild: Stadtkultur, Bildungswesen und Aufklärungsgesellschaften, S. 121 f.

517 Ebd.

518 Vgl. Bodi: *Tauwetter in Wien*, S. 76. Bodis Verlegenheit erweist sich auch darin, dass er ebd., S. 448, Anm. 59, als weitere (!) Literatur zu den „Wiener Salons der Zeit“ allein Hilde Spiels belletristische Biographie *Fanny von Arnstein oder die Emanzipation* (Frankfurt a. M. 1962) sowie Gertrude Prohaskas reichlich naive und zudem extrem fehlerhafte Wiener Dissertation *Der literarische Salon der Karoline Pichler* (1946) angibt, eine Arbeit, die – obwohl auch inhaltlich kaum mehr als eine Paraphrase der *Denkwürdigkeiten aus meinem Leben* der Karoline Pichler – durch unzählbare Peinlichkeiten besticht.

sammenhang – es geht um eine Gruppe „von jansenistisch-reformkatholischen Männern in Wien“, die sich zu „allsonntäglichen Abendrunden im Dorotheerkloster einfand“ – von einem „typische[n] Salon des 18. Jahrhunderts“<sup>519</sup> spricht. Setzt man das eine mit dem anderen einfach gleich, dann gelangt man kaum zu historisch validen Ergebnissen, denn eine jansenistische Abendgesellschaft im Kloster hat wenig zu tun mit den galanten Kavalieren des mondänen Pariser Salons, der sich als Ausdruck rein weltlichen *divertissements* um eine zumeist adelige Frau gruppiert hat.<sup>520</sup>

In seiner Funktion und inneren Struktur mit den literarisch produktiven Pariser Salons des 17. und frühen 18. Jahrhunderts<sup>521</sup> annähernd vergleichbar scheint dagegen der kulturgeschichtlich interessante Salon der Charlotte Greiner,<sup>522</sup> der in den 1780er Jahren zu einem „gesellschaftlichen Zentrum Wiens“ avancierte: „Die bedeutendsten, geistigen Spitzen der Stadt, Fremde von Rang und Namen drängten sich bei der berühmten Hausfrau vorzusprechen, die mit Lavater und Klopstock im Briefwechsel stand.“<sup>523</sup> Die größte Stadt des deutschen Sprachraums, die als Residenzstadt des Alten Reiches und als Zentrum des beachtlichen habsburgischen Territorialstaats mehr als alle anderen deutschsprachigen Städte internationales Publikum anzog, bot eine Vielzahl an Themen für die ‚gesellige‘ Konversation des Salons. Das bestätigte schon der zeitgenössische Beobachter Pezzl im einschlägigen Abschnitt „Konversation“ seiner *Skizze*

519 Klingenstein: Staatsverwaltung und kirchliche Autorität im 18. Jahrhundert, S. 127, diskutiert dabei die Rolle van Swietens und seines Kreises, der sogenannten ‚Großen Vier‘, im Rahmen des jansenistischen Reformkatholizismus (wobei sie den Begriff des in die Öffentlichkeit wirkenden ‚Salons‘ dem öffentlichkeitsfeindlichen Standesattribut der ‚Großen‘ entgegensetzt) und keinesfalls einen künstlerisch-literarischen Kontext.

520 An dieser Stelle sei auf Alxingers Brief an Nicolai vom 20. Juli 1788 verwiesen, in dem der Dichter den Prälaten von St. Dorothea Ignaz Müller, seinerseits Mitglied dieses angeblich einen Salon darstellenden Kreises um van Swieten, als „jansenistische[n] Sauertopf“ bezeichnet, „der nebst anderen Thorheiten auch die begieng, seinen geistlichen Pflegekindern das Theater wenn nicht zu verbieten doch nachdrücklichst zu widerrathen“; zit. bei Haider-Pregler: Des sittlichen Bürgers Abendschule, S. 472, Anm. 144.

521 Viala: *Naissance de l'écrivain*, S. 134, verweist auf die beschränkte literarische Praxis des klassischen Salons: „à la différence de se qui se produira plus tard, au XIX<sup>e</sup> siècle surtout, les salons de l'âge classique ne font qu'une place limitée à la littérature parmi leurs activités. Nombre d'entre eux, voués à l'urbanité, aux jeux (d'esprit, mais aussi d'argent) et à la célébration des rituels de la mondanité, traitent les Lettres comme des accessoires. Dans le champ littéraire naissant, ces réunions représentent une zone frontière.“

522 Vgl. speziell dazu den zwar anekdotischen, aber vergleichsweise informativen Aufsatz von Roswitha Strommer: Wiener literarische Salons zur Zeit Joseph Haydns. In: Joseph Haydn und die Literatur seiner Zeit. Hg. v. Herbert Zeman. Eisenstadt: Institut für Österreichische Kulturgeschichte 1976 (=Jahrbuch für österreichische Kulturgeschichte, Bd. VI), S. 97–121.

523 Prohaska: Der literarische Salon der Karoline Pichler. Masch. Diss. Wien 1946, S. 20; die auch an anderen Stellen eigentümliche Zeichensetzung wird originalgetreu wiedergegeben.

von Wien: Gerade der distinktive „Abstand zwischen der Konversation in kleinen Landstädten und der Konversation in einer Hauptstadt“,<sup>524</sup> welcher sowohl Voraussetzung für die Etablierung der urbanen Institution des Salons wie auch ihre Begleiterscheinung ist, findet schon in der damaligen Diskussion Beachtung, wie Pezzl in seiner Polemik zugunsten der Residenzstadt Wien belegt:

Die Konversation in den guten Gesellschaften derselben ist auf den höchsten Grad von Feinheit gebracht. Man muß ein delikates Geistesorgan besitzen und jahrelang den Umgang derselben genossen haben, wenn man es wagen will, mit Beifall dabei aufzutreten. Sie ist ein seltsames Gemisch von gründlichen und seichten Ideen, die aber stets in geschmackvoller Einkleidung erscheinen, mit witzigen Einfällen und Scherzen verziert werden. Man streitet nicht: man bittet um Belehrung. Man behauptet nicht: man vermutet nur.<sup>525</sup>

Mit bloßer Anhäufung von Wissen und pedantischer Gelehrsamkeit ist in der um Distinktion und Raffinesse bemühten feinen Gesellschaft Wiens kein kulturelles Kapital zu erwerben.<sup>526</sup> Hier zählen stattdessen galanter Ton und verfeinerte Manieren, die – da allein über gesellschaftliche Praxis erlernbar – in den kleinstädtischen mittel- und norddeutschen Zentren der aufgeklärten Wissenschaften kaum anzutreffen sind. So hat der aus der bayerischen Provinz stammende Pezzl

mit eigenen Augen gesehen, daß mancher Fremde, sehr gründlicher und sehr berühmter [sic] Gelehrter in einer Konversation zu Wien schon eine sehr traurige Figur spielte. Er kam mit seinen tief hervorgeholten Einsichten, mit seinem abgemessenen Ideen-gang neben den Weibern und Männern von feinem Weltton gar nicht zurechte; hinkte so schwerfällig nebenher, rannte mit ausgedroschenen Sentenzen, mit Alltagsbemerkungen, mit schiefen Räsonnements immer so gewaltig an, daß er aus den mitleidsvollen Mienen der Umstehenden endlich bemerkte, er tue besser, ganz zu verstummen.<sup>527</sup>

Der profane Zeitvertreib des Salons erschöpfte sich freilich nicht allein in der lockeren und ‚geschmackvollen‘ Konversation über zeitgenössische politische und

524 Pezzl: Skizze von Wien, S. 115.

525 Ebd.

526 Nicht zuletzt deshalb kann schon Hofmann-Wellenhof: Alois Blumauer, S. 7, den „vollständigen Mangel an philosophischer Durchbildung, meist verbunden mit einem gewissen mitleidig-vornehmen Hinabblicken auf die ‚spitzfindig grübelnden‘ oder ‚phantastisch schwärmenden‘ Dichtergenossen anderer deutscher Stämme [...] geradezu als einen wesentlichen Charakterzug des literarischen Deutsch-Oesterreich, mindestens im 18. Jahrhundert, bezeichnen“.

527 Pezzl: Skizze von Wien, S. 116.

allgemein gesellschaftliche Sujets – etwa über hauptstädtische Opern- und Theateraufführungen, über den Mesmerismus, die Abschaffung der Todesstrafe, etc.; die ‚gehobene‘ Gesellschaft widmete sich in gleicher Weise kulturellen Aktivitäten, so neben der für Wien charakteristischen Kammermusik von Haydn, Mozart und anderen<sup>528</sup> zunächst der französischen und zunehmend auch der deutschsprachigen Literatur. Mehr noch: „Eine Menge von Neuerscheinungen auf diesem Gebiet wurden von ihren Autoren *avant la lettre* vorgelesen, kritisch beurteilt und besprochen.“<sup>529</sup> Bei den aktiven Autoren handelt es sich hauptsächlich um die bekannten Namen der Zeit: In der Wohnung des Hofrats Greiner verkehrten Denis, Mastalier, Sonnenfels, aber auch die jüngere Generation: Blumauer, Alxinger, Ratschky, Leon, Pezzl, Haschka, der zu dieser Zeit am Theresianum eine Professur für Ästhetik innehatte, sowie Forster während seines Wien-Aufenthalts im Jahr 1784.<sup>530</sup> Lorenz Leopold Haschka – der dichtende Sekretär im Hause Greiner – entwickelte in einem „Traum von einer Lekturakademie“, den er 1777 in seiner *Vorrede* zu dem von ihm selbst und Friedrich Justus Riedel bei Trattner herausgegebenen (kurzlebigen) Wiener Journal *Litterarische Monate*<sup>531</sup> mitteilte, sogar ein regelrechtes pädagogisches Programm für den literarischen Salon:

Ein großer Herr, oder auch ein Privatmann, der Platz in seinem Hause hat, sollte einen Saal widmen, in welchem an bestimmten Tagen und zu bestimmten Stunden Gesellschaft wäre, wie sonst Spielgesellschaft, oder musikalische Akademie, oder so etwas ist, [sic] Die Gesellschaft versammelt sich, setzt sich in einen halben Cirkel; jetzt tritt ein Anagnost (Vorleser) auf, und liest heute diesen, morgen jenen Dichter, zuweilen auch Prosaisten, mit der ganzen Kunststärke vor, mit welcher die Werke des Genies gelesen werden müssen. Man würde mit dem, was leicht ist, anfangen, und nach und nach zum Schweren empor steigen. Die großen Dichter, die Wien hat, einen Denis und Mastalier, sollten ihre Werke selbst lesen. Zuweilen dürften auch junge aufblühende Köpfe dadurch ermuntert werden, daß man ihnen erlaubte, hervorzutreten, und ihre Productionen, nach vorheriger Prüfung und Billigung, öffentlich zu lesen.<sup>532</sup>

528 Vgl. dazu Braunbehrens: Mozart in Wien, S. 167 f., sowie schon Wangermann: The Austrian Achievement, S. 124 f., der auch die bedeutende Rolle musizierender (Haus-)Frauen als Zielgruppe zeitgenössischer Kammermusik im Salon hervorhebt: „Women, who since the decline of the Renaissance had played practically no part in cultural life, now overshadowed the men both in the art of conversation and as amateur musicians (*Dilettanten*). It was for the growing number of these amateur performers, with their great thirst for emotional stimulation, that C. P. E. Bach, Haydn and Mozart wrote some of their most inspired music.“

529 Prohaska: Der literarische Salon der Karoline Pichler, S. 23.

530 Vgl. ebd., S. 25–36.

531 Vgl. dazu Lang (Hg.): Österreichische Retrospektive Bibliographie (ORBI). Reihe 3: Österreichische Zeitschriften 1704–1945, Bd. 1, S. 463.

532 [Lorenz Leopold Haschka]: Vorrede zu: Litterarische Monate. Ein Journal von einer Gesell-

In diesem Zusammenhang spielte Haschka auf die übergroße Sparsamkeit der österreichischen Regierung in kulturellen Belangen an, indem er – wohl im Hinblick auf die in Wien fehlende Akademie – die geschmacksbildende Ersatzfunktion der mondänen Geselligkeit betonte: „Ein solches Institut, welches weder dem Staate, noch sonst jemand, den zwanzigsten Teil eines Pfennigs kostete, würde in wenigen Jahren den falschen Geschmack verbannen, den beßern allgemein machen, und endlich an die Stelle der leeren Unterhaltungen treten, mit welchen man jetzt die Zeit tötet.“<sup>533</sup> Haschkas „Traum von einer Lekturakademie“ ist freilich Wunschtraum geblieben.

Hinsichtlich der Institution des literarischen Salons im französischen 17. Jahrhundert beschreibt Viala zwei gegensätzliche Typen, die unterschiedliche Auswirkungen auf die Funktion des Schriftstellers sowie auf die Beschaffenheit der vom jeweiligen Ambiente geprägten Texte haben:

Bestimmte Salons, die als Orte des aristokratischen Divertissements fungierten, haben ein Bild des Schriftstellers als Liebhaber der Literatur zum bloßen Zeitvertreib befördert. Dies präjudiziert weder die Qualität der Werke noch ihre Wirkung, sondern deutet auf eine Haltung. [...] Demgegenüber haben jene Salons, die sich mehr mit literarischen Aktivitäten beschäftigten, den professionellen Schriftstellern einen größeren Stellenwert zuerkannt. [...] Dieselbe Opposition lässt sich auch an den Typen der Werke beobachten, die aus diesem Milieu hervorgegangen sind: Auf der einen Seite findet man eine Masse von Gelegenheitsgedichten, Stehgreifreden und Stehgreifdichtungen, die den Extremfall der dem mondänen Divertissement gewidmeten Produktion darstellen und dem kurzfristigen Modegeschmack unterlagen. Auf der anderen Seite finden sich Werke von größerem Umfang, deren Erlesenheit nicht nur der Zerstreuung diene.<sup>534</sup>

Übertragen auf die Wiener Verhältnisse, erlaubt diese Typologie, die literarische Praxis des Greiner'schen Salons eher der ersten, noch weniger spezialisierten

---

schaft zu Wien Bd. 1. (1777), S. VIII f.; die verfasserschaftliche Zuschreibung des nur mit einem „A.“ gezeichneten anonymen Textes folgt Strommer: Wiener literarische Salons, S. 109.

533 [Haschka:] Vorrede zu: Litterarische Monate, S. IX.

534 Viala: Naissance de l'écrivain, S. 135 f. „Lieux de divertissement aristocratique, certains salons favorisent une image de l'écrivain conçu comme un amateur et de la littérature présentée comme un passe-temps. Cela ne préjuge ni de la qualité des œuvres ni de leur influence mais induit une attitude. [...] A l'inverse, ceux qui se préoccupaient davantage des activités littéraires faisaient une plus large place aux écrivains de profession. [...] Même dualité dans les types d'ouvrages influencés par ce milieu. D'un côté, une foule de poèmes de circonstance, les impromptus et bouts-rimés constituant des cas extrêmes de cette production vouée au divertissement mondain et soumise aux variations à court terme de la mode. De l'autre, des ouvrages de plus grande ampleur, où le raffinement n'est pas que divertissement.“

Kategorie zuzuordnen: Die bezeichnende Verbindung des „bureaukratische[n] mit dem dichterischen Element“ geht hier einher mit dem „stark dilettierende[n] Zug“ der literarischen Produktion selbst, welche als Zeitvertreib von Amateuren „wohl selten das durchschnittliche Mittelmaß [sic] überschritt“, wie Gertrude Prohaska mit historisch vielleicht nicht ganz angemessenen Kriterien befunden hat.<sup>535</sup> Kennzeichnend ist dabei wiederum, dass praktisch der gesamte Kreis des Salons – freilich mit der von Prohaska übersehenen Ausnahme der weiblichen Gäste und vor allem der Gastgeberin selbst! – der Loge ‚Zur wahren Eintracht‘ angehörte und „vielfach aus Exjesuiten, jedenfalls aber aus überzeugten Aufklärern bestand“.<sup>536</sup> Wenn man berücksichtigt, dass die Born'sche Loge bloß eine ungenügende Ersatzfunktion für eine staatlich sanktionierte Akademie ausüben konnte (vgl. II.2.3), wird hier die Dominanz von Gelegenheitsdichtung nicht überraschen, die mit der weitgehenden Abwesenheit von Gelehrsamkeit und insbesondere ästhetisch-theoretischer Reflexion einherging. Viala bestätigt nämlich die komplementäre Rolle von Akademie und Salon für die Konstituierung eines ersten literarischen Feldes in der französischen Monarchie: Während die Salons dort den Geschmack bildeten, haben die akademischen Kreise dessen Normen kodifiziert.<sup>537</sup> Verglichen damit ist die institutionelle ‚Ungleichzeitigkeit‘ des Wiener Literatursystems, die sich als lokal spezifische Prägung in einzelnen Texten niederschlägt, in mehrfacher Hinsicht nicht zu übersehen:

Der Wiener Salon der josephinischen Zeit unterschied sich erheblich von seinem berühmten Pariser Vorbild, vor allem, weil ihm das kritische Raisonement und jeder Anspruch auf eine führende Rolle im literarisch geprägten Meinungsbildungsprozess fehlten. Mag das mit der Aufhebung der Zensur zusammenhängen oder mit den tendenziell vom Hof Josephs II. ausgehenden Aufklärungsinitiativen, mit einer literarischen und philosophischen Rückständigkeit in Wien oder mit der Aufteilung in verschiedene kulturelle Zentren innerhalb der Erblände – die Wiener Salons konnten nie eine Rolle als Stellvertreter der politisch wirksamen Öffentlichkeit gewinnen. Gleichwohl waren sie wichtige Orte allen gesellschaftlichen Lebens, zugänglich für jeden Interessierten, vor allem aber nicht abgeschlossen nach Bereichen des gesellschaftlichen Ranges. Nirgendwo sonst waren die Standesunterschiede so aufgehoben, fand eine so ungezwungene Vermischung aller Schichten statt.<sup>538</sup>

535 Prohaska: *Der literarische Salon der Karoline Pichler*, S. 25. Tatsächlich wird im Greiner'schen Salon noch dem empfindsam-religiösen literarischen Geschmack und Seelenkult des Rokoko gehuldigt, während die „fortschrittlichen Strömungen der deutschen Literatur“ keinen Eingang in seine literarische Praxis finden, vgl. Strommer: *Wiener literarische Salons*, S. 111 f.

536 Prohaska: *Der literarische Salon der Karoline Pichler*, S. 25.

537 Viala: *Naissance de l'écrivain*, S. 135, spricht von „les salons inspiraient le goût, les cercles académiques en codifiaient les normes“.

538 Braunbehrens: *Mozart in Wien*, S. 163.

Wie schon deutlich geworden sein sollte, handelt es sich bei der geringeren kulturellen Ausdifferenzierung der Wiener Salons nicht um das einzige Hemmnis der (halb-)institutionellen Rahmenbedingungen, welches im josephinischen Jahrzehnt die Entwicklung eines literarischen Publikums und in der Folge eines bestimmten Öffentlichkeitstyps determiniert hat. So fällt in diesem Kontext die ständige Wiederkehr einiger weniger Namen auf, was von den französischen Verhältnissen auffallend abweicht: Viala hat im Paris des 17. Jahrhunderts innerhalb einer Generation über 150 Schriftsteller gezählt, die am Salonleben teilnahmen und von denen ein guter Teil professionelle Autoren waren.<sup>539</sup> Diese für sich schon bemerkenswerte Zahl wuchs in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts weiter an auf etwa 200 Autoren, die nicht weniger als vierzig Salons frequentierten.<sup>540</sup> Demgegenüber scheint noch im josephinischen Wien die Anzahl der Salons sowie der in Salons literarisch aktiven Dichter auf einen überschaubaren Kreis beschränkt gewesen zu sein, wobei regelrechte Berufsschriftsteller – die es hier vor allem als broschürenschiebende Lohnarbeiter gab (vgl. II.4.2) – weitgehend fehlten. Eine Breitenwirkung literarischer Praxis im engeren Sinne hat hier jenseits der boomenden Tages- und Tendenzpublizistik ohne ästhetischen Anspruch kaum stattgefunden, zumal eine kulturell legitimierende Begegnung von Literaten und sozialer Elite insofern nur bedingt möglich war,<sup>541</sup> als gewisse elitäre „Gesellschaften vom höheren Adel“ eine soziale Mischung mit Angehörigen ‚niederer‘ Stände durch die Einrichtung einer ‚zulassungsbeschränkenden‘ „Ahnprobe“ für ‚ihre‘ Salons verhinderten, wie Pezzl berichtet.<sup>542</sup>

An anderer Stelle, nämlich im längeren Abschnitt „Literatur“, thematisiert Pezzl den sozialelitären Charakter der Wiener Adelszirkel noch eingehender und setzt ihn direkt in Bezug zu dem hier herrschenden Mangel

an solchen Schriftstellern, welche die Kunst besitzen, in kleinen Romanen, Erzählungen, Gedichten, Briefen und anderen Aufsätzen Szenen aus der wirklichen Welt, schlichten Menschensinn, gute gesunde Lebensphilosophie, Welt- und Menschenkenntnis und so weiter in leichtem feinen Stil, mit der lachenden Miene der Satire,

539 Vgl. Viala: *Naissance de l'écrivain*, S. 137, wo von „auteurs de métier“ die Rede ist.

540 Vgl. Walter: *Les auteurs et le champ littéraire*, S. 507: „A l'apogée de la préciosité, vers 1660, Paris voit prospérer quarante salons [...]. S'y pressent pas loin de 800 participants dont 200 écrivains. Avec les ‚ruelles‘ et ‚alcôves‘ de province, on évalue à 3000 pratiquants le public des ‚connaisseurs‘, entiché de belle conversation et grand acheteur de livres.“

541 Vgl. dazu, besonders aber zum frühen 19. Jahrhundert, wo sich die Situation kaum ändern sollte, Roger Bauer: *Zur Frage der deutschen Nationalität bei österreichischen Schriftstellern*. In: *Laßt sie koaxen, Die kritischen Frösch' in Preußen und Sachsen. Zwei Jahrhunderte Literatur in Österreich*. Hg. v. R. B. Wien: Europa-Verlag 1977, S. 11–18, hier S. 12 f.

542 Pezzl: *Skizze von Wien*, S. 114.

des gewürzten Spottes, ohne pedantische Richtermine, ohne seichte, gemeinplätzig  
Deklamation, ohne staubigen Schulwitz vorzutragen.<sup>543</sup>

Pezzl begründet diesen Mangel mit dem geringen Prestige, das Schriftsteller in Wien genossen bzw. durch ihre Werke erwerben konnten, sodass es hier auch keine idealtypische Laufbahn einer von den ‚Großen‘ legitimierten literarischen Autorschaft gegeben habe:

[W]enn die Vornehmen von Wien sich beklagen, daß so wenig Lesbares für sie hier zur Welt kommt, so sind sie nicht wenig schuld daran. In England und in Frankreich schätzt man den feinen Schriftsteller der größten Gesellschaft würdig, man zieht ihn aus der Provinz in die Hauptstadt, man ehrt ihn, man sucht seinen Umgang, er ist in den Palästen der Großen zu Hause. Nicht so hier. Der deutsche Ahnenstolz würde darüber in Verzweiflung geraten.<sup>544</sup>

Selbst Autoren, die anderswo längst Mitglieder des Geistesadels gewesen seien, hätten in Wien keinen Zugang in die ‚beste Gesellschaft‘ gehabt: „Ich nehme drei oder vier der hiesigen Großen aus: an den Tafeln der übrigen würdet ihr vergebens selbst mit der Laterne einen Schriftsteller suchen, sollte er auch das *Sentimental Journey*, den *Candide* und den *Oberon* geschrieben haben.“<sup>545</sup> Ernst Wangermann hat demgemäß die Gruppe der Gastgeber kulturell aktiver Wiener Salons konsequent auf nichtadelige oder erst kurz vorher geadelte (zum Teil übrigens jüdische) Familien begrenzt<sup>546</sup> – eine Einschränkung, die den Unterschied zu den damaligen Pariser Verhältnissen deutlich illustriert und gleichzeitig den gesellschaftlichen Prestigewert eines Salons empfindlich schmälert. Nicht erstaunlich ist daher auch die vergleichsweise kleine Zahl an Salons *per se*:<sup>547</sup> Als kulturell produktiv führt etwa Bodi neben dem Salon Greiner nur noch

543 Ebd., S. 284.

544 Ebd., S. 285.

545 Ebd., S. 285 f.

546 Wangermann: *The Austrian Achievement*, S. 124, spricht von „non-noble or recently ennobled families“.

547 Positiv formuliert bei Strommer: *Wiener literarische Salons*, S. 101: „das Haus Greiner war nicht der einzige Treffpunkt dieser Art im Wien der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, da gab es noch den Zirkel um Ignaz von Born oder den des Freiherrn Nicolaus von Jacquin. Aber bei Born und Jacquin waren die Interessen enger an die spezifische geistige Ausrichtung des Hausherrn gebunden. Politische und naturwissenschaftliche Bestrebungen mit direktem beruflichen Engagement standen dort im Mittelpunkt. Den Greiners ging es im Unterschied dazu um die geistig-seelische Bildung der gesamten Persönlichkeit [sic]. Das Salonleben gewann hier gegenüber dem unbefriedigenden Alltag beinahe Ersatzfunktion.“

den Salon der Fanny von Arnstein an,<sup>548</sup> dessen tatsächliche literarische Blütezeit jedoch eher im 19. Jahrhundert lag. Daneben sind doch auch Adelhäuser zu nennen, die – wie die Palais der Lobkowitz oder Rasumofsky – in erster Linie musikalische Salons beherbergten,<sup>549</sup> oder der nicht nur von Mozart geschätzte Salon der Gräfin Maria Wilhelmine von Thun, von dem Georg Forster seiner Verlobten begeistert berichtete:

Fast alle Abend zwischen neun und zehn Uhr kommen diese Leute bei der Gräfin Thun zusammen, da wird allerlei witziges Gespräch geführt, es wird Clavier gespielt, deutsch oder italienisch gesungen, auch wohl, wenn die Begeisterung die Leute überfällt, getanzt. Stellen Sie sich ihren unbeholfenen Forster vor, wie er [...] auf einmal [...] trotz aller Protestationen am Arme gepackt und von einer Tänzerin zur andern geschoben wurde.<sup>550</sup>

Der kleinstädtisch sozialisierte spätere Revolutionär war insbesondere von der im Salon der Gräfin Thun herrschenden urbanen Atmosphäre sozialer Egalität angetan: „Wenn ich die hiesigen Großen gegen jene kleiner Herrn kleine Diener halte, so gewinnen sie unendlich. Sie glauben nicht, wie herablassend, wie freundschaftlich man ist. Kaum merkt man’s, daß man unter Leuten von Stande ist, und jeden Augenblick möchte man’s vergessen, und sie auf den vertrauten Fuß der gleichgeborenen Freunde behandeln“.<sup>551</sup> Volkmar Braunbehrens zufolge hat im Salon der Gräfin Thun sogar Joseph II. verkehrt, „der auf ein gesellschaftliches Hofleben weitestgehend verzichtete“ und „den Besuch im Salon als Ersatz für anderweitige Zerstreuung“ nutzte:

Zwar suchte er keine bürgerlichen Häuser auf. Er beschränkte seinen Verkehr jedoch nicht auf die ihm rangmäßig nächststehenden fürstlichen Häuser, sondern war zum Beispiel regelmäßiger Gast im Salon der Gräfin Maria Wilhelmine von Thun, ein Haus, das keineswegs durch wichtige Hofämter eine natürliche Nähe zum Kaiser aufwies, sondern allein durch die Persönlichkeit der Gräfin geprägt war.<sup>552</sup>

548 Vgl. Bodi: Tauwetter in Wien, S. 77; zum Salon der Fanny von Arnstein vgl. Strommer: Wiener literarische Salons, S. 101–105.

549 Vgl. dazu auch Elisabeth Fiorioli: Die Salonkultur der Wiener Aristokratie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts am Beispiel der Fürstin Maria Anna Schwarzenberg. Graz: Univ. masch. Diplomarbeit 1991.

550 Vgl. Brief Forsters an Therese Heyne vom 3.9.1784: In: Forster: Werke in vier Bänden, Bd. 4, S. 305–309, hier S. 308.

551 Ebd., S. 307; vgl. dazu Braunbehrens: Mozart in Wien, S. 170–173.

552 Ebd., S. 163.

Für Komponisten wie Mozart war dabei von entscheidender Bedeutung, „daß der zwanglosen Form des Salons alle Möglichkeiten für die Gespräche inne- wohnten, die am Rande eines Konzerts zu weiterführenden Engagements führen konnten. Nirgendwo war so gute Gelegenheit, die eigenen Fähigkeiten vorzu- stellen und um weitere Beweise seines Könnens gebeten zu werden.“<sup>553</sup> Die his- torische Musikwissenschaft hat „den besonderen Charakter des Wiener Salons als halböffentlicher Konzertstätte“, wo man als Musiker „gutes Geld verdienen“ konnte, sowie dessen „Durchlässigkeit für verschiedene hierarchische Ebenen, seine Vermittlerrolle“ ausdrücklich gewürdigt, „wobei dem Salon der Gräfin Thun eine besondere Bedeutung zukommt“.<sup>554</sup> Glaubt man indes der Klage Pezzls, dann stellte der Thun'sche Salon hinsichtlich des adeligen Standesdünkels in Wien eher eine Ausnahme dar.

Der Umstand einer verhältnismäßig geringeren Verbreitung von Salons trotz eines quantitativ beachtlichen Hochadels in der österreichischen Hauptstadt verhinderte seinerseits die für die Pariser gehobene Gesellschaft spätestens im 18. Jahrhundert charakteristischen „subtile[n] Verbindungen und Rivalitäten zwischen den verschiedenen Zirkeln“,<sup>555</sup> anhand derer sich ein heftiger Kampf um die Positionsverteilungen im literarischen Feld manifestierte, wie Roger Chartier gezeigt hat: „In der Gesellschaft der Pariser Salons tobten [...] erbitterte Kämpfe um das jeweils höhere Ansehen, wobei der Einsatz in diesem Spiel im Grunde die Kontrolle eines intellektuellen Lebens war, das sich von der Vormundschaft der Monarchie und des Hofes emanzipiert hatte.“ Denn: „Der Salon sicherte den Schriftstellern Zugang zur Welt der Mächtigen.“<sup>556</sup> Symboli- sche wie materielle Gewinne spielten dabei eine entscheidende Rolle:

Wenn man Karriere machen wollte, war es [...] unumgänglich, sich an der Gesellig- keit der Salons zu beteiligen. Dort konnte man Protektion, Pensionen, Anstellungen und Gratifikationen ergattern; dort wurden auch die Wahlen in die Académie française sichergestellt. [...] Die Parteien, die sich aus solchen Anlässen in und außerhalb der li- terarischen Zirkel bildeten, organisierten sich zuerst in den Salons und wurden von den Vorlieben eben der Frauen, die dort die Gastgeberinnen waren, gelenkt.<sup>557</sup>

Die Salons der französischen Hauptstadt entwickelten sich nachgerade zu den entscheidenden Trägern der dort entstehenden literarischen Öffentlichkeit:

553 Ebd., S. 164.

554 Ebd.

555 Chartier: Die kulturellen Ursprünge der Französischen Revolution, S. 184.

556 Ebd., S. 184.

557 Ebd., S. 185.

Als Begegnungsstätten für Aristokraten und Schriftsteller, also Orte einer gewissen sozialen Vermischung und als Instanzen, dank derer Werke und Kulturschaffende außerhalb regelgebundener Institutionen und etablierter kultureller Körperschaften eine unabhängige intellektuelle Würdigung finden konnten, unterstützten die Salons als erste die neue ‚öffentliche literarische Sphäre‘, die im frühen 18. Jahrhundert entstand und sich von der Bevormundung des Hofes und der Académie française emanzipierte.<sup>558</sup>

Ganz anders in Wien: Hier lässt sich nämlich auch anhand der ‚Orte‘, die zu maßgeblichen Instanzen josephinischer Öffentlichkeit gerieten, eine strukturelle Analogie feststellen sowohl zu den durch die rasante Kommerzialisierung defizitären Publikationsformen und -foren, als auch zu der hier vorherrschenden, habituell unvorbereiteten und sofort extensiven Lektüre eines explodierenden Lesepublikums infolge der thesianischen und josephinischen Schulreformen. Während der Salon als gesellschaftliche Institution in Paris ‚nach oben hin‘ weitgehend offen war, schottete er sich demgegenüber ‚nach unten‘ nachdrücklich ab, wie Robert Darnton gezeigt hat: „Trotz der demokratischen Geistigkeit blieb der Salon eine eher formale Institution. Es war dort nicht erlaubt, die Ellbogen auf den Tisch zu stützen, und wer keine Empfehlung besaß, wurde nicht zugelassen.“<sup>559</sup> Die Etikette des urbanen Salons trug unter anderem dazu bei, aus dem im monarchischen Frankreich unterprivilegierten und provinziell wirkenden ‚Genfer Bürger‘ Rousseau einen entschiedenen Gegner aller *civilisation* und besonders des *monde* zu machen.<sup>560</sup> Den *pauvres diables* des Literaturbetriebs – von Voltaire mit abgrundtiefem Hass als *canaille de la littérature* bezeichnet – blieb im Paris des späten *ancien régime* der Zugang zur mondänen Gelehrtenrepublik versperrt. Der literarische Untergrund der französischen Hauptstadt verfügte nämlich weder über symbolisches noch über spezifisch kulturelles Kapital, was darüber hinaus noch mit dem Mangel an ökonomischem Kapital einherging; er definierte sich negativ zur etablierten Literatur der *Académie française* und der mondänen Salons: „Der Abstand vom ‚monde‘ war so groß wie der des Cafés vom Salon.“ Das bedeutet also in institutioneller Hinsicht: „Das Café war die Antithese zum Salon.“ Denn: „Es stand jedermann offen, aber seine Nähe zum Straßenleben kannte Abstufungen“,<sup>561</sup> die ihrerseits wiederum einem Spek-

558 Ebd., S. 186.

559 Darnton: Die Hochaufklärung und die Niederungen des literarischen Lebens, S. 29.

560 Vgl. dazu etwa Robert Darnton: Rousseau in Gesellschaft. Anthropologie und der Verlust der Unschuld. In: Drei Vorschläge, Rousseau zu lesen. Hg. v. Ernst Cassirer, Jean Starobinski u. R. D. Frankfurt a. M.: Fischer 1989, S. 104–114, bes. S. 110 f.

561 Darnton: Die Hochaufklärung und die Niederungen des literarischen Lebens, S. 29; vgl. Habermas: Strukturwandel der Öffentlichkeit, S. 93, zur zeitgenössischen Londoner Gesellschaft: „Das Kaffeehaus eröffnete nicht nur zwangloseren Zugang zu den maßgeblichen Zirkeln, es erfaßte vor allem die breiteren Schichten des Mittelstandes, sogar Handwerker und Krämer.“

trum unterschiedlicher ‚Legitimität‘ entsprachen. Die von Darnton so anschaulich beschriebene Dichotomie zwischen den Institutionen des *monde* und den ‚Orten‘ der Unterprivilegierten gilt als solche grundsätzlich gleichermaßen für das josephinische Wien,<sup>562</sup> wobei jedoch – entsprechend der geringeren Differenzierung des kulturellen Feldes und der demnach beschränkten Möglichkeit an Positionsbesetzungen – die Gewichte hier anders verteilt waren und auch weniger Raum für extreme Positionen bestand. Die spezifischen Charakteristika des Literatursystems im späten 18. Jahrhundert manifestierten sich vorzugsweise in den maßgeblichen Instanzen kritischer Öffentlichkeit: Die Institution des literarischen Salons war hier noch vergleichsweise unterentwickelt. Nach einer gewissen Blüte im josephinischen Jahrzehnt kam sie mit den Wiener Jakobinerprozessen gänzlich zum Erliegen, da man aus Angst vor obrigkeitlichen Repressionen fortan „ganz bewußt auf jedes intellektuelle Engagement verzichtet“ hat.<sup>563</sup>

Demgegenüber konnte sich die 1652 in London begründete und 1671 in Paris eingeführte ‚Gegeninstitution‘ des Kaffeehauses, deren Atmosphäre auch in Wien „zwanglosere Umgangsformen“<sup>564</sup> begünstigte, hier bedeutend früher etablieren als etwa in der preußischen Metropole: Die ersten Cafés sind in Wien spätestens „kurz nach 1683“ entstanden,<sup>565</sup> andere Quellen sprechen von 1685;<sup>566</sup> in Berlin dagegen sind Kaffeehäuser erst ab 1721 belegt.<sup>567</sup> Im josephinischen Jahrzehnt gab es in der österreichischen Hauptstadt „wenig soziale oder auch private Belange, die in diesen allgemeinen Salons der Öffentlichkeit nicht mehr oder weniger ersichtlich zur Erörterung und Austragung gekommen wären.“<sup>568</sup> Dementsprechend wuchs in dieser Periode auch die Zahl der Kaffeehäuser rasch an,<sup>569</sup> was gleichzeitig zur Ausprägung verschiedener Typen mit einem

562 Prohaska: Der literarische Salon der Karoline Pichler, S. 22, bestätigt etwa, dass ein Empfehlungsschreiben oder die persönliche Einführung „durch Freunde des Hauses“ im Salon Greiner als Eintrittsvoraussetzung galt; Strommer: Wiener literarische Salons, spricht S. 103 von „beinahe hocharistokratischen Ansprüchen der Etikette“ im Salon Arnstein sowie ebd., S. 106, vom „Exklusivitätsbegriff“ des Greiner’schen Salons.

563 Ebd., S. 120 f.

564 So Klingenstein: Staatsverwaltung und kirchliche Autorität, S. 154.

565 Gustav Gugitz: Das Wiener Kaffeehaus. Ein Stück Kultur- und Lokalgeschichte. Wien: Deutscher Verlag für Jugend und Volk 1940, S. 12.

566 Vgl. John A. Rice: Musik im Kaffee-Zeitalter. In: Mozart. Hg. v. Lachmayer, S. 127–130, hier S. 127.

567 Vgl. ebd. sowie Gugitz: Das Wiener Kaffeehaus, S. 11.

568 Ebd., S. 9.

569 Vgl. ebd., S. 71 f.: „Man zählte mit Ende der thesianischen Zeit deren 48, nach anderen 46, aber bereits 1784 wies Wien deren 64 auf, wobei sich eine hauptsächliche Vermehrung in den Vorstädten ergibt, die städtische Gewohnheiten annehmen wollten. 1787 zählte man 68, welche Zahl sich im letzten Jahre der Regierung Josephs II. auf 70 erhöhte. Dieser Ver-

vor allem in sozialer Hinsicht unterschiedenem Publikum führte. Gegen Ende der 1780er Jahre haben sich die Cafés „in Wien und dessen Vorstädten ungefähr bis auf *siebzig* vermehrt“, wie Pezzl feststellte<sup>570</sup> – eine Zahl, die sich den in London und Paris schon 1715 gezählten „mehreren hundert Kaffeehäusern“<sup>571</sup> zumindest annähert. Pezzl erklärte deren weitere Zunahme in Wien durch die „unentbehrlichsten Bedürfnisse jeder großen Stadt“,<sup>572</sup> mithin als dezidiert urbanes Phänomen. Die großstädtischen Cafés

bildeten den institutionellen Rahmen für eine florierende Koffein-Kultur. Das in den Kaffeehäusern kredenzte Koffein hatte zwei sich gegenseitig verstärkende Wirkungen. Zum einen [...] regte es die Kaffeetrinker an, beflügelte ihren Geist und erhöhte ihre Aufmerksamkeit und ihr Wohlbefinden; zum anderen wurden sie dadurch zum Gespräch, zum Meinungs- und Informationsaustausch ermuntert. Kaffeehäuser wurden zum kommunikativen Treffpunkt, wo Intellektuelle und Künstler die Möglichkeiten hatten, die Grenzen der Meinungsfreiheit (je nach politischer Lage) auszuloten und zu erweitern. Das Koffein wirkte also als ein Treibstoff der Aufklärung.<sup>573</sup>

In diesem Zusammenhang ist bezeichnend, dass das „vom Koffein inspirierte Gespräch, mit Hilfe dessen die Ideale der Aufklärung Verbreitung fanden“, in die erste Szene von Mozarts Oper *Così fan tutte* eingegangen ist,<sup>574</sup> die 1790 im alten Burgtheater uraufgeführt wurde. Eine Entregionalisierung nach Außen sowie eine innere soziale und funktionale Differenzierung der Wiener Cafés spiegelt sich Pezzl zufolge im Konsum von „lauter Dinge[n], die man vor ein paar Jahrhunderten in Deutschland noch nicht dem Namen nach kannte“, sowie vor allem in den kulturellen Praktiken der Kaffeehausbesucher, die er im Abschnitt „Kaffeehäuser“ der *Skizze von Wien* folgendermaßen beschrieb: „Die Bestimmung dieser Häuser hat sich seit ihrer ersten Entstehung unendlich weiter ausgedehnt. [...] Man studiert, man spielt, man plaudert, schläft, negotiert, kannegießert, schachert, wirbt, entwirft Intrigen, Komplotte, Lustpartien, liest Zeitungen und Journale usw. in den heutigen Kaffeehäusern; in einigen fängt man auch an[,] Tabak zu rauchen.“<sup>575</sup> Der Wiener Kaffeeseider Johann Michael Hertl, seit 1771 Besitzer des Kramer'schen Kaffeehauses, erfasste als erster die

---

mehrung um mindestens 22 Kaffeehäuser in den Jahren 1780 bis 1790 wurde in dieser Zeit der Gewerbe- und Industrieförderung im allgemeinen nichts in den Weg gelegt.“ 1792, am Höhe- und Wendepunkt dieser Entwicklung, konnten dann offiziell 81 Cafés gezählt werden.

570 Pezzl: *Skizze von Wien*, S. 365.

571 Rice: *Musik im Kaffee-Zeitalter*, S. 128.

572 Pezzl: *Skizze von Wien*, S. 365.

573 Rice: *Musik im Kaffee-Zeitalter*, S. 128.

574 Ebd.

575 Pezzl: *Skizze von Wien*, S. 366.

Zeichen der Zeit, „indem er in sein sonst wenig anziehendes Lokal [...] die Literaten dadurch zu locken verstand, daß er ihnen reichlich Lesestoff, im Gegensatz zu den anderen Kaffeehäusern, zur Verfügung stellte“.<sup>576</sup> Vermutlich insbesondere die charakteristische Verbindung von Geschäftigkeit und relativer Stille, Intimität und einer internationalen Auswahl an Periodika verschiedenster Art „lockte die damals führenden Geister Wiens an, und man konnte dort neben dem würdigen Ayrenhoff, dem dichtenden General, den witzigen Blumauer, Alxinger, Leon, Haschka, Retzer, Rautenstrauch, Ratschky und wohl zahlreiche *diï minorum gentium* antreffen, die dort ihre neuen dichterischen Pläne besprachen und zu denen sich auch berühmte Fremde wie Forster gesellten“.<sup>577</sup>

Als „Gegenakademien und Gegensalons“<sup>578</sup> sind die Cafés Umschlagplatz und Ausgangspunkt nicht bloß von Tagesaktualitäten, sondern auch von Hintergrundinformationen und kritischem Wissen im Sinne einer diskursiven Öffentlichkeit sowie von literarischen Neuigkeiten. Gerade „der am Einkommen gemessen doch sehr hohe Preis selbst der billigsten Broschüren“<sup>579</sup> stellte nämlich ein gewisses Hemmnis für deren massenhafte Verbreitung dar, sodass den allgemein zugänglichen ‚öffentlichen‘ Orten eine besondere soziale Rolle auch in ökonomischer Hinsicht zufiel: „Durch die in den Kaffeehäusern und in manchen der Weinhäuser und Bierschenken aufliegenden Broschüren und Zeitungen werden neue Lesemöglichkeiten für breite Volksschichten geschaffen.“<sup>580</sup> Die Praxis der Kaffeehauslektüre und des Gesprächs über deren Stoff verbreitete sich offenbar ziemlich schnell auch in den überhandnehmenden Wiener Vorstadtcafés und Bierhäusern,<sup>581</sup> wobei es sich bei den zumeist männlichen Lesern dort selten um Dichter und Literaten im gehobenen Sinne handelte, sondern vornehmlich wohl um Handwerker, sogenannte kleinere Geister sowie – vergleichbar mit dem von Darnton geschilderten Publikum der Cafés an den Pariser Boulevards – um „die elendsten Schreiberlinge“, die „sich mit der Unterwelt der ‚Schwindler, Rekrutierungsagenten, Spione und Taschendiebe‘ vermischten“.<sup>582</sup> Es ist kein Zufall, dass die von Franz Kratter gegründete radikalauflärerische Gruppe junger Broschüristen, der auch Johann Jacob Fezer, Johann Martin Weimar und andere angehörten, im Gasthof zum Schwanen am Schottenplatz – sowie außertourlich im vorstädtischen Weinhaus zur Schlange am (übel beleumundeten) Spittelberg [Abb. 7] – ihre regelmäßigen Zusammen-

576 Gugitz: Das Wiener Kaffeehaus, S. 63.

577 Ebd., S. 65 f.

578 Darnton: Die Hochaufklärung und die Niederungen des literarischen Lebens, S. 30.

579 Bodi: Tauwetter in Wien, S. 89; vgl. ebd., S. 441–444, den *Exkurs: Geld und Geldeswert*.

580 Ebd., S. 90.

581 Vgl. Wangermann: Von Joseph II. zu den Jakobinerprozessen, S. 31.

582 Darnton: Die Hochaufklärung und die Niederungen des literarischen Lebens, S. 30.



7 Am Spittelberg im Extrazimmer. Kupferstich von Johann Hieronymus Löschenkohl, 1783  
© Wien Museum.

künfte hielt.<sup>583</sup> Gerhard Junger fasst deren Aktivitäten folgendermaßen zusammen:

Offenbar handelte es sich bei diesem Kreis, an dessen „Spitze“ nach zeitgenössischen Stimmen Kratter und Fezer standen, um den Zirkel Gleichgesinnter. Dabei sollte nicht übersehen werden, daß Kratter aufsehenerregende Angriffe auf die reformierten Freimaurerlogen führte.

Nach Fezer wurde in diesem Zirkel „über alle Gegenstände des Lebens [...] ganz frei gesprochen und nicht selten fanden sich auch gebildete Offiziere, selbst Polizeikommissare ein“.

Fezer betonte, daß er Wert darauf legte, mit Personen aller christlichen Kirchen, „selbst auch mit aufgeklärten Juden“ Umgang zu pflegen. [...] Man nannte sich „Bruder“, debattierte und sang, zechte und schmauste bei jeder sich bietenden Gelegenheit. Es fehlten offensichtlich typische Elemente, welche die Logen auszeichnete [sic]: der esoterische Charakter, das Logengeheimnis, die hierarchische Rangordnung. Man suchte vielmehr Gelegenheit zum persönlichen Gespräch, vielleicht auch zur Meinungsbil-

583 Vgl. Junger: Johann Jacob Fezer als Spätaufklärer und frühliberaler Publizist, S. 88 f. u. 110, Anm. 19.

dung und Meinungsbeeinflussung, oder einfach zur Befriedigung des Bedürfnisses nach Geselligkeit.<sup>584</sup>

Die wichtige Rolle von allgemein zugänglichen Lokalen für die Entstehung einer spezifisch populären Öffentlichkeit im josephinischen Wien<sup>585</sup> hat Blumauer in seinem schon erwähnten *Lob- und Ehrengedicht auf die sämtlichen schreibeselligen Wiener Autoren* gerade durch sein etwas gequält wirkendes Bemühen um Ironie festgehalten, wobei er nicht nur an Kaffeehäuser, sondern an alle Arten von Wirtshäusern und Spelunken denkt:

In Schenken und Bierhäusern waltet ihr:  
 Denn sitzt oft ein Zirkel von Schneidern,  
 Nichts Böses ahnend, bei Wein und Bier,  
 Und schwätzt von Kriegsaffären und Kleidern,  
 Hui kömmt, eh sich's der Zirkel versieht,  
 Ein Stückchen Holländerkäs' und mit  
 Ein Blättchen von euch: man guckt und spitzt das Ohr,  
 Und kann nur einer aus ihnen buchstabiren,  
 so nimmt er's, und liest's seinen Trinkbrüdern vor.  
 So lernt der Pöbel rännonniren,  
 Und das durch euch, macht ein satirisch Gesicht  
 Zu allem, was er sieht, nennt seine Landsleut' Affen,  
 Den Papst Tyrann, und seine Geistlichen – Pfaffen.<sup>586</sup>

Das in seiner Produktion und Distribution an ‚öffentliche‘ Orte wie Kaffeehäuser geradezu gebundene sublitterarische Genre der damals häufig „von Zeitungsungen an den Straßenecken vertrieben[en]“<sup>587</sup> Broschüren entspricht auf der materiellen wie auf der inhaltlichen Seite der unspezifischen sozialen Zusammensetzung dieser breiten Leserschichten. Blumauer beschrieb in den *Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Litteratur* die Qualität solcher durch ihre Entstehung in Cafés, in Bierschenken und Weinhäusern etc., jedenfalls in großer „Nähe zum Straßenleben“<sup>588</sup> gezeichneten Schriften mit äußerst abschätzigen

584 Ebd., S. 88.

585 Junger betont ebd., S. 90, in diesem Zusammenhang mit einschlägigen Zitaten die Bedeutung von Zirkeln wie dem geschilderten auch für „die Emanzipation der Juden in Österreich, die durch Josephs II. Toleranzpatent des Jahres 1781/82 in den deutschen Erländern eingeführt wurde“.

586 Blumauer: *Lob- und Ehrengedicht auf die sämtlichen schreibeselligen Wiener Autoren*, S. 82.

587 Lunzer: *Josephinisches und antijosephinisches Schrifttum*, S. 54.

588 Darnton: *Die Hochaufklärung und die Niederungen des literarischen Lebens*, S. 29.

Worten, die gleichermaßen der moralischen Beschaffenheit ihrer Autoren gelten: „[E]inige [paßten] jede Gelegenheit ab, und suchten ihre Schreibmaterialien auf der Gasse. So bald [d]er Pöbel was zu sprechen hatte, hatten sie was zu schreiben, und wie der Hunger gierig an einer harten Brodkruste nagt, so nagte ihre Schreibsucht heißhungrig an jedem Gassenspektakel.“<sup>589</sup> Die strukturelle Entsprechung zwischen solchen Produkten und dem späteren Boulevard liegt auf der Hand. Als anschauliches Beispiel nannte Blumauer einen als besonders ‚niedrig‘ geltenden Gegenstand literarischer Bemühungen, der für den populären Öffentlichkeitstypus Wiens indes mehr als bezeichnend ist:

Die öffentliche Arbeit der geschornen Verbrecherinnen war ihnen ein willkommener Stoff. Sogar die Musen mußten sich von ihnen zu diesem Gegenstande brauchen lassen, aber die Lieder, welche sie zur Welt brachten, sahen leider eben so aus, wie die Musen, welche sie zu den Gesängen begeistert hatten. Wobey sie noch die lächerliche Irrung begiengen, die Criminalverbrechen mit den Polizeybetretungen zu vermengen, und alle geschorne Verbrecherinnen für Gassenphrynen auszugeben, vermuthlich weil sie von ihren Gegenständen begeistert, es ihnen nicht ansahen, daß so eine Vermuthung die größste Satire auf ihr eigenes männliches Geschlecht sey.<sup>590</sup>

Mit der abschließenden Bemerkung geißelt der Aufklärer Blumauer einen erotisch aufgeladenen und offen sexistischen Voyeurismus, der noch heute die Berichterstattung (nicht nur) der Wiener Boulevardblätter prägt, wie sich hier auf besonders perfide Weise 1989 anlässlich des Pflegeskandals um die ‚Todesengel von Lainz‘ gezeigt hat.<sup>591</sup>

Die wohl auch im josephinischen Wien eher von Geschäftigkeit und Gesprächslärm als von Beschaulichkeit und Stille geprägte großstädtische Institution des Cafés zog nicht zuletzt durch ihr Angebot an Zeitungen mehr und mehr politisch Interessierte an, sodass im Verlauf der 1780er Jahre infolge der wachsenden „Unzufriedenheit und Opposition des vierten Standes“<sup>592</sup> auch lautstarke politische Debatten immer häufiger wurden.<sup>593</sup> Ein anschauliches

589 Blumauer: Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Litteratur, S. 31.

590 Ebd., S. 31 f.

591 Zum Fall selbst vgl. Claus Pándi: Lainz – Pavillon 5. Hintergründe und Motive eines Kriminalfalles. Wien: Ueberreuter 1989; u.a. zur untergriffigen Berichterstattung durch die *Kronen Zeitung* vgl. Markus Höller: Die Geschichte der mordenden Krankenschwestern im Geriatriezentrum am Wienerwald. In: Vice (31. August 2018): <https://www.vice.com/de/article/gy3ad3/die-geschichte-der-mordenden-krankenschwestern-im-geriatriezentrum-am-wienerwald> (abgerufen am 15. November 2020).

592 Wangermann: Von Joseph II. zu den Jakobinerprozessen, S. 38 u. passim.

593 Gugitz: Das Wiener Kaffeehaus, S. 77, spricht (wohl in direkter Übernahme aus den Quellen und – wie auch sonst – nicht ganz frei vom Ungeist der Entstehungszeit seines Buches) ab-

und zugleich komisches Beispiel solcher Kaffeehausdiskussionen gibt Joseph Richter in seiner dramatischen Szene mit dem bezeichnenden Titel „Muster eines politischen Kannengiessers“ aus der Sammlung *Wienerische Musterkarte* (1785), wo ein „Kaminfeger“, ein „Kafesieder“, ein „Schneider“, ein „Perückenmacher“ und ein „wohl ausgefütterter Bürger“, der „das Präsidium führt“, über die Wahrscheinlichkeit von Krieg oder Frieden streiten und dabei erhebliche Bildungslücken insbesondere geografischer und konfessioneller Natur an den Tag legen.<sup>594</sup> Die anonyme Berichtsinstantz versichert abschließend die Authentizität dieses eigenwilligen Exempels populären politischen Debattierens:

Man wird vielleicht glauben, daß ich dieses Gespräch blos zum Scherz und in der Absicht entworfen habe, um meinen Lesern durch eine sanfte Erschütterung des Zwerchfells das Verdauungsgeschäft zu befördern, und doch kann ich die feyerliche Versicherung von mir geben, daß ich es, bis auf unbedeutende Zusätze, so niedergeschrieben habe, wie ich es mit eigenen Ohren anhörte.<sup>595</sup>

Allenthalben könne man an „öffentlichen Oertern“ Wiens solche „Unterredungen“ verfolgen, wobei „über die jezigen politischen Angelegenheiten“ noch viel mehr höchst „lächerliche und wohl noch albernere Rasonements“ zu hören seien.<sup>596</sup> Das in solchen damals ubiquitären Debatten zutage tretende Halbwissen beruhte häufig auf einer extensiven Lektüre von „politischen Zeitungen“ – Richter nennt beiläufig die *Erlanger Real-Zeitung*, die *Frankfurter Ober-Post-Amts-Zeitung* (oder das *Frankfurter Staats-Ristretto*), die *Wiener Zeitung* und die *Regenspurger Zeitung* (gemeint sind entweder die *Kurtz-gefassten historischen Nachrichten zum Behuf der neuern europäischen Begebenheiten* oder das *Regensburgische Diarium*)<sup>597</sup> – und dokumentiert damit die Wirkungsweise einer diskursiven Öffentlichkeit, die sich an der kontroversiellen Diskussion nicht literarischer, sondern politischer Sachverhalte entzündete. In der Produktion von Druckwerken konnte sich so die Dominanz publizistischer Genres gegenüber der nach wie vor ziemlich stagnierenden, sozial ‚legitimierten‘ Kunstliteratur im emphatischen Sinn behaupten. Der Bedarf an politisch motivierten Texten übertraf das Interesse an ästhetischen Belangen bei Weitem: „The moment the politi-

---

schätzig und ohne Bewusstsein der großen kommunikations- und mentalitätsgeschichtlichen Bedeutung dieses öffentlichen Debattierens von „Kannegießerei“.

594 [Joseph Richter:] *Muster eines politischen Kannengiessers*. In: *Wienerische Musterkarte* ein Beytrag zur Schilderung Wiens, 4. St., S. 18–26, hier S. 18 f. u. 21 f.

595 Ebd., S. 25.

596 Ebd., S. 25 f.

597 Ebd., S. 18.

cal sphere was opened to the ordinary people, they [...] claimed the right to have their say on what was happening. They discussed political questions at home, in the street, in coffee-houses and inns. [...] The British Ambassador referred to a freedom of debate which was ‚almost as extensive as in England‘.<sup>598</sup> Angesichts solcher historischer Befunde erscheint hier das Verlaufsmodell der Entstehung einer diskursiven Öffentlichkeit nach Habermas regelrecht auf den Kopf gestellt: Im josephinischen Wien ging die Genese einer politischen Öffentlichkeit der Etablierung einer literarischen Öffentlichkeit strukturell und chronologisch voraus, zumal die politische Öffentlichkeit sich ab 1784 – also nur wenige Jahre nach Gewährung der ‚erweiterten Preßfreiheit‘ durch Joseph II. – rasant radikalisierte.<sup>599</sup> Die genaueren wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Hintergründe dieser Besonderheit des Wiener Literatursystems, besonders aber ihre konkreten Auswirkungen auf die Bedingungen literarischer Autorschaft, sollen im folgenden Kapitel diskutiert werden.

#### 4. AUTORSTATUS UND LITERARISCHER MARKT

Die epochale diskursive Formation ‚Aufklärung‘ hatte primär literarischen Charakter, wobei ‚literarisch‘ hier im älteren und weiteren, nicht auf die Belletristik verengten Sinn zu verstehen ist. Als gemeinsamen Nenner der unterschiedlichen konfessionellen, territorialen und regionalen Ausprägungen hat der deutsche Historiker Rudolf Vierhaus hervorgehoben,

daß die Aufklärung mehr als alle vorherigen intellektuellen und kulturellen Bewegungen eine literarische gewesen ist. Ihr Medium war die Sprache, vornehmlich das geschriebene und gedruckte Wort, und ihr repräsentativer Protagonist der Schriftsteller, der sein Schreiben als öffentlich wirkendes Handeln verstand: als Teilnahme an einem

598 Wangermann: *The Austrian Achievement*, S. 137 f.

599 Vgl. Wangermann: *Publizistik als Parlamentsersatz bei den Staatstheoretikern der Josephinischen Ära*, S. 712: „Während sich die Schriftsteller in der ersten Phase im wesentlichen an die von der Regierung vorgezeichnete Richtung hielten, und ihre spitze Feder fast ausschließlich gegen Mönche, intolerante Priester, reformfeindliche Prediger, renitente Bischöfe u.s.w. richteten, wandten sie sich ab 1784 mehr und mehr von dieser Thematik ab und nahmen andere Aspekte von Josephs Reformpolitik unter die Lupe ihrer Kritik.“ Gugitz: *Das Wiener Kaffeehaus*, S. 78, bestätigt indirekt die Wirkung dieser zunehmend kritischen Publizistik bei den Rezipienten sowie das Bewusstsein der Regierung von der institutionellen Bedeutung der Cafés: „[A]ls man 1787 immer mehr solche Reden hörte, ‚welche nicht weniger den Souverain als die Religion und Sitte beleidigen‘, da erhielt die Polizei Befehl, ihre Wachsamkeit in den Kaffeehäusern zu verdoppeln.“

Diskurs, in dem sich Bewußtseinsaufhellung und -wandel, Bildung und Orientierung des praktischen Handelns vollzog.<sup>600</sup>

Insofern sind der rechtliche und ökonomische Stellenwert, den dieser idealtypisch verstandene Protagonist der Aufklärung im jeweiligen territorialen Sozialgefüge innehatte, sowie das kulturelle Prestige, das er genoss, kennzeichnend für den Stand der Aufklärung im untersuchten Bereich.

Der neue soziale Status des Autors im französischen 17. Jahrhundert erklärt sich Viala zufolge aus zwei verschiedenen Systemen finanzieller Gratifikation – und damit auch gesellschaftlicher Anerkennung –, deren innere Logik und deren Implikationen für das literarische Leben nicht verwechselt werden sollten. Besonders das auf mittelalterliche Feudalstrukturen zurückweisende Klientelwesen, ein regelrechtes Dienstverhältnis, verschaffte den Schriftstellern zwar materielle Sicherheit, bedeutete für sie gleichzeitig aber auch eine starke und weithin sichtbare persönliche Abhängigkeit von ihrem *patron*:

Um reiche und mächtige Persönlichkeiten versammelten sich einzelne Personen oder Gruppen, die sich zum Erhalt unterschiedlicher Vorteile in ihre Dienste begaben. Diese Klientel bewahrte eine aus mittelalterlichen Strukturen überkommene Verbundenheit an das Beziehungssystem zwischen Vasallen und Lehensherren: Ihre ideologische Grundlage fand sie in der Treue, die zur Tugend einer ganzen sozialen Gruppe erhoben wurde, und die Klientelbande vermischten sich zum Teil mit Adelsverbindungen.<sup>601</sup>

Die finanzielle Abgeltung geleisteter Dienste konnte bis zu einer förmlichen Anstellung reichen, stand selbst aber meist nur indirekt mit einer literarischen Tätigkeit der Klienten in Zusammenhang. Demgegenüber beruhte das ökonomisch im Allgemeinen weniger profitable,<sup>602</sup> dafür aber noch prestigeträchtigere System des Mäzenats auf einer direkten Logik der Anerkennung: Im Unterschied zum älteren Klientelwesen bezeichnete das Mäzenat nur jene von einer großen Persönlichkeit gewährte Unterstützung für Künstler, die diesen direkt

600 Rudolf Vierhaus: Der aufgeklärte Schriftsteller. Zur sozialen Charakteristik einer selbsternannten Elite. In: Über den Prozeß der Aufklärung in Deutschland im 18. Jahrhundert, S. 53–65, hier S. 58.

601 Viala: *Naissance de l'écrivain*, S. 52: „autour des personnages riches et puissants se rassemblaient des individus ou des groupes qui se mettaient à leur service en échange de divers avantages. En partie héritières des structures médiévales, ces clientèles gardaient un souvenir du système de rapports entre vassaux et suzerains: elles trouvaient leur base idéologique dans la fidélité érigée en vertu du corps social, [...] et les liens de clientèles se confondaient en partie avec les liens nobiliaires.“

602 Vgl. ebd., S. 75: „l'examen des faits prouve que le mécénat payait beaucoup moins bien que le clientélisme.“

die Ausübung ihrer Kunst ermöglichte. Stand dort der Dienst im Vordergrund, so hier die Kunst.<sup>603</sup> Die Attraktivität des jüngeren Modells resultierte aus dem wechselseitigen Profit für alle Beteiligten:

Das Mäzenat entsprang einer Logik der gegenseitigen Dankbarkeit des Künstlers und des *grand*. Indem ein Schriftsteller sein Werk einer einflussreichen Persönlichkeit widmete, attestierte er dieser zugleich überragende Bedeutung und guten Geschmack. Er legitimierte die Macht oder den Reichtum des Widmungsadressaten dadurch, dass er ihm gleichsam eine implizite Bescheinigung höheren Geistes ausstellte. Umgekehrt verschaffte die große Persönlichkeit, die einen Schriftsteller durch ihre Unterstützung auszeichnete, diesem eine öffentliche Anerkennung seines Talents. Es handelte sich um einen wechselseitigen Austausch von Bestätigungen des jeweiligen Verdienstes.<sup>604</sup>

Die ökonomische Sanktion des Autors durch einen *grand* bedingte jeweils auch eine allgemeine gesellschaftliche Sanktionierung.

Im Gegensatz dazu gab es im josephinischen Wien weder ein entwickeltes privates Klientelwesen, noch auch nur in Ansätzen ein dem Mäzenat vergleichbares sanktionierendes System ständischer oder gar staatlicher Natur, sieht man einmal von seltenen Ausnahmen wie der des Fürsten Kaunitz ab.<sup>605</sup> Gemeinsam mit dem generellen Fehlen eines obrigkeitlichen bzw. staatlichen Engagements

603 Vgl. ebd., S. 54: „Le mécénat, au contraire, ne concerne que l'aide apportée par un grand personnage à des artistes pour les soutenir dans l'exercice de leur art. Dans le clientélisme, le service est premier; dans le mécénat, l'art est premier.“

604 Ebd., S. 54 f.: „Le mécénat relève [...] d'une logique de la reconnaissance mutuelle de l'artiste et du Grand. L'écrivain, en offrant son œuvre à un personnage puissant, atteste à la fois la grandeur et le bon goût de celui-ci. Il légitime le pouvoir ou la richesse du dédicataire en lui décernant un brevet implicite d'esprit supérieur. En retour, le grand personnage qui gratifie un écrivain lui octroie une reconnaissance publique de son talent. C'est un échange d'affirmations de la gloire de chacun.“

605 Das öfter erwähnte Mäzenatentum Kaunitz', von dem etwa Pezzl profitierte und das – wie Sashegyi: Zensur und Geistesfreiheit unter Joseph II., S. 208, behauptet – „in die Literaturgeschichte eingegangen“ ist, scheint eher eine Ausnahme zu sein und darüber hinaus in soziologischer Hinsicht mehr mit dem französischen Klientelwesen als mit einem eigentlichen Mäzenat vergleichbar. In Nagl, Zeidler, Castle: Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte, Bd. 2, finden sich davon nur zwei Erwähnungen, nämlich (1.) im Zusammenhang der Widmungsgedichte Denis' an van Swieten, Sonnenfels und Gebler (S. 68) sowie (2.) in einer institutionengeschichtlichen Einordnung der „philanthropischen, staatspolitischen und kirchenrechtlichen“ Aufklärungsliteratur der josephinischen Zeit, in der Joseph II. und Kaunitz als ihre „obersten Protektoren und Förderer“ (S. 256 f.) bezeichnet werden. Genaueres zu Pezzls „Stelle als Vorleser, Bibliothekar und Sekretär bei dem Minister Kaunitz-Rietberg“ findet sich in Gustav Gugitz: Johann Pezzl. Zu seinem 150. Geburtstag. In: Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft 16 (1906), S. 164–217, hier S. 193 f., wo es abschließend etwas ernüchternd über diese Form der Förderung heißt: „Freilich, so frei wie früher konnte sein Schaffen nicht mehr sein und war es auch nicht mehr.“

für die ‚schöne‘ Literatur und der kaum existierenden literarischen Salonkultur verzögerte dieser Umstand hier die Etablierung einer Kunstdliteratur von Laien und damit auch literarischer Autorschaft als Beruf. Im protestantischen Norden Deutschlands war die schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts „von Opitz anvisierte Integration des Dichters in den absolutistischen Territorialstaat an dessen Ende mustergültig“ bewerkstelligt worden, wie Klaus Garber an den Karrieren dreier repräsentativer Autoren aus unterschiedlichen Generationen exemplarisch illustriert hat.<sup>606</sup> Demgegenüber verhinderte das soziale Gefüge der Residenzstadt Wien noch im 18. Jahrhundert die Herausbildung einer Gruppe von Schriftstellern, „denen ihre literarische Laufbahn die Chance einer Aufnahme in die Welt der Herrschenden eröffnet“ hätte.<sup>607</sup> Vor diesem Hintergrund gewinnen die Erkenntnisse der französischen Kulturgeschichtsschreibung auch für die österreichischen Verhältnisse indiziellen Wert. Denn noch für die Zeit der französischen Hochaufklärung gilt: „Ohne von der flächendeckenden Durchsetzung des Buchmarkts verdrängt zu werden, hat sich das traditionelle System der Patronage ohne Reibungsverluste den neuen technischen Modi der Textzirkulation wie auch der mit ihr einhergehenden Marktlogik angepasst.“<sup>608</sup> Konkret bedeutet das, dass

sich die Lage der Autoren in den drei bis vier letzten Jahrzehnten des *ancien régime* gewandelt hatte. Das ältere Modell bot zwei Möglichkeiten an: entweder garantierten sein Stand oder sein Vermögen dem Schriftsteller eine gewisse wirtschaftliche Unabhängigkeit, oder er wurde von einem Gönner protegiert, der ihm als Gegenleistung für seine Treue eine Anstellung und den Lebensunterhalt zusicherte.<sup>609</sup>

In einem Literatursystem nun, in dem sich diese beiden alten Modelle des Autorstandes niemals durchsetzen konnten, zeitigte die späte, aber rasche Entwicklung von Marktprinzipien notwendig andere, von Beginn an deutlich sichtbare

606 Klaus Garber: Der Autor im 17. Jahrhundert. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 42 (1981), S. 29–45, hier S. 41.

607 Walter: Les auteurs et le champ littéraire, S. 502: „à qui la carrière des lettres offre les chances d’une intégration à l’univers des dominants.“

608 Roger Chartier: L’ordre des livres, S. 56: „Le système traditionnel du patronage, loin d’être démantelé par la diffusion du livre imprimé, s’accorde tout à fait à la nouvelle technique de reproduction des textes comme à la logique de marché qu’elle institue.“

609 Chartier: Die kulturellen Ursprünge der Französischen Revolution, S. 72; vgl. Chartier: L’ordre des livres, S. 57: „[L]es deux modèles anciens de la condition d’auteur demeurent dominants: soit l’écrivain jouit d’une indépendance économique que lui assure sa naissance ou sa profession, soit il bénéficie des gratifications et des sinécures du patronage.“ In deutscher Übersetzung: „Die beiden alten Modelle des Autorstandes bleiben dominant: Entweder erfreut sich der Schriftsteller einer ökonomischen Unabhängigkeit, die ihm sein Stand oder seine Berufsausübung ermöglichen, oder er profitiert von Gratifikationen und Sinekuren eines Patronats.“

Konsequenzen für die Modalitäten der Textproduktion – und mithin für die von Foucault untersuchte ‚Funktion Autor‘ selbst. Um die Spezifik der österreichischen Verhältnisse des 18. Jahrhunderts besser konturieren zu können, sollen zunächst allgemeine ökonomische Bedingungen des erbländischen Buchwesens skizziert werden, um daraufhin die Implikationen des buchhandelpolitischen Gefälles innerhalb des deutschen Sprachraums für alle Formen von literarischer Autorschaft zu rekonstruieren. Der Befund dieses Gefälles erlaubt es, nach einem strukturellen Vergleich mit anderen Sprachräumen, die buchhändlerische Stellung Wiens – als Residenzstadt des Kaisers immerhin noch offizielles politisches Zentrum des Alten Reichs – paradoxerweise als provinziell zu charakterisieren, was erhebliche Konsequenzen für die Entwicklung der Autorenrechte hatte (II.4.1). Nach dieser – in erster Linie von juristischen Problemen ausgehenden – idealtypischen Positionierung des österreichischen Aufklärungsschriftstellers analysiert das folgende Unterkapitel interne Auswirkungen der sich in den 1780er Jahren rasant entwickelnden und wirtschaftlich sehr modern anmutenden Marktstrukturen des Wiener Literatursystems im Hinblick auf Autorstatus und Autorprestige (II.4.2). Abschließend wird ein Blick auf den signifikanten Unterschied zwischen Anspruch und Wirklichkeit schriftstellerischen Wirkens im josephinischen Wien geworfen (II.4.3).

#### 4.1 Staatliche Buchhandelspolitik, merkantile Nachdruckpraxis und Autorenrechte

Der Begriff ‚Autor‘ fungiert allererst als Zuweisungs- und Klassifikationsmodus für Texte, wie Alain Viala hervorgehoben hat: Ein Autor, das ist ihm zufolge vor allem ein Name, der ein Werk signiert. In den Augen seiner Zeitgenossen wie aus dem Blickwinkel der Geschichte gleichermaßen habe er zunächst nur durch diese Signatur Existenz: Sie allein mache ihn haftbar, setze ihn den Sanktionen aus, die sein Text mit sich bringen kann, und verleihe ihm das Recht, sich des daraus resultierenden Profits zu erfreuen. Die gesamte Ökonomie der Veröffentlichung richte sich nach seinem Wert, genauso wie die Ökonomie des Handels (wer profitiert von der Publikation?) oder die symbolische Ökonomie und die Affektökonomie (ein publiziertes Werk zu signieren bedeutet, ein Bild von sich zu geben).<sup>610</sup> Die von Viala angesprochene Ökonomie der Publikation

610 Vgl. Viala: *Naissance de l'écrivain*, S. 85 : „Un auteur, c'est avant tout un nom signant une œuvre: aux yeux de ses contemporains comme au regard de l'histoire, il n'existe d'abord que par cette signature. Elle seule l'engage, l'expose aux sanctions que peut entraîner son texte et lui confère le droit de jouir des profits qu'il peut donner. Toute l'économie de la publication s'ordonne autour de sa valeur, aussi bien l'économie marchande (à qui profite la publication?) que l'économie symbolique et affective (signer une œuvre publiée, c'est engager une image de soi).“

steht dabei als spezifische Eigentumsproblematik jeweils in einem bestimmten historischen Kontext, wie zuerst Foucault in seinem wegweisenden Aufsatz von 1969 betont hat: Die „Autor-Funktion ist mit dem rechtlichen und institutionellen System verknüpft, das das Universum der Diskurse umfasst, determiniert, gliedert“.<sup>611</sup>

Allerdings wirkt diese Formulierung selbst fast zu statisch für die Charakterisierung der sich erst entwickelnden rechtlichen und institutionellen Systeme im *ancien régime*: Während nämlich ein (ursprünglich durch die Heilige Schrift vermitteltes) Bewusstsein vom Recht auf Respekt vor dem Wortlaut schriftlicher Texte in den überkommenen Mentalitäten durchaus vorhanden war,<sup>612</sup> finden sich im wenig kodifizierten juristischen Wirrwarr etwa der französischen frühen Neuzeit kaum Ansätze eines verbürgten Anspruchs auf literarisches Eigentum. Dagegen bestand vor der Verschriftlichung entsprechender Gesetze ein gewisses Gewohnheitsrecht: „Kein Gesetz bestimmte damals, dass der Autor der Eigentümer seines Textes sei, doch die Gebrauchsweisen und die Verordnungen beweisen, dass ein *ius* des literarischen Eigentums existierte, seitdem sich der Druck ausgebreitet hatte, und dass es anfang, in ein *lex* überzugehen. Die Autoren haben demnach eine Grundlage ihrer wirtschaftlichen Stellung erlangt.“<sup>613</sup> Die durchaus erhobene Forderung französischer Autoren nach definitiver Kodifizierung ihrer Rechte konnte jedoch aufgrund der wirtschaftlichen Kräfteverhältnisse noch nicht realisiert werden, denn die Verleger, die über die finanzielle und kommerzielle Macht verfügten, wollten die Autoren keineswegs aus ihrer Abhängigkeit entlassen.<sup>614</sup> Letztlich bestätigte auch der absolute Staat den bestehenden und den Schriftstellern nachteiligen *status quo*: Gegenüber den Forderungen der Autoren hat die königliche Regierung beschlossen, die Drucker-Buchhändler zu unterstützen.<sup>615</sup> Viala resümiert die Strategie des französischen Absolutismus zur Einbindung der Autoren in seinen Herrschaftsapparat folgendermaßen: Von 1660 an habe der Staat sein Mäzenat systematisiert; gleichzeitig habe er eine konsequente Vereinnahmung der Akademiebewegung angestrengt und die Entwicklung der Autorenrechte begrenzt. Anders ausgedrückt, habe er diejenigen Faktoren benachteiligt, die dem Schriftsteller einen konsequenten

611 Foucault: Was ist ein Autor, S. 1021.

612 Vgl. Viala: Naissance de l'écrivain, S. 87.

613 Vgl. ebd., S. 96: „nulle loi ne dit explicitement alors que l'auteur est propriétaire de son texte, mais les usages et les textes réglementaires prouvent que le *ius* de la propriété littéraire a existé dès que l'imprimé s'est répandu, et qu'il commençait à passer dans la *lex*. Les auteurs gagnaient une base pour leur statut économique.“

614 Vgl. ebd., S. 98: „Pourtant, les éditeurs, disposant du pouvoir financier et commercial, maintenaient les auteurs dans leur dépendance.“

615 Vgl. ebd., S. 100: „Face aux revendications des auteurs, le pouvoir monarchique choisit de favoriser les libraires-imprimeurs.“

Status verleihen hätten können (das literarische Eigentum), habe darüber hinaus die genuinen Aktivitäten der Literatenwelt zu seinen eigenen Gunsten instrumentalisiert (durch die Akademien) sowie ihr eine bestimmte Struktur auferlegt, um die Autoren von sich abhängig zu machen (durch die Einführung des königlichen Mäzenats). Der Absolutismus zielte demzufolge darauf, aus dem Schriftsteller einen Teil seines Staatsapparats zu machen und Ansätze einer Autonomie nicht zu fördern, sondern zu bekämpfen.<sup>616</sup> Eine erste, noch implizite Anerkennung des Urheberrechts brachte in Frankreich dann die Neuregelung des Buchhandels im Jahr 1723,<sup>617</sup> wohingegen England mit dem ‚Statute of Anne‘ schon 1709 „the world’s first copyright act“<sup>618</sup> vorweisen konnte.

Demgegenüber musste in den habsburgischen Gebieten eine soziale, ökonomische und rechtliche Sanktionierung des bisher kaum mit kultureller Legitimität ausgestatteten Autorstatus ganz andere Schwierigkeiten überwinden: Hatte es hier keine erfolgreiche Etablierung und gesellschaftliche Integration des ‚ständischen‘ Schriftstellers<sup>619</sup> gegeben, so waren bis ins josephinische Jahrzehnt auch die allgemeinen wirtschaftlichen Strukturen der Entwicklung eines literarischen Marktes äußerst hinderlich.<sup>620</sup> Dies manifestierte sich etwa darin, dass „wegen deren hiesig höheren Unkosten alles meistens ausser Landes gedruckt“ wurde, wie der offizielle Hofbericht zur Lage der inländischen Buchdruckerei noch 1751 feststellte; die überkommene restriktive Steuergesetzgebung bewirkte nämlich, „daß das hier Lands fabricirte Papier 3 fl. von dem Ballen Aufschlag bezahlen müsse, mithin die Authores besserer Oeconomie halber ihre Bücher ausser Landes drucken liessen, wo die Buchführer, von ihrer hereinbringenden gedruckten Waar für den Centen, so fast eben so viel als ein Ballen betrage, höchstens 1 fl. 45 kr. zu entrichten hätten“.<sup>621</sup> Es handelt sich also um

616 Vgl. ebd., S. 103: „A partir de 1660, l’Etat systématise son mécénat; en même temps, il engage une récupération méthodique du mouvement académique et limite le progrès des droits des auteurs. En d’autres termes, il défavorise ce qui pouvait donner à l’écrivain un statut conséquent (la propriété littéraire), détourne les activités spécifiques du monde des littérateurs à son profit (les académies) et impose une structure propre à rendre les auteurs dépendants de lui (le mécénat royal institué). L’absolutisme s’efforçait de faire de l’écrivain une des pièces de son appareil et en combattait l’autonomie.“

617 Vgl. Walter: Les auteurs et le champ littéraire, S. 501.

618 Mark Rose: The Author as Proprietor: *Donaldson v. Becket* and the Genealogy of Modern Authorship. In: *Representations* 23 (1988), S. 51–85, hier S. 52.

619 Als ‚ständischer‘ Schriftsteller wird hier weniger der durch seine soziale Stellung vom höfischen Geschmack völlig abhängige Autor verstanden, sondern vielmehr ein Autor, der einen bestimmten, sozial anerkannten und deshalb legitimen Platz in der Gesellschaft des *ancien régime* einnahm und sich selbst vornehmlich durch die schriftstellerische Arbeit definierte.

620 Vgl. dazu Bachleitner, Eybl, Fischer: Geschichte des Buchhandels in Österreich, S. 114–136.

621 Zit. bei Giese: Johann Thomas Edler von Trattner, Sp. 1016; nähere Angaben fehlen leider im Text.

ausgesprochen innovationshemmende und wettbewerbsverzerrende Regelungen erbländischer Steuerpolitik.

Abgesehen davon sahen sich potentielle Autoren lange auch mit indirekten Auswirkungen der habsburgischen Kulturpolitik konfrontiert: Während im protestantischen Norden zahlreiche Journale und Zeitschriften gerade durch „die Periodizität des Erscheinens wie die Kleinteiligkeit und Vielfalt des Inhalts eine bisher ungeahnte Fülle von Publikationschancen“<sup>622</sup> boten, hinderte der anhaltende Mangel an vergleichbaren heimischen Printmedien die österreichischen Autoren daran, durch Publikationen in anerkannten und kulturell legitimierenden Anthologien oder Periodika symbolisches Kapital zu erwerben. Das führte unter anderem dazu, dass selbst noch in den 1780er Jahren – als entsprechende österreichische Publikationsforen durchaus existierten – eine Veröffentlichung in auswärtigen Zeitungen und Zeitschriften offenbar unverhältnismäßig attraktiver schien als in heimischen Pendanten. Insbesondere Blumauer, der sich ja um die Etablierung einer Wiener literarischen Infrastruktur verdient gemacht hatte und zur Zeit der Niederschrift seiner *Beobachtungen* immer noch machte (vgl. II.3.1), klagte über das offensichtliche Missverhältnis im Publikationswesen. Er bemüht dabei die Terminologie der zeitgenössischen Staatswissenschaft und Kameralistik für seine eindringliche Argumentation im Sinne einer auch finanziell ausgeglichenen Publikationsbilanz:

Das Verhältniß, in welches wir uns selbst durch unsere Beyträge mit den Auswärtigen setzen, ist auffallend ungleich und gegen alle Regeln eines gesellschaftlichen Vertrags: wir geben ihnen Beyträge, sie geben uns keine, wir schenken ihnen unsere Arbeiten, um selbe wieder von ihnen um unser Geld kaufen zu können. Was Wunder also, daß wir ihnen damit willkommen sind?<sup>623</sup>

Blumauer legt den Wiener Autoren nahe, sich fortan in „Gemeingeist“<sup>624</sup> und Patriotismus zu üben, d. h. im Inland zu publizieren, da andernfalls die heimische Literatur im Hintertreffen bleibe, wie seine aus der Geografie bzw. der Gartenpflege entlehnte Metaphorik in ihrer für den (österreichischen) Merkantilismus typischen Staatsbezogenheit<sup>625</sup> suggeriert:

Aber wenn unsere besseren Schriftsteller nur für das Ausland arbeiten, wenn sie die kleineren Bäche ihres Mutterlandes in ausländische Flüsse leiten, wenn Dichter ihre

622 Wittmann: Geschichte des deutschen Buchhandels, S. 148.

623 Blumauer: *Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Litteratur*, S. 51 f.

624 Ebd., S. 52.

625 Vgl. Wolfgang Pircher: *Aufklärung und Staat. Zur Theoriegeschichte der Ökonomie in Österreich*. In: *Verdrängter Humanismus – verzögerte Aufklärung*, S. 400–442, hier S. 408–414.

auf mütterlichem Boden erzeugten Blumen in auswärtige Beete verpflanzen, wenn selbst der Inländer die Manufakturen und Staatsvorfälle seines Landes erst aus *Schlözers* Staatsanzeigen, und die Talente seiner Landesleute aus fremden Journalen kennen lernen muß, so läßt sich von der inländischen Litteratur nie ein wahres Fortkommen hoffen [...].<sup>626</sup>

Wenn man berücksichtigt, dass der zeitgenössischen Kameralistik „die Landwirtschaft als die vornehmste Anwendung der Ökonomie“ galt, wie Wolfgang Pircher anhand eines fünfteiligen Vorlesungsplans des Göttinger Professors Johann Beckmann gezeigt hat,<sup>627</sup> dann erweist sich Blumauers forciert wirkende Metaphorik für das damalige Publikum als besonders anschaulich.

Vor der Analyse der handelspolitischen Debatten – von deren Auswirkungen auf den Autorstatus noch die Rede sein wird – scheint ein kursorischer Rückblick auf die grundlegenden ökonomischen Rahmenbedingungen des österreichischen Literatursystems im 18. Jahrhundert geboten: Als kulturelle Folgeerscheinung der erschöpfenden Konfessionskriege sowie der kostspieligen Türken- und Erbfolgekriege war Österreich – so Ursula Giese – der „Anschluß an die deutsche bereits wieder aufgeblühte Literatur [...] fast verloren gegangen; die österreichischen Erblände waren in der Mitte des 18. Jahrhunderts literarisch verödet und buchhändlerisch isoliert“.<sup>628</sup> Die erbländische Originalbuchproduktion befand sich also wie auch die literarische Kultur im Allgemeinen „um die Mitte des 18. Jahrhunderts in ziemlich desolatem Zustand [...], so daß auswärtige Buchhändler dort hohe Exporterlöse erzielten“<sup>629</sup> und für die in

626 Blumauer: Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Litteratur, S. 53.

627 Pircher: Aufklärung und Staat, S. 412 f. Beckmann gliederte seine Vorlesung in folgende Abschnitte: „1. Vom Ackerbau/ 2. Vom Pflanzenbau/ 3. Von der Viehzucht/ 4. Von Verarbeitung einiger Naturalien auf dem Lande/ 5. Von Anlegung und Verwaltung der Landgüter (ökonomische Baukunst).“

628 Giese: Johann Thomas Edler von Trattner (1961), Sp. 1014; ähnlich schon in Johann Goldfriedrich: Geschichte des deutschen Buchhandels vom Beginn der klassischen Litteraturperiode bis zum Beginn der Fremdherrschaft (1740–1804). Leipzig: Börsenverein der Dt. Buchhändler 1909 (=Geschichte des Deutschen Buchhandels, Bd. 3), S. 4: „Es war örtlich entlegen, buchhändlerisch isoliert und literarisch verödet.“

629 Wittmann: Geschichte des deutschen Buchhandels, S. 120 f.; als Beispiel nennt Reinhard Wittmann: Der gerechtfertigte Nachdrucker? Nachdruck und literarisches Leben im achtzehnten Jahrhundert. In: Buch und Buchhandel in Europa im achtzehnten Jahrhundert. Fünftes Wolfenbütteler Symposium vom 1. bis 3. November 1977. Vorträge hg. v. Giles Barber u. Bernhard Fabian. Hamburg 1981 (=Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens, Bd. 4), S. 293–320, hier S. 302: „[A]llein die einzige Dresdner Firma C. G. Walther soll um 1765 jährlich mehr als 40 000 [!] Gulden mit dem Buchhandel in Österreich erlöset haben.“ Wittmann verschweigt jedoch die Quelle für seine Angabe, welche insofern umso zweifelhafter wird, als Trattner selbst in seinem Brief an den k. k. Commercialconzeß zu Prag vom

Österreich damals noch kaum produzierte profane schöngestige Literatur praktisch eine Monopolstellung innehatten. Der Zeitgenosse Pezzl beschrieb rückblickend das vorjosephinische österreichische Buchgewerbe mit tristen Worten: Auch nach Beseitigung des jesuitischen Monopols nämlich

waren die Buchdruckereien noch schlecht genug bestellt. Der Buchhandel war unbeträchtlich und meist passiv. Im Lande wurden außer Gebetbüchern, Schulbüchern, einigem asketischem Wust, Patenten und Zeitungsblättern wenig gedruckt. Dabei hatte man schlechtes Papier, eckige, unförmliche, halbgothische Lettern und verdorbene, gelbliche Druckerfarbe...<sup>630</sup>

Der Umstand einer ausländischen ‚Hegemonie‘ im Buchgewerbe bot insbesondere der dem Absolutismus zugrundeliegenden zeitgenössischen ökonomischen Theorie, die sich vehement gegen „das Monopol, Polypol und das Propolium“<sup>631</sup> wandte, breite Angriffsfläche. Die wirtschaftspolitischen Vorstellungen merkantilistischer Theoretiker, etwa des in Österreich tätigen und weit über seine Zeit hinaus einflussreichen Philipp Wilhelm v. Hornick (auch: Hörnigk oder Horn-eck), orientierten sich an der zentralen

Idee des politischen Gleichgewichts, die in der Handelsbilanztheorie ihren wirtschaftlichen Ausdruck findet. Doch wird hier jene Vorstellung eines zwischen den einzelnen Mächten herrschenden Gleichgewichts in der Weise modifiziert, daß Oesterreich in der Bilanzidee eine überragende Bedeutung zuerkannt wird. Oesterreich ist imstande allen anderen Staaten des christlichen Europa gegenüber ein Gleichgewicht zu bieten, es wird als Inhalt der einen Waagschale gedacht, während alle anderen Staaten in die andere Waagschale geworfen werden müssen, um einen Gleichgewichtszustand herzustellen.<sup>632</sup>

---

4. Juni 1765 als Begründung für die Rechtmäßigkeit seiner Nachdrucktätigkeit von „jährlich über vier Tausend Gulden [...]“ spricht, die „dermalen [...] für witzige und nützliche Schriften mittelst des Dreßdner Buchhändler Walther außer Landes gezogen werden“, zit. bei Mark Lehmann, „Ein Stroh, der alles überschwemmet“. Dokumente zum Verhältnis von Philipp Erasmus Reich und Johann Thomas von Trattner. Ein Beitrag zur Geschichte des Nachdrucks in Deutschland im 18. Jahrhundert. In: *Bibliothek und Wissenschaft* 25 (1991), S. 176–267, hier S. 203; Trattner hätte eine zehnfach höhere Summe zur Stützung seiner Argumentation kaum unterschlagen; vgl. unten.

630 Pezzl: Skizze von Wien, S. 305.

631 Pircher: Aufklärung und Staat, S. 416.

632 Louise Sommer: Die österreichischen Kameralisten. In dogmengeschichtlicher Darstellung. Wien: Konegen 1920, Tl. 1, S. 2; zit. ebd., S. 419 f. Das historisch wichtigste Werk des österreichischen Kameralismus ist das Philip Wilhelm von Hörnigk zugeschriebene Buch *Oesterreich über alles, wann es nur will* (1684), welches – da 1983 in Wien neu aufgelegt (Eingel. u. kommentiert v. Horst Knapp. Hg. v. Hannes Androsch, Helmut Haschek u. Franz Vranitzky) – inzwischen wieder leicht greifbar ist.

Blumauers Argumentation war noch deutlich von solchen kameralistischen Vorstellungen geprägt und ging keineswegs – wie Werner M. Bauer nahegelegt hat – von der modernen Perspektive „freie[r] Marktwirtschaft“<sup>633</sup> aus, im Gegenteil: Sie machte ungebremst wirkende Marktmechanismus vielmehr für den beschämenden „Zustand unserer Litteratur“<sup>634</sup> zumindest mitverantwortlich (vgl. II.4.2). Der an der Wiener Universität in Rechts- und Staatswissenschaften unterwiesene Dichter überträgt das Postulat nach ausgeglichener zwischenstaatlicher Handelsbilanz auch auf den Buchhandel und argumentiert somit implizit für eine stärkere staatliche Förderung des Publikationswesens sowie vor allem der ‚schönen‘ Künste und Wissenschaften:

[D]ieser Handlungsartikel, der nun bey uns so wichtig zu werden anfängt, ist gerade der einzige, der uns den Ausländern am meisten zinsbar macht. Für die mehresten Handlungszeige haben wir inländische Manufakturen, die das Geld im Land erhalten, und uns die Waaren der Ausländer entbehrlich machen sollten, unsere Büchermanufakturen aber, welche den edlen Zweck haben, für die Geistesbedürfnisse des Landes zu sorgen, sind leider! noch in sehr mißlichem Stande, und die beträchtlichen Summen, die wir jährlich den Niederdeutschen,<sup>635</sup> den Engländern, Franzosen und Holländern, baar bezahlen müssen, beweisen deutlich, wie unentberlich uns ihre gelehrten Waaren sind, und wie wenig noch unsere Manufakturen zureichen, um uns mit ihnen durch Tauschhandel in ein Gleichgewicht setzen zu können.<sup>636</sup>

Blumauers Rede vom ‚Tauschhandel‘ verweist auf den traditionellen ‚Changehandel‘, womit der vormoderne geldlose „wechselseitige Tauschhandel aller Neuerscheinungen auf den beiden jährlichen Buchmessen in Frankfurt und Leipzig“<sup>637</sup> gemeint ist. Offenbar vor allem an die in literarischen und wissen-

633 Werner M. Bauer: Die Verleger und Drucker Joseph Vinzenz Degen und Johann Baptist Wallichshäuser und ihre Stellung in der österreichischen Literatur ihrer Zeit. In: Die österreichische Literatur. Ihr Profil an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, S. 179–202 hier S. 180.

634 Blumauer: Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Litteratur, S. 54.

635 In den oberdeutschen Territorien der frühen Neuzeit ist die Bezeichnung ‚Niederdeutsche‘ eine „pauschale[ ] Verwendung für alle Deutschen nördlich von Bayern wie später ‚die Preußen‘“: so Ingo Reiffenstein: Heinrich Brauns *Anleitung zur deutschen Sprachkunst* (1765). ‚Hochdeutsch‘, ‚Oberdeutsch‘ und ‚Mundart‘ im 18. Jahrhundert. In: Zagreber Germanistische Beiträge 2 (1993), S. 163–178, hier S. 167.

636 Blumauer: Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Litteratur, S. 54 f.; mehr dazu ebd., S. 55–57.

637 Wittmann: Der gerechtfertigte Nachdrucker, S. 296. Im Rekurs auf diese überkommene und für das partikularistische Alte Reich charakteristische Handelsform, die „als Verrechnungsverfahren den Geldverkehr weitgehend zu vermeiden suchte“, wie Wittmann: Geschichte des deutschen Buchhandels, S. 90, berichtet, übergeht Blumauer freilich gefissentlich, dass zur Zeit der Niederschrift seiner *Beobachtungen* „der endgültige Übergang von der Tausch- zur

schaftlichen Belangen wenig engagierte österreichische Regierung gerichtet heißt es weiter: „Ueberhaupt scheint mir, habe man die Litteratur selten oder gar nie von dieser Seite betrachtet, und doch liesse sich meines Erachtens arithmetisch beweisen, daß der Gegenstand wichtig genug ist, um in Betrachtung gezogen zu werden.“<sup>638</sup> Blumauer ist hier freilich bei weitem nicht so originell, wie er zu sein vorgibt; „das klassische Argument des Merkantilismus – die Verhinderung des Geldabflusses ins Ausland“<sup>639</sup> – lag schon der thesesianischen Buchhandelspolitik zugrunde, wenn auch nicht in Blumauers Sinn. Im Gegenteil:

Während Sachsen und auch Preußen am Schutz der einheimischen Originalverleger gelegen war, besaß der Kameralismus anderer Territorien die gegenteilige Interessenlage. Denn durch das Fast-Monopol der sächsischen Verleger auf die in ganz Deutschland begehrten Neuerscheinungen wurde die Außenhandelsbilanz gerade kleinerer Reichsteile, wurde die Ertragskraft ihrer Papiermühlen, Druckereien und Buchhändler geschädigt.<sup>640</sup>

Das bedeutete auch für den habsburgischen Staat, dessen „in so manchem Betracht kolossalische Grösse“ Blumauer zufolge mit seiner „litterarischen Kleinheit [...] einen sehr auffallenden Kontrast“<sup>641</sup> bildete: „Es war ein Gebot der wirtschaftlichen Vernunft, einheimische Firmen zum Nachdruck zu animieren, wie es Kaiserin Maria Theresia bei ihrer ersten Audienz für den Wiener Nachdruckerfürsten J. T. Trattner getan haben soll“<sup>642</sup> – wobei wohl weniger „ein stark ausgebildetes pädagogisches und kulturelles Interesse“<sup>643</sup> der Kaiserin als solches, wie Peter R. Frank annimmt, sondern eher ökonomisch und kulturpolitisch unmittelbar Verwertbares im sich konstituierenden Absolutismus eine Rolle spielte: „Für die rasche und weitreichende, dabei den Staat finanziell nicht belastende Verbreitung modernen, fortschrittlichen Denkens und Wissens gab es

---

Geldwirtschaft im deutschen Buchhandel“ und damit auch „die Anonymität des buchhändlerischen Warenverkehrs“ längst besiegelt war: so ebd., S. 115 f.

638 Blumauer: Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Litteratur, S. 55.

639 Mark Lehmsstedt: „Ein Strohm, der alles überschwemmet“. Dokumente zum Verhältnis von Philipp Erasmus Reich und Johann Thomas von Trattner. Ein Beitrag zur Geschichte des Nachdrucks in Deutschland im 18. Jahrhundert. In: Bibliothek und Wissenschaft 25 (1991), S. 176–267, hier S. 225.

640 Wittmann: Geschichte des deutschen Buchhandels, S. 120.

641 Blumauer: Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Litteratur, S. 54.

642 Wittmann: Geschichte des deutschen Buchhandels, S. 121; Genaueres dazu in Bachleitner, Eybl, Fischer: Geschichte des Buchhandels in Österreich, S.106 f.

643 So Peter R. Frank: Der deutsche Buchhandel im Österreich des 18. Jahrhunderts. Vorgesichte, ein vorläufiger Bericht über die Forschung und Ausblick. In: Das achtzehnte Jahrhundert und Österreich. Jahrbuch der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des achtzehnten Jahrhunderts 7/8 (1992/93), S. 111–129, hier S. 114.

kein besseres Mittel.<sup>644</sup> Schon 1751 hatte die *Niederösterreichische Repraesentation und Cammer des Directoriums in Publicis et Cameralibus* den Nachdruck ausländischer Werke unmissverständlich nahegelegt und somit ein entscheidendes Signal für „das eigentliche Zeitalter des Nachdrucks in Österreich“<sup>645</sup> gegeben.

Der berüchtigte Wiener Büchermanufacturist Johann Thomas von Trattner selbst berief sich zur Rechtfertigung seiner unautorisierten Nachdrucke immer wieder auf die von der k. k. Regierung sanktionierte Notwendigkeit, den Abfluss von finanziellen Mitteln zu verhindern, „die wir zur Erhaltung unsers Landes Capitals an dasige Insaßen zur Circulation, verwenden könnten“,<sup>646</sup> indem er vorgab: „Dieser willkührlichen Bedrückung mit dem sonst jährlich beträchtlichen Ausflusse des Geldes vorzubeugen, zugleich auch zur Verbreitung des geläuterten Geschmacks, und der schönen Wissenschaften, nach seinen Kräften beyzutragen, erbiethet sich er *von Trattner* aus patriotischem Eifer den Verlag aller Arten Bücher [...] fortzusetzen“<sup>647</sup> – so heißt es im Avertissement seines ersten großen literarischen Nachdruckprogramms vom September 1765. Am 23. April 1766 schreibt Trattner seinem Haupttrivalen, dem Leipziger Nettohändler Philipp Erasmus Reich, in der provokant späten Antwort auf dessen Einladung zur Mitgliedschaft in der Leipziger Buchhandlungsgesellschaft: „Sie werden wissen, daß im Handel und Wandel keine Freundschaft statt findet, Sie werden mich daher nicht verdenken, daß ich den Gesetzen meines Souverains nachleben muß, welche dahin gehen, das *baare Geld* im Lande zu erhalten, und *nach Kräften bedacht* zuseyn, eher Geld hereinzubringen als hinauszuschicken.“<sup>648</sup>

Die dann mit der staatlichen Förderung des Nachdrucks einhergehende und vom Reichsrecht unabhängige Etablierung eigener österreichischer Bücherprivilegien sind bloß ein konsequentes „Element des Territorialabsolutismus“ in einer Zeit, als „das Reich und das Amt des Kaisers mehr oder minder zur Fiktion geworden waren“ und „es neben den kaiserlichen schon längst auch territorialstaatliche Bücherprivilegien“ gab.<sup>649</sup> Diese Faktoren sind kaum zu überschätzen in ihrer Tragweite für den österreichischen Buchhandel, der, „durch Schranken von innen und außen auf Distanz zu den übrigen deutschen Staaten gebracht und in einem multikulturellen Umfeld, hier einen Sonderweg“<sup>650</sup> nahm – und mit ihm auch die österreichische Literatur des 18. Jahrhunderts. Wie Mark Lehms-

644 Wittmann: Geschichte des deutschen Buchhandels, S. 121.

645 Giese: Johann Thomas Edler von Trattner, Sp. 1018.

646 Zit. nach Lehmsstedt: „Ein Stroh, der alles überschwemmet“ (1991), S. 203.

647 Zit. ebd., S. 225; vgl. auch Giese: Johann Thomas Edler von Trattner, Sp. 1109 f.

648 Zit. nach Lehmsstedt: „Ein Stroh, der alles überschwemmet“, S. 236; vgl. als Beleg der obrigkeitlichen Sanktion des Nachdrucks in Österreich auch ebd., S. 243.

649 Ebd., S. 256.

650 Frank: Der deutsche Buchhandel im Österreich des 18. Jahrhunderts, S. 115.

tedt in seiner sorgfältigen, aber nicht ganz unparteiischen<sup>651</sup> Rekonstruktion der Auseinandersetzung zwischen Philipp Erasmus Reich und Johann Thomas von Trattner aufgezeigt hat, bedeutete nämlich spätestens die Resolution der kaiserlichen Hofkanzlei in Wien vom 4. Februar 1764 eine „faktische[ ] Abschaffung des kaiserlichen Bücherregals“, indem sie festschrieb, „daß die kaiserlichen Bücherprivilegien, die bislang den einzigen (relativen) Rechtsschutz gegen Nachdruck von gesamtdeutscher Bedeutung gewährleistet hatten, in den österreichischen Erblanden keine Gültigkeit mehr besaßen“. <sup>652</sup> Mehr noch:

Im Gegensatz zu den sächsischen, preußischen und sonstigen Privilegien erkannten die österreichischen die Überordnung der kaiserlichen Privilegien nicht an. Damit war im Buchwesen der Grundsatz ‚Reichsrecht bricht Landesrecht‘ aufgehoben. Und was noch viel bedeutsamer war: Österreich, das doch zu erheblichen Teilen zum Reich gehörte, erklärte auf diese Weise faktisch seinen Austritt aus dem Verbund des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation, zumindest auf dem Gebiet des Buchwesens. Da es das Oberhaupt dieses Reiches selbst war (wenngleich es nicht als Kaiser, sondern als österreichischer Erzherzog sprach), das diesen faktischen Austritt erklärte, wurde hier – mehr als vier Jahrzehnte vor 1806 – das alte Reich erstmals zu Grabe getragen. <sup>653</sup>

Die Lösung Österreichs aus dem deutschen Reichsverband setzte also in wirtschaftlicher sowie rechtlicher Hinsicht mitten im 18. Jahrhundert ein, und die Buchhandelspolitik war in diesem Zusammenhang ein gewichtiger Motor.

Abgesehen von der so bewirkten Sonderstellung des österreichischen Buchhandels war im Alten Reich nicht zuletzt durch die exklusive Politik der Leipziger Nettobuchhändler generell eine „bibliopolische Zweiteilung“<sup>654</sup> entstanden: Diese separierte den noch auf Büchertausch zwischen Buchhändlern basierenden ‚Reichsbuchhandel‘ im mehrheitlich katholischen Süden, nicht nur in

651 Abgesehen von der Tatsache, dass Lehmstedt: „Ein Stroh, der alles überschwemmet“, S. 184, seiner Arbeit allein sächsische – und keine österreichischen – Archivbestände zugrunde legt, entsteht der Eindruck einer retrospektiven Apologie der sächsischen Argumentationsmuster etwa dann, wenn er der dortigen Bürokratie „erstaunliche[ ] Reife“ (ebd., S. 228) zuspricht, wenn von „unlauterer süddeutscher Konkurrenz“ (ebd.) die Rede ist oder wenn bei der Gegenüberstellung von Trattners „längst überholte[r] Geldtheorie“ und Reichs zukunftsweisender „hohe[r] Abstraktion im Begrifflichen“ (welche „ihm zur nationalökonomischen Begründung der Grundprinzipien des kapitalistischen Buchwesens“ diene; ebd., S. 265) die nicht nur in ihrer Praxis äußerst modern anmutende Konzentrations- und Filialpolitik Trattners unberücksichtigt bleibt.

652 Lehmstedt: „Ein Stroh, der alles überschwemmet“, S. 190.

653 Ebd., S. 256 f.

654 Goldfriedrich: Geschichte des deutschen Buchhandels vom Westfälischen Frieden bis zum Beginn der klassischen Litteraturperiode (1648–1740). Leipzig: Börsenverein der Dt. Buchhändler 1908 (=Geschichte des Deutschen Buchhandels, Bd. 2), S. 336 u. passim.

den habsburgischen Erblanden, von der vorab über Barzahlung abgewickelten Leipziger Buchhandelssphäre in den kulturell dominanten protestantischen nord- und mitteldeutschen Territorialstaaten. Wie neuere Forschungen belegen, waren beide Bereiche quantitativ hinsichtlich der Gesamtproduktion in absoluten Zahlen durchaus vergleichbar, doch kommt die von der Leipziger Buchhandelssphäre belieferte zahlenmäßig kleinere Bevölkerung von gut zehn Millionen Menschen auf einen „höhere[n] Pro-Kopf-Anteil von Titeln“ als die ca. 17 Millionen, die vom ‚Reichsbuchhandel‘ beliefert wurden.<sup>655</sup> Die indirekten Auswirkungen der beschleunigt fortschreitenden buchhandelspolitischen Partikularisierung im Alten Reich auf die rechtliche Entwicklung des Autorstatus in den Gebieten des ‚Reichsbuchhandels‘ sind nicht einfach zu bestimmen. Unstrittig ist jedenfalls: „Das Fehlen einer deutschen Hauptstadt hat die Professionalisierung des Schriftstellertums verlangsamt: In London oder Paris war die Autoremanzipation weiter fortgeschritten – so kannte England bereits seit 1709 das erste Urheberrechtsgesetz, die ‚Act Anne‘.“<sup>656</sup> In den deutschsprachigen Territorien innerhalb und außerhalb des Heiligen Römischen Reichs verliefen dagegen die Entwicklungen höchst unterschiedlich und bewirkten auch rechtlich eine Vielzahl ‚ungleichzeitiger‘ Strukturen. Diese schlugen sich in verschiedenen Konzeptionen des verlegerischen und damit letztlich auch des literarischen Eigentums nieder und beeinflussten die jeweilige Definition der ‚Autor-Funktion‘ – mithin der ‚Funktionsbedingungen spezifischer diskursiver Praktiken‘<sup>657</sup> – nicht unwesentlich.

Tatsächlich ist Wien als Residenzstadt des Kaisers, somit offiziell als politisches Zentrum des Alten Reichs, noch in den 1780er Jahren aus der globaleren Perspektive des gesamten deutschsprachigen Kommunikationszusammenhangs, in den es ja nach wie vor – wenn auch nicht mehr durch eine „reichseinheitliche juristische Klammer“<sup>658</sup> – eingebunden war, eindeutig buchhändlerische Provinz. Dies lässt sich durch einen Strukturvergleich mit den englischen und französischen Verhältnissen belegen: So führt die mit konkretem historischen Wissen angereicherte Diskussion der Thesen Foucaults über die rechtlichen Aspekte der ‚Autor-Funktion‘<sup>659</sup> den Kulturhistoriker Chartier zu einem bemerkenswerten Ergebnis: Statt aus einer besonderen Anwendung des individuellen Eigentumsrechts zu resultieren, lässt sich die Behauptung literarischen Eigentums dem-

655 Reinhart Siegert: Über Österreichs Aufklärung und Literatur. Zur „litterarischen Kleinheit“ Österreichs und des „Reichsbuchhandels“ zur Zeit Blumauers. In: Aloys Blumauer und seine Zeit, S. 153–184, hier S. 164 f.

656 Wittmann: Geschichte des deutschen Buchhandels, S. 144.

657 Foucault: Was ist ein Autor?, S. 1006.

658 Lehmstedt: „Ein Strohm, der alles überschwemmet“, S. 190.

659 Vgl. Foucault: Was ist ein Autor?, S. 1015 f.

nach direkt aus der Verteidigung des Buchhandelsprivilegs ableiten, das den Verlegern ein Exklusivrecht über einen Titel garantierte, den sie erworben hatten.<sup>660</sup> Diese These, die sich vor allem auf Untersuchungen zur Situation in England und Frankreich stützt, wird hinsichtlich ihrer Übertragbarkeit auf die verlegerischen Auseinandersetzungen im deutschsprachigen Raum noch genauer zu erörtern sein; zuvor jedoch soll sie in allen ihren Implikationen vergegenwärtigt werden. Chartier übernimmt nämlich auch für Frankreich einen historischen Befund von Mark Rose, der besagt: „Putting it baldly and exaggerating for the sake of clarity, it might be said that the London booksellers invented the modern proprietary author, constructing him as a weapon in their struggle with the booksellers of the provinces.“<sup>661</sup> Es handelt sich dabei in England wie in Frankreich gerade um die „Provinzbuchhandlungen, deren Aktivität fast vollständig von den Neuausgaben abhing, die durch die Aushöhlung des ‚ewigen Verlagsrechts‘ entstanden, welches den mächtigen Buchhändlern der beiden Hauptstädte zuerkannt worden war“.<sup>662</sup>

Bei genauerem Hinsehen sind Analogien zur Situation im deutschsprachigen Raum nicht von der Hand zu weisen, wobei freilich die übermächtigen Originalverleger hier nicht in der Haupt- bzw. Residenzstadt Wien, sondern in der literarisch avancierteren obersächsischen Provinz beheimatet waren. Schon im Jahr 1732 erschien in Sachsenhausen eine Schrift mit dem Titel *Charlatanerie der Buchhandlung*, welche die Verteidigung des ‚ewigen Verlagsrechts‘ unter anderem über die Einführung eines Begriffs von ‚geistigem Eigentum‘ begründet; Ursula Giese resümiert die Beweisführung wie folgt: „Gleichviel, ob ausdrückliche Gesetze gegen den Nachdruck bestehen oder nicht, das Verlagsrecht fließt aus dem Eigentumsrechte des Autors und dessen Cession an den Verleger. Das Privileg schafft nicht das Verlagsrecht, sondern hat nur die Bedeutung, den Betrüger durch Androhung der Konfiskation zu warnen.“<sup>663</sup> Nun stammten im 18. Jahrhundert, insbesondere in dessen zweiter Hälfte, nahezu alle überregional attraktiven Neuerscheinungen aus „den beiden Heimatländern der deutschen protestantischen Aufklärung“, nämlich aus Sachsen und in geringerem Maße auch aus Brandenburg-Preußen. „Das galt für alle Gebiete des Buchmarktes: für Philosophie ebenso wie für Jurisprudenz, für Naturwissenschaften ebenso wie

660 Vgl. Chartier: *L'ordre des livres*, S. 42: „loin de naître d'une application particulière du droit individuel de propriété, l'affirmation de la propriété littéraire dérive directement de la défense du privilège de librairie qui garantit un droit exclusif sur un titre au libraire qui l'a obtenu.“

661 Rose: *The Author as Proprietor*, S. 56.

662 Chartier: *L'ordre des livres*, S. 42 f.: „libraires de province dont l'activité dépendait quasi entièrement des rééditions permises par la suppression de la perpétuité des privilèges accordés aux puissants libraires des deux capitales.“

663 Giese: Johann Thomas Edler von Trattner, Sp. 1108, vgl. dazu ausführlicher Goldfriedrich: *Geschichte des Deutschen Buchhandels*, Bd. 3, S. 2 f.

für schöne Literatur.<sup>664</sup> Konsequenterweise sind es gerade diese Bücher, die den großen Wiener Nachdrucker Trattner interessierten, wie etwa sein erstes großes literarisches Nachdruckprogramm vom Mai 1765 belegt, das unter anderem Werke von Christian Fürchtegott Gellert, Salomon Gessner, Ludwig von Hagedorn, Albrecht von Haller, Ewald von Kleist, Friedrich Gottlieb Klopstock, Gottlieb Wilhelm Rabener und Justus Friedrich Wilhelm Zachariae umfasst.<sup>665</sup> Dagegen scheint die geringe ökonomische Plausibilität der zunächst tatsächlich beabsichtigten Revanchenachdrucke<sup>666</sup> seitens der Leipziger Buchhandlungsgesellschaft und ihres rührigen Ersten Sekretärs Philipp Erasmus Reich vor allem darin begründet gewesen zu sein, dass dieser „in Trattners Verlag wohl kein des Nachdrucks würdiges, d. h. in Norddeutschland sicher und schnell verkäufliches Buch gefunden hätte“, und weniger in der von Lehmsstedt betonten selbstlosen „Auffassung vom verlegerischen Eigentum und der prinzipiellen Unstatthaftigkeit des Büchernachdrucks“.<sup>667</sup>

Im Rechtsstreit um Trattners anhaltende Nachdrucktätigkeit bringen dann die Leipziger Originalverleger erstmals dessen prekäres „Verhältnis zu den Autoren“<sup>668</sup> ins Spiel, indem sie darauf verweisen,

daß der von Trattner nicht gewohnt ist, jemahln etwas an seine Hn. Autores p. honorario zu bezahlen, beyrn Nachdruck aber dieses ohnehin erspart wird, und daß folglich der Von Trattnerische Verlag billig viel wohlfeiler seyn sollte, als der unsrige, den wir just durch den gegen gesetzten Weg unterhalten und vermehren, indem wir die allgemeine Kette der menschlichen Gesellschaft nicht zerreißen, sondern die Herren Gelehrten die Früchte ihres Fleißes und ihrer zum Nutzen des Publici angewendeten Mühe genießen lassen und einem jeden das zugestehen, was ihm von Gott und Rechts wegen gebührt.<sup>669</sup>

Diese Darstellung, die in Anbetracht der selbst in Sachsen meist kärglichen Autorenhonorare<sup>670</sup> ziemlich beschönigend war, bedient sich ebenfalls der sonst

664 Wittmann: Der gerechtfertigte Nachdrucker, S. 296.

665 Vgl. Giese: Johann Thomas Edler von Trattner, Sp. 1109; Lehmsstedt: „Ein Stroh, der alles überschwemmet“, S. 198.

666 Vgl. ebd., S. 200.

667 Ebd., S. 265; vgl. dazu den S. 239–242 zitierten Brief Reichs an Trattner, bes. die euphemistische Formulierung: „Ew. Hochwohlgeb. müssen es sich [...], so wie ein jeder Negotiant und Buchhändler, nicht verdrießen lassen, wenn ihre Handlungsfreunde von Dero Verlags-Büchern nicht mehr und nur soviel nehmen, als sie in ihren verschiedenen häußlichen Niederlassungen davon mit Vortheil abzusetzen hoffen.“ (ebd., S. 239)

668 Ebd., S. 245.

669 Pro Memoria der Leipziger Verleger an den Leipziger Rat, Leipzig 23.6.1766; zit. bei Lehmsstedt: „Ein Stroh, der alles überschwemmet“, S. 245–249, hier S. 247.

670 Vgl. Wittmann: Geschichte des deutschen Buchhandels, S. 144 f. u. passim.

von den Verlegern weniger in den Vordergrund gestellten Autorenrechte – wenn auch noch keiner Urheberrechte im engeren Sinne – als Argument gegen den Nachdruck, besonders aber gegen den österreichischen ‚Nachdruckerfürsten‘ Trattner. Dass dabei insbesondere die von den Autoren aufgewendete „Mühe“ geltend gemacht wird, verweist auf ein qualitativ neues Verständnis des – gelehrten und literarischen – Schreibens als ‚Arbeit‘, was eine Voraussetzung des Autorenrechtes ist.<sup>671</sup> Umgekehrt haben die vom Nachdruck bedrohten Autoren – und nicht nur diese, wie sich noch zeigen wird – selbst ein eminentes Interesse an der prinzipiellen Unantastbarkeit der nunmehr argumentativ auf dem Gedanken geistigen Eigentums gegründeten verlegerischen Privilegien,<sup>672</sup> und zwar nicht zuletzt deshalb, weil der drohende Nachdruck den Verlegern eine Rechtfertigung niedriger Honorare in die Hand gegeben hat. So ist ein wechselseitiges Begründungsverhältnis entstanden: „Das geistige Eigentum des Schriftstellers begründet die Legitimität des Privilegs, und umgekehrt legitimiert dessen Unantastbarkeit das Autorenrecht.“<sup>673</sup> Im gegenwärtigen Zusammenhang würde es jedoch zu weit führen, die noch in den 1770er Jahren heftig geführten Auseinandersetzungen zwischen Trattner und den sächsischen Netzhändlern sowie die in den verschiedenen Legitimationssystemen sichtbaren Ansätze zur Entwicklung eines Begriffs vom Urheberrecht weiter zu verfolgen. Stattdessen sollen konkrete Auswirkungen der Beschaffenheit des österreichischen Buchgewerbes auf den Autorstatus im zeitgenössischen Wiener Literatursystem ins Zentrum der Überlegungen rücken.

Nachdem unter Maria Theresia nach langem Ringen 1775 der Nachdruck bloß „inländischer, einem rechtmäßigen Verleger gehöriger Auflagen verboten“<sup>674</sup> worden war, konzentrierten sich die Hoffnungen der sächsischen

671 Vgl. dazu Chartier: *L'ordre des livres*, S. 44: „Qu'il soit pensé comme une pleine propriété ou qu'il soit identifié à une récompense, le droit de l'auteur sur son œuvre trouve sa justification fondamentale dans l'assimilation de l'écriture à un travail.“

672 Vgl. etwa Giese: Johann Thomas Edler von Trattner, Sp. 1148.

673 Chartier: *L'ordre des livres*, S. 42: „Ainsi c'est la propriété de l'écrivain qui fonde la légitimité du privilège et, en retour, c'est l'imprescriptibilité de celui-ci qui manifeste le droit de l'auteur.“ Fast gleichlautend in Chartier: *Die kulturellen Ursprünge der Französischen Revolution*, S. 72: „Demnach leitet sich das Eigentum des Schriftstellers aus der Rechtmäßigkeit des *privilege* ab, und umgekehrt war die Unantastbarkeit dieses *privilege* der indirekte Beweis für die Autorenrechte.“

674 Sashegyi: *Zensur und Geistesfreiheit unter Joseph II.*, S. 96; Gnau: *Die Zensur unter Joseph II.*, S. 158, weist nach, dass dieses erste inländische Nachdruckverbot in Österreich über die Verteidigung eines (also schon damals möglichen) Autorprivilegs an den Professor Rigger zustande gekommen ist; interessant dabei die Argumentation: „Aus der Erwägung heraus, daß der Autor selbst Eigentümer seines Werkes sei, und auch, um den Verleger zu schützen, habe man damals nach dem Beispiel anderer Staaten wie Sachsen, Hannover und England den Nachdruck von Werken zu verbieten gut befunden.“

Originalverleger auf den Regierungsantritt Josephs,<sup>675</sup> der jedoch jede Aussicht auf eine Neuregelung von Verlags- und Urheberrecht zunichtemachte. Denn: „Die Anhänger des Freihandels, die nun tonangebend wurden, hielten ein Verbot des Nachdruckes für unvereinbar mit ihrer Wirtschaftstheorie. Sie erblickten im Nachdrucksverbot den Ausfluß des alten Monopolsystems und nicht die Ankündigung eines modernen Urheberrechtes.“<sup>676</sup> Ausdruck dieser den Buchhandel „als ein bloßes Negotium“<sup>677</sup> auffassenden, insofern übrigens erfolgreichen Handelspolitik (vgl. II.4.2) ist Josephs berüchtigte Bemerkung: „Um aber Bücher zu verkaufen, braucht es keine mehrere Kenntniß, als wie um Käs zu verkaufen: nämlich ein jeder muß sich die Gattung von Büchern und Käs einschaffen, die am mehresten gesucht werden, und das Verlangen des Publikums durch Preise reizen und benutzen.“<sup>678</sup> Nach der vorübergehenden Außerkraftsetzung sogar des inländischen Nachdruckverbots und den darauffolgenden heftigen Protesten genehmigte der Kaiser Anfang 1781 schließlich generell „bei weiterem Schutz der inländischen Verfasser“ ohne jede rechtliche Einschränkung „den freien Nachdruck ausländischer Werke. [...] Auf Grund dieser Entscheidung begann eine hemmungslose Ausbeutung der ausländischen Literatur durch die Buchdrucker in Österreich, wogegen in der gesamten europäischen Öffentlichkeit Stimmen laut wurden.“<sup>679</sup>

Der Verlauf der Fronten in der damaligen österreichischen Diskussion zeigt auf, wer die Nutznießer des heimischen Nachdrucks waren: nämlich kaum Vertreter eines qualitätsbewussten Buchdrucks oder das Publikum – und weniger noch: die Autoren. Der unter dem Pseudonym „Full“ bekannte anonyme zeitgenössische Kenner des erbländischen Buchhandels machte 1788 offensichtlich, dass Wittmanns retrospektive Bewertung des Nachdrucks „als Erfolgsbilanz für die Aufklärung“, die er „im Lichte historischer Objektivität“ zu erkennen meint,<sup>680</sup> schwerlich den Interessen der beteiligten Aufklärer entsprach:

Es ließ sich hier vieles wider den Nachdruck sagen – aber für den Nachdruck, was läßt sich da sagen? – gar nichts, so wenig wie für den Diebstahl! den einzigen Punkt

675 Dazu Goldfriedrich: *Geschichte des Deutschen Buchhandels*, Bd. 3, S. 74 f.; Giese: Johann Thomas Edler von Trattner, Sp. 1137.

676 Sashegyi: *Zensur und Geistesfreiheit unter Joseph II.*, S. 97.

677 Vgl. Josephs II. Verordnung vom Dezember 1780, zit. u. a. bei Giese: Johann Thomas Edler von Trattner, Sp. 1138; Gnau: *Die Zensur unter Joseph II.*, S. 157.

678 Hans Widmann: *Der deutsche Buchhandel in Urkunden und Quellen*. 2 Bde. Hamburg: Hauswedell 1965, Bd. 2, S. 245; zit. nach Bachleitner, Eybl, Fischer: *Geschichte des Buchhandels in Österreich*, S. 123; vgl. auch Frank: *Der deutsche Buchhandel im Österreich des 18. Jahrhunderts*, S. 115.

679 Sashegyi: *Zensur und Geistesfreiheit unter Joseph II.*, S. 98.

680 Wittmann: *Geschichte des deutschen Buchhandels*, S. 121 f.

weggerechnet, daß sie die Produkte, durch den nahmhaft wohlfeilern Preis gemeinnütziger machen, sie manchem dadurch in die Hände spielen, die, ohne den Nachdruck, nie von ihnen gelesen worden wären [sic]. Aber das können sie auch; denn erstens dürfen sie dem Autor kein Honorarium zahlen, das oft eine halbe Auflage wegweist;<sup>681</sup> und zweytens zahlen solche Nachdrucker dem Buchdrucker nicht so viel, um saubere Arbeit liefern zu können – der Drucker hudelt dann mit seinen Gesellen, denen er nun auch nicht so zahlen kann, daß er saubere und korrekte Arbeit von ihnen fodern darf, um nur viel zu leisten, weil ihn die Vielheit schadlos hält – und so sind die meisten Arbeiten, wenn der Nachdrucker nicht selbst Buchdrucker ist, und durchaus auf gute, reine Arbeit dringt, auch durch Schönheit des Papiers dem Original ähnliche Arbeiten zu liefern trachtet, elende, fehlerhafte Misgeburten, die kaum, besonders des grauen, kotzenmäßigen Papiers wegen, zu lesen sind: Im Grunde sind die Käufer solcher Produkte, trotz des geringen Preises, dennoch betrogen.<sup>682</sup>

Bezeichnenderweise übernimmt „Full“ die typischen Argumente der sächsischen Originalverleger: „Ich glaube auch, daß die Verleger solcher Originalwerke nicht so hoch damit im Preise hielten, wenn sie diese Korsaren nicht zu fürchten hätten; aber so sind sie so zu sagen gezwungen, je baldier je eher sich ihrer Auslagen wenigstens, bevor der Nachdrucker aus seiner Diebshöhle herzuschleichen kömmt, zu versichern.“<sup>683</sup>

Die wichtigsten österreichischen Aufklärungsschriftsteller bezogen aus Anlass von Trattners Projekt des Büchernachdrucks *en gros*, welches ihnen im Dezember 1784 durch ein Verlagsrundsreiben mit der Aufforderung zur – freilich unentgeltlichen! – Kooperation angekündigt wurde,<sup>684</sup> erstmals geschlossen Stellung gegen den vom Kaiser sanktionierten Büchermanufaktu-

681 Diese Bemerkung muss nicht zwingend im übertragenen Sinn für die Gewinnabrechnung verstanden werden, sondern verweist vielleicht auf eine noch im 18. Jahrhundert übliche Praxis der ‚Bezahlung‘ von Autoren, nämlich durch das Überlassen einer bestimmten Anzahl gedruckter Exemplare bzw. „in Form von Büchern oder von Papier.“ So Herbert Jaumann: Emanzipation als Positionsverlust. Ein sozialgeschichtlicher Versuch über die Situation des Autors im 18. Jahrhundert. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 42 (1981), S. 46–72, hier S. 59; vgl. dazu Walter: Les auteurs et le champ littéraire, S. 504: „A partir d’une documentation lacunaire, on identifie trois modes de paiement: l’auteur est rétribué en exemplaires; il est payé à la tâche sur un projet imposé; il reçoit une somme forfaitaire pour son manuscrit (le pourcentage des recettes ne compte qu’au théâtre).“

682 [Full:] Briefe über den gegenwärtigen Zustand der Litteratur und des Buchhandels in Oesterreich, S. 56 f.

683 Ebd., S. 57.

684 Der Wortlaut des mit 3. Dezember 1784 datierten Zirkulars findet sich erstmals in Christoph Martin Wieland: Actenstücke zur Oesterreichischen Nachdruckergeschichte. In: Der Teutsche Merkur (May 1785), S. 155–172, hier S. 165.

risten. Damit bekundeten sie unmissverständlich, gerade im Hinblick auf ihr Autorprestige kein Interesse an der Verletzung von ‚Verlagseigentum‘ zu haben. Sämtliche der von Trattner um konzeptuelle Mitarbeit gebetenen bekannteren Wiener Autoren – Born, Sonnenfels, Denis, Blumauer, Mastalier und Haschka – reagierten empört und lehnten postwendend jegliche Beteiligung am Nachdruckprojekt kategorisch ab.<sup>685</sup> Blumauer hatte in seinen 1782 erschienenen *Beobachtungen*, die ja gewissermaßen ein offizielles Medium zur Etablierung eines literarischen und kulturpolitischen Metadiskurses darstellten, nicht offen gegen den Kaiser Stellung nehmen können. Er suchte vielmehr dessen Intentionen im Sinne aufgeklärter Kultur- und Literaturpolitik zu beeinflussen und schwieg sich daher an dieser Stelle über das Nachdruckproblem als solches aus. Demgegenüber zeigte er sich 1784 in der (halb-)privaten Antwort an Trattner ironisch-unverblümt, was sich vor allem an seiner Replik auf die Trattner’sche Grußformel des Zirkulars („Gehorsamer Diener“<sup>686</sup>) offenbart:

Ich werde es mit meinen Grundsätzen von Recht und Billigkeit nie vereinigen können, Theil an einer Sache zu nehmen, die Ich für eine Beeinträchtigung fremden Eigenthums halte, so wie ich das Unternehmen, die Ausländer um ihr Eigenthum zu bringen, für die Ehre unseres Vaterlandes schlechterdings nicht patriotisch finden kann. Ew. W. werden daher von selbst einsehen, daß ich in diesen und allen dergleichen Fällen nicht seyn kann Dero dienstwilliger Diener Blumauer.<sup>687</sup>

Die von Trattners Projekt stärker betroffenen Autoren aus den protestantischen Territorien solidarisieren sich mit ihren sonst oft weniger geschätzten Wiener Kollegen. Der europaweit bekannte Aufklärungsschriftsteller und Herausgeber des *Teutschen Merkur* Christoph Martin Wieland etwa bezeichnet Trattners Vorhaben in einem damit abrechnenden Artikel seines Journals als „Plan, der auf nichts Geringeres ausgerechnet ist, als alle deutschen Schriftsteller und Buchhändler entweder auszurauben, oder zu seinen Tagelöhnern, Handlangern und Slaven zu machen“.<sup>688</sup> Dagegen versicherte Wieland, dass er

über das Eigenthumsrecht der Schriftsteller an ihrem Werke, über die Unrechtmäßigkeit des Nachdrucks, und über die Pflicht der Landesobrigkeiten, jene bey ihrem Rechte zu schützen, und diesem durch nachdrückliche Zwangsgesetze Inhalt zu thun, jederzeit ebenso gedacht habe und immer noch ebenso denke, wie die edeln und biederherzigen österreichischen Gelehrten, deren Erklärung auf die Trattnerische Ein-

685 Vgl. die Antwortbriefe ebd., S. 165–170.

686 Zit. ebd., S. 165.

687 Zit. ebd., S. 167 f.

688 Wieland: Actenstücke zur Oesterreichischen Nachdruckergeschichte, S. 164.

ladung zur Theilnehmung an seinem Bücherräuberischen Vorhaben, ich hier, mit ihrer Genehmigung dem Publico [sic] in *perpetuam rei memoriam* vorzulegen das Vergnügen habe.<sup>689</sup>

Blumauers ironisch-unverblünte Reaktion auf Trattners ‚unmoralisches Angebot‘ findet ihre literarische Entsprechung übrigens in der Wiedergabe eines Briefwechsels zwischen einem anonymen „Buchhändler“ – gemeint ist offenbar ein für die damaligen Verhältnisse typischer Drucker-Verleger-Händler in Personalunion – und einem „Gelehrten“, der als Abfolge zweier Briefe unter der Überschrift „Muster eines Buchhändlers“ in Joseph Richters Sammlung charakteristischer Miniaturen *Wienerische Musterkarte* (1785) erschienen ist: Der Buchhändler klagt darin über den Niedergang des Buchhandels, der es ihm nicht erlaube, „[a]cht Gulden für den Bogen“ des doch so wertvollen Manuskriptes zu zahlen; er könne dem Autor mit allem guten Willen nicht mehr anbieten, als ihm „den Bogen à 3 fl. zu überlassen“, <sup>690</sup> was einem Spottlohn gleichkommt. Der auf diese Weise gefrotzelte Schriftsteller antwortet darauf ähnlich ironisch wie Blumauer: „Meinetwegen sollen sich Euer Hochedelgebohrn keinem fernern Schaden aussetzen. Das hieß die Freundschaft zu weit getrieben“ etc.<sup>691</sup> In seiner Nachbemerkung kommentiert Richter dies einerseits als charakteristisch für das Wiener Verlagswesen, legt aber andererseits nahe, dass es sich bei dem geizigen Buchhändler um niemand anderen als Trattner selbst handle:

Man gebe sich ja keine Mühe, aus dem Stil des Briefes den Buchhändler zu errathen, der ihn schrieb; denn es ist der gewöhnliche Stil der meisten Herren Buchhändler, sobald sie an einen Autor (eines Manuscripts wegen nämlich) schreiben. Was ihn entdecken könnte, wär der Umstand, daß er in seinem Brief von den bösen Nachdruckern keine Erwähnung machte. Vielleicht geschah es, weil er selbst ein Hauptnachdrucker ist.<sup>692</sup>

Als abschließendes *nota bene* merkt Richter noch an, man könne „[a]us der stolzen Antwort des Autors [...] schliessen, das [sic] er unmöglich als Muster eines Wienerautors dienen könne“<sup>693</sup> – womit er indirekt einmal mehr die heteronome Beschaffenheit des Wiener Literatursystems und seiner zumindest in quantitativer Hinsicht repräsentativen Akteure geißelt.

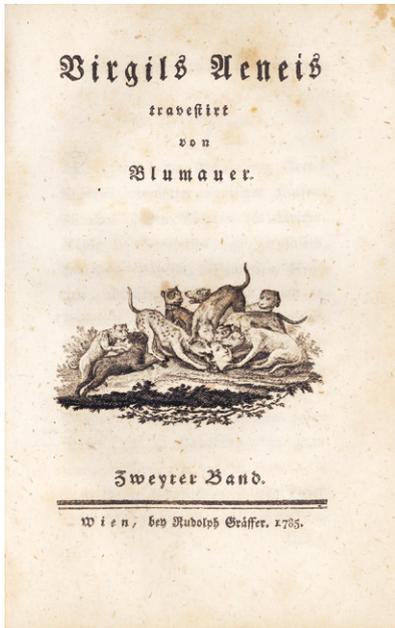
689 Ebd., S. 161 f.

690 [Joseph Richter:] *Muster eines Buchhändlers*. In: *Wienerische Musterkarte ein Beytrag zur Schilderung Wiens*. 6 Stücke. Wien: o. V. 1785, 2. St., S. 24–28, hier S. 24, 27 u. 25 f.

691 Ebd., S. 27.

692 Ebd., S. 27 f.

693 Ebd., S. 28.



8 Aloys Blumauer: *Virgil's Aeneis travestiert*. Zweyter Band. Wien: Gräffer 1785 (Titelblatt der Erstausgabe). [https://de.m.wikipedia.org/wiki/Datei:Blumauer,\\_Virgil's\\_Aeneis\\_travestiert,\\_vol.\\_2\\_%28Vienna\\_1785%29,\\_title\\_page.jpg](https://de.m.wikipedia.org/wiki/Datei:Blumauer,_Virgil's_Aeneis_travestiert,_vol._2_%28Vienna_1785%29,_title_page.jpg).

Die polemische, stark aktualitätsbezogene und an publizistische Genres erinnernde Form von Blumauers *Virgil's Aeneis travestiert* erlaubte auch ihrem Autor, zu Beginn des Jahres 1785 an prominenter und öffentlichkeitswirksamer, aber unverfänglicher Stelle seine ablehnende Haltung gegenüber der kaiserlichen Buchhandelspolitik, besonders aber gegenüber der Trattner'schen Verlagspolitik offenzulegen. So ist allein schon der Kupferstich, der als Titelvignette zum zweiten Band der *Aeneis*-Travestie fungiert, in dieser Hinsicht bezeichnend [Abb. 8]: Einem breiten Publikum ersichtlich, benagen hier einige Fleischerhunde einen menschlichen Kopf und damit genau jenen Teil des Körpers, der das geistige Eigentum symbolisiert – „einer der gierigsten trägt sichtbar auf dem Halsband die Aufschrift T(homas) v T(rattner).“<sup>694</sup> Wie zur Erläuterung der Vignette heißt es dann in der zweiten Abteilung des sechsten Buchs:

Allein nichts fand er gräßlicher  
Im ganzen Höllengrunde,  
Als eine Koppel wüthiger  
Ergrimmter Fleischerhunde,  
Die mit heißhungriger Begier  
Aus einem Menschenschädel hier  
Das Hirn, ganz warm noch, fraßen.

„Wer sind denn diese Bestien,“  
Begann der Held zu fragen:  
„Die hier zu ganzen Dutzenden

694 Frank: Der deutsche Buchhandel im Österreich des 18. Jahrhunderts, S. 112 f.; vgl. Giese: Johann Thomas Edler von Trattner, Sp. 1152 f; Rosenstrauch-Königsberg: Freimaurerei im josephinischen Wien, S. 153–155.

An einem Schädel nagen?  
 Und ach! wer ist der arme Tropf,  
 Der den Kanalien seinen Kopf  
 Zum Futter geben mußte?“

„Nachdrucker sind (erwiderte  
 Sibylle) diese Hunde,  
 Das allerunverschämteste  
 Gezücht im Höllenschlunde,  
 Das stets nur nach Autoren jagt,  
 Die Armen bei den Köpfen packt,  
 Und ihr Gehirn verzehret.“

„Auch ich, versetzt Aeneas, bin  
 Nicht sicher vor den Thieren,[“]  
 Und ließ von seiner Priesterin  
 Sich eilends weiter führen.“<sup>695</sup>

Edith Rosenstrauch-Königsberg hat angenommen, Blumauer äußere in den letzten Zeilen dieser Passage die „Furcht, daß seine Aeneis den Nachdruckern zum Opfer fallen könnte“.<sup>696</sup> Sollte dies der Fall sein – was mehr als plausibel scheint –, dann muss sich Blumauers Sorge im Hinblick auf das in Österreich bestehende inländische Nachdruckverbot vor allem auf mögliche (Revanche-) Nachdrucke aus dem außerösterreichischen Raum beziehen,<sup>697</sup> die er schon in seinen *Beobachtungen* erwähnt und dort bezeichnenderweise mit der schädlichen Publikationspolitik der heimischen Autoren in Zusammenhang bringt: Blumauer gibt ja den auswärts publizierenden „besseren“ Schriftstellern Österreichs Mitverantwortung für das Darniederliegen der „inländischen Literatur“ und sieht seine Hoffnung auf deren „wahres Fortkommen“ unter den herrschenden Bedingungen kaum realisierbar, „wenn sich auch im Ausland hundert allzeitfertige Verleger fänden, die – wie itzt erst unlängst einer – alle unsere Zehn-

695 Vergil's Aeneis travestirt, 6. Buch, 2. Abteilung (zuerst 1785). In: Aloys Blumauer's gesammelte Schriften, Tl. 1, S. 156 f.

696 Rosenstrauch-Königsberg: Freimaurerei im josephinischen Wien, S. 155.

697 Tatsächlich wurde die 1784–1788 bei Gräffer in Wien verlegte dreibändige Ausgabe der *Travestierten Aeneis* trotz des kaiserlichen Privilegs 1788, 1793 und öfter in Frankfurt, Leipzig etc. nachgedruckt, vgl. das Ausgabenverzeichnis ebd., S. 341, sowie den Artikel *Blumauer* in Wurzbach, *Biographisches Lexikon* Bd. 1 (1856), S. 438: „Mit B.'s Schriften ist der Nachdruckfrevl in einer Weise begangen worden, wie kaum mit den Schriften irgend eines anderen deutschen Autors, denn die meisten Ausgaben seiner Werke sind reiner Nachdruck, alle ohne Wissen und ohne Abfinden mit dem Original-Verleger Rudolph Gräffer oder dessen Erben erschienen.“

kreuzerbrochüren nachdruckten“.<sup>698</sup> Das ist ein impliziter Hinweis sowohl auf das durch die Nachdruckerei zerrüttete überregionale Publikationswesen, als auch auf die daraus resultierende anhaltende Missachtung der Eigentumsrechte österreichischer Autoren – unabhängig vom Ort ihres Erscheinens –, mithin auf deren damit verknüpfted geringes Prestige im In- und Ausland.

Das Wissen der Zeitgenossen um die entwicklungshemmenden Auswirkungen der josephinischen Buchhandelspolitik auf das heimische Literatursystem offenbart sich in seiner ganzen Tragweite in einer erstaunlich weitsichtigen Analyse Joseph von Sonnenfels'. Dieser exponierte in seinem gedruckten und direkt an den Kaiser („Eure Majestät!“) gerichteten Vortrag *Ueber den Nachdruck fremder Bücher* (1785) zuerst die bekannten Argumente: „Das Werk eines Schriftstellers ist die Frucht seiner vieljährigen Verwendung, und wenigstens nicht minder sein wahres Eigenthum, als dasjenige, was der Handelsmann, der Handwerker, der Landmann durch ihre Bemühungen hervorgebracht haben, das Ihrige ist.“<sup>699</sup> Nach der argumentativen Trennung von „Handarbeit“ und „Arbeit des Geistes“<sup>700</sup> und der gängigen Gleichsetzung des Nachdrucks mit Diebstahl am Autor wie am Verleger betont Sonnenfels die „vielfache *Schädlichkeit*“ des Nachdrucks gerade „in Ansehen der *allgemeinen Gelehrsamkeit*, in Ansehen der *inländischen Wissenschaften*, und in Beziehung auf den *Nationalbuchhandel*“.<sup>701</sup> Die am gesellschaftlichen Gemeinwohl orientierte Argumentation verkettet geschickt das Autorprestige, den symbolischen Anreiz zur Schriftstellerei, mit den ökonomischen Gewinnchancen:

So lange Wissenschaften und Gelehrsamkeit einen nützlichen, einen *nothwendigen Stand* im gemeinen Wesen ausmachen: so lange ist wohl das geringste, was für sie gethan werden kann, daß die Beweggründe, welche zu Ergreifung dieses Standes reitzen, und bey demselben zurückhalten, nicht vermindert werden. Unter diesen Beweggründen wird die Aussicht eines gesicherten Unterhalts immer einer der stärksten bleiben.<sup>702</sup>

698 Blumauer: Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Litteratur, S. 53.

699 Joseph von Sonnenfels: Ueber den Nachdruck fremder Bücher. In: Journal von und für Deutschland. Zweyter Jahrgang (1785), Zweytes Stück, S. 115–119, hier S. 116.

700 Ebd. Erkenntnislogische Voraussetzung der hier erfolgten Trennung zwischen geistiger und körperlicher Arbeit ist freilich wiederum erst die in früheren Zeiten unbekannte Gleichstellung des Schreibens mit einer Arbeit. Wie Martha Woodmansee: The Genius and the Copyright: Economic and Legal Conditions of the Emergence of the „Author“. In: Eighteenth-Century Studies 17 (1984), H. 4, S. 425–448, hier S. 436, erwähnt, war noch Gellert „reluctant, even ashamed, to take money for his poetry because he did not conceive of writing as an occupation.“

701 Sonnenfels: Ueber den Nachdruck fremder Bücher, S. 117.

702 Ebd.

Erstaunlich ist dann, dass Sonnenfels direkt auf die auch vom Kaiser vertretene merkantilistische Argumentationslinie eingeht und deren Beweisführung regelrecht auf den Kopf stellt, indem er seinerseits betont, dass durch den Nachdruck der Tauschhandel völlig vernichtet werde,<sup>703</sup> folglich bloß noch die Möglichkeit des Nettohandels übrig bleibe,

welches auf der einen Seite die Bücher, die heut zu Tage eine Art von Bedürfniß geworden sind, ungemein vertheuert, auf der anderen aber für eine Waare von so verbreitetem Gebrauche, beträchtliche Summen unwiederkehrlich, und ohne *einigem Wiederersatz* ausfließen macht. Dieser Wiederersatz müßte durch Verkauf der *Nationalwerke* an Fremde erwartet, und solchergestalt die Einfuhr des Buchhandels durch die Ausfuhr aufgewogen werden. Auch wenn die Wissenschaften sich bey uns bereits auf einer Stufe befänden, daß wir zur allgemeinen Lectür ansehnliche Beyträge lieferten, auch dann noch würde der auf dem alleinigen *Baarverkauf* beschränkte Absatz immer sehr unbeträchtlich bleiben. In gegenwärtiger Stellung aber, wo hier geschriebene Werke, die auch für Ausländer wichtig wären, eine seltene Erscheinung sind, ist die Abnahme eines oder andern Exemplars hierländischer Schriften, zur Befriedigung der auswärtigen Neugierde ganz und gar kein Ersatz, unter andern Ursachen auch *darum*, weil der fremde Buchhändler Baarschaft auszulegen, nicht zur Rechnung schlägt, der, wenn ihm zum Stichhandel die Gelegenheit wäre offengewesen,<sup>(704)</sup> auf jeden Fall auch von minder wichtigen Büchern gegen eigenen Verlag einen Theil abgenommen, und wegen des ihm dadurch erleichterten Preises zu verwenden Hoffnung gehabt hätte.<sup>705</sup>

Sonnenfels führt sein Plädoyer gegen den Nachdruck schließlich rhetorisch fulminant zu folgendem Höhepunkt der Beweisführung, welcher durch die argumentative Verknüpfung von Buchgewerbe, literarischem Markt und Autorstatus sogar die innere Qualität literarischer Werke mit ihren gesellschaftlichen Bedingungen in Beziehung setzt – und mithin implizit den in vorhergehenden Passagen beschworenen Fortgang der Aufklärung in Österreich vom völligen Verbot des Nachdrucks abhängig macht:

Dergestalt ist die Buchhandlung in Ansehen fremder Werke blos zu einem *schädlichen Einfuhrhandel*, und in Ansehen der Nationalwerke auf den alleinigen *innern Verkauf*

703 Vgl. zum Folgenden auch Bachleitner, Eybl, Fischer: Geschichte des Buchhandels in Österreich, S. 124 f., wo die in meiner Diplomarbeit vorgelegte Interpretation resümiert wird.

704 Tatsächlich forderte Trattner von seinen norddeutschen Handelspartnern – was Sonnenfels gar nicht wissen konnte – in bestimmten Fällen eine ‚contente‘ Bezahlung in bar (vgl. Lehmstedt: „Ein Stroh, der alles überschwemmet“, S. 187) und war somit selbst nicht nur indirekt an der Durchsetzung des von ihm vorgeblich bekämpften Nettohandels beteiligt, wodurch Sonnenfels' Worte rückblickend zusätzliche Brisanz erhalten.

705 Sonnenfels: Ueber den Nachdruck fremder Bücher, S. 118 f.

herabgesetzt. Und weil in dieser nachtheiligen Lage die vortheilhafteste Erwartung eines inländischen Verlegers sich kaum zu dem Absatze einer nicht starken Auflage erheben kann, so werden Buchdruckerey und Buchhandlung, und die mit diesen beyden in Ansehen des Nutzens und der aufmunternden Bedingungen enge verknüpfte Schriftstellerschaft, sich nie über eine gewisse Mittelmäßigkeit emporschwingen, und solchergestalt ohne durch den freygelassenen Nachdruck einen wahren gegenwärtigen Nutzen zu genießen, wird noch die Verbesserung, die man wenigstens von der Zukunft bey diesen Zweigen hoffen könnte, auf immer aufgegeben.<sup>706</sup>

Die Quellen geben Sonnenfels recht: Tatsächlich waren etwa die Wiener Autorenhonore und damit der materielle Anreiz zur Autorschaft hier besonders gering. Potenzielle Autoren, die schon über ein gewisses kulturelles Kapital verfügten, wurden dadurch kaum zur Publikationstätigkeit in Eigenregie, d. h. ohne Anfrage oder Auftrag eines Verlegers, angeregt. Blumauer klagte dementsprechend, indem er argumentativ im Sinne der Autorinteressen das faktische Abhängigkeitsverhältnis von Verleger und Schriftsteller (vgl. II.4.2) auf den Kopf stellte und die Verlagstätigkeit bloß als Dienstleistung für den autonomen Autor charakterisierte:

Nach dem hiesigen Verlegerfuß, der gerade für jene Autoren der schlechteste ist, die des Geldes am meisten bedürfen, fallen von jeder Schrift im Durchschnitt sicher zwey Drittheile reinen Gewinnstes in den Säckel derjenigen, die bey fremden Geistesgeburten Hebammendienste verrichten, das ist, die, um ein Geisteskind in die Welt zu setzen, ihre Hände, Maschinen und Windeln herleihen, oder sich wohl gar für den blossen Aufenthalt fremder Kinder in ihrem Gewölbe einen grössern Zins, als je in *Wien* für eine Wohnung gezahlt wird, abreichen lassen.<sup>707</sup>

Mit einer im Hinblick auf die Fiktivität der mehrfach überschlagenen Zahlen bemerkenswerten Genauigkeit<sup>708</sup> berechnet Blumauer daraufhin für die heimischen

706 Ebd., S. 119.

707 Blumauer: Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Litteratur, S. 38 f. Vgl. dazu das auf Trattner abzielende undatierte Gutachten des Leipziger Buchhändlers Johann Gottlob Immanuel Breitkopf, wo es heißt: „daß Trattner die Gelehrten, die vor ihm die Bücher schreiben, so geringe achtet, daß er noch keinem, einen Groschen für ihre Arbeit bezahlet, alle Manuscripte umsonst ihnen abdringt, und sich dieße für glücklich achten müßen, wenn sich nicht noch Geld darzu geben müßen [!]. Daß dieß eine von den Haupt-Ursachen sey, warum er nachdrucke, weil er dadurch die Autor-Gebühren erspart. Ich weiß dießen Umstand sehr gewiß, so wohl aus dem Munde seines Factors, als auch von Personen, denen er hier die Antwort selbst ertheilt hat, die ihm M[anu]s[cript] angebothen haben.“ (zit. nach Lehmstedt: „Ein Strohm, der alles überschwemmet“, S. 245)

708 Auf die Möglichkeit, dass es sich hierbei um eine humoristisch gemeinte Pointe handelt, deu-

Publikationen des Zeitraums von Anfang April 1781 bis Ende September 1782 – „die Nachdrücke fremder Werke nicht mitgerechnet“<sup>709</sup> – einen „Betrag von 19 533 Gulden auf Rechnung der Verleger“ und bringt deren Gewinnsucht dann mit der niedrigen Qualität der erfolgten Publikationen in einen kausalen Zusammenhang: „Eine Summe, die jene große Bereitwilligkeit allerdings begreiflich macht, mit welcher dieselben noch immer fortfahren, jeder unreifen Geburt ohne Rücksicht auf derselben künftiges Schicksal an das Tageslicht zu helfen, und sich der Schuld zu frühe entbundener Autoren theilhaftig zu machen.“<sup>710</sup>

Sonnenfels' Einschätzung wird auch auf einer abstrakteren historischen Ebene bestätigt: Es handelt sich nämlich – wie Martha Woodmansee in einer Diskussion des historischen Zusammenspiels von Geniebegriff und Urheberrechtsdebatte erarbeitet hat – um die produktive Wechselwirkung „between legal, economic, and social questions on the one hand and philosophical and aesthetic ones on the other“, die es im protestantischen Deutschland ermöglichten, „that critical concepts and principles as fundamental as that of authorship achieved their modern form“.<sup>711</sup> Da in der Habsburgermonarchie – um mit Worten Goethes zu sprechen – „die Rechte, sowie das Eigentum des Genie's dem Handwerker und Fabrikanten unbedingt preisgegeben“<sup>712</sup> waren und alle gegenteiligen Anstrengungen der Autoren während des gesamten 18. Jahrhunderts vergeblich blieben, konnte sich hier der emphatische Begriff einer Kunstliteratur und mit ihm der des Originalgenies nur als Desiderat unter den wenigen künstlerisch aktiven Autoren verbreiten (vgl. II.4.2). Eine soziale Anerkennung und Sanktionierung dieses in die Autonomieästhetik weisenden Konzepts musste indes auch mangels realer Wechselwirkung von wirtschaftlich-rechtlichen und ästhetischen Diskursen an der noch lange fehlenden ökonomischen Basis gebrechen: konkret eben an einer Handelspolitik, die allein die wirtschaftliche Seite der Buchproduktion im Auge hatte, sowie an der spezifischen Struktur des Lesepublikums und der damit verknüpften populären Wiener Öffentlichkeit.

---

tet Blumauers häufige Anwendung der ‚komischen Genauigkeit‘ als Stilmittel; vgl. dazu Peter Wagenhofer: Die Stilmittel in Aloys Blumauers Travestie der Aeneis. Univ. Wien: masch. phil. Diss 1968, S. 71–73. Eher unfreiwillig komisch wirkt dagegen die Richtigstellung von Caspart: „Wie ein Heuschreckenheer“, Sp. 4: „Im Sinne einer Quellenkritik sei allerdings auf die Problematik derartiger Berechnungen unter Zugrundelegung differierender Angaben und teils fiktiver Zahlen hingewiesen.“

709 Blumauer: Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Litteratur, S. 36 f.

710 Ebd., S. 39.

711 Woodmansee: The Genius and the Copyright, S. 440.

712 Johann Wolfgang Goethe: Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe. Bd. 16: Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Hg. v. Peter Sprengel. München/Wien: Hanser 1985, S. 718.

Selbst das handwerkliche ‚Zurückbleiben des Vaterlandes‘ in der Buchherstellung war für Blumauer Resultat der Verletzung des geistigen Eigentums durch die Nachdruckerei, der er bezeichnenderweise eine ‚Entweihung‘ der ‚deutschen Kunst‘ des Buchdrucks vorhielt.<sup>713</sup> Was die Qualität der üblichen Raubdruckprodukte betrifft, war das gar keine Übertreibung.<sup>714</sup> Die letzten fünf Strophen des Gelegenheitsgedichts *Die Buchdruckerkunst* zu Ehren des Verlegers Joseph von Kurzbeck, der ja ein Hausverleger Blumauers war, diskutieren dementsprechend die Gründe unterschiedlicher drucktechnischer ‚Einkleidung‘ der ‚Wahrheit‘ bzw. ‚Weisheit‘:

Der Alte, der Stephan' und Baskerville,  
Und der *Didots*, und der Bodoni's Hand  
Verschönerte der Weisheit deutsche Hülle,  
Und weit zurück blieb unser Vaterland;

Denn eine deutsche Lotterbubenrotte  
Vergriff sich hier am Geisteserbes, und  
Und hing der Weisheit Kindern nun zum Spotte  
Die Lumpen ihres eignen Schmutzes um.

Piraten gleich, die fremde Habe plündern,  
Nahm diese Bande mit dem Ruhm vorlieb,  
Daß sie ein ganzes Heer von Geisteskindern,  
Den Sklaven gleich herum zu Markte trieb.

Ein Deutscher war der schönsten Kunst Erfinder,  
Die für die Weisheit je der Geist ersann,  
Und seine goldbegier'gen Kindeskinde  
Vernichteten, was er für sie gethan.

Wie lange wird zur Schande uns'rer Väter  
Noch deutscher Schmutz die deutsche Kunst entweihn;  
Und wird der Schritt, den hier ein Ehrenretter  
Der Weisheit wagt, ganz ohne Folgen sein?<sup>715</sup>

713 [Aloys Blumauer:] *Die Buchdruckerkunst*. Bey Gelegenheit einer durch Hrn. von Kurzbeck und Mansfeld in Wien neu errichteten Schriftgiesserey. Wien 1786; zit. nach: Aloys Blumauer's gesammelte Schriften. Zweiter Theil, S. 49–52, hier S. 51.

714 Tatsächlich sind Trattners Nachdrucke – wenngleich gegenteilige Fälle bekannt sind – häufig von schlechter typographischer und orthographischer Qualität, vgl. etwa Klopstocks Klagen über die Verunstaltung seines Messias und zweier Trauerspiele, zit. bei Giese: Johann Thomas Edler von Trattner, Sp. 1147.

715 [Blumauer:] *Die Buchdruckerkunst*, S. 51 f.

Es muss nicht erläutert werden, wer mit der ‚deutschen Lotterbubenrotte‘ bzw. mit der räuberischen Bande gemeint ist. Weshalb gerade Kurzbeck hier als Ehrenretter der Buchdrucker figuriert, ergibt sich aus dem ursprünglichen Untertitel, der auf den feierlichen Anlass des Gelegenheitsgedichts und zugleich auf Kurzbecks von der Forschung bestätigte „kontinuierliche Erneuerung des Letternmaterials“<sup>716</sup> verweist: *Bey Gelegenheit einer durch Hr. von Kurzbeck und Mansfeld in Wien neu errichteten Schriftgiesserey*. Zudem beschränkte sich Kurzbecks Verlagsprogramm im Gegensatz zu dem seines Wiener Konkurrenten und Raubdruckfürsten Trattner hauptsächlich auf Originalausgaben österreichischer Autoren,<sup>717</sup> was Blumauer sicherlich goutierte. Mit seiner Rede von ‚Weihe‘ und ‚Entweihung‘ rekurriert er implizit wiederum auf einen aus anderen Gebieten des deutschsprachigen Raums bekannten und nun in Wien ebenfalls reklamierten emphatischen Kunstbegriff, auf eine offen sakralisierende Konzeption von Kunst nämlich, die sich unter den in der Habsburgermonarchie zu dieser Zeit geltenden sozialen und rechtlichen Voraussetzungen noch nicht durchgesetzt hatte. Bezeichnend ist dabei, dass das in seiner Machart typische Gelegenheitsgedicht in sich widersprüchlich bleibt, weil seine Aussage durch deren profanen Anlass gewissermaßen konterkariert wird. Dass mit der „buchhändlerischen Leistung“ Kurzbecks „der Anschluss an das fortgeschrittene Ausland“ bereits „erreicht sei“ – wie Herbert Zeman dem Gedicht entnimmt –, geht aus dem fragenden Schlussvers Blumauers allerdings ebenso wenig zwingend hervor wie dessen aus „bürgerlich-patriotischem Selbstbewußtsein“ resultierende Zuversicht, dass Österreichs Buchdruck „auf eine helle, vernunftfrohe Zukunft“ zu steuere.<sup>718</sup>

#### 4.2 Autorstatus und Autorprestige in der populären Öffentlichkeit Wiens

Die aus dem ‚Verkauf‘ von literarischen Texten erzielbaren ökonomischen Gewinne sind Viala zufolge für die Analyse der Beschaffenheit eines literarischen Feldes in mehrerer Hinsicht aussagekräftig, denn: „Die Einkünfte, die der Autor aus dem Verkauf seiner Werke zieht – und damit offenlegt, welcher Tauschwert ihnen zugestanden wird –, zeigen an, [1.] welche Stellung er im wirtschaftlichen Kreislauf einnehmen kann, [2.] ob die Schriftstellerei als Beruf gilt oder nicht, und [3.] welchen Grad an Autonomie dieser Beruf zu erreichen vermag.“<sup>719</sup> Für

716 So Herbert Zeman: Der Drucker-Verleger Joseph Ritter von Kurzböck und seine Bedeutung für die österreichische Literatur des 18. Jahrhunderts. In: Die österreichische Literatur. Ihr Profil an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, S. 143–178, hier S. 147.

717 Vgl. ebd., S. 164.

718 Ebd., S. 147.

719 Viala: Naissance de l'écrivain, S. 103: „Les revenus que l'auteur tire de la vente de ses œuvres,

das französische 17. Jahrhundert hat Viala den Versuch einer solchen Analyse des sich herausbildenden Schriftstellerberufs vorgenommen. Obwohl er nämlich den hartnäckigen Mythos von der Verachtung jener, die vom Verkauf ihrer Schriften leben wollten,<sup>720</sup> als eine schon zur Zeit ihres Entstehens reaktionäre Position relativiert hat,<sup>721</sup> konzidierte er dem Autor des *âge classique* trotz eines gewissen „Keims von Autonomie“<sup>722</sup> im Sinne der fortschreitenden Professionalisierung des Dichters generell einen noch prekären ökonomischen Status: Es sei offensichtlich, dass ein Erfolgsschriftsteller nicht aufgrund seiner Autorenrechte ein Vermögen anhäufte; er habe davon leben können, aber eher auf mittelmäßigem Fuß,

und die Notwendigkeit eines persönlichen Vermögens oder eines zweiten Berufs blieb für die große Mehrheit bestehen. Indem die Autorenrechte den Schriftstellern einen Platz im kommerziellen Kreislauf der Literatur einräumten, haben sie ihnen zusätzliche Einnahmen ermöglicht, die eine wichtige Absicherung ihrer sozialen Situation darstellten; ihr ökonomischer Status blieb jedoch unvollendet.<sup>723</sup>

Die bezeichnende ökonomische Zwitterstellung zwischen Heteronomie und Autonomie impliziert einen scheinbar ‚ungleichzeitigen‘ und in sich widersprüchlichen Habitus, der in der frühen Neuzeit nicht allein in Frankreich anzutreffen ist, was Chartier mit Beispielen aus England und Spanien belegt: Die Bereitschaft der Autoren, in eine Marktlogik einzutreten – also selbst über den Verkauf ihrer Werke an einen Buchhändler oder Drucker zu entscheiden, der sie veröffentlichte – sei in der Regel sehr gut mit der Akzeptanz eines *patron* oder

---

en révélant quelle valeur d'échange leur est attribué, indiquent quelle place il peut prendre dans le circuit économique, si être écrivain peut ou non être une profession, et la part d'autonomie accessible à cette profession.“ Genau in diesem Kontext manifestiert sich eben die oben diskutierte Bedeutung des Nachdrucks für die Entwicklung literarischer Autorschaft, etwa in der Biografie Blumauers: Während nämlich der „buchhändlerische Erfolg der *Âneis*“ mit der schnell vergriffenen Originalauflage von 12.000 Exemplaren „ein ungeheurer“ war, wie Gugitz: Alois Blumauer, S. 50, Anm. 3, betont, dürfte der erfolgreiche Autor selbst „nicht allzu viel gewonnen haben, denn die Nachdrucker warfen sich mit allem Eifer auf seine *Travestie*“.

720 Viala: *Naissance de l'écrivain*, S. 104, spricht von einem „mépris pour qui veut vivre en vendant ses écrits“.

721 Vgl. ebd., S. 105 f.

722 Ebd., S. 112, handelt Viala von einer „ébauche d'autonomie“.

723 Vgl. ebd., S. 113: „Il est [...] clair qu'un écrivain à succès ne faisait pas fortune grâce à ses droits d'auteur; il pouvait en vivre, mais sur un pied médiocre, et la nécessité d'une fortune personnelle ou d'un second métier persistait pour la grande majorité. En lui donnant une place dans le circuit commercial de la littérature, ils lui apportaient des recettes qui constituaient un adjuvant important pour sa situation sociale, mais son statut économique restait incomplet.“

mit der Suche nach einem einhergegangen.<sup>724</sup> Wie oben bereits erwähnt, bedeutet diese habituelle Disposition in ihrer konkreten Auswirkung eine Art von Koexistenz:

Die beiden Konzepte des Schriftstellers, nämlich einerseits das Bild eines Menschen, der sich dem Lobpreis der *grands* widmet, die seine Mäzene waren, und andererseits die Vorstellung eines Autors, der mit dem öffentlichen Verkauf seiner Werke Geld verdiente, bestanden nebeneinander, ohne sich in der Realität auszuschließen. Die überkommene und die moderne Vorstellung befanden sich so in einem praktischen Gleichgewichtszustand, was der Ausdruck einer Übergangssituation der Literatur war.<sup>725</sup>

Daraus ergab sich für die einzelnen (potentiellen) Autoren folgende Aussicht: „Die Verbindung der durch das Mäzenat und die Autorenrechte bestehenden beiden Einkunftsquellen eröffnete echte Perspektiven für eine auf der Literatur begründete soziale Laufbahn.“<sup>726</sup> Sowohl die zwar nicht abundanten, doch für gewisse soziale Gruppen durchaus beachtlichen Verdienstmöglichkeiten als auch das vergleichsweise hohe Prestige der Literatur waren im Frankreich des *ancien régime* ökonomisch und symbolisch Ansporn genug zur Schriftstellerei.

Um diese relativ günstigen Voraussetzungen literarischer Autorschaft im Frankreich des 17. Jahrhunderts mit den im josephinischen Österreich herrschenden Konditionen vergleichen zu können, muss nochmals auf die hier wirkenden Rahmenbedingungen verwiesen werden. Hinsichtlich des vergleichsweise unterentwickelten Mäzenats ist etwa das Dramolett „Muster eines Mäzen“ aus Joseph Richters Sammlung charakteristischer Miniaturen *Wienerische Musterkarte* (1785) aussagekräftig, worin ein „grosse[r] Herr“, also ein Adelige, einen offenbar bürgerlichen Autor, der ihm „sein Buch dedicirt hat“, nach dem „Platzpreis“ fragt; er reduziert dabei – gegen jedes mäzenatische Ethos – das komplexe Umtauschverhältnis von symbolischem und ökonomischem Kapital so beharr-

724 Vgl. Chartier: *L'ordre des livres*, S. 55: „La volonté des auteurs d'entrer dans la logique du marché – donc d'être maîtres de la vente de leurs œuvres à un libraire ou à un imprimeur qui les publiera – s'accommode fort bien de l'acceptation ou de la recherche d'un patronage.“ Vgl. auch Walter: *Les auteurs et le champ littéraire*, S. 505: „En un temps où l'autonomie du champ littéraire est proprement inconcevable, la condition du protégé fait partie intégrante de l'habitus de l'écrivain.“

725 Vgl. Viala: *Naissance de l'écrivain*, S. 113 : „les deux images de l'écrivain, celle d'un homme qui se voue à chanter la gloire des Grands qui se font ses mécènes et celle d'un homme qui fait argent de la vente de ses œuvres au public, loin de s'opposer dans les faits, se composaient. La conception archaïque et la conception moderne se trouvaient ainsi en état d'équilibre pratique: trait révélateur de la situation de transition que connaît alors la littérature.“

726 Vgl. ebd., S. 113 f.: „la combinaison des deux sources de revenus, le mécénat et les droits d'auteurs, pouvait dessiner des perspectives pour une carrière sociale fondée sur la littérature.“

lich wie ungeniert auf die ökonomische Seite: „Wie theur verkauft der Herr das Stück?“<sup>727</sup> Nachdem der Autor angesichts dieser undelikaten Vorgangsweise „ganz ausser Fassung“ gerät und sich schließlich in die Bemerkung resigniert: „Buchhändler nehmen mir das Exemplar zu einem Gulden ab“, glaubt der „grosse Herr“ sich nicht lumpen zu lassen, indem er dem Dichter einen „Gulden und – 30 kr.[euzer]“ zugesteht<sup>728</sup> – also kaum mehr als den Verkaufserlös für ein widmungloses Einzelexemplar. Es ist eine beschämend geringe Geldsumme, die der angebliche Mäzen als Belohnung eines ganzen, überdies ihm gewidmeten literarischen Werks für angemessen hält, an dem der Autor ja lange arbeiten musste. Der adelige Herr unterlässt es freilich nicht, diese Zumutung auch noch durch verbale Demütigungen zu komplettieren:

Man muß die Gelehrten und d'Wissenschaften unterstützen. [...] [W]enn der Herr wieder ein Buch schreibt, so dedizir mir's der Herr fein fleissig. Laß sich der Herr auch öfters in der Antichambre sehn. Ich hab's gern, wenn die G'lehrten in meiner Antichambre stehen [!]. Ich werd schon auf den Herrn denken. Vielleicht kommt einmal ein Dienstl von ein paar hundert Gulden aus, das ich dem Herrn zuschanzen kann.<sup>729</sup>

Sowohl die beschämende Aufforderung zum ‚Antichambrieren‘ als auch die Ankündigung, dem Autor „einmal ein Dienstl“ – also eine niedere Arbeit, die mit literarischer Autorschaft wenig zu tun hat – „zuschancen“ zu wollen, veranschaulichen den geringen Stellenwert Letzterer im josephinischen Wien. Diese Form der herablassenden Unterstützung ist allenfalls in Ansätzen mit dem älteren französischen Klientelwesen vergleichbar, keineswegs jedoch mit der entwicklungsgeschichtlich jüngeren Pariser Ausprägung des Mäzenats. Richter vergisst nicht, in einem Nachsatz die Faktizität seiner dramatischen Schilderung zu betonen: „Der unbekante Freund, dem ich dieses Muster zu verdanken habe, schwört mir auf seine Autorehre, daß diese Scene aus seinem eigenen Leben genommen sey“.<sup>730</sup> Richter erklärt es für kaum glaubhaft, „daß es solche Mäzene geben könne“, und lässt seine erläuternde Nachbemerkung, deren Umfang jenem der kolportierten Szene nahekommt, in eine höchst ironische Versicherung im *modus irrealis* münden:

Indessen bin ich doch überzeugt, daß unser Adel im Durchschnitte genommen ungemeyn viel für die Wissenschaften und Künste thun würde, wenn er Zeit hätte, darauf

727 [Joseph Richter:] Muster eines Mäzen. In: Wienerische Musterkarte ein Beytrag zur Schilderung Wiens. 6 Stücke. Wien: o. V. 1785, 6. St., S. 16–19, hier S. 16.

728 Ebd., S. 17.

729 Ebd.

730 Ebd., S. 18.

zu denken. Es ist auch sehr natürlich. Wie sollt' es Leuten, die dem Glücke in den Armen liegen, und nie einen Druck von Dürftigkeit geföhlet haben, auch nur beyfallen, daß Nahrungssorgen das Herz eines Autors drücken sollten, dessen Laune sie lachen macht; oder daß ein Künstler, der schöne Arbeit liefert, oft kaum Brod im Hause habe? Sie glauben also, daß es Belohnung genug sey, wenn sie den Autor allergnädigst loben, und den Künstler allergnädigst nach Jahr und Tag bezahlen.<sup>731</sup>

Der durchschnittliche Wiener Adel kannte demnach keine andere Form der Anerkennung und Rekompensation künstlerischer bzw. wissenschaftlicher Leistungen als schnödes Lob, von dem man sich wenig kaufen konnte, oder die direkte Bezahlung einer unfrei entstandenen Auftragsarbeit. So bleibt Richter nur die sarkastische Beschwörung des Kontrafaktischen, die er in eine bezeichnende Fußnote zu seiner Bemerkung über den Adel „im Durchschnitte“ packt: „Es wäre mehr als eine Beleidigung, wenn ich hier erst bemerken wollte, daß die würdigen Männer des Adels, die wirklich Kunstgönner und Beförderer der Wissenschaften sind, unmöglich unter dieser Rubrike mitbegriffen seyn können; denn diese wahren Mäzene werden sich gegen Gelehrte und Künstler nie des zunftmäßigen: *hört's der Herr etc.* bedienen.“<sup>732</sup> Die geringe Wertschätzung kultureller Leistungen durch den Wiener Adel schlug sich dieser im Modus einer ironischen Verneinung formulierten Diagnose zufolge auch in der abschätzigen Anrede nieder.

Entsprechendes bestätigte Johann Rautenstrauch in seiner Bestandsaufnahme *Möglichkeiten und Unmöglichkeiten in Oesterreich* (1786), indem er nach fünf Jahren josephinischer Reformpolitik feststellte:

Wenn die Grossen auch zu Zeiten eine gründliche nützliche Schrift ansehen oder gar lesen, so ist das ganze Urtheil, das sie davon fällen, etwa dieß: *sie ist nicht übel!* Aber unter Zwanzigen verfällt vielleicht kein einziger auf den Gedanken: *dieser Mann ist vielleicht brauchbar zu irgend einem Amte!* / *Au contraire*, bey manchem Grossen würde die Autorschaft öfters gerade die schlimmste Empfehlung für ihn seyn, wenn er *deswegen* einen Anspruch auf irgend eine Bedienung machen würde. Anderwärts wird man auf Schriftsteller der bessern Gattung aufmerksam, sucht sie auf, zieht sie hervor und befördert sie; *hier aber nicht also.*<sup>733</sup>

Übereinstimmend damit formulierte Franz Kratter in seinen *Philosophischen und statistischen Beobachtungen, vorzüglich die österreichischen Staaten betreffend* (1787): „Der Gelehrte genießt in Wien von den Grossen keiner ausgezeichneten Ach-

731 Ebd., S. 18 f.

732 Ebd., S. 18.

733 [Rautenstrauch:] *Möglichkeiten und Unmöglichkeiten in Oesterreich*, S. 65 f.

tung, und wird von den wenigsten gekannt, oder gelesen. Auch sind mir noch keine sichern Wege bekannt, auf welchen man durch vorzügliches Schriftstellertalent zu ansehnlichen Bedienstungen im Staate gelangen kann.“<sup>734</sup> Die allgemeine Geringschätzung schriftstellerischer Verdienste durch die ‚oberen‘ Gesellschaftsschichten in Österreich führte Rautenstrauch zufolge nach „fünfjährige[r] Erfahrung“ all jene Autoren, „die ‚Muth und Fähigkeiten hatten, Mißbräuche, Aberglauben und Thorheiten zu bekämpfen“, zur Einsicht, „daß das Schriftsteller Metier eines der undankbarsten Geschäfte auf Erden ist, wenigstens in *Oesterreich*. Es hat bei weitem weder den *Einfluß* noch die *Wirkung*, die man sich davon versprach.“<sup>735</sup> Die Bestandsaufnahme des Wirkens der ‚erweiterten Preßfreyheit‘ ist insgesamt niederschmetternd:

*Ermunterung* für Schriftsteller ist in Oesterreich ein unbekanntes Ding; Beyspiele des Gegentheils gehören zu den ausserordentlichen Erscheinungen, wie die Kometen mit langen Schweifen. Die Preßfreyheit giebt ihnen nichts weiter, als die Erlaubniß, sich der Verfolgung jener bloß zu stellen, die sich bey dem Angriff der Mißbräuche und Unordnungen beleidigt oder gekränkt fühlen.<sup>736</sup>

Nach günstigen Voraussetzungen für eine allgemeine Entfaltung gesamtgesellschaftlicher Aufklärung klingt das jedenfalls trotz aller Proliferation öffentlichen Schreibens nach 1781 kaum.

Die retardierenden Auswirkungen der in den habsburgischen Erblanden geltenden Rahmenbedingungen kritischer oder gar im engeren Sinn literarischer Autorschaft werden auch vor der Folie der ebenfalls vergleichsweise späten Entwicklung im protestantischen Mittel- und Norddeutschland sichtbar: Herbert Jaumann hat den Prozess, der den ‚freien‘ Schriftsteller erst hervorbringen sollte, systemtheoretisch als „Ausdifferenzierung [...] der ‚Schönen Literatur‘ aus dem Komplex ständisch bestimmter Gelehrsamkeit zu einem eigenen Funktionsbereich“ beschrieben; es handle sich um einen Vorgang, „der im Prinzip für die kulturelle Situation der frühen Neuzeit in allen europäischen Nationen charakteristisch ist“.<sup>737</sup> So allgemeingültig, wie derartige Formulierungen glauben machen, war der skizzierte Prozess jedoch keineswegs. Im Folgenden wird demgegenüber die These vertreten, dass sich der dominante Typus des josephi-

734 [Franz Kratter:] Philosophische und statistische Beobachtungen, vorzüglich die österreichischen Staaten betreffend. Frankfurt/Leipzig [=Wien]: o. V. 1787; hier zitiert nach: F. Kratters philosophische und statistische Beobachtungen. Zweyte verbesserte Auflage. Wien: o. V. 1789, S. 56.

735 [Rautenstrauch:] Möglichkeiten und Unmöglichkeiten in Oesterreich, S. 64.

736 Ebd., S. 66.

737 Jaumann: Emanzipation als Positionsverlust, S. 46.

nischen Autors entwicklungsgeschichtlich kaum „aus dem Komplex ständisch bestimmter Gelehrsamkeit“ herleiten lässt, wie er auch nicht eigentlich zu einem ‚freien‘ Schriftsteller werden konnte, „der für Geld schreiben muß, um seine eigene Subjektivität zu konstituieren“.<sup>738</sup> Ein solches emphatisches Autor- und Dichtungsverständnis im Sinn der Etablierung eines eigenen Funktionsbereichs der ‚schönen‘ Literatur, dem der symbolisch aufgeladene „Widerspruch zwischen Lohnarbeit und überlieferter gelehrter Ehrauffassung“<sup>739</sup> inhärent ist, konnte sich im josephinischen Wien nicht wirklich etablieren. Es blieb vielmehr ein kontrafaktisches Postulat der aufgeklärten Kritik Blumauers und anderer Autoren am heimischen Literatursystem.

Zur Erläuterung der Hintergründe dieser Sonderentwicklung seien noch einmal einige allgemeine Charakteristika des Wiener literarischen Raums in Erinnerung gerufen: Die bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts andauernde literarische und buchhändlerische Verödung Österreichs, von der schon ausführlich die Rede war, hat hier lange die Entstehung einer ‚volkssprachlichen‘ ständischen Gelehrsamkeit verhindert. Als Teil der reformabsolutistischen Bestrebungen zur Modernisierung des Staatswesens zielte dann die Gewährung der ‚erweiterten Preßfreyheit‘ durch Joseph II. – neben ihrer ideologischen Stoßrichtung (vgl. II.1.3) – vor allem auf eine den Grundsätzen des Kameralismus entsprechende, ausgeglichene zwischenstaatliche Handelsbilanz auch im Buchwesen (vgl. II.4.1). Die bereits unter Maria Theresia angestrebte „Förderung des Buchdruckes und Buchhandels als wirtschaftlicher Machtfaktoren“<sup>740</sup> war bisher trotz einschlägiger Anstrengungen etwa durch die gesetzliche Begünstigung des Nachdrucks auswärtiger Originalpublikationen nicht sonderlich erfolgreich gewesen. Der erst mit der ‚erweiterten Preßfreyheit‘ tatsächlich einsetzende „Aufschwung des Buchhandels unter der Regierung Josephs II.“<sup>741</sup> drückte sich weniger in der Außenhandelsbilanz aus, wonach der Umsatz des österreichischen Bücherexports von 135.000 Gulden im Jahr 1773 auf ca. 146.000 Gulden im Jahr 1792 gestiegen ist.<sup>742</sup> Die Entwicklungen im Inland – insbesondere die re-

738 Ebd., S. 63.

739 Ebd., S. 63 u. 61.

740 Sashegyi: Zensur und Geistesfreiheit unter Joseph II., S. 88.

741 Ebd., S. 89.

742 Vgl. Bachleitner, Eybl, Fischer: Geschichte des Buchhandels in Österreich, S. 180, Anm. 89. Revidiert wird somit nicht nur die ebd., S. 123, in auffallendem Gegensatz dazu aus Winter: Georg Philipp Wucherer, S. 10, übernommene Angabe, sondern auch deren erste Affirmation in Goldfriedrich: Geschichte des deutschen Buchhandels, Bd. 3, S. 357. Während Goldfriedrich ebd. behauptet hat, dass der österreichische Bücherexport von 135.000 fl. im Jahr 1773 auf sagenhafte 3.260.000 fl. im Jahr 1793 gestiegen sei, hat Sashegyi: Zensur und Geistesfreiheit unter Joseph II., S. 89, diese unbelegte Angabe nicht nur ungeprüft übernommen, sondern zudem die Gulden (fl.) unter der Hand in Taler verwandelt, wodurch sich die falschen

gelrechte Marktüberhitzung nach 1780 im Rahmen der ‚Broschürenflut‘, von der die Zeitgenossen übereinstimmend berichten – bilden sich darin nämlich nicht ab.<sup>743</sup> In den ersten 18 Monaten der ‚erweiterten Preßfreyheit‘, vom 1. April 1781 bis zum 30. September 1782, hat Blumauer „bloß allein in *Wien*“ 1172 Publikationen gezählt, „die Nachdrücke fremder Werke nicht mitgerechnet“.<sup>744</sup> Das ergibt – selbst ohne Abzug der Sonn- und Feiertage – eine durchschnittliche Tagesproduktion von mehr als zwei Broschüren, die sich mit den verschiedensten Angelegenheiten des öffentlichen Lebens<sup>745</sup> teils kritisch oder satirisch, teils apologetisch, manchmal auch nur klamaukhaft auseinandersetzten. Der zeitgenössische Beobachter Johann Pezzl beschrieb den bemerkenswerten Aufschwung aus der rückblickenden Perspektive der späten 1780er Jahre:

Die ehemaligen strengen und mit lästigen Formalitäten begleiteten Zensurgesetze drückten den hiesigen Buchhandel sehr stark. Es kostete ermüdende Weitläufigkeiten, ein nur von weitem verdächtiges Buch in das Land zu bringen und einem Privatmann in seine Sammlung zu schaffen. Dies schreckte Buchhändler und Leser ab. Seit der jetzigen Regierung hat sich die Sache um vieles geändert. Die Broschürenschrifterei brachte eine ungewöhnliche Lebhaftigkeit in den kleinen Lokalbuchhandel.<sup>746</sup>

Ziel der Abkehr von der innerstaatlichen Privilegienpolitik war „ein starker Antrieb zu neuen Gründungen. Der Kaiser erteilte gern und überreichlich Gewerberechte und Handelsbefugnisse und begrüßte die neuen Buchdrucker und Buchhändler als Verbreiter der Aufklärung und Mehrer des Nationalvermögens.“<sup>747</sup> Die aus der neuen Buchhandelspolitik resultierenden „Möglichkeiten und Freiräume“, die „sich auf dem österreichischen Buchmarkt durch den schlagartig einsetzenden Privilegienabbau bei Original-Verlagswerken, die Schaffung freier marktwirtschaftlicher Bedingungen und die Zensurerleichte-

---

Zahlen noch vervielfältigen. Auch Winter spricht im Anschluss daran von Talern anstelle von Gulden.

743 Selbst Bachleitner: *Literatur und Buchmarkt in Österreich im achtzehnten Jahrhundert*, S. 239, der sonst die Auswirkungen der ‚erweiterten Preßfreyheit‘ allenthalben kleinredet, gibt zu bedenken, dass die „Broschürenflut mit ihren lokalen Fragestellungen“ kaum ein buchhändlerisch relevantes „Interesse im Ausland gefunden“ habe. Dass abgesehen davon ein inhaltliches Interesse durchaus bestand, zeigt etwa die temporäre Einrichtung der Besprechungsrubrik „Wiener Schriften“ in Friedrich Nicolais *Allgemeiner deutschen Bibliothek*.

744 Blumauer: *Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Litteratur*, S. 36 f.

745 Einen Eindruck über das Themenspektrum und die Entwicklungstendenzen vermittelt Blumauer ebd., S. 4–20.

746 Pezzl: *Skizze von Wien*, S. 307.

747 Sashegyi: *Zensur und Geistesfreiheit unter Joseph II.*, S. 88.

runger ergaben“,<sup>748</sup> waren allenthalben deutlich sichtbar. Auch der oft in Personalunion mit dem Verlag und Verkauf ausgeübte Buchdruck erlebte einen enormen Aufschwung: „Durch die großzügige Verteilung von Gewererechten konnte sich die Zahl der sieben alteingesessenen Buchdruckereien bis zum Jahre 1785 sogar verdreifachen. 1789 gab es in Wien 29 Buchdruckereien.“<sup>749</sup> In einer Metaphorik, die Blumauers bitterem Diktum von den überbezahlten „Hebamendienste[n]“ an „fremden Geistesgeburten“<sup>750</sup> entspricht, stellte Pezzl zum Wiener Buchdruck des josephinischen Jahrzehnts fest:

Als im Jahre 1781 die allgemeine Broschürenschreiberei anfang, zog sie auch die Errichtung mehrerer Buchdruckereien nach sich. Die wenigen damaligen typographischen Geburtsstühle konnten alle die lieben Kindlein nicht zutage fördern, von denen das Heer der schalen Skribler täglich und stündlich entbunden ward: also mußten diese Maschinen vermehrt werden, wozu sich auch unverzüglich Unternehmer fanden, weil es für jenen Zeitpunkt ein sehr beschäftigtes und einträgliches Gewerbe war. So entstanden die zwanzig Druckereien, welche gegenwärtig in Wien sind und ungefähr 118 Pressen in Bewegung setzen.<sup>751</sup>

Es handelt sich demnach um eine regelrechte Explosion von Wiener Druckereien und mithin auch Druckerzeugnissen. Deutlicher noch als Pezzl wurde jener anonyme zeitgenössische Kritiker „Full“, der in den *Briefen über den gegenwärtigen Zustand der Litteratur und des Buchhandels in Oesterreich* schon zum „Oktober. [er] 1784“ notierte: „Wenn die Regierung nicht bald aufhört, solche Freyheiten zu ertheilen, so werden hier noch so viele Buchdruckerherren werden, als Fiacker.“<sup>752</sup> Die primären Nutznießer der Entwicklung waren dabei weniger althergebrachte Familien- und Kleinbetriebe, sondern vor allem überregional tätige präkapitalistische Bücherhersteller wie Kurzbeck oder Trattner, der „als Herr über ein Medienimperium von einzigartiger Dimension“ gebieten konnte, „das wie ein kühner Vorgriff auf die Medienkonzerne des 20. Jahrhunderts anmutet“.<sup>753</sup> Rein betriebswirtschaftlich betrachtet unterscheiden sich Trattner und

748 Winter: Georg Philipp Wucherer, S. 9.

749 Ebd., S. 10; vgl. Sashegyi: Zensur und Geistesfreiheit unter Joseph II., S. 94; davon leicht abweichende Zahlen finden sich in Bachleitner, Eybl, Fischer: Geschichte des Buchhandels in Österreich, S. 123. Vgl. dazu insgesamt jetzt Peter R. Frank, Johannes Frimmel: Buchwesen in Wien 1750–1850. Kommentiertes Verzeichnis der Buchdrucker, Buchhändler und Verleger. Wiesbaden: Harrassowitz 2008 (Buchforschung. Beiträge zum Buchwesen in Österreich, Bd. 4).

750 Blumauer: Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Litteratur, S. 38.

751 Pezzl: Skizze von Wien, S. 305.

752 [Full:.] Briefe über den gegenwärtigen Zustand der Litteratur und des Buchhandels in Oesterreich, S. 69.

753 Lehmstedt: „Ein Stroh, der alles überschwemmet“, S. 186; vgl. dazu Bachleitner, Eybl, Fischer:

Reich, die erwähnten Hauptkontrahenten der sächsisch-österreichischen Auseinandersetzung um Nachdruck und Originalverlag, übrigens gar nicht so sehr:

Beide, Trattner und Reich, spielten eine zentrale Rolle bei der Abwehr kleiner Drucker oder Händler, die regional verkauften, bzw. bei der Herausbildung großer Büchermanufakturen, die von überregional handelnden, großzügig disponierenden Verlegern geführt wurden. Als solche wurden sie von ihren Regierungen gefördert, wenn auch unter verschiedenen wirtschaftspolitischen Vorzeichen. Wenn auch der Gegensatz zwischen Originalverlegern und Nachdruckern, Nord- und Süddeutschen den Disput beherrschte, so war es in der Wirkung letztlich der Büchermanufakturist, der sich gegen den kleineren Händler durchsetzte.<sup>754</sup>

Die rasche Veränderung des Literatursystems in den österreichischen Erblanden brachte jedenfalls eine bemerkenswerte Aufwertung und Machterweiterung der Verleger mit sich, was bedeutete, „daß der finanzkräftige Geschäftsmann imstande war, Autoren in seine Dienste zu nehmen oder Broschüren in Auftrag zu geben. Das Rollenverhalten von Verleger/Autor und Verleger/Buchhändler wurde gerade unter Joseph II. ein völlig neues“.<sup>755</sup> Dabei entstanden insbesondere durch die schnelle Etablierung gewinnorientierter, gleichzeitig aber auch in publizistischer Hinsicht einflussreicher Verleger recht modern anmutende Medienstrukturen.<sup>756</sup> Schon die Zeitgenossen erkannten die meist an bloßer Profitmaximierung ausgerichtete Erwartungshaltung der Unternehmer: „Was fragt der Verleger darnach, ob eine Broschüre gut oder schlecht geschrieben ist, wenn er nur einigen Nutzen davon hat.“<sup>757</sup> Die strukturellen Voraussetzungen für die 1784 einsetzende und sich zunehmend radikalisierte oppositionelle politische Agitation durch die Presse etwa eines Georg Philipp Wucherer sind hier bereits gegeben. Michael

---

Geschichte des Buchhandels in Österreich, S. 136–143, sowie jetzt Christoph Augustynowicz, Johannes Frimmel (Hg.): *Der Buchdrucker Maria Theresias. Johann Thomas Trattner (1719–1798) und sein Medienimperium*. Wiesbaden: Harrassowitz 2019 (Buchforschung, Beiträge zum Buchwesen in Österreich, Bd. 5); darin insbesondere die Beiträge von Eigner und Frimmel.

754 Hazel Rosenstrach: Buchhandel, Staatsreform und neue Öffentlichkeit. Einige Bemerkungen zu der Frage, ob der Nachdruck der Literatur, dem Staat und dem allgemeinen Besten schade oder nütze. In: *Das achtzehnte Jahrhundert und Österreich. Jahrbuch der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des achtzehnten Jahrhunderts* 3 (1986), S. 49–64, hier S. 58.

755 Winter: Georg Philipp Wucherer, S. 25.

756 Vgl. dagegen Bacheitner: *Literatur und Buchmarkt in Österreich im achtzehnten Jahrhundert*, S. 232–241, der den gängigen Befund einer „Modernisierungswelle und präkapitalistische[r] Marktverhältnisse“ im „Buch- und Mediensektor“ (S. 229) des josephinischen Jahrzehnts vor allem mit Blick auf die Außenhandelsbilanz eher skeptisch einschätzt, ohne auf die hier thematisierten Geschäftspraktiken Trattners und anderer einzugehen: „Der buchhändlerische Geschäftsverkehr nach und aus Österreich wurde meist maßlos überschätzt.“ (S. 241).

757 [Full:] Briefe, S. 61.

Winter hat dementsprechend die große institutionelle, kommunikative und sogar textkonstitutive Bedeutung des josephinischen Verlegers herausgestrichen: „Als Kapitalträger war er in der Lage, die Kommunikation zwischen Autoren und Lesern in seinem Sinne zu organisieren und intensivieren. Er nahm Einfluß auf Titel, Format und Ausstattung eines Werkes und traf auch in der Wahl der Mitarbeiter seine Selektion, der sich der Autor unterordnen mußte.“<sup>758</sup>

Die Geschwindigkeit des Wandels in dem bis dahin kaum kritisch reflektierten Verhältnis zwischen Autor und Verleger führte nun in Österreich zu einer strukturell einzigartigen Situation: Sie zeichnet sich dadurch aus, dass es einerseits praktisch keine mit kultureller Legitimität bzw. mit großem symbolischem Kapital versehenen Autoren gab, andererseits aber „der Prozeß der Herausbildung einer Schicht freier Schriftsteller, der sich im protestantischen Deutschland über einige Jahrzehnte hin vollzog, im josephinischen Jahrzehnt ungeheuer schnell vor sich geht und bald auch von den Wiener Autoren in seiner ganzen Problematik deutlich erkannt wird“.<sup>759</sup> Die hier wirksame spezifische Konstellation lässt freilich gewisse Vorsicht bei der Anwendung des Begriffs ‚freier Schriftsteller‘ geboten erscheinen, denn dieser definiert sich im protestantischen Deutschland – für das er entwickelt wurde<sup>760</sup> – im Gegensatz zu dem auch dort existierenden ‚schreibenden Lohnarbeiter‘ über die programmatische „Verbindung des Erwerbsprinzips mit dem [...] Literaturprogramm der Aufklärung“.<sup>761</sup> Genau das aus der ständischen Gelehrsamkeit der frühen Aufklärung herrührende Literaturprogramm fehlte aber den oft lohnabhängigen und weisungsgebundenen Wiener Schreibern des josephinischen Jahrzehnts, die mit ihren Broschüren vielfach profanere und konkretere Zwecke verfolgten als ihre von „überständischem Ethos“<sup>762</sup> und aufklärerischem Idealismus geprägten nord- und mitteldeutschen Kollegen.<sup>763</sup>

758 Winter: Georg Philipp Wucherer, S. 25.

759 Bodi: Tauwetter in Wien, S. 99.

760 Vgl. Hans J. Haferkorn: Der freie Schriftsteller. Eine literatur-soziologische Studie über seine Entstehung und Lage in Deutschland zwischen 1750 und 1800. In: Archiv für Geschichte des Buchwesens 5 (1964), Sp. 523–712; in gekürzter und überarbeiteter Fassung als: Hans J. Haferkorn: Zur Entstehung der bürgerlich-literarischen Intelligenz und des Schriftstellers in Deutschland zwischen 1750 und 1800. In: Bernd Lutz (Hg.), Deutsches Bürgertum und literarische Intelligenz 1750–1800. Stuttgart: Metzler 1974 (=Literaturwissenschaft und Sozialwissenschaften, Bd. 3), S. 113–275.

761 Jaumann: Emanzipation als Positionsverlust, S. 61.

762 Ebd., S. 48; zu dessen Genese vgl. Hazel Rosenstrauch: Buchhandelsmanufaktur und Aufklärung. Die Reformen des Buchhändlers und Verlegers Ph. E. Reich (1717–1787). Sozialgeschichtliche Studie zur Entwicklung des literarischen Marktes. In: Archiv für Geschichte des Buchwesens 26 (1985), S. 1–129, hier S. 107: „Aus der Tradition des humanistischen Gelehrten blieb die Vorstellung, mit dem Schreiben der Allgemeinheit zu dienen, und dieser überlieferte Anspruch ging, transformiert, in das Selbstverständnis der modernen Schriftsteller ein.“

763 Bachleitner: Literatur und Buchmarkt in Österreich im achtzehnten Jahrhundert, S. 233 f.,

Dies ist der historische Hintergrund, vor dem sich eine zentrale Stoßrichtung von Blumauers *Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Litteratur* erschließt. Die Konsequenzen der skizzierten Rahmenbedingungen für den sozialen Status der Autoren werden darin jedenfalls deutlich benannt. Blumauer klagt nämlich,

daß die Schriftstellerschaft – zumal in *Wien* – von ihrer eigenthümlichen Würde sehr viel verloren, und zu einem beynahe verächtlichen Handwerk herabgesunken ist. So viel *Officia sordida* [das sind niedere, unanständige Berufe, N.C.W.] die Römer hatten, und so eine Menge Schriffterlinge auch die Klagen eines *Juvenal* oder *Horaz* bey ihnen vermuthen lassen, so fiel es ihnen doch nie ein, diese Gattung Beschäftigung unter die *Officia sordida* zu zählen; bey uns aber ist das Barometer der öffentlichen Hochachtung für die Schriftstellerey bereits auf so einen Grad gefallen, daß dieselbe, wenn man eine Klassifikation aller Beschäftigungen, nach Grundsätzen des römischen Rechts festsetzen wollte, sehr wahrscheinlicher Weise unter die *Officia sordida* zu stehen kommen würde. Die Ursache dieses auffallenden Unterschiedes scheint theils in dem Zahlverhältniß der schlechten Schriften gegen die guten, theils in der Beschaffenheit der Personen zu liegen, welche sich mit Schreiben abgeben.<sup>764</sup>

Das Ansehen des Schriftstellerberufs, mithin auch das durch ihn zu erwerbende symbolische Kapital, wird hier einerseits mit der intellektuellen und ästhetischen Qualität der veröffentlichten Schriften korreliert, andererseits mit der sozialen Beschaffenheit ihrer Verfasser. Wie in der Folge erläutert wird, war das in Wien demnach herrschende Übergewicht ‚schlechter‘ Schriften und sozial deklassierter Schriftsteller für die geringe Reputation von Autorschaft generell verantwortlich. Blumauers Bezeichnung *Officium sordidum* für die Schriftstellerei bezieht sich nicht von ungefähr auf die rhetorische Tradition: Während dort das *Officium oratoris* die *persuasio* (Überredung, Überzeugung) als zentrale Aufgabe des Redners bestimmt hatte,<sup>765</sup> kann das *Officium sordidum* in Opposition dazu als fehlgeleitete Autorschaft gedeutet werden, die eben nicht auf eine *persuasio* im Sinne der Aufklärung zielt, sondern allein auf Ablenkung und ‚niedere‘ Unterhaltung.

Nachdem Blumauer das Verhältnis von guten und schlechten Schriften genauer untersucht und mindestens „drey Viertheile“ der von ihm in den achtzehn

---

betont, „dass die österreichischen Autor:innen die Schriftstellerei noch kaum professionell betrieben, was für Konkurrenz gesorgt und das Potential für Feldstrukturen ergeben hätte; am ehesten entsprachen noch Autoren wie Johann Rautenstrauch und Johann Friedel dem Profil eines freischaffenden Autors.“

764 Blumauer: *Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Litteratur*, S. 35 f.

765 Vgl. Heinrich Lausberg: *Handbuch der literarischen Rhetorik. Eine Grundlegung der Literaturwissenschaft*. Stuttgart: Steiner 2008, S. 41 u. passim.

Monaten nach Gewährung der ‚erweiterten Preßfreyheit‘ gezählten 1170 Originalpublikationen als „mittelmäßiges, oder schlechtes Zeug“ harsch abqualifiziert hat,<sup>766</sup> bringt er die geringe „Würde der Schriftstellerey“ nochmals in einen ur-sächlichen Zusammenhang mit der

bekannte[n] Beschaffenheit derjenigen, die sich mit dem Schreiben abgeben. Lesen und Schreiben können machte sonst die erforderlichen Eigenschaften des gemeinen Mannes aus, der bloß von Handarbeit lebt; itzt scheinen sie hinreichend, den Beruf des Schriftstellers zu machen, und so ist die Schriftstellerey zu einem Handwerk geworden, in dem jeder pfsucht, der gesunde und schreibfähige Hände hat.<sup>767</sup>

Deutlich wird in Blumauers ‚ungleichzeitiger‘ Terminologie das Unvermögen der Zeitgenossen, die strukturell völlig neuartigen Verhältnisse begrifflich ad-äquat zu fassen. Die häufig bemühte (normative, nicht deskriptive) Gleichsetzung der Autorschaft mit einem Handwerk etwa weist zurück auf einen längst unzeitgemäßen Dichterbegriff der Renaissance und des Barock bzw. der jesuitischen Schule.<sup>768</sup>

Dieselbe begriffliche Unsicherheit in der Bezeichnung der sich im josephinischen Jahrzehnt herausbildenden „Schicht freier für Lohn schreibender Autoren“ kehrt noch in der Forschungsliteratur wieder: „Diese Autorschaft zu kategorisieren oder zu lokalisieren, ist kaum möglich, da sie sich fast aus allen Bevölkerungsschichten rekrutierte.“<sup>769</sup> Es handelt sich also um eine unspezifische, sozial nicht determinierte Mischung. Charakteristisch scheint jedenfalls: „Der neue Typus des Schriftstellers zeichnete sich durch Universalität aus, da er die Funktionen des Dichters genauso wie die des Tagesschriftstellers, Kritikers oder Redakteurs einer Zeitung in sich vereinigen konnte.“<sup>770</sup> Maßgeblich war dabei eine in ihrer Heteronomie gleichsam den modernen Boulevardjournalismus präfigurierende populäre Schreibhaltung, die ausdrücklich eine an ästhetischen Kriterien uninteressierte Profitmaximierung des Verlegers bediente und auf den Erfolg bei der bisher noch weitgehend illiteraten Masse abzielte. Bezeichnend hierfür ist etwa die Aussage eines Mitarbeiters des oppositionellen Verlags von Georg Philipp Wucherer, der sich zur Legitimation seines recht kru-

766 Blumauer: Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Litteratur, S. 36 f.

767 Ebd., S. 39 f.

768 Vgl. zu dem (bis ins 18. Jahrhundert tradierten) Autorbegriff der Renaissance Woodmansee: *The Genius and the Copyright*, S. 426: „He was first and foremost a craftsman; that is, he was master of a body of rules, preserved and handed down to him in rhetoric and poetics, for manipulating traditional materials in order to achieve the effects prescribed by the cultivated audience of the court to which he owed both his livelihood and social status.“

769 Winter: Georg Philipp Wucherer, S. 25.

770 Ebd.

den Utilitarismus – um nicht zu sagen: seiner regierungsfeindlichen Propaganda – vordergründig noch auf das alte poetologische Ideal des *prodesse* beruft: „[I]ch schreibe nicht aus Eitelkeit, und bin weder galant genug, müssige Schönen beim Nachttisch zu unterhalten, noch wizig genug, für tändelnde junge Herrchen zu schreiben: meine Absicht ist zu nützen, und habe ich diese auch nur in einem geringen Grade erreicht, so ist meine Arbeit doch nicht ganz umsonst.“<sup>771</sup>

Wiederum dem auch wirtschaftlich längst unzeitgemäßen,<sup>772</sup> präkapitalistischen Zunft- und Handwerksgedanken verpflichtet, orientierte sich Blumauers Kritik des in Wien damals allgegenwärtigen schreibenden Lohnarbeiters an den sozialen und poetologischen Idealen der ‚gelehrten‘ deutschen Frühaufklärung.<sup>773</sup>

Pfuscherey veranlaßte von jeher den Verfall der Künste und Handwerke. Die wohlfeile, wiewohl schlechte Waare des Pfuschers, verschlägt die besser gearbeitete Waare des kunstgerechten Meisters, und dieser, weil ihm Niemand den grösseren Aufwand von Zeit und Mühe auf seine Arbeit bezahlen will, muß entweder darben, oder mit zum Pfuscher werden.<sup>774</sup>

Als notwendige Folge einer solchen Entwicklung galt schon damals ein allgemein niedriges Autorprestige: „Geschieht das, so nimmt mit der Güte der Arbeit ihr Werth ab, das Handwerk fällt, und mit selbem die Achtung, die man sonst dafür hatte.“<sup>775</sup> Die soziale „Achtung“, die der Schriftstellerberuf in älteren Zeiten angeblich genossen habe, wird hier – den historischen Tatsachen kaum entsprechend – einfach vorausgesetzt und damit als rückwärtsgewandtes kontrafaktisches Ideal angesichts einer als dekadent wahrgenommenen Gegenwart profiliert. Fast schon resignativ vergleicht Blumauer die Auswirkungen der neuen ‚Vielschreiberei‘ auf das heimische Literatursystem mit denen seiner früheren literarischen Brache:

771 [Ziller?:] *Freimüthige Bemerkungen über Aufklärung und Reformen unsrer Zeit*. Berlin/Stockholm o. V. [=Wien: Wucherer] 1786, S. 7.

772 Vgl. Wolfgang Pircher: *Aufklärung und Staat*, S. 404.

773 Zum Habitus dieses Gelehrtenstandes vgl. Jaumann: *Emanzipation als Positionsverlust*, S. 55: „Die Abfassung literarischer Werke im Rahmen der traditionellen Gattungen [...] war ohne Kenntnis der poetologischen Normen undenkbar, und dieses Normenwissen wurde durch den gelehrten Cursus auf Gymnasium und Universität über den Kanon der approbierten Exempla vermittelt. Ein guter und angesehener Autor mußte zuerst ‚richtig‘ dichten können, individuelle Normabweichungen setzen die Beherrschung der Regeln voraus. [...] Dem zeitgenössischen Verständnis gemäß hat man sich unter dem Gelehrtenstand keinen Berufsstand im Sinne bürgerlicher Erwerbstätigkeit vorzustellen, sondern eine Zunft (Gilde), die durch Privilegien anderen Ständen (unter bestimmten Aspekten) unter- oder übergeordnet war.“

774 Blumauer: *Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Litteratur*, S. 40.

775 Ebd.

Das ist beyläufig das Schicksal unserer inländischen Schriftstellerey. Es waren Zeiten, wo es bey uns wenig oder gar keine Schriftsteller gab, und der Lesebegierige mußte sich auswärts Nahrung seines Geistes suchen. Jetzt haben wir Schriftsteller die Menge, aber der Fall ist noch immer der nämliche, und wird es so lange bleiben, so lange zwey Dritteile der gesamten Schriftstellerzunft blosse Pfüscher sind.<sup>776</sup>

Blumauer skizzierte so einen direkten Kausalzusammenhang zwischen der jeweils extremen Quantität literarischer Produktion und dem niedrigen Prestige der Autoren, das – wie er meinte – in Österreich die „besten Köpfe“<sup>777</sup> vom Schreiben abhalte, zumal die akademischen und geistlichen Ämter hier ihre Inhaber „hinreichend“ nährten und diese es deshalb gar „nicht nöthig“ hätten, „die Schriftstellerey“ wie andernorts „zur Nebenquelle“ ihrer „Einkünfte zu machen“. Er betonte nämlich explizit: „Auch scheint der Schriftstellernamen [sic] im Ausland ein viel ehrenvolleres Prädikat zu seyn, als er es bey uns – einst wegen Mangel an Schriftstellern war, und itzt – wegen Ueberfluß an selben ist.“<sup>778</sup> In Wien hatte sich eben schnell und nahezu flächendeckend ein für Lohn schreibender und von den kommerziellen Vorstellungen seines Verlegers abhängiger Schriftstellertypus durchgesetzt, während etwa im zeitgenössischen Frankreich der ‚ständische Schriftsteller‘<sup>779</sup> in der kollektiven Repräsentation nach wie vor dominant war und durch seine große gesellschaftliche Akzeptanz den Autorstatus sozial legitimieren und als ‚ehrentvoll‘ konsekrieren konnte. Auch im protestantischen Deutschland bildeten das „Standesbewußtsein des Gelehrten, die entsprechende Dichtungstheorie und Distanz zum literarischen Markt [...] eine Barriere gegen die konsequente Durchkapitalisierung der Literaturverhältnisse“.<sup>780</sup> So wurde dort eine mentale bzw. habituelle Disposition wirksam, die in Wien durch die fehlende literarische Tradition gar nicht existierte.

776 Ebd., S. 40 f.

777 Ebd., S. 45.

778 Ebd., S. 46. Weitere Gründe dafür, „daß *Wien* eine weit grössere Anzahl vortrefflicher Köpfe, als vortrefflicher Schriftsteller habe“, nennt Blumauer ebd., S. 46 f.

779 Beim Gebrauch dieses idealtypischen Terminus ist freilich prinzipiell Vorsicht angebracht, wie Rosenstrauch: Buchhandelsmanufaktur und Aufklärung, S. 106, bemerkt: „Hans J. Haferkorns einst wichtige Unterscheidung zwischen einem ständischen und einem freien Schriftsteller, die – meist verkürzt – als Typologie übernommen wurde, ist zu kategorisch, aber auch der Ausdruck ‚Mischtyp‘ suggeriert noch diese Idealtypen. Die Vorstellung von einem Schriftsteller, der ein Amt hat und dadurch in die ständische Tradition eingebunden und dem Markt ferne ist und einem ‚freien‘, der von der Schriftstellerei zu leben versucht und deshalb von literarischen Traditionen frei wird, koppelt die literarische Produktion zu eng an die Lebensbedingungen.“

780 Jaumann: Emanzipation als Positionsverlust, S. 60.

Wie Roger Chartier ausgeführt hat, konnte sich das neue schriftstellerische Selbstverständnis, das bei der Herausgabe eines Manuskriptes auf finanzielle Gegenleistung pocht, in Ländern mit einem entwickelten Literatursystem nur schwer gegen die zähen Widerstände durchsetzen, welche in der vorkapitalistischen Mentalität des *ancien régime* gründeten.<sup>781</sup> Doch selbst der Österreicher Blumauer, dem offenbar ein Autorbegriff aus autonomeren literarischen Feldern als Modell vorschwebte, hatte sichtlich Schwierigkeiten mit dem tatsächlichen Status des josephinischen Schriftstellers, der sich schon durch seine schlechte „Wahl der Gegenstände“<sup>782</sup> ausgezeichnet habe. Solchen von einer regelrechten „Schreibsucht“<sup>783</sup> ergriffenen Autoren setzte Blumauer das Leitbild der Autonomie schöpferischer Intention entgegen, womit er weniger zurück zur Vorstellung des in den habsburgischen Territorien kaum existenten ‚ständisch-gelehrten Schriftstellers‘ wies, als vielmehr voraus in Richtung des überständischen ‚freien Schriftstellers‘ im Sinne des modernen subjektiven Autorbegriffs:

Freilych sucht der Schriftsteller von Beruf nicht erst den Stoff, wenn er sich hinsetzt zu schreiben, sondern der Stoff sucht ihn, und drängt ihn, wenn er den Mann findet, an das Pult; er nöthigt ihn, sich der Ideen, die sich über den einmal gefaßten Gegenstand in ihm entwickeln, zu entledigen, das, was er gedacht, beobachtet, entdeckt hat, seinen Lesern mitzutheilen, und das ist, was seinen Beruf zum Schreiben ausmacht.<sup>784</sup>

Beruf wird hier zur Berufung. Über den ‚Brottschriftsteller‘ der Broschürenliteratur hingegen äußerte Blaumauer sich nicht weniger abschätzig als diverse französische und norddeutsche Kollegen: „Es giebt zwar, wie bekannt, noch einen dringenderen Schriftstellerberuf, als diesen, einen Beruf, den man im Magen fühlt, aber den kennt man leider aus seinen Früchten und nie war er vielleicht kenntlicher, als an den unzeitigen Gewächsen, die er in der ersten Periode der Preßfreyheit, auf dem österreichischen Boden hervorbrachte.“<sup>785</sup> Noch fünf Jahre später wurde Blumauers frühe kritische Diagnose der negativen Auswirkungen der ‚Broschürenflut‘ auf die heimische Schriftstellerei insgesamt durch Kratters *Philosophische und statistische Beobachtungen, vorzüglich die österreichischen Staaten betreffend* (1787) bestätigt:

---

781 Vgl. Chartier: *Lordre des livres*, S. 57: „La réalité nouvelle d’un état fondé sur la seule rémunération de l’écriture n’émerge que difficilement au sein d’une mentalité d’Ancien Régime, parfaitement exprimée par Voltaire dans ses diatribes contre ‚la malheureuse espèce qui écrit pour vivre‘.“

782 Blumauer: *Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Litteratur*, S. 11.

783 Ebd.

784 Ebd.

785 Ebd., S. 11 f.

Da die leidige Broschürenschriftberey zu dem, daß sie das Ansehen eines Gelehrten im Volksbegriffe so sehr herabgewürdiget hat, auch noch dem realen Buchhandel einen sehr nachträglichen Eintrag gethan, und vom Werthe eines Buchs der Schluß auf einen verhältnismäßigen Absatz nicht mehr gemacht werden kann, so ist es nicht sehr rathsam, hier von der Gelehrsamkeit Profession zu machen.<sup>786</sup>

In Worten wie diesen schlägt sich neben den lokalspezifischen Wiener Entwicklungen freilich auch ganz allgemein die sinkende Plausibilität des wirkungsästhetischen Selbstverständnisses maßgeblicher Vertreter der Aufklärung angesichts des säkularen Entstehens eines ‚Subfelds der symbolischen Massenproduktion‘ nieder.

Entscheidend ist der historische Kontext der Bemühungen Blumauers um eine von direkten Einflussnahmen literaturexterner Instanzen unabhängige und selbstbestimmte Autorschaft also in lokaler *und* überregionaler Hinsicht: Wie Bourdieu mit Blick auf Westeuropa dargelegt hat, erhalten die Schriftsteller und Künstler in dem Maß, in dem sich ein „Markt für das Kunstwerk“ entwickelt, „in einem scheinbaren Paradox die Möglichkeit, in ihrer Praxis und zugleich in der Vorstellung, die sie von dieser Praxis haben, die Nicht-Reduzierbarkeit des Kunstwerks auf den Status einer bloßen Ware und damit zugleich die Einzigartigkeit ihrer Praxis zu behaupten“.<sup>787</sup> Obwohl sich in Österreich der ältere Typus des ‚ständisch-gelehrten Autors‘ nie durchgesetzt hatte – was der Legitimation allen beruflichen Schreibens abträglich war –, etablierten sich (prä-) kapitalistische Marktmechanismen hier kaum später als in Frankreich und in dieser massiven Form vielleicht sogar früher als in den meisten Gebieten des protestantischen Deutschland.

Die in Blumauers Text leise anklingende „Kluft zwischen den Repräsentanten der ‚hohen‘ Literatur und den wenig geschätzten, dafür aber umso mehr gelesenen Vertretern der ‚niedrigen‘ Literatur“<sup>788</sup> verweist auf die in den protestantischen deutschsprachigen Gebieten des späten 18. Jahrhunderts diagnostizierte Ausdifferenzierung des literarischen Feldes. Sie war dort unter anderem eine Folge des Bemühens symbolisch legitimerter und etablierter Dichter, sich in dem zunehmend von Marktmechanismen bedrohten Literatursystem anhand eines emphatischen Dichtungsideals „gegen einen Typ von ‚literarischem Tagelöhner‘ abzugrenzen, der in den Buchhandelsmanufakturen, Rezensionsanstal-

786 [Kratzer:] Philosophische und statistische Beobachtungen, vorzüglich die österreichischen Staaten betreffend, S. 56.

787 Vgl. Bourdieu: Der Markt symbolischer Güter, S. 18 f.

788 Wolfgang von Ungern-Sternberg: Schriftsteller und literarischer Markt. In: Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur, Bd. 3, S. 133–185, hier S. 167.

ten und Übersetzungsfabriken eine Art von geistigem Proletariat bildete“.<sup>789</sup> Analog dazu wurde auch im letzten Drittel des französischen 18. Jahrhunderts ein wachsender „Gegensatz zwischen hoher und niederer Literatenwelt“<sup>790</sup> konstatiert, eine innere Differenzierung des literarischen Feldes also, die in den Polemiken Voltaires, d’Alemberts und anderer ihren Ausdruck fand. Im elitären Habitus der führenden europäischen Aufklärer, denen die symbolisch minder erfolgreichen besten Wiener Literaten nacheiferten, schlug sich indes nicht allein die allgemeine Erfahrung gesellschaftlich engagierter Schriftsteller nieder. Diese läuft Vierhaus zufolge ja darauf hinaus, „daß die öffentliche Diskussion politisch-sozialer Probleme von ihren Initiatoren und Protagonisten nicht auf Dauer kontrolliert werden kann, daß sie ausufert, sich vergrößert, unbeabsichtigte Folgen hervorbringt und solche Teilnehmer findet, die – aus Absicht oder aus Unwissenheit – ganz andere Interessen in sie hineintragen“.<sup>791</sup> Die öffentliche Debatte um die Definition des ‚wahren‘ und legitimen Schriftstellers war darüber hinaus auch eine Begleiterscheinung der zunehmend sichtbar werdenden Konstitution des literarischen Feldes als Raum interner Auseinandersetzung.

Bourdieu hat den Kampf der Schriftsteller um kulturelle Legitimität folgendermaßen auf den Punkt gebracht:

Im Mittelpunkt literarischer [...] Konkurrenzkämpfe steht immer auch das Monopol literarischer Legitimität, das heißt unter anderem das Monopol darauf, aus eigener Machtvollkommenheit festzulegen, wer sich Schriftsteller [...] nennen darf, oder sogar darauf, wer Schriftsteller ist und aus eigener Machtvollkommenheit darüber befinden kann, wer Schriftsteller ist; oder, wenn man so will, das Monopol auf *die Konsekration* von Produzenten oder Produkten.<sup>792</sup>

Die nicht nur in der nord- und mitteldeutschen Aufklärung beobachtbare „Sorge vor einer Diskreditierung der Schriftsteller und ihres hohen Anspruchs durch inkompetente, übereifrige Skribenten oder durch radikale Kritiker“<sup>793</sup> erweist sich in diesem Licht auch als Einsatz in der Auseinandersetzung um das Monopol kultureller Sanktionsgewalt, nämlich der Macht, eine legitime Definition des Schriftstellers allgemein durchzusetzen. Deutlich manifestiert sich die soziale Energie der klassifikatorischen Auseinandersetzung um den Autorbegriff in Pezzls Polemik, die sich durch eine charakteristische doppelte Frontstellung –

789 Ebd., S. 164.

790 Darnton: Die Hochaufklärung und die Niederungen des literarischen Lebens, S. 41.

791 Vierhaus: Der aufgeklärte Schriftsteller, S. 65.

792 Bourdieu: Die Regeln der Kunst, S. 354.

793 Vierhaus: Der aufgeklärte Schriftsteller, S. 62.

nämlich abgesehen von den Wiener Broschürenschriftstellern auch gegenüber den aufgeklärten Wien-Kritikern aus dem Norden – auszeichnete:

Andere hat die Menge dieser fliegenden Schriftchen verführt, auf eine eben so ungeheure Zahl von Schriftstellern in Wien zu schließen. Diese Herren taten den Vätern jener liliputischen Geschöpfe mehr Ehre an, als man ihnen in Wien selbst widerfahren ließ. Hier ist es keinem Menschen eingefallen, die Fabrikanten solcher Ware mit dem Namen der Schriftsteller zu belegen. Dagegen mußte man in der Berliner Monatsschrift und mehreren auswärtigen Journalen beinahe bis zum Ekel wiederholt lesen, daß es in Wien der privatisierenden Gelehrten, der Schriftsteller eine ungeheuer Menge gebe.<sup>794</sup>

Pezzl versichert den Verfassern solcher Angaben – und tut das mehr im normativen als im deskriptiven Sinn des Wortes –, „daß man in dem großen weiten Wien von Schriftstellern zu Hunderten nichts weiß; daß man da die leidigen Broschüristen keineswegs unter die Gelehrten oder Schriftsteller zählt“.<sup>795</sup> Expliziter Bezugspunkt dieser Versicherung sind die Angaben in Johann Georg Meusels Nachschlagewerk *Das gelehrte Teutschland, oder Lexikon der jetztlebenden Teutschen Schriftsteller*,<sup>796</sup> das im Jahr 1784 um die 300 Schriftsteller als in Wien ansässig verzeichnete.<sup>797</sup> Zum Vergleich: In Prag waren es 80, in Innsbruck 19, in Graz 14, in Linz acht,<sup>798</sup> demgegenüber in München 71 und in Berlin 176.<sup>799</sup> Gemäß den Einträgen Meusels, die sich um weitere aus den Supplementbänden der Folgejahre ergänzen ließen (was die quantitativen Verhältnisse noch eindeutiger machen würde), war die Haupt- und Residenzstadt Wien diejenige deutschsprachige Metropole, die in den 1780er Jahren mit großem Abstand am meisten Schriftsteller beherbergte. Bezeichnend ist nun die zwischen Meusel und Pezzl diskutierte Streitfrage, ob die Wiener „Broschüristen“ als regelrechte Schriftsteller zu werten seien. Gegenüber Pezzl beharrte Meusel darauf mit dem Argument, auch „ein Fabrikant kleiner Schriften oder fliegender Blätter“ müsse

794 Pezzl: Skizze von Wien, S. 293.

795 Ebd., S. 294.

796 Vgl. Johann Georg Meusel: Erster Nachtrag zu der vierten Ausgabe des gelehrten Teutschlandes. Lemgo: Meyer 1786, S. 775: „Wer sollte es wohl glauben, wenn ich es nicht mit Zuverlässigkeit bezeugen könnte, dass aus dem grossen weiten *Wien*, wo es Schriftsteller zu Hunderten giebt, mit nicht ein einziger Beytrag zugekommen ist“; zit. in Pezzl: Skizze von Wien, S. 293. Darauf dann wieder die Reaktion in Johann Georg Meusel: Dritter Nachtrag zu der vierten Ausgabe des gelehrten Teutschlandes. Lemgo: Meyer 1788, S. VIII f.

797 Vgl. Georg Christoph Hamberger u. Johann Georg Meusel: *Das gelehrte Teutschland, oder Lexikon der jetztlebenden Teutschen Schriftsteller*. Bd. IV. Lemgo: Meyer 1784, S. 295–297.

798 Vgl. ebd., S. 293–298.

799 Ebd., S. 300 u. 347 f.

als Schriftsteller gelten, wenn er „mehrere Broschüren“ geschrieben oder „auch nur mit einer einzigen eine starke, vielleicht heilsame Sensation“ gemacht habe.<sup>800</sup> Der sich innerhalb Wiens um literarische Distinktion bemühende Pezzl konnte einem solchen breiten Schriftstellerbegriff, der dem damaligen Usus durchaus entsprach,<sup>801</sup> hingegen wenig abgewinnen.

#### 4.3 Anspruch und Wirklichkeit schriftstellerischen Schaffens

Das Bemühen um eine seinen Autorinteressen gemäße legitime Definition des Schriftstellers begegnet einige Jahre früher in ähnlicher Weise bei Blumauer – hier jedoch entsprechend der realen Beschaffenheit des heimischen literarischen Raums und eingedenk der fast völligen Aussichtslosigkeit des symbolischen Begehrens meist in defensiver Funktion:

Der Name *Schriftsteller* hat durch die Leute, die ihn tragen, bereits so viel von seiner ursprünglichen Würde verloren, daß er anfängt entehrend zu werden, und wenss noch länger so fortgeht, Gefahr läuft, in Oesterreich eben so gut ein Schimpffname zu werden, als es der Name: *Fur* [d. i. Dieb, Schurke, Spitzbube, N.C.W.] bey den Römern ward. Bald wird ein Autor, dem sein guter Name lieb ist, Anstand nehmen, mit Leuten dieses Gelichters einerley Kleid zu tragen, und in einer Gesellschaft zu erscheinen, die so übel berüchtigt ist. Er wird sich zurückziehen, und dem Pfuschergesindel ein Gebiet überlassen, von dem der gesittete Mann wie von einer Jedermannsschenke spricht.<sup>802</sup>

Um dies zu vermeiden, richtete Blumauer einen Appell an das idealisierte – weil in Wien mit der erforderlichen kulturellen Kompetenz damals nur bedingt ausgestattete und eben meist nicht ‚gelehrte‘ – literarische Publikum:

Das Publikum kann diesem Uebel allein zuvorkommen. Es ist der einzige Herr, den das Autorvolk als seinen Richter anerkennt, der einzige, dessen Gesetzen sich Schriftsteller und Pfuscher unterwerfen muß [was Blumauer in seinem aufklärerisch gesonnenen und deshalb konsequent auf Leserlenkung zielenden Text übrigens gerade nicht tut, N.C.W.]. Es herrscht unumschränkt über alle Werke des Geistes, und entscheidet über des Schriftstellers Leben und Tod.<sup>803</sup>

800 Meusel: Dritter Nachtrag zu der vierten Ausgabe des gelehrten Teutschlandes, S. IX.

801 Nach Kopitzsch: Die Sozialgeschichte der deutschen Aufklärung als Forschungsaufgabe, S. 61, schloss der Begriff Schriftsteller im deutschsprachigen 18. Jahrhundert „alle Autoren ein und beschränkte sich nicht auf Verfasser belletristischer Veröffentlichungen“.

802 Blumauer: Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Litteratur, S. 42.

803 Ebd., S. 42 f.

Blumauer verfolgt hier das Projekt, den Schriftsteller als sozialen Typ mit einer prinzipiell als intrinsisch verstandenen Legitimität zu versehen. Sein eigentümliches Substanzdenken, das etwa im Verweis auf die ‚Ursprünglichkeit‘ der schriftstellerischen Würde sichtbar wird, konterkariert sich aber selbst durch die affirmative wirkungsästhetische Bezugnahme auf das Publikum. Die sodann aus der zeitgenössischen Theaterdiskussion entnommene Metaphorik seiner weiteren Argumentation verweist implizit auf jene primär orale Theaterkultur, die in Wien mehr Tradition als die ‚verschriftlichten‘ literarischen Gattungen hatte:

Wenn nun dieses Publikum, das im Schauspielhause seine Rechte so streng und unerbittlich ausübt, so leicht zum Mißfallen gereizt wird, und so geschwind fertig ist, ein langweiliges Stück, oder einen schlechten Schauspieler auf der Bühne auszuzischen; wenn dieses Publikum auf der grösseren Bühne der Litteratur eben so wenig seiner Rechte vergässe, die unberufenen Gauckler auf derselben nicht duldet, ihre Bocksprünge und Balgereyen nicht belachte, und das Possenspiel,<sup>[804]</sup> das diese Schriftstellerbande wöchentlich zweymal im *Wienerdiarium* ankündigt, nicht theuer bezahlte, so würde die Puscherey von selbst aufhören, und die Schriftsteller würden ihr voriges Ansehen wieder erhalten.<sup>805</sup>

In freilich nicht ganz stringenter Formulierung offenbaren sich hier im regionalen Raum Reflexe einer überregionalen, für autonomere literarische Felder konstitutiven paradoxalen Verbindung: Es handelt sich um die Wechselwirkung zwischen der Professionalisierung des Schriftstellerberufs, welche dank der allmählichen Etablierung des Urheberrechts und der damit einhergehenden unmittelbaren Honorare zumindest einigen wenigen Autoren ein Leben von der Feder ermöglichen sollte, und ihrer Selbstrepräsentation im Rahmen einer Genievorstellung, die sich auf die Autonomie des Kunstwerks und des kreativen Akts beruft.<sup>806</sup> Martha Woodmansee hat die säkulare Weiterentwicklung des aus der Renaissance überkommenen Autorbegriffs durch die führenden europäischen Theoretiker des 18. Jahrhunderts folgendermaßen zusammengefasst:

They minimized the element of craftsmanship (in some instances they simply discarded it) in favor of the element of inspiration, and they internalized the source of that in-

804 Implizit zeugt diese Polemik von Blumauers ‚regelmäßigem‘ Theaterideal, das sich gegen das Stegreifspiel des Wiener Spaftheaters richtete.

805 Blumauer: Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Litteratur, S. 43.

806 Chartier: *Lordes des livres*, S. 46, spricht vom „lien quelque peu paradoxal entre la professionnalisation de l'activité littéraire (elle doit entraîner une rémunération directe permettant aux écrivains de vivre de leur plume) et l'auto-représentation des auteurs dans une idéologie du génie propre, fondée sur l'autonomie radicale de l'œuvre d'art et le désintéressement du geste créateur.“

spiration. That is, inspiration came to be regarded as emanating not from outside or above, but from within the writer himself. ‚Inspiration‘ came to be explicated in terms of *original genius*, with the consequence that the inspired work was made peculiarly and distinctively the product – and the property – of the writer.<sup>807</sup>

So argumentierte etwa Edward Young in seiner im protestantischen Deutschland intensiv rezipierten Abhandlung *Conjectures on Original Composition* (1759) – zeitgenössisch übersetzt als *Gedanken über die Original-Werke* – gegen die künstlerische Orientierung an klassischen Exempeln und ‚fremden‘ Autoritäten und für eine größere Ehrfurcht vor dem eigenen Genie des schöpferischen Menschen:

[L]aß nicht die großen Beyspiele, oder Autoritäten, deine Vernunft in ein allzugroßes Mißtrauen gegen dich selbst niederschlagen. Habe für dich selbst so viel Achtung, daß du die natürliche Frucht deines eigenen Verstandes, dem reichsten Einkommen eines fremden Landes vorziehest; solche erborgte Reichthümer machen uns arm. Der welcher auf diese Art für sich Achtung hat, wird bald gewahr werden, daß die Welt in ihrer Achtung der seinigen folget. Seine Werke werden stets ein unterscheidendes Merkmal an sich tragen! Ihm allein wird das Eigenthum darüber zugehören; und nur dieses Eigenthum kann allein den edeln Titel des *Autors* uns geben; das heißt, um genau zu reden, den Titel desjenigen, welcher *denket* und *schreibt*, indessen daß die andern *Räuber* der Presse, wenn sie auch noch so reich an vielen Bänden und Gelehrsamkeit waren, [...] nur *lesen* und *schreiben*.<sup>808</sup>

Die Ablehnung der ‚unschöpferischen‘ Nachahmung und – im Extremfall – des Plagiats bildet für Young die Voraussetzung einer normativen Definition des Schriftstellers, welche Originalität zum ausschlaggebenden Inklusionskriterium erklärt. Ihre Setzung erlaubte der zeitgenössischen Theorie die Entwicklung eines modernen Autorbegriffs, indem sie fortan als Grundlage eines ‚geistigen‘ Eigentumsrechts sowie des Anspruchs auf den ‚edlen‘ Titel eines Autors fungierte.

807 Woodmansee: *The Genius and the Copyright*, S. 427.

808 *Gedanken über die Original-Werke*. In einem Schreiben des D. Youngs an dem [sic] Verfasser des Grandison. Aus dem Englischen [v. H. E. von Teubern]. Leipzig, bey Samuel Heinsii Erben, 1760, S. 48 f. Faksimiledruck mit einem Nachwort u. Dokumentation zur Wirkungsgeschichte in Deutschland hg. v. Gerhard Sauder. Heidelberg: Lambert Schneider 1977 (=Deutsche Neudrucke, Reihe Goethezeit). Vgl. den Originalwortlaut in Edward Young: *Conjectures on Original Composition in a Letter to the Author of Sir Charles Grandison*. In: *English Critical Essays. Sixteenth, Seventeenth and Eighteenth Centuries*. Hg. v. Edmund D. Jones. London: Oxford University Press 1922 (=The World's Classics, Bd. 240), S. 270–311, hier S. 289.

Unter etwas anderen Vorzeichen, nämlich einer Frontstellung weniger gegen die ‚ständisch-gelehrten‘ Schriftsteller als vielmehr gegen die im josephinischen Wien überhandnehmenden schreibenden Lohnarbeiter, reproduziert Blumauer gut zwanzig Jahre später *ex negativo* Youngs Plädoyer für schöpferische Originalität. Wenn er dabei an den Respekt vor dem ‚geistigen‘ Eigentum der Urheber appelliert und den bloßen Nachahmern nahelegt, von ihren publizistischen Vorhaben abzulassen,<sup>809</sup> argumentiert er freilich in einer stilistisch und rhetorisch weniger prägnanten und theoretisch nicht so elaborierten, insgesamt traditionelleren Art und Weise:

Ich ersuche daher alle und jede – die vielleicht eben itzt, trotz ihrer Geistesarmuth, im Begriff sind, die vorrätige kleine Münze in allen Winkeln ihres Verstandeskasten zusammenzusuchen, um uns diesselbe in papierenen Beuteln an die Köpfe zu werfen – sich ja in keinen Aufwand zu sezen, sondern zu bedenken, daß alle Gold-Silber-und Kupfermünzen [sic], welche ihre Eigen:thümer [sic] vorlängst in Umlauf gebracht haben, bereits vielmal bezahlt sind, und das es unchristlich sey, eine fremde Waare, die schon mehr, als hundertmal bezahlt worden, sich wieder von neuem bezahlen zu lassen. Und da der Geister, welche Gold machen können, ohnehin so wenig, und der gelehrten Beutelmacher so viele sind, so gelanget in unsern goldarmen und beutelreichen Zeiten an die sämmtlichen Herren, in deren Köpfen kein eigenes Gold geprägt, wohl aber das fremde in Rauch aufgelöst wird, unsere flehentliche Bitte, daß dieselbe doch geruhen möchten, die ohnehin schreckliche Menge der goldleeren oder – wie der Landmann sich ausdrückt – lichten Beuteln zu beherzigen, und dieselben nicht ferner mit neuen zu vermehren, sintemalen sonst diese ihrer Bestimmung nach, so edler Ideenbehältnisse noch immerfort das klägliche Schicksal würden erfahren müssen, von unbarmherzigen Händen in Tabackbeutel, und Käs- und Gewürzfuterele verwandelt zu werden. Wovor sie der Himmel bewahren, und mit seiner Allmacht gnädigst beschützen wolle!<sup>810</sup>

Blumauers Argumentation verfährt hier zweigleisig, indem sie neben moralischen Erwägungen (‚unchristlicher‘ Wucher) auch – etwas blauäugig – auf die Angst vor dem Lächerlichwerden setzt. Die maßgebliche Bedeutung dieser Passage für den gesamten Blumauer’schen Text manifestiert sich neben ihrer rhetorischen Emphase im Umstand, dass sie in beiden erhaltenen Druckfassungen des Jahres 1782 (vgl. II. 3. 1) als einzige durchgehend in Schwabacher Type – üblich für Auszeichnungen im Fraktursatz<sup>811</sup> – wiedergegeben ist. Ihre typographische Hervor-

809 Viala: *Naissance de l'écrivain*, S. 93, zeigt auf, dass im Frankreich des 17. und frühen 18. Jahrhunderts neben der raschen Publikation die „réprobation publique contre les plagiaires“ die einzig mögliche Strategie der Autoren gegen das Plagiat war, eine nur auf symbolische Diskreditierung angelegte Strategie also, die hier auch Blumauer anwendet.

810 Blumauer: *Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Litteratur*, S. 49 f.

811 Freundlicher Hinweis von Stephan Kurz.

hebung entspricht ihrem weit über andere Argumente hinausweisenden Gehalt: Sie begründet den Anspruch auf literarisches Eigentum mit der Kategorie der kreativen Originalität. Dergestalt fügen sich die *Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Litteratur* ein in einen gemeineuropäischen Prozess, dessen sukzessive Auswirkungen auf den Autorstatus und mithin auf die Entwicklung des literarischen Feldes insgesamt kaum überschätzt werden können. Wie Chartier gezeigt hat, wurde das literarische Eigentum nunmehr durch eine neue, *ästhetische* Wahrnehmung legitimiert, die das Werk als Originalschöpfung erscheinen lässt, welche allein aufgrund ihres spezifischen Ausdrucks identifizierbar zu sein hat.<sup>812</sup> Doch bis zur tatsächlichen Realisierung der von Blumauer wiederholt erhobenen Forderung, das geistige Eigentum zu respektieren, war es in Österreich noch ein weiter Weg. Wie für den gesamten deutschen Sprachraum gilt nämlich besonders für die Habsburgermonarchie: „Der freie Schriftsteller war eine Erscheinung eher des neunzehnten als des achtzehnten Jahrhunderts.“<sup>813</sup>

Ein zeit- und lokalspezifisches Hindernis für die Entwicklung des allgemeinen Prestiges der Schriftstellerei im josephinischen Wien soll hier zum Abschluss nicht verschwiegen werden; es bestand paradoxerweise gerade in einer sicherlich unbeabsichtigten Nebenwirkung der ‚erweiterten Preßfreiheit‘ auf die Entwicklung einer populären Öffentlichkeit, die Rautenstrauch in seinen *Möglichkeiten und Unmöglichkeiten in Oesterreich* (1786) an den klerikalen und aristokratischen Verfechtern der Gegenaufklärung veranschaulichte:

Fallt es einem oder dem andern dieser Sachwalter der Dummheiten ein, so läßt er eine Skarteke oder gar ein *Schandlied* auf seinen Gegner aushecken, giebt es zur Censur, erhält das *admittitur*, und von der löbl. Polizey sogar noch oben drein die Erlaubniß, es durch das Lumpenpak öffentlich in der Stadt ausrufen und verkaufen lassen zu dürfen. Da genießt er denn für seine heilsame Absicht, zur Aufklärung sein Scherflein auch beytragen zu wollen, die würdige Belohnung, daß sein Name von der Grundsuppe des Pöbels auf allen Gassen und Straßen der Stadt und Vorstädte in Gesellschaft irgend eines Galgenschwengels ausgeruffen dem allgemeinen Spott Preis gegeben und gebrandmarkt wird; das Lottergesindel, das ihn nicht persönlich kennt, hält ihm, wenn er ausgeht, das Schandblatt vor die Augen, und bietet es ihm selbst zum Kauf an. Solche offenbare unverantwortliche Verletzungen an Ehre und guten [sic] Namen geschehen in Deutschlands Hauptstadt, wo sonst die Polizey die mindesten Vergehungen so strenge ahndet, und wo es verboten ist, einem erwiesenen Schurken auch nur eine Ohrfeige zu geben.<sup>814</sup>

812 Vgl. Chartier: *L'ordre des livres*, S. 45: „La légitimation de la propriété littéraire est ainsi appuyée sur une nouvelle perception esthétique qui désigne l'œuvre comme une création originale, reconnaissable à la spécificité de son expression.“

813 Kopitzsch: *Die Sozialgeschichte der deutschen Aufklärung als Forschungsaufgabe*, S. 73.

814 [Rautenstrauch:] *Möglichkeiten und Unmöglichkeiten in Oesterreich*, S. 66–68.

Die hier zum Vorschein kommende populäre bis populistische Struktur der Öffentlichkeit wies ein weiteres Mal eher auf Diffamierungskampagnen der modernen Boulevardpresse voraus, als dass sie eine allgemeine Verbreitung von Aufklärung befördert hätte. Wohl auch vor diesem Hintergrund hat Franz Kratter in seinen *Philosophischen und statistischen Beobachtungen, vorzüglich die österreichischen Staaten betreffend* (1787) bestätigt, dass „unsere vorzüglichsten Gelehrten auf Reformen und Aufklärung bis jetzt noch beinahe keinen Einfluß von Erheblichkeit hatten.“<sup>815</sup> Er fügte dem hinzu: „Die Schriftstellerverfolgungen in Oesterreich sind zwar nicht so offenbar, um ein lautes, despektables Aufsehen zu machen; indessen hat sich jeder, der irgendein vornehmes Vorurtheil angreift, ohne daß er es vielleicht vermuthet, oft nur mit einigen Worten hundert mächtige Feinde zugezogen.“<sup>816</sup> Einen Ansporn zu kritisch-aufklärerischer Publikationstätigkeit wird man in solchen Verhältnissen kaum erkennen.

Der oben diskutierte Befund einer eminenten ‚Ungleichzeitigkeit‘ von schriftstellerischem Anspruch und kasualpoetischer Praxis lässt sich auch an Blumauers Lyrik erhärten. Besonders aussagekräftig ist dafür eine kleine Gruppe von Gedichten, die in Blumauers lyrischem Werk insofern einen herausgehobenen Stellenwert einnehmen, als sie sich mit dem zeitgenössischen Literaturbetrieb auseinandersetzten, insbesondere mit dessen charakteristischer Situation im josephinischen Wien. Zu dieser Gruppe gehören das zunächst anonym erschienene *Lob- und Ehrengedicht auf die sämtlichen neuen schreibeselligen Wiener Autoren* (1781), das ebenfalls anonym erschienene (und in der Zuschreibung bis heute umstrittene) Kasualpoem *Die Wiener Büchlschreiber nach dem Leben geschildert von einem Wiener* (1783),<sup>817</sup> aber auch die Gedichte *Die Buchdruckerkunst* (1786) und *Die Autorpolitik* (1781). Das erste dieser beiden, das schon auszugsweise zitiert wurde, stammt aus der zweiten Hälfte des josephinischen Jahrzehnts, während das zuletzt genannte, zu dem der spärlichen Forschung bisher nur wenig eingefallen ist,<sup>818</sup> zu Blumauers ersten lyrischen Arbeiten überhaupt

815 [Kratter:] *Philosophische und statistische Beobachtungen, vorzüglich die österreichischen Staaten betreffend*, S. 57.

816 Ebd., S. 57 f.

817 Die Zuschreibung dieses Textes an Blumauer vertreten Constant von Wurzbach: *Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich*, enthaltend die Lebensskizzen der denkwürdigen Personen, welche seit 1750 in den österreichischen Kronländern geboren wurden oder darin gelebt und gewirkt haben. 60 Bde. Wien: Universitäts-Buchdruckerei von L. C. Zamarski 1856, Bd. 1, S. 444; Hofmann-Wellenhof: Alois Blumauer, S. 77; Gugitz: Alois Blumauer, S. 43; Rosenstrauch-Königsberg: *Freimaurerei im josephinischen Wien*, S. 343; so auch der elektronische Katalogeintrag in der Wienbibliothek. Vgl. dagegen Bärbel Becker-Cantarino: *Aloys Blumauer and the Literature of Austrian Enlightenment*. Bern/Frankfurt a. M.: Lang 1973 (=Europäische Hochschulschriften, Ser. I, Bd. 90), S. 121 f., Anm. 27.

818 Vgl. Hofmann-Wellenhof: Alois Blumauer, S. 76; Becker-Cantarino: Aloys Blumauer and the

zählt. Es sticht nicht nur durch seinen knappen und prägnanten Titel, der wie die Vorwegnahme einer Analyse­kategorie der neueren Autorschaftsforschung anmutet, sondern auch durch seine gewandte Formulierungskunst aus der Menge von Blumauers Gelegenheitsgedichten hervor. Was versteht Blumauer nun unter ‚Autorpolitik‘? Er beginnt mit den Worten:

Ich kenn' ein Künstchen,  
 Das spielt gar gern  
 Mit blauen Dünstchen;  
 Das lehrt die Herrn,  
 Genannt Autoren [...]   
 Sich weislich wie  
 Genies zu tragen.  
 In unsern Tagen  
 Macht Politik  
 Des Autors Glück:  
 Sagt ihnen leise  
 Ihr Genius,  
 Dem jeder Weise  
 Doch folgen muß.<sup>819</sup>

Diesen einleitenden Worten zufolge ist ‚Autorpolitik‘ für Blumauer eine Strategie zur Erringung dichterischen Erfolgs, die vor allem auf der performativen Erzeugung von dessen Anschein beruht; er befindet sich hier durchaus in Übereinstimmung mit Befunden der aktuellen Autorschaftstheorie.<sup>820</sup> Um tatsächlich Erfolg zu haben, sei besonders Eines nötig:

Und nun beginnen  
 Sie ihr Gespinnst;  
 Doch erst gewinnen  
 Durch manchen Dienst,  
 Sie sich behende  
 Ein Dutzend Hände,  
 Die ihr Gespinnst

---

Literature of Austrian Enlightenment, S. 94; Rosenstrauch-Königsberg: Freimaurerei im josephinischen Wien, S. 90.

819 Aloys Blumauer: Die Autorpolitik. In: Aloys Blumauer's gesammelte Schriften, 3. Tl., S. 90–95, hier S. 90.

820 Vgl. etwa Jérôme Meizoz: Die *posture* und das literarische Feld. Rousseau, Céline, Ajar, Houellebecq. In: Text und Feld. Bourdieu in der literaturwissenschaftlichen Praxis, S. 177–188.

Mit Klatschen heben,  
 Und Spinneweben  
 Für Leinwand geben.<sup>821</sup>

Nicht künstlerische Fähigkeit und Qualität zählen demnach im Literaturbetrieb, sondern in erster Linie das Verfügen über Beziehungen, also soziales Kapital, womit Texte von fragwürdiger Güte durch kollektive Zustimmung aufgewertet werden können. Dieser Gedanke wird im ganzen restlichen Gedicht ausgebreitet – etwa in der zynisch anmutenden Anleitung, wie der Eindruck eigener Bedeutsamkeit zu erzielen sei:

[H]ört noch an,  
 Wie so ein Mann  
 Die Kleinheit bergen  
 Und täuschen kann,  
 Ein Dutzend Schergen,  
 In deren Hand  
 Des Volks Verstand  
 Und Ton ist, walten  
 Auch hier, und halten  
 Dem Laienchor  
 Ein Gläschen vor,  
 Da scheint dem Blicke  
 Die kleinste Mücke  
 Ein Elephant;  
 Denn, wie bekannt,  
 Gibt's wenig Augen,  
 Die ohne Glas  
 Das recht Maß  
 Zu finden taugen.<sup>822</sup>

Mit den „Scherger“ meint Blumauer offenbar jene Literaturkritiker, die in der Lage sind, dem ahnungslosen Publikum ein Insekt für einen Elefanten zu verkaufen. Seinem Gedicht zufolge sind solche zweifelhaften Strategien literarischer Durchsetzung und Selbstbehauptung im josephinischen Wien allgegenwärtig geworden:

<sup>821</sup> Blumauer: Die Autorpolitik, S. 91.

<sup>822</sup> Ebd., S. 92 f.

Oft selbst im Text  
 Streicht, wie behext,  
 Manch Autorfüßchen  
 Vor jedem Haus  
 Gewaltig aus.  
 Auf so ein Grüßchen  
 Erfolgt, wie man  
 Leicht denken kann,  
 ein Gegengrüßchen;  
 Denn, wie bekannt,  
 Wäscht eine Hand  
 Die andre wieder:  
 Wer Weihrauch streut,  
 Dem streut man wieder  
 Aus Dankbarkeit.<sup>823</sup>

Gezeichnet wird hier ein zweifelhafter Literaturbetrieb, in dem das genuin Dichterische, die künstlerische Qualität und auch der aufklärerische Gehalt literarischer Texte, von gegenseitigen Reverenzen, also von außerliterarischen Rücksichten, komplett verdrängt erscheint. Solchem Treiben setzt Blumauer am Ende seines Gedichts einen emphatischen Aufruf entgegen:

O hört mich an,  
 Ihr großen Dichter,  
 Die Zeit ist Richter!  
 Behängt euch nicht  
 Mit dem Gezücht  
 Von Dichterlingen,  
 Fand je ein Spatz  
 Wohl in den Schwingen  
 Des Autors Platz?  
 Er sieht vom Hügel  
 Der Sonne Schein,  
 Hebt seine Flügel –  
 Und fliegt allein.<sup>824</sup>

Mit der Anspielung auf den selbstständigen und freien Flug nicht des lächerlichen Spatzen, sondern des ungleich erhabeneren Adlers, der als einziges

823 Ebd., S. 93 f.

824 Ebd., S. 95.

Lebewesen der Erde angeblich direkt in die Sonne zu blicken vermag, zitierte Blumauer die damals zentrale Geniemetapher. Es handelt sich dabei ganz offensichtlich um ein Plädoyer für die Selbständigkeit des Dichters, der sich von der allzu zeitverhafteten, ja ephemeren Unterstützung durch Schmeichler befreien und auf seine – idealiter zeitenthobene – künstlerische Kompetenz vertrauen sollte. In solchen Versen drückt sich Blumauers Kampf um eine neue, legitime und tendenziell autonome Definition des Schriftstellerberufs in einem noch stark heteronom bestimmten literarischen Raum aus. Bezeichnend ist in diesem Zusammenhang, dass Blumauer seine eigenen diskursiven Vorgaben letztlich nicht erfüllte: Als Verfasser von ephemeren Gelegenheitsgedichten und der ebenfalls stark zeit- und gesellschaftsbezogenen *Travestierten Aeneis* entsprach er in keiner Weise der von ihm selbst vertretenen Definition des Dichters als ‚zeitenthoben‘ und autonom. In dem Maß, in dem sich dann das von ihm verkündete moderne Konzept literarischer Autorschaft diskurshistorisch durchsetzen sollte, erfolgte auch seine eigene sukzessive Verdrängung aus dem kollektiven Gedächtnis.<sup>825</sup>

---

825 Mehr dazu in Norbert Christian Wolf: „Der schmutzige Witz des Herrn Blumauer“. Schiller und die Marginalisierung populärer Komik aus dem josephinischen Wien. In: Komik in der österreichischen Literatur. Hg. v. Wendelin Schmidt-Dengler, Johann Sonnleitner u. Klaus Zeyringer. Berlin 1996 (=Philologische Studien und Quellen, Bd. 142), S. 56–87.



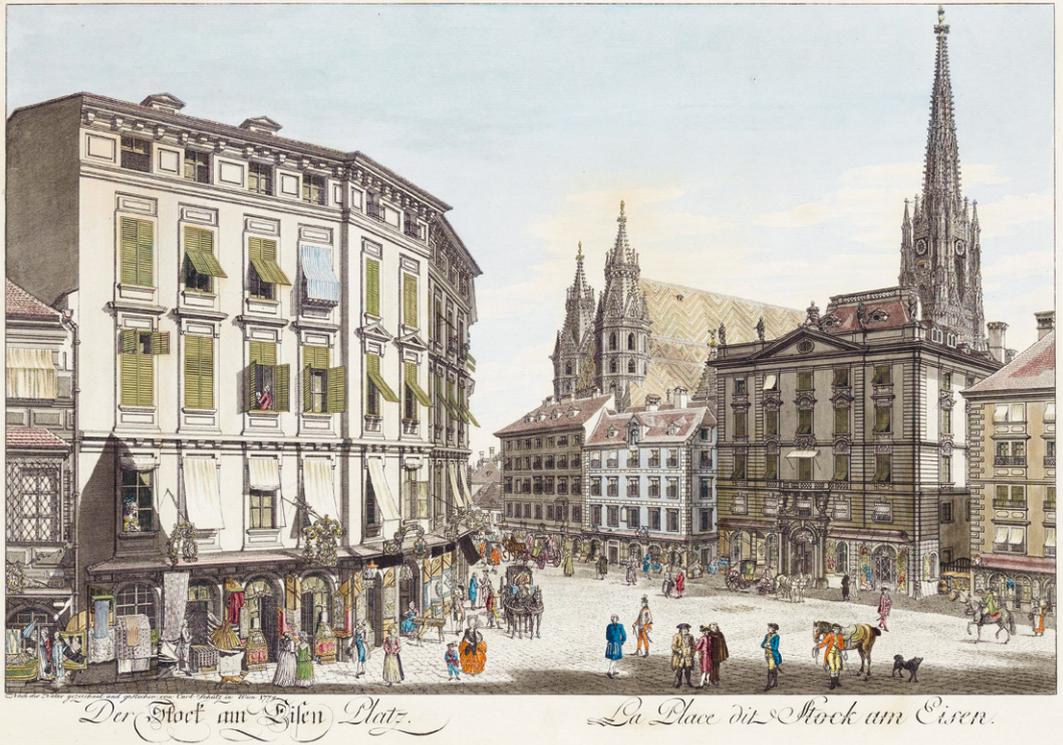
*Canaletto.  
Der Universitäts-  
platz in Wien.  
(Kais. Gemälde-  
Galerie, Wien.)*

I 3

Tafel 9: *Der Universitätsplatz*. Lichtdruck nach einem Entwurf (1759–1760) von Bernardo Belloto, gen. Canaletto, 1904 © Wien Museum.



Tafel 10: *Vue de la Ville de Vienne de ses Fauxbourgs & de ses Environs* [Blick auf Wien vom oberen Belvedere]. Kolorierter Kupferstich von Franz Karl Zoller, 1785 © Wien Museum.



Tafel 11: *Der Stock am Eisen Platz*. Kolorierter Kupferstich von Carl Schütz, 1779  
© Wien Museum.



Tafel 12: *Ansicht des Kohlmarkts*. Kolorierter Kupferstich von Carl Schütz, 1786 © Wien Museum.



*Zu und Eingang in Augarten*  
*Dedicé à Son Altesse Monseigneur le Prince Arcevesc.*  
*du Haynaut, Capitaine Lieutenant Ingenieur au*  
*Service de S. M. L'Empereur et Roy &c. &c. &c.*



*Vue des avenues, et Entre de L'augarten*  
*taire de Lyne, Seigneur de Bandour, Prince des Etats*  
*Service de S. M. L'Empereur et Roy &c. &c. &c.*

Tafel 13: Zu- und Eingang in den Augarten. Kolorierter Kupferstich von Johann Andreas Ziegler, um 1794 © Wien Museum.



Tafel 14: *Ein Theil des Augartens*. Kolorierter Kupferstich von Johann Andreas Ziegler, 1783  
© Wien Museum.



Tafel 15: *Aussicht vom Prater gegen die Stadt*. Kolorierter Kupferstich von Johann Andreas Ziegler, 1781 © Wien Museum.



*Der Feuerwerks Platz im Prater.*

*La Place du feu d'Artifice au Prater.*

C.P.S.C.M.

*Artaud*

Tafel 16: *Der Feuerwerks Platz im Prater*. Kolorierter Kupferstich von Johann Andreas Ziegler, 1783 © Wien Museum.

### III. Paradigmatische Texte der Wiener Aufklärung

In den bisher zu Beleg- und Veranschaulichungszwecken herangezogenen poetischen und essayistischen Texten aus dem josephinischen Wien haben sich schon gewisse lokalspezifische Struktureigenschaften abgezeichnet, die auf das Bedingungsgefüge zurückverweisen, dem sie entstammen. Zu nennen sind etwa die formale und thematische Affinität zur tagesaktuellen Publizistik der Broschüren oder die meist weniger ‚gelehrt‘ als populär anmutende Beschaffenheit der Darstellungsform und Argumentation. Die soziologische Feldtheorie postuliert die Analyse eines einzelnen Kunstwerks immer im Hinblick auf seine Qualität als Produkt jenes Feldes, aus dem es hervorgegangen ist: Bourdieu zufolge geht es „darum, das Kunstwerk als einen Ausdruck des Feldes in seiner Gesamtheit zu erfassen, in dem alle Kräfte des Feldes und auch alle seiner Struktur und seiner Funktionsweise inhärenten Determinismen enthalten sind.“<sup>1</sup> Ein Fokus auf die Determinismen ist insbesondere dann nötig, wenn es sich um ein Feld bzw. einen sozialen Raum handelt, der noch keine Autonomie gegenüber feldexternen Zwängen herausgebildet hat und in dem diese Zwänge sich deshalb mehr oder weniger ungefiltert oder ungebrochen auf die einzelnen kulturellen Produkte auswirken bzw. in ihnen niederschlagen. Darüber hinaus ist auch die interne Strukturierung des betreffenden sozialen Raums als System von Kraftlinien zu berücksichtigen, wie Bourdieu an anderer Stelle präzisiert: „Kurzum, die wesentlich diakritische Natur der Produktion, die sich innerhalb eines Feldes vollzieht, bewirkt, daß in jedem unter diesen Bedingungen hervorgebrachten Werk das gesamte Feld – ebenso das Feld der Stellungnahmen wie das der Stellungen – herausgelesen werden kann, und herausgelesen werden muß.“<sup>2</sup> Dies soll im Folgenden ansatzweise am Beispiel dreier im engeren Sinne ‚literarischer‘ Texte geschehen, deren eingeschränkte bzw. höchst allegorische Fiktionalität auf eine gewisse, aber noch nicht allzu stark ausgeprägte ‚Eigengesetzlichkeit‘ des Literarischen verweist. An ihnen lässt sich die Spezifik der Wiener Diskussion um ‚Aufklärung‘ paradigmatisch vor Augen führen – genauso wie ihre charakteristischen Defizite, die sich insbesondere dann abzeichnen, wenn man sie Aufklärungstexten kontrastiert, die etwa zeitgleich in Frankreich oder im protestantischen nord- und mitteldeutschen Raum entstanden sind. Die ersten beiden der untersuchten Texte wurden am Anfang des josephinischen ‚Tauwetters‘ konzipiert und bis ins Jahr 1788 niedergeschrieben, der dritte ist erst nach dessen Ende verfasst worden. Sie alle haben aber in ihrer Zeit eine bemerkens-

---

1 Pierre Bourdieu: Das literarische Feld, S. 320.

2 Pierre Bourdieu: Das intellektuelle Feld: Eine Welt für sich. In: P. B.: Rede und Antwort. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1992, S. 155–166, hier S. 164.

werte Wirkung entfaltet, und das weit über ihren kulturellen Entstehungskontext hinaus.

I. POPULÄRE ANTIKENADAPTATION ALS BURLESKE SATIRE:  
 AUFKLÄRUNG DURCH LACHEN IN ALOYS BLUMAUERS  
 KOMISCHEM VERSEPOS *VIRGILS AENEIS, TRAVESTIRT* (1782–1788)

Aloys Blumauer war einer der beliebtesten und meistgelesenen deutschsprachigen Autoren des 18. und auch noch des 19. Jahrhunderts, und das nicht nur in Wien<sup>3</sup> und im katholischen Süden, sondern im gesamten deutschen Sprachraum.<sup>4</sup> Sein Ruhm gründete sich in erster Linie auf das komische Versepos *Virgils Aeneis, travestirt*, das in chronologisch nicht ganz akkurater Reihenfolge in den Jahren 1782 bis 1788 erschienen ist, aber nie abgeschlossen wurde.<sup>5</sup> Der „buchhändlerische Erfolg“ der *Travestierten Aeneis* war mit der für damalige Verhältnisse sagenhaft hohen und dennoch schnell vergriffenen Originalauflage von 12.000 Exemplaren gleichwohl „ein ungeheurer“, wie Gustav Gugitz berichtet, wobei der erfolgreiche Autor selbst freilich „nicht allzuviel gewonnen haben“ dürfte, „denn die Nachdrucker warfen sich [ungeachtet des wirkungslosen kaiserlichen Privilegs, N.C.W.] mit allem Eifer auf seine Travestie“.<sup>6</sup> Das von Edith

- 
- 3 Vgl. Alfred Meißner: Rococo-Bilder. Nach Aufzeichnungen meines Grossvaters. Gumbinnen: Krauseneck 1871, S. 51: „Er war durch seine Witzworte und Impromptus damals vielleicht der populärste Mann Wiens.“
- 4 Vgl. Theodor Verweyen u. Gunther Witting: Die Parodie in der neueren deutschen Literatur. Eine systematische Einführung. Darmstadt: wbg 1979, S. 36 f.; Wynfrid Kriegleder: Aloys Blumauers *Travestirte Aeneis* und die Theorie des komischen Epos. In: Aloys Blumauer und seine Zeit, S. 51–63, hier S. 51. Dementsprechend begegnen Blumauers Werke auch vergleichsweise häufig in den historischen Auktionskatalogen von (meist norddeutschen) Privatbibliotheken, die in Göttingen (Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek) und Wolfenbüttel (Herzog August-Bibliothek) gesammelt werden; freundlicher Hinweis von Anne Saada.
- 5 Das zweite Buch der *Travestierten Aeneis* ist als Weiterführung von Johann Benjamin Michaelis' Travestierung des ersten Buchs (vgl. unten) 1782 in Wien bei Gerold (sowie als Teil der *Gedichte* bei Schönfeld) erschienen. Der durchschlagende Erfolg führte dann zu Blumauers eigener Travestierung des ersten Buchs, die ebenfalls 1782 bei Kurzbeck veröffentlicht wurde. Erst deren Erfolg wiederum überzeugte den Dichter vom Publikumsinteresse an einer Travestierung des gesamten Epos, die dann (unvollendet) 1784–1788 bei Gräffer in Wien erschien; vgl. die Übersicht in Rosenstrauch-Königsberg: Freimaurerei im josephinischen Wien, S. 341.
- 6 Gugitz: Aloys Blumauer, S. 50, Anm. 3; vgl. auch Constant v. Wurzbach: Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, enthaltend die Lebensskizzen der denkwürdigen Personen, welche seit 1750 in den österreichischen Kronländern geboren wurden oder darin gelebt und gewirkt haben. Bd. 1. Wien: Zamarski 1856, S. 438: „Mit B.'s Schriften ist der Nachdruck in einer Weise begangen worden, wie kaum mit den Schriften irgend eines anderen deutschen

Rosenstrauch-Königsberg zusammengestellte Verzeichnis der verschiedenen autorisierten und unautorisierten Ausgaben, die bis ins Jahr 1910 immer wieder neu (und bei renommierten Verlagen wie Brockhaus oder Reclam) aufgelegt wurden, füllt dementsprechend anderthalb kleingedruckte Seiten.<sup>7</sup> Blumauers Hauptwerk rief zahlreiche deutsche und selbst zeitgenössische französische Nachahmer auf den Plan;<sup>8</sup> es wurde 1792 ins Ungarische und 1791–93 sogar ins Russische übersetzt.<sup>9</sup> Nachdem die *Travestierte Aeneis* vom frühen 20. Jahrhundert bis in die 1970er Jahre in Vergessenheit geraten war, hat man sie erst in jüngerer Zeit wiederentdeckt und als den „bekannteste[n] und erfolgreichste[n] [sic] Text der österreichischen Literatur des 18. Jahrhunderts“<sup>10</sup> annonciert, ja als den „großen‘ Text“ der „österreichische[n] Versepi[ke] des josephinischen Jahrzehnts“<sup>11</sup> etikettiert. Nur im Vorübergehen erwähnt sei der Umstand, dass Blumauer neben der *Travestierten Aeneis* auch ein vom Sturm und Drang inspiriertes, aber formal an Sonnenfels geschultes ‚regelmäßiges‘ Ritterstück *Erwine von Steinheim* verfasst hat;<sup>12</sup> darüber hinaus zahlreiche freimaurerische Traktate und eine Unmenge an Gelegenheitslyrik, Trinkliedern sowie freimaurerischen Gedichten und Liedern. Manche davon sind oben zu illustrierenden Zwecken auszugsweise zitiert worden.

---

Autors, denn die meisten Ausgaben seiner Werke sind reiner Nachdruck, alle ohne Wissen und ohne Abfinden mit dem Original-Verleger Rudolph Gräffer oder dessen Erben erschienen.“

- 7 Rosenstrauch-Königsberg: Freimaurerei im josephinischen Wien, S. 341 f.
- 8 Vgl. Thomas Stauder: Abgrenzungsprobleme der literarischen Travestie. (Gezeigt an Nachahmern der Aeneis-Travestie Aloys Blumauers von 1782–88). In: *Wirkendes Wort* 45 (1995), S. 9–27, hier S. 14: „Blumauer löste im deutschen Sprachraum eine bis dahin beispiellose Welle von Travestien aus (nicht nur auf dem Gebiet der Epik, sondern auch auf dem des Theaters), welche mehr als ein halbes Jahrhundert lang anhielt. *Pars pro toto* analysiert Stauder im zweiten Teil seines Aufsatzes sieben Texte aus diesem Korpus.
- 9 Vgl. Eduard Grisebach: Die deutsche Litteratur seit 1770. Lichtenberg. Herder. Bürger. Die Parodie in Österreich. Cl. Brentano. H. Heine. Berlin: Lehmann 1887, S. 209; Gugitz: Aloys Blumauer, S. 67; Rosenstrauch-Königsberg: Freimaurerei im josephinischen Wien, S. 156–203.
- 10 So der Klappentext folgender Neuausgabe: Aloys Blumauer: *Virgils Aeneis, travestirt*. Hg. v. Wynfrid Kriegleder. Wien: Praesens 2005 (=Edition Praesens TextBibliothek, Bd. 3); fast gleichlautend schon in Wynfrid Kriegleder: Über den Grund des Vergnügens an Aloys Blumauers *Travestirter Aeneis*. In: *Prima le parole e poi la musica*. Festschrift für Herbert Zeman. Hg. v. Elisabeth Buxbaum u. Wynfrid Kriegleder. Wien: Praesens 2000, S. 84–100, hier S. 84.
- 11 So Werner Michler: Aloys Blumauer und Johann Baptist v. Alxinger. Zur Versepi[ke] des josephinischen Jahrzehnts. In: Aloys Blumauer und seine Zeit, S. 31–49, hier S. 31.
- 12 Vgl. dazu Rosenstrauch-Königsberg: Freimaurerei im josephinischen Wien, S. 17–29; Roger Bauer: Das aufgeklärte Ritterstück. In: *Antipodische Aufklärungen*. Festschrift für Leslie Bodi. Hg. v. Walter Veit. Frankfurt a. M./Bern/New York: Lang 1987, S. 55–62, bes. S. 57 f.

## 1.1 Satirische Makrostruktur und tagespolitische Tendenz

Trotz des großen Erfolgs des Blumauer'schen Hauptwerks musste selbst ein an sich wohlwollender Beobachter wie der preußische Diplomat und Literaturhistoriker Eduard Grisebach, der in den 1870er Jahren eine kommentierte Edition der *Travestie* betreute, daran zweifeln, ob „Blumauers Aeneis diese zahlreichen neuen Ausgaben [sic] verdient“. <sup>13</sup> Grisebach selbst gewährte Blumauer indes einen durchaus prominenten Platz in seinem historischen Abriss über *Die deutsche Litteratur seit 1770* (zuerst 1876): Der Josephiner – und nicht etwa die kanonischen Autoren des Wiener Volkstheaters – fungiert da als Hauptfigur eines ausführlichen Kapitels „Die Parodie in Österreich“ und kommt in einer seinerzeit wohl originell anmutenden literarischen Reihe zwischen Lichtenberg, Herder, Bürger, Brentano und Heine zu stehen, wohingegen Lessing, Klopstock und Wieland in der Einleitung mit einer kurzen Bemerkung abgetan werden <sup>14</sup> und Schiller völlig unerwähnt bleibt. Grisebach bezeichnete Blumauers *Travestierte Aeneis* denn auch als „das berühmteste parodistische Werk der Epoche“ <sup>15</sup> und stellte außer Frage, dass durch die „grosse Parodie Blumauer's“ dessen „Name perpetuiert werden wird“. <sup>16</sup> Dabei war sich der Literaturhistoriker des grundsätzlichen, weil gattungskonstitutiven <sup>17</sup> ‚Mankos‘ jeder Parodie durchaus bewusst, wie er in einer an der Vorstellung vom autonomen Kunstwerk orientierten Begrifflichkeit erläutert: „In der stufenleiter der species des komischen muss die Parodie jedenfalls die unterste Stelle einnehmen, denn nur in Voraussetzung und Stetem Bezug auf ein schon vorhandenes Original ist sie überhaupt wirksam, ja verständlich. Jedes wirkliche

13 Grisebach: *Die deutsche Litteratur*, S. 211.

14 Vgl. ebd., S. 5; damals wohl überraschend war auch ebd., S. 7, die Wertung Kleists, Büchners, Grabbes und Veltheims als „Vorläufer des ächten Nationaldramas“.

15 Ebd., S. 197.

16 Ebd., S. 200. Hofmann-Wellenhof: Alois Blumauer, S. 9 f., bezeichnet den „Dichter der travestierten Aeneide“, den er übrigens zur josephinischen „Gruppe von politischen Dichtern“ zählt, als einzigen österreichischen Schriftsteller seiner Zeit, „der es wohl verstand, das Unterhaltungsbedürfnis des lesenden Publicums zu befriedigen“, und der sich deshalb „einer allgemeinen, ja wir können wohl sagen dauerhaften Popularität“ erfreuen konnte. Auch Gugitz: Alois Blumauer, S. 27, bestätigt gleich zu Beginn seiner Arbeit: „Von allen Dichtern der österreichischen Aufklärungszeit hat sich Blumauer fast allein in der Gegenwart noch eine Erinnerung gesichert, er ist es, der in seinem Namen für die ungezählten und längst vergessenen Vertreter eines österreichischen Kulturkampfes [!] noch seine Stimme erhebt und in seiner Gestalt zum Typus jener Schriftsteller geworden ist, die auf dem Wege zum Journalismus poetisch verunglückten, da sie sich ihrer formellen Ausdrucksmittel meist am unrichtigen Platz bedienten.“

17 Zur prekären Gattungsfrage insgesamt vgl. Krieglleder: Aloys Blumauers *Travestirte Aeneis* und die Theorie des komischen Epos; darüber hinaus Michler: Aloys Blumauer und Johann Baptist v. Alxinger, S. 31 f.

kunstwerk ist aber ein selbständiges ganze, eine welt für sich und aus sich selber voll deutbar und erklärlich.“<sup>18</sup>

In der Tat verdankt sich die parodistische bzw. – genauer – satirische<sup>19</sup> Wirkung der *Travestierten Aeneis* zu einem guten Teil der von Hans Robert Jauß beschriebenen, vergleichenden „Komik der Herabsetzung“,<sup>20</sup> die nur vor dem Hintergrund einer Kenntnis des Vergil'schen Epos ihre volle Wirkung entfalten kann.<sup>21</sup> Die ‚Gegenbildlichkeit‘ ist dabei sowohl eine des Stoffs, worauf gleich noch näher einzugehen ist, wie auch eine der Form, welche Blumauer als ‚komisches Versmaß‘ von Johann Benjamin Michaelis (1746–1772) und dessen erstem Versuch einer deutschen *Aeneis*-Travestierung (1771) übernommen<sup>22</sup> und stilistisch durch zahlreiche burlesk-plebejische Kontrastierungen des ‚hohen‘ Stoffs und Stils weiter zugespitzt hat. Die charakteristische siebenzeilige Strophenform aus alternierenden vier- und dreihebigen Jamben mit dem Reimschema *ababcc* lässt sich etwa an der Eingangsstrophe illustrieren:

Es war einmal ein großer Held,  
Der sich Aeneas nannte:  
Aus Troja nahm er's Fersengeld,  
Als man die Stadt verbrannte,  
Und reiste fort mit Sack und Pack,  
Doch litt er manchen Schabernack  
Von Jupiters Xantippe.<sup>23</sup>

18 Grisebach: Die deutsche Litteratur, S. 178.

19 Ohne näher auf die zahlreichen Versuche einer Begriffsklärung von Travestie – in Differenz zu Parodie, Persiflage und zum Pastiche – einzugehen, hält sich die gegenwärtige Darstellung an die präzisen terminologischen Vorschläge von Gérard Genette: Palimpseste. Die Literatur auf zweiter Stufe. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1993, S. 9–47, bes. 39–47; in Übereinstimmung mit Genettes strukturalistisch begründeter und historisch belegter Terminologie wird fortan der Begriff ‚Parodie‘ bzw. ‚parodistisch‘ nicht mehr auf Blumauers burleske Travestie angewendet. Eine allgemeine Begriffsgeschichte der ‚Parodie‘ bieten auch Verheyen u. Witting: Die Parodie, S. 4–26.

20 Zur „Komik der Herabsetzung“, die durch die „Herabsetzung eines heroischen Ideals in eine Gegenbildlichkeit“ entsteht, vgl. Hans Robert Jauß: Über den Grund des Vergnügens am komischen Helden. In: Das Komische. Hg. v. Wolfgang Preisendanz u. Rainer Warning. München: Fink 1976 (=Poetik und Hermeneutik, Bd. VII), S. 103–132, hier S. 104 u. 106 f.

21 Vgl. dazu Michler: Aloys Blumauer und Johann Baptist v. Alxinger, S. 38–41.

22 Vgl. Johann Benjamin Michaelis: Leben und Thaten des theuren Helden Aeneas. Erstes Märlein. Halberstadt 1771; dazu Grisebach: Die deutsche Litteratur, S. 194–196; Rosenstrauch-Königsberg: Freimaurerei im josephinischen Wien, S. 116; Thomas Stauder: Die literarische Travestie. Terminologische Systematik und paradigmatische Analyse (Deutschland, England, Frankreich, Italien), Frankfurt a. M. u. a.: Lang 1993 (=Europäische Hochschulschriften, R. 18, Bd. 72), S. 275–277.

23 Blumauer: Vergil's Aeneis travestirt, 1. Buch (zuerst 1782). In: Aloys Blumauer's gesammelte Schriften, Tl. 1, S. 7.

Aus der Perspektive autonomer Ästhetik betrachtet, ist Blumauers Werk neben der gattungskonstitutiven Abhängigkeit von Vergil zusätzlich noch auf einer weiteren, von Grisebach nicht erwähnten Ebene ein ‚unselbständiges‘ Kunstwerk: In ihren strukturimmanenten Anachronismen, die den komischen Effekt der Parodie erst eigentlich erzeugen, bezieht sich die *Travestierte Aeneis* nämlich durchgehend auf den jeweils aktuellen politischen und kulturellen Kontext der eigenen Entstehungszeit: den Beginn der Alleinregierung Josephs II. und das josephinische ‚Tauwetter‘.<sup>24</sup> Sie setzt den publizistischen Diskurs und dessen obrigkeitlich geförderte politische – nämlich antiklerikale – Tendenz im Medium der Dichtkunst gewissermaßen bloß fort. Gattungstheoretisch gesehen, bedient sich Blumauers burleskes Werk dabei in exemplarischer Weise sämtlicher fünf „Techniken der Travestie“, die Gérard Genette anhand des komischen Versepos *Virgile travesti* (1648–50) des französischen Dichters Paul Scarron herausgearbeitet hat: (1.) Vulgarisierung des stropfenlosen heroischen Versmaßes, also des Hexameters, in ein kürzeres und burleskes, ungleichmäßiges vier- bzw. dreihebige Metrum, das seinerseits in ungerade siebenzeilige Strophen mit verwaistem letzten Vers gegliedert wird; (2.) Banalisierung des ‚hohen‘, durchwegs getragenen Tons ins Familiäre, ja oft Vulgäre; (3.) Ersetzung erhabener inhaltlicher Details durch ‚Niedereres‘, also Familiäres und Lokales; (4.) Erzeugung von komischen Pointen durch den gezielten Einsatz von Anachronismen; (5.) kommentierende Eingriffe des Parodisten.<sup>25</sup> Einen Eindruck von letzterem können zwei Strophen aus dem vierten Buch der *Travestierte Aeneis* vermitteln:

Das Ende von dem Liebsroman  
Ist nun in Dido's Händen;  
Sie kann mit einem dritten Mann  
Ihn recht gemächlich enden:  
Allein der Herr Virgilius  
befiehlt ihr, daß sie sterben muß: –  
Nun gut, so soll sie sterben!

Es ist zwar freilich oft ein Graus,  
Wenn Dichter, die doch fühlen, –  
Wie eine Katze mit der Maus,  
Mit ihren Helden spielen:  
Erst putzten sie mit vieler Müh

24 Vgl. Rosenstrauch-Königsberg: Freimaurerei im josephinischen Wien, S. 117f u. 126–135; Barbara Becker-Cantarino: Zum Satirischen in der österreichischen Aufklärung. In: *Modern Austrian Literature* 17 (1984), H. 3/4, S. 41–52, bes. 45 f.

25 Vgl. Genette: *Palimpseste*, S. 82 f.

Den Helden auf, dann metzeln sie  
Ihr eigen Werk danieder.<sup>26</sup>

Dieser metanarrative Kommentar gibt Blumauer nun Gelegenheit, in eigener Sache zu sprechen und ein poetologisches Bekenntnis abzugeben, bevor er die liebeskranke Dido augenzwinkernd in den *Leiden des jungen Werthers* (1774) lesen lässt:

Ihr Herrn, aus deren Federn Tod  
Und Leben willig fließen,  
Sagt, macht ihr euch denn nicht vor Gott  
Und Menschen ein Gewissen  
Ob eurer Federn Mordbegier?  
Bedenkt doch, daß die Welt – und ihr –  
Viel lieber lacht als weinet.<sup>27</sup>

Dementsprechend schreibt der josephinische Dichter noch 1788, also vier Jahre später, an den Weimarer Buchhändler und Verleger Friedrich Bertuch:

Ich hoffe, meine Zeitgenossen werden es nicht übel deuten, daß ich Ihnen Dinge, die sie bisher nur in einer ehrw.[ürdigen] oder fürchterlichen Gestalt zu sehen gewohnt waren, nun auch in einer angenehmen, oder lächerlichen zeige; wenigstens muß ich aus dem Eifer, mit welchem eine liebe Aeneis bisher gelesen war, schließen, daß die Menschen doch noch immer lieber lachen, als weinen, und daß es mit dem menschlichen Geschlecht so lange nicht allzu schlimm stehen könne, als es der Lacher mehr, als der Weiner giebt.<sup>28</sup>

Es handelt sich hier um Blumauers zentrales weltanschauliches und poetologisches Credo, das sich am griffigsten mit der Formel ‚Aufklärung durch Lachen‘ beschreiben lässt.<sup>29</sup> Dieses kathartisch wirkende, befreiende Lachen, das von den

26 Blumauer: Vergil's Aeneis travestirt, 4. Buch (zuerst 1784). In: Aloys Blumauer's gesammelte Schriften, Tl. 1, S. 89; vgl. dazu Rosenstrauch-Königsberg: Freimaurerei im josephinischen Wien, S. 121 f.

27 Blumauer: Vergil's Aeneis travestirt, 4. Buch (zuerst 1784). In: Aloys Blumauer's gesammelte Schriften, Tl. 1, S. 89.

28 Blumauer an Bertuch, 9.2.1788. Zit. nach dem Anhang A (Ungedruckte Briefe) in Rosenstrauch-Königsberg: Freimaurerei im josephinischen Wien, S. 243 f., hier S. 243.

29 Vgl. ebd., S. 122, sowie Werner M. Bauer: „Töchter der Weisheit, satyrische Laune ...“. Beobachtungen zum komischen Epos in der österreichischen Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts. In: W. M. B.: Aus dem Windschatten. Studien und Aufsätze zur Geschichte der Literatur in Österreich, Innsbruck: Institut für Deutsche Sprache, Literatur und Literaturkritik 2004

unterschiedlichsten literarischen Genres ausgelöst werden kann, sollte sich im komischen Versepos an der satirischen Behandlung tagesaktueller Vorfälle aus dem josephinischen Wien entzünden, an allzu menschlichen Verhaltensweisen der Autoritäten und der Bevölkerung, an slapstickartiger Situationskomik, aber nicht zuletzt auch an Skurrilitäten aus dem Bereich der katholischen Kirche, des Klerus und der unaufgeklärten Volksfrömmigkeit.

Strukturell entspricht die forcierte, lokal gebundene Tagesaktualität der *Travestierten Aeneis* in ihrer „zeitsatirische[n] Treffsicherheit“<sup>30</sup> – welche Blumauers komisches Versepos in kulturtypologischer Hinsicht auch mit den josephinischen Romanen und romanähnlichen Prosaformen verbindet – zudem der „stets augenblicksverhaftete[n] Situation“<sup>31</sup> des zeitgenössischen Wiener Volkstheaters.<sup>32</sup> Spätestens mit Prehauser war die Travestie des ‚hohen‘ Stils<sup>33</sup> und – ganz allgemein – ‚hoher‘, tragischer Stoffe dort ja „eine stehende Gattung“,<sup>34</sup> sodass daraus sogar eine genuin österreichische Vorliebe für das Komische und seine Ambivalenz konstruiert werden konnte.<sup>35</sup> Sprachlich kann Blumauers Travestie mit den späteren großen Werken des Wiener Volkstheaters freilich keineswegs konkurrieren.<sup>36</sup> So hat schon Goethe anlässlich einer Rezension (1821) von Byrons *Don Juan* (1819–1824) den Mangel einer „gebildete[n] komische[n]

---

(=Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Germanistische Reihe, Bd. 66), S. 73–97, hier S. 90. Genaueres dazu findet sich in Wolf: „Der schmutzige Witz des Herrn Blumauer“, bes. S. 77 f.; Kriegleder: Über den Grund des Vergnügens an Aloys Blumauers *Travestirter Aeneis*, S. 88–97.

- 30 Anselm Maler: Versepos. In: Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur, Bd. 3, S. 365–422, hier S. 416.
- 31 Urbach: Die Wiener Komödie und ihr Publikum, S. 25.
- 32 Den Zusammenhang zwischen der Wiener populären Dramatik und der josephinischen Epik – nicht aber der Versepike – diskutiert grundlegend Bodi: Wiener Volkskomödie und Roman im 18. Jahrhundert.
- 33 Vgl. Urbach: Die Wiener Komödie und ihr Publikum, S. 39.
- 34 Otto Rommel: Zur Einführung. In: Ein Jahrhundert Alt-Wiener Parodie. Hg. v. O. R. Wien/Leipzig: Österreichischer Bundesverlag 1930, S. 7–19, hier 8. Zum entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhang von josephinischen ‚Parodien‘ und dem Wiener Volkstheater des 19. Jahrhunderts vgl. Roger Bauer: La parodie dans les lettres autrichiennes: D’Aloys Blumauer à Johann Nepomuk Nestroy. In: Johann Nestroy 1801–1862. Vision du monde et écriture dramatique. Actes du colloque international organisé avec le concours de l’Institut Autrichien Paris 31 janvier – 2 février 1991. Asnières: Publications de l’Institut d’Allemand d’Asnières (Paris III) 1991, S. 23–34.
- 35 Vgl. etwa Leslie Bodi: Comic Ambivalence as an Identity Marker. In: L. B.: Literatur, Politik, Identität – Literature, Politics, Cultural Identity. St. Ingbert: Röhrig 2002 (=Österreichische und internationale Literaturprozesse, Bd. 18), S. 412–422.
- 36 Zu den sprachlichen Mitteln Blumauers, die gewisse Charakteristika des Wiener Spaßtheaters auf- bzw. vorwegnehmen, vgl. Rosenstrauch-Königsberg: Freimaurerei im josephinischen Wien, S. 145–155.

Sprache“ im Deutschen kaum zufällig gerade an Blumauers *opus magnum* demonstriert: „Das Deutschkomische liegt vorzüglich im Sinn, weniger in der Behandlung. [...] Selbst bei Blumauer, dessen Vers- und Reimbildung den komischen Inhalt leicht dahin trägt, ist es eigentlich der schroffe Gegensatz vom Alten und Neuen, Edlen und Gemeinen, Erhabenen und Niederträchtigen was uns belustigt.“<sup>37</sup> Im Zusammenhang einer Kultursoziologie der Wiener Aufklärung läge es nahe, die von Goethe zitierte Reihe textkonstitutiver ‚Gegensätze‘ nicht nur diachron-literaturgeschichtlich zu benennen, sondern auch synchronfeldsoziologisch zu motivieren. Zu diesem Zweck müsste sie als Produkt der internen Strukturierung des hiesigen literarischen Feldes untersucht werden,<sup>38</sup> „da das Feld auf dem Konkurrenzverhältnis verschiedener Positionierungen beruht, die sich vor allem in Unterschieden von Stil und Schreibweise äußern“, wie zuletzt Bachleitner betont hat.<sup>39</sup> Ein solches Unterfangen würde allerdings den Rahmen des abschließenden Abschnitts zu regional spezifischen Erscheinungsformen von ‚Aufklärung‘ in ausgewählten literarischen Texten sprengen. Anregende Hinweise in diese Richtung finden sich in der kontrastiven Analyse der konkurrierenden Versepen Blumauers und Johann Baptist Alxingers, die Werner Michler mit Blick auf deren konträre Habitusformen und den entsprechenden Umgang mit Gattungskonventionen vorgelegt hat.<sup>40</sup> Im Folgenden soll es demgegenüber allein um den literaturgeschichtlichen Ort, die poetische Beschaffenheit und aufklärerische Stoßrichtung des Blumauer’schen ‚Hauptwerks‘ gehen. Zu diesem Zweck sind zunächst ein paar Aspekte von dessen kulturhistorischem Voraussetzungsgefüge zu rekapitulieren.

37 Johann Wolfgang Goethe: Byrons Don Juan. In: J. W. G.: Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe. Bd. 13.1: Die Jahre 1820–1826. Hg. v. Gisela Henckmann u. Irmela Schneider. München/Wien: Hanser 1992, S. 361–364, hier S. 363.

38 Nach Bourdieu: Das literarische Feld, S. 309, wären in diesem Zusammenhang nach der Positionsbestimmung des literarischen Feldes im Feld der Macht zwei weitere Analyseschritte nötig, nämlich zum einen hinsichtlich „der Struktur der objektiven Beziehungen zwischen den Positionen, die die Individuen oder Gruppen innerhalb des Feldes der Kulturproduktion in ihrem Wettstreit um die intellektuelle oder künstlerische Legitimität zueinander besitzen“, sowie zum anderen „der Habitusformen“ bzw. „der Dispositionssysteme“, „die sich aus der Verinnerlichung eines bestimmten Typus wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Bedingungen ergeben und denen sich durch die jeweilige Stellung und den jeweiligen Werdegang innerhalb eines Feldes der kulturellen Produktion, das wiederum in der Struktur der herrschenden Klassen situiert ist, mehr oder weniger günstige Voraussetzungen zu ihrer Aktualisierung bieten.“ Vgl. auch Bourdieu: Die Regeln der Kunst, S. 340.

39 Bachleitner: Literatur und Buchmarkt in Österreich im achtzehnten Jahrhundert, S. 232.

40 Vgl. Michler: Aloys Blumauer und Johann Baptist v. Alxinger, S. 32–48.

## 1.2 Vergil gegen Homer, Wien gegen Rom und Berlin: Kulturtopologie der Wiener Aufklärung

Dass und warum die gemeineuropäische Aufklärungsbewegung in Wien erst spät, doch dann im Gefolge der thesesianischen und insbesondere der josephinischen Reformen umso überstürzter einsetzte, ist bereits ausführlich dargelegt und diskutiert worden (vgl. I. u. II.1). Die meisten davon geprägten oder auch nur damit assoziierten Schriftsteller waren durch den Rhetorikunterricht der jesuitischen Schulen gegangen, „und die rhetorische Gemeinschaftskultur der dort empfangenen lateinischen Ausbildung ist das Medium, durch das antike Dichtung, Literatur und Kultur überwiegend empfangen wurde“. <sup>41</sup> Da Vergils *Aeneis* „das Paradebeispiel schlechthin für die Eposkapitel der klassizistischen Poetiker gewesen“ <sup>42</sup> ist, spielte der lateinische Text in der Rhetorikausbildung eine entsprechende Rolle. Eine Folge davon war ein vergleichsweise hoher „Grad der Selbstverständlichkeit des *Vergil*-Bewußtseins“, so dass ein „belustigende[s] Spiel mit dem verehrten und akzeptierten Autor“ einsetzen und auch zum „Vehikel“ aktueller Gesellschaftskritik verwendet werden konnte. <sup>43</sup> Während man in der Poetik der protestantischen deutschen Mittel- und Spätaufklärung „den höfischen Absolutismus französischer Provenienz [...] mit *Vergil* gleichsetzte“ und demgegenüber „das ‚volkstümliche Genie‘ Homers zum zitierbaren Evokationsmittel idyllischer Stimmung“ erhob und zugleich idealisierte, <sup>44</sup> wurden in Österreich Vergil sowie andere bekannte römische Dichter wie selbstverständlich für die eigene patriotische Traditionsbildung vereinnahmt. Sie fungierten als beliebte „Motivspender“ einer „anacreontisch angehauchten, im zierlichen Stil ausgedrückten lyrischen Welt – noch ohne historische Zielsetzung einer Rekonstruktion ‚des Antiken‘ oder eines subjektiven ‚Bildungsideals‘“, das den Wiener Josephinern in seiner existenziellen Ersthaftigkeit und Emphase maniert erschien. <sup>45</sup> Die österreichische Aufklärung des späten 18. Jahrhunderts entsprach in dieser Hinsicht strukturell eher der sächsischen Frühaufklärung, etwa der Lobpreisung Vergils auf Kosten Homers, die Gottsched im Kapitel *Von der Epopoe oder dem Heldengedichte* des 2. Teils seines *Versuchs einer Critischen Dichtkunst* (1729/37/42/51) betrieben hatte:

41 Werner M. Bauer: Utopie und Exercitatio. Überlegungen zum Unterschied der Antikenrezeption in der deutschen und österreichischen Literatur des 18. Jahrhunderts. In: *Virtus et Fortuna. Zur Deutschen Literatur zwischen 1400 und 1720. Festschrift für Hans-Gert Roloff zu seinem 50. Geburtstag*. Hg. v. Joseph P. Strelka, Jörg Jungmayr. Bern/Frankfurt a. M./New York: Lang 1983, S. 592–620, hier, S. 598 f.

42 Bauer: „Töchter der Weisheit, satyrische Laune ...“, S. 90.

43 Bauer: *Utopie und Exercitatio*, S. 614.

44 Ebd., S. 594; Hervorhebungen im Original.

45 Bauer: „Töchter der Weisheit, satyrische Laune ...“, S. 93; vgl. Bauer: *Utopie und Exercitatio*, S. 615.

Unter den Römern hat Virgil das Herz gehabt, sich an die Epopee zu wagen; und die Geschicklichkeit besessen, dem Homer so vernünftig nachzuahmen, daß er ihn in vielen Stücken übertroffen hat. Seine Absicht mochte wohl gewesen seyn, dem Augustus, als dem Stifter eines neuen Reichs, die Eigenschaften eines großen Helden und Regenten vorzubilden, und dadurch die grausame Gemüthsart ein wenig zu dämpfen, die der Kaiser in seinen ersten Jahren spüren ließ. Er nimmt also die gemeine Sage der Römer für bekannt an, daß Aeneas nach Italien gekommen sey, und bauet seine ganze Fabel darauf. Diesen konnte er nunmehr als den Stifter der römischen Monarchie vorstellig machen, und ihn so abschildern, wie er selbst wollte, damit er nur seine moralische Wahrheit dadurch ausführen könnte: *Ein Stifter neuer Reiche müsse gottesfürchtig, tugendhaft, sanftmüthig, standhaft und tapfer seyn*. So hat er uns nun seinen Aeneas auf der See, in Sicilien, Africa und in Italien abgebildet. Er ist überall ein frommer und gnädiger; aber dabey unerschrockener Held. [...] Will man also die Aeneis ein Lobgedicht des Aeneas nennen, so war es doch nur ein erdichteter Aeneas, der mehr zeigte, wie ein Regent seyn soll; als wie einer wirklich gewesen war: und dadurch wird seine Fabel moralisch und lehrreich; weil Augustus und alle übrige [sic] Großen der Welt ihre Pflichten daraus abnehmen konnten.<sup>46</sup>

Die retrospektiv unterstellte didaktische Wirkungsabsicht des Vergil'schen Epos als eine Art Fürstenspiegel zur guten Regierung „eines neuen Reichs“ – nämlich der „römischen Monarchie“ – musste den Bewohnern protestantischer Klein- und Stadtstaaten im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts eher unattraktiv vorkommen, wie sich an Lessings berühmter Abhandlung *Laokoon: oder über die Grenzen der Malerei und Poesie* (1766) zeigen lässt: Während da der Grieche Homer als uneingeschränktes „Genie“ apostrophiert wird, ist vom Römer Vergil nur als „dem Dichter und Hofmanne“ bzw. als dem unfreien Bürger eines Kaiserreichs die Rede.<sup>47</sup> Demgegenüber konnte der von Vergil propagierte Mythos von der Reichsgründung des Aeneas im absolutistisch regierten habsburgischen Flächenstaat noch in den 1780er Jahren eine gewisse Plausibilität beanspruchen. Die politische und kulturelle Konstellation, in der sich die josephinischen Aufklärer befanden, ist überhaupt in mancher Hinsicht vergleichbar mit jener der mitteldeutschen Frühaufklärung<sup>48</sup> – und deshalb waren deren ideologische und poetische Optionen in Wien auch noch teilweise attraktiv, als sie dort schon längst als überholt galten.

46 Johann Christoph Gottsched: *Ausgewählte Werke*. Hg. v. Joachim Birke u. Brigitte Birke, Bd. 6.2: *Versuch einer Critischen Dichtkunst, Anderer besonderer Theil*. Berlin/New York: de Gruyter 1973, S. 284 (8. §); Hervorhebung im Original.

47 Gotthold Ephraim Lessing: *Laokoon: oder über die Grenzen der Malerei und Poesie*. Erster Teil. In: G. E. L.: *Werke und Briefe in 12 Bänden*, Bd. 5.2: *Werke 1766–1769*. Hg. v. Wilfried Barner. Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag 1990, S. 9–206, hier S. 135.

48 Vgl. Norbert Christian Wolf: *Polemische Konstellationen*, bes. S. 43 f. u. 48 f.

Man darf annehmen, dass der josephinische Dichter und ehemalige Jesuitenschüler Aloys Blumauer Gottscheds Urteil kannte und es in seiner utilitaristischen Stoßrichtung im Sinne des horazischen *delectare et prodesse* teilte,<sup>49</sup> wiewohl er Gottscheds Votum für „die pathetische Schreibart“, um den „Willen“ des Publikums „zu gewinnen und die Affecten zu rühren“,<sup>50</sup> zumindest für das eigene Schaffen kaum etwas abgewinnen konnte: Er war genauso wenig bereit, „sich selber“ zu „vergessen, und nur auf seine Fabel, auf seine Personen und Handlungen“ zu achten, wie er verbergen wollte, „daß er viel Witz und Scharfsinnigkeit“ besaß – womit er Gottscheds poetologischen Empfehlungen entsprochen hätte.<sup>51</sup> Das von Blumauer nach dem formalen Vorbild von Johann Benjamin Michaelis' fragmentarischer Travestie *Leben und Thaten des theuren Helden Aeneas* in neun Büchern veröffentlichte (und ebenfalls unabgeschlossene) Werk *Virgils Aeneis, travestirt* (1782–1788) ersetzte das sprichwörtliche Pathos Vergils vielmehr durch ‚niedere‘ Komik: Eine vom Prätext gleichsam nahegelegte Inversion, wie schon Hegel – freilich ohne Beachtung der kulturräumlichen Differenzen innerhalb des deutschen Sprachraums – erkannt hat: „Vergil ist trotz seiner Ernsthaftigkeit, ja gerade um dieser ernsthaften Miene willen der Travestie nicht entgangen, und Blumauers Merkur, als Kurier in Stiefeln mit Sporen und Peitsche, hat sein gutes Recht.“<sup>52</sup> Demgegenüber müsse man die „Homerischen Götter“ Griechenlands nicht „ins Lächerliche [...] ziehen“, da „Homers eigene Darstellung [...] sie genugsam lächerlich“ mache.<sup>53</sup>

Aus der geschichtsphilosophischen Perspektive Hegels erschien Blumauers *Travestierte Aeneis* ironischerweise sogar im protestantischen Kulturkontext gerechtfertigt, indem sie die Inferiorität der ‚künstlichen‘ römischen Götter Vergils offenlege. Blumauer hingegen stellte seine Vergil-Travestie ausdrücklich in den Dienst der Reformpolitik Josephs II., was insofern bezeichnend ist, als die komische Gattung „bis dahin (sei es in Deutschland oder im Ausland) noch nie in derart direkter Art einem politischen Zweck gedient hatte.“<sup>54</sup> Die erzieherische Wirkung des Textes im Sinne josephinischer Aufklärung sollte – wie schon erwähnt – „durch das Mittel des Lachens“ erreicht werden.<sup>55</sup> Gegenstand des befreienden Lachens waren insbesondere die (angeblichen) Absurditäten im Bekenntnis der drei großen christ-

49 Vgl. Bauer: „Töchter der Weisheit, satyrische Laune ...“, S. 90.

50 Gottsched: *Ausgewählte Werke*, Bd. 6.2: *Versuch einer Critischen Dichtkunst*, Anderer besonderer Theil, S. 308 (41. §).

51 Ebd.

52 Georg Wilhelm Friedrich Hegel: *Werke*. Bd. 15: *Vorlesungen über die Ästhetik III* [auf der Grundlage der Werke von 1832–1845 neu edierte Ausgabe. Redaktion: Eva Moldenhauer u. Karl Markus Michel]. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1970, S. 369.

53 Ebd.

54 Stauder: *Die literarische Travestie*, S. 274.

55 Bauer: „Töchter der Weisheit, satyrische Laune ...“, S. 90.

lichen Konfessionen – ganz im Sinne des zeitgenössischen Stoßseufzers Alxingers aus einem Brief an Friedrich Nicolai vom 29. Juli 1785: „[K]ann man Leute wohl aufgeklärt nennen, die in vollem Ernste glauben, [...] dass, einen Apfelbiss gut-zumachen, Gott Vater sich durch Gott den heiligen Geist einen Gott Sohn habe fabriciren, und dann durch die Juden henken lassen müssen, und wie die übrigen Albernheiten heissen mögen, die allen *drey* Religionen gemein sind.“<sup>56</sup>

In seiner burllesken Verballhornung solcher ‚unaufgeklärten‘ Ansichten rekurrierte Blumauer weniger auf Anregungen durch Giambattista Lallis *L'Eneide travestita* (1634), die ihm wahrscheinlich gar nicht bekannt war, oder durch Paul Scarrons *Virgile travesti* (1648–1651), mit der er nach Auskunft seiner eigenen *Nachschrift* am Ende der Erstaussgabe des zweiten Buchs „nichts als den burllesken Ton gemein hat“,<sup>57</sup> sondern eher durch Voltaires komisch-heroisches Epos *La Pucelle d'Orléans* (1755–1762) oder durch Wielands *Komische Erzählungen* (1765).<sup>58</sup> Es handelt sich bei diesen nachgeahmten Mustern im Unterschied zu ihren literaturhistorischen Vorgängern um dezidierte Aufklärungstexte, die zudem aus Frankreich stammten, oder zumindest am französischen Dichtungsparadigma orientiert waren, und damals im protestantischen Deutschland oft angefeindet wurden. Nicht von ungefähr galt dort die zunehmende Ausrichtung an der griechischen Antike ja auch als Antwort auf die klassizistische französische Aufklärungsliteratur, die man in der höfischen Tradition Roms stehen sah. Blumauers Stellung am Endpunkt einer von Vergil über Voltaire und Wieland reichenden literarischen Reihe darf freilich nicht darüber hinwegtäuschen, dass in seiner *Aeneis-Travestie* alles andere als ein affirmatives Antikenbild vermittelt wird. Im Gegenteil: Die travestierende Haltung setzt sogar „eine gewisse Distanz zu einer nur an der Antike orientierten Literatur- und Publikumserziehung“<sup>59</sup> voraus, die sich gegen das Jahrhundertende zunehmend artikulierte: „Neben der Bildungstradition der Jesuitenschulen, die in Österreich bis ins 19. Jahrhundert gepflegt wurde, hat es in der österreichischen Aufklärung an Gegenstimmen nicht gefehlt, die gerade das Nachahmen antiker, vor allem lateinischer Muster in Beredsamkeit und Poesie für die Erziehung nützlicher Untertanen als hinderlich ansahen.“<sup>60</sup>

56 Briefe des Dichters Johann Baptist von Alxinger. Hg. v. Gustav Wilhelm. Carl Gerold's Sohn: Wien 1898 (=Sitzungsberichte der Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien. Philosophisch-Historische Classe. Bd. CXL), S. 20.

57 Zit. nach Blumauer: *Virgils Aeneis, travestirt*. Hg. v. Wynfrid Kriegleder, S. 260.

58 Vgl. Rosenstrauch-Königsberg: *Freimaurerei im josephinischen Wien*, S. 135–144; Stauder: *Die literarische Travestie*, S. 277 f. u. 285 f.; Ritchie Robertson: *Heroes in their Underclothes: Aloys Blumauer's Travesty of Virgil's Aeneid*. In: *The Austrian Comic Tradition. Studies in Honour of W. E. Yates*. Hg. v. John R. P. McKenzie u. Lesley Sharpe. Edinburgh: Edinburgh University Press 1998 (=Austrian Studies, Bd. IX), S. 24–40, hier S. 24 f.

59 Bauer: „Töchter der Weisheit, satyrische Laune ...“, S. 91.

60 Ebd.

Während im protestantischen Deutschland seinerzeit vor allem die Lektüre leicht konsumierbarer Unterhaltungsromane von der aufklärerischen Moralistik als verderblich erachtet wurde, hat man „gegen Ende des Jahrhunderts in Österreich“ auch „der intensiven Beschäftigung mit antiker Dichtung“ eine entsprechende pathogene Wirkung zugesprochen,<sup>61</sup> wie Werner M. Bauer am Beispiel des Protagonisten von Johann Pezzls Roman *Ulrich von Unkenbach und seine Steckenpferde* (1800) veranschaulicht: Aus der Perspektive eines utilitaristisch ausgerichteten „Staatsrationalismus“, der „für die reine humanistische Gelehrsamkeit nicht viel übrig“ hatte, wurde gerade die Lektüre der klassischen lateinischen Dichter „für die Überspanntheiten des Jünglings verantwortlich gemacht“.<sup>62</sup> Es ist der nur in Österreich in dieser spezifischen Konstellation wirksame bildungsgeschichtliche Kontext, der im Josephinismus „sowohl Vertrautheit als auch Distanz“ der Intelligenz gegenüber der römischen Antike bedingte.<sup>63</sup> Daraus entsprang nicht allein für Blumauer die „Einsicht, daß man die Kenntnisse der Antike besitzen, ihren Mythos aber nicht erneuern kann“ – eine Überzeugung, die an vergleichbare Erkenntnisse Schillers und der Brüder Schlegel erinnert und als aufklärerische Stoßrichtung auch „hinter dem Konzept der travestierten *Aeneis*“<sup>64</sup> sowie „hinter Blumauers Konzept der Antiken-Rezeption“ insgesamt stand.<sup>65</sup>

Weit entfernt von aller Antiken-Idolatrie, lässt Blumauer *seinen* Aeneas Rom weniger als antike Kaiserstadt, sondern als Ort des Vatikans gründen<sup>66</sup> und stellt ihn somit nicht nur angesichts der konfessionspolemisch geifernden „Berliner Rezensenten“<sup>67</sup> – im josephinischen Wien ein regelrechtes Schimpfwort, das bestens dazu angetan war, starke Aversionen auszulösen<sup>68</sup> – der Lächerlichkeit anheim. Indem er Aeneas nicht (wie Michaelis) als ‚theuren‘, sondern als „fromme[n] Held[en]“<sup>69</sup> apostrophiert, deutet er Vergils antike Begriffsverwendung von ‚pius‘ im Sinn von ‚pflichtgemäß handelnd‘ augenzwinkernd als ‚fromm‘ im modern-religiösen Sinn um,<sup>70</sup> womit sein Held auf ironische Weise Gottscheds (oben zitiertem) Anforderungskatalog an einen „*Stifter neuer Reiche*“ – nämlich

61 Ebd., S. 92.

62 Ebd.

63 Ebd., S. 93.

64 Ebd.

65 Bauer: Utopie und Exercitatio, S. 615.

66 Vgl. Blumauer: Vergil's Aeneis travestirt, 1. Buch (zuerst 1782). In: Aloys Blumauer's gesammelte Schriften, Tl. 1, S. 8.

67 Ebd., S. 9.

68 Vgl. dazu Wolf: Blumauer gegen Nicolai, Wien gegen Berlin, bes. S. 34–38.

69 Blumauer: Vergil's Aeneis travestirt, 1. Buch (zuerst 1782). In: Aloys Blumauer's gesammelte Schriften, Tl. 1, S. 6.

70 Vgl. Robertson: Heroes in their Underclothes, S. 27 u. 39, Anm. 24.

„gottesfürchtig, tugendhaft, sanftmützig, standhaft und tapfer“ – entspricht, doch gleichzeitig im Sinne aufklärerischer Kritik als naiv erscheint.<sup>71</sup> Die topographischen Koordinaten Rom (als Zentrum der katholischen Kirche und damit der Gegner des Josephinismus) und Berlin (als Zentrum Preußens und damit der politisch und konfessionell konkurrierenden Macht innerhalb des Reichs) bezeichnen ideologisch die doppelte Frontstellung, in der sich der literarische Josephinismus zwischen katholischem Ultramontanismus und protestantischer deutscher Aufklärung befand.<sup>72</sup> Im Rahmen der gegenwärtigen Frage nach der besonderen Beschaffenheit der Wiener Aufklärung kann Blumauers satirische Verfahrensweise nur cursorisch unter Rückgriff auf die Ergebnisse der einschlägigen Untersuchungen Burkhard Moennighoffs und Thomas Stauders umrissen werden.

### 1.3 Satirische Mikrostruktur und Affirmation des Absolutismus

Hinsichtlich des Bezugs der *Travestierten Aeneis* auf die antike Vorlage konstatiert Moennighoff – wie vor ihm Genette mit Blick auf Scarrons *Virgile travesti*<sup>73</sup> – „die Homologie der Handlungsstruktur beider Texte“ bzw. ihre „thematische und stoffliche Gleichartigkeit“ sowie zahlreiche „Homologien“ in den „Erzählstrukturen“.<sup>74</sup> Die komische Wirkung entsteht jedoch durch die Differenzen zwischen den Texten, die sich als Anachronismen und Anapopismen zusammenfassen lassen<sup>75</sup> und vor einer „Durchbrechung der epischen Illusion zwecks Kritik an dem Vorlagenautor Vergil“<sup>76</sup> nicht zurückschrecken; darüber hinaus durch eine respektlose „Familiarisierung der Vorlage“<sup>77</sup> bzw. durch die „sprachliche und sachliche Entthronung der antiken Götterwelt“ sowie die ‚Herabsetzung‘ auch „des übrigen Personals der ‚Aeneis‘“;<sup>78</sup> schließlich durch

zwei sprachliche Stilmittel, die den notwendigen Kontrast zum heroischen Hexameter der Vorlage herstellen: einerseits die zahlreichen modernen französischen Fremdwörter, welche eine Art von Konversationsatmosphäre ‚à la mode‘ mit sich bringen, andererseits die nicht minder zahlreichen volkstümlich-idiomatischen Redewendungen und Ausrufe, welche die Stilebene noch stärker ins Niedrigkomische verlagern.<sup>79</sup>

71 Zu Letzterem vgl. Michler: Aloys Blumauer und Johann Baptist v. Abinger, S. 45.

72 Vgl. Wolf: Konfessionalität, Nationalität und aufgeklärter Patriotismus, S. 36–67.

73 Vgl. Genette: Palimpseste, S. 82 f.

74 Burkhard Moennighoff: Intertextualität im scherzhaften Epos des 18. Jahrhunderts. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1991 (=Palaestra, Bd. 293), S. 89 f.

75 Vgl. ebd., S. 90–92, sowie Stauder: Die literarische Travestie, S. 277.

76 Ebd.; vgl. auch ebd., S. 283.

77 Ebd., S. 278.

78 Moennighoff: Intertextualität im scherzhaften Epos des 18. Jahrhunderts, S. 93.

79 Stauder: Die literarische Travestie, S. 280 f.

Demgegenüber scheinen die ebenfalls zahlreichen lateinischen Termini im Text der Travestie, „anders als die Wörter französischer Herkunft“, weniger einer komisch-„herabsetzenden“ Familiarisierung zu dienen; sie sind vom Autor vielmehr „als Parodie der Diktion der katholischen Kirche gemeint, was sich mit der sonst [...] von ihm geübten Kirchenkritik [...] aufs beste zu einer einheitlichen Funktionsabsicht verbindet“.<sup>80</sup> Blumauers Text bezieht seine aufklärerische Wirkung insgesamt kontrastiv „aus einer sprachlichen Einfachheit und einer trivialen Bildlichkeit, die dem schmückenden Gebrauch der Gleichnisse in der ‚Aeneis‘ [...] entgegenläuft“, sowie aus einer „charakteristische[n] komische[n] Umkehrung“ zahlreicher Motive aus dem antiken Epos.<sup>81</sup> An die Stelle von Erhabenheit tritt – dem rhetorisch-ästhetischen Topos gemäß – die ihr wirkungspragmatisch nahestehende Lächerlichkeit, die dadurch verstärkt wurde, dass „Blumauer von Michaelis die Angewohnheit übernahm, zur Erhöhung der Kontrastkomik Stellen seiner Vorlage in Fußnoten anzuführen“,<sup>82</sup> was die Nachvollziehbarkeit erleichterte und eine unmittelbare Gegenüberstellung von antikem und modernem Text ermöglichte. Als veranschaulichendes Beispiel des travestierenden Verfahrens (sowie seiner Grenzen) sei die komische Umcodierung der von Lessing inkriminierten Schildbeschreibung Vergils<sup>83</sup> im 8. Buch der *Travestierten Aeneis* angeführt – also eines Musterbeispiels jener topischen „Strukturkonstanten der Gattung“, die innerhalb des epischen Plotverlaufs „gleichsam Planstellen“ bilden und „somit für Nachfolger hervorragende Orte der Möglichkeit differenzierender Überschreibungen“<sup>84</sup> bieten:

Doch als die Herren Ilions  
 Zu einem Wirthshaus kamen,  
 Und gleich den Sachsenpostillons  
 Ein Schnäpschen zu sich nahmen,  
 Da blieb der Held Aeneas vor  
 dem Wirthshaus stehn, und hatt' am Thor  
 Itzt eine Haupterscheinung.

Er sah in einer Glorie  
 Den Schild vorm Wirthshaus prangen,

80 Ebd., S. 281.

81 Moennighoff: Intertextualität im scherzhaften Epos des 18. Jahrhunderts, S. 94.

82 Stauder: Die literarische Travestie, S. 282.

83 Der Bezug zwischen Kriegerschild und Wirthshauschild wurde – wenn ich richtig sehe – lange nicht unter dem Gesichtspunkt der von Lessing diskutierten Darstellungsproblematik betrachtet; vgl. ebd., S. 290. Die Parallelstelle aus Vergils *Aeneis* bleibt vollkommen unberücksichtigt in Hofmann-Wellenhof: Alois Blumauer, S. 64; Gugitz: Alois Blumauer, S. 56.

84 Michler: Aloys Blumauer und Johann Baptist v. Alxinger, S. 38.

Wobei, als ob es donnerte,  
 Die Wort' in's Ohr ihm drangen:  
 „Dies Bild, gemalt vom Gott der Zeit,  
 Wird deines Reiches Herrlichkeit,  
 Und Zukunft dir enthüllen.“<sup>85</sup>

Der von Vergil so ausführlich – und aus Lessings Perspektive ermüdend<sup>86</sup> – dargestellte Schild des Aeneas wird hier mit komischer Wirkung zu einem Wirtshausschild ‚verkleinert‘, wobei der grammatische Wechsel vom maskulinen eisernen Schild zum Blechschild im Neutrum das Seine zu dieser augenzwinkernden ‚Herabsetzung‘ des Heroischen beiträgt. Während das Wirtshausschild auf der *einen* Seite mehr ausholend-enumerativ als narrativ und „in satirischer Absicht die klerikale römische Welt des Mittelalters und der Neuzeit“<sup>87</sup> abbildet bzw. „eine chronique scandaleuse der Päpste“<sup>88</sup> bietet, findet sich auf der *anderen* Seite<sup>89</sup> in „noch ganz frischem Pinselstrich“ eine mehr erzählerische als bildliche Apotheose des aufgeklärten absolutistischen Monarchen Joseph II.:

Er sah hier einen edlen Mann  
 Sich seines Thrones freuen,  
 Und Segen auf den Unterthan  
 Mit vollen Händen streuen:  
 Erhöht schien darum nur sein Thron,  
 Um Wohl und Weh der Nation  
 Darauf zu übersehen.

Er sah, wie ganze Völker da  
 Hin zu dem Edlen ziehen,  
 Mit Dank im frohen Blick; doch sah  
 Er keinen vor ihm knieen,

85 Blumauer: Vergil's Aeneis travestirt, 8. Buch (zuerst 1788). In: Aloys Blumauer's gesammelte Schriften, Tl. 1, S. 216 f.

86 Vgl. Gotthold Ephraim Lessing: Laokoon: oder über die Grenzen der Malerei und Poesie. Erster Teil. In: Gotthold Ephraim Lessing. Werke und Briefe in 12 Bänden. Bd. 5/2: Werke 1766–1769. Hg. v. Wilfried Barner. Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag 1990, S. 9–206, hier S. 134–137.

87 Moennighoff: Intertextualität im scherzhaften Epos des 18. Jahrhunderts, S. 95; vgl. Blumauer: Vergil's Aeneis travestirt, 8. Buch (zuerst 1788). In: Aloys Blumauer's gesammelte Schriften, Tl. 1, S. 217–220.

88 Rosenstrauch-Königsberg: Freimaurerei im josephinischen Wien, S. 134.

89 Vgl. Blumauer: Vergil's Aeneis travestirt, 8. Buch (zuerst 1788). In: Aloys Blumauer's gesammelte Schriften, Tl. 1, S. 220–222.

Weil streng der weise Mann verbot,  
Vor Jemand anderm, als vor Gott,  
Ein Menschenknie zu beugen.<sup>90</sup>

Im Unterschied zum machtvessenen Papst, vor dessen „irdisch Wesen“ ganze „Völker“ „tief gebeuget [...] wallen“,<sup>91</sup> lässt der aufgeklärte Monarch Joseph II. sein „frohes Volk“ aufrecht gehen und gewährt ihm „freie Macht“.<sup>92</sup> Er selbst ‚thront‘ ausschließlich deshalb, um besser als (erster) Diener „der Nation“ fungieren zu können. Die narrative Apotheose der josephinischen Herrschaft endet äußerst prägnant: „Der Schild auf dieser Seite hieß: / *Zum römisch-deutschen Kaiser*.“<sup>93</sup> Nur durch die Zurückweisung der weltlichen Herrschaftsansprüche des Papstes, die sich angesichts der konstantinischen Schenkung ebenfalls auf den Mythos des von Aeneas begründeten *Imperium Romanum* bezogen,<sup>94</sup> konnte das von Joseph II. erneuerte Römische Reich demnach an das Ziel seiner Geschichte geführt werden. Dagegen bezeichnet Blumauers „Verschiebung der Gründung des Aeneas vom weltlichen in den kirchlichen Bereich eine Abweichung von der Vorlage, die unverkennbar nur dem satirischen Zwecke dient“.<sup>95</sup>

Die Bedeutung der Schild-Episode im Gesamtzusammenhang der Travestie erschließt sich aus der Tatsache, dass es sich um die längste zusammenhängende, „dem antipäpstlichen und projosephinischen Zwecke dienende Passage“<sup>96</sup> des Textes handelt. Zwar bewirkt „die Verwandlung des Rüstungsschildes in ein Wirtshausschild“ zunächst bloß eine „Komisierung der Vorlage ohne kritischen Zweck“ im Sinne der Aufklärung, doch stellt die Schild-Episode insgesamt „den Kulminationspunkt bzw. die Auflösung der von Blumauer zuvor im Laufe seiner Travestie vorgebrachten Kirchenkritik dar: indem Joseph II. den Papst in die Schranken weist, gibt er die (von Blumauers Sicht aus) richtige Antwort auf die Machtanmaßung der römischen Kirche“.<sup>97</sup> Dies hat erhebliche Auswirkungen auch auf die poetische Anlage und Struktur des Textes:

Gerade an dem pathetischen Ernst dieser Huldigung Blumauers an seinen Kaiser ist deutlich abzulesen, wie sehr er sich von der ursprünglichen Vergil-Travestie entfernt hat: die meisten der satirischen Stellen spielten ja immer zugleich eine Rolle für die Komisierung der Vorlage [...]; hier aber hat die projosephinische Haltung vom Autor

90 Ebd., S. 221.

91 Ebd., S. 217 f.

92 Ebd., S. 222.

93 Ebd.; dazu Robertson: *Heroes in their Underclothes*, S. 30.

94 Vgl. Stauder: *Die literarische Travestie*, S. 286.

95 Ebd., S. 288.

96 Vgl. ebd., S. 290.

97 Vgl. ebd., S. 290 f.

so vollständig Besitz ergriffen, daß er sich um die Normen der Schreibweise Travestie für einen Moment nicht mehr kümmert.<sup>98</sup>

Während also das von Lessing inkriminierte, ausufernde sprachliche „Gemälde des Schildes“ durch Vergil in Blumauers Darstellung konsequent ironisiert erscheint, erfolgt mit der innerhalb des Travestierahmens unvermittelt affirmativen Feier des ‚aufgeklärten‘ absoluten Kaisertums Josephs II.<sup>99</sup> ein klarer Bruch in der gattungskonstitutiven ironischen Erzählhaltung.<sup>100</sup> Daran ändert Edith Rosenstrauch-Königsbergs apologetische Deutung dieser Episode als ‚Licenza‘ im Sinne der Hofopertradition<sup>101</sup> wenig, zumal die Hervorbringungen letzterer – „ausgesprochen höfische Dichtungen, die stets in eine zeremonielle Huldigung (Licenza) für den fürstlichen Mäzen auslaufen, wenn sie nicht überhaupt schon von vornherein darauf angelegt sind“<sup>102</sup> – im Unterschied zur ‚hohen‘ Stillage der Vorlage Vergils dem ‚niederer‘, kritisch-satirischen Aufklärungsgestus der *Travestierten Aeneis* poetisch heterogen bleiben.<sup>103</sup>

Auch das Verlegenheitsargument, wonach sich die „panegyrische Funktion“ der diskutierten Passage „mit dem Wesen der Travestie“ doch deshalb gut vertrage, weil „die travestiemäßige Komisierung der Vorlage“ im Gesamttext „eindeutig vorherrschend“ sei,<sup>104</sup> vermag nur bedingt zu überzeugen. In seinem kaisertreuen Etatismus präsentiert sich Blumauer für einen an Lessing geschulten Beobachter dergestalt ebenso wie Vergil nicht als voraussetzungsloses ‚Genie‘, sondern als witziger ‚Hofmann‘; *seine* römische Antike ist eine Konstruktion aus dem in sich widersprüchlichen Geist des aufgeklärten Absolutismus, der sich ebenso in den anderen unten betrachteten Texten der Wiener Aufklärung markant niederschlägt. Konsequenter betreibt Blumauer in seinen textinternen philosophisch-literarischen Referenzen auch keine ‚autonomastischen‘ Überschreibungen ‚moderner‘ Philosophen- und Dichternamen durch legitimierende antike Autoritäten,<sup>105</sup> sondern mittels komisch wirkender Anachronismen eine

98 Vgl. ebd., S. 291.

99 Vgl. Moennighoff: Intertextualität im scherzhaften Epos des 18. Jahrhunderts, S. 95.

100 So Wagenhofer: Die Stilmittel in Aloys Blumauers Travestie der Aeneis, S. 54 f. Ähnlich schon Nagl, Zeidler, Castle (Hg.): Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte, Bd. 2, S. 345.

101 Vgl. Rosenstrauch-Königsberg (wie Anm. 39), S. 132–135.

102 Rommel: Die Alt-Wiener Volkskomödie, S. 46.

103 Vgl. dazu auch die Bemerkungen in Michler: Aloys Blumauer und Johann Baptist v. Alxinger, S. 39 f.

104 Stauder: Die literarische Travestie, S. 291.

105 Vgl. dazu Achim Aurnhammer: Antonomastische Indienstnahme antiker Dichter im Halberstädter Dichterkreis um Johann Wilhelm Ludwig Gleim. In: Topographien der Antike in der deutschen Aufklärung. Hg. v. Annika Hildebrandt, Charlotte Kurbjuhn u. Steffen Martus. Bern u. a.: Peter Lang 2016 (=Publikationen zur Zeitschrift für Germanistik, Neue Folge, Bd. 30), S. 283–297.

gleichberechtigte Nebeneinanderstellung alter und neuer Autoren in der ironisch mindestens ebenso sehr als Unterwelt wie als Elysium imaginierten, ahistorisch präsentierten Gelehrtenrepublik:

Hier schmauchen Solon, Wilhelm Penn,  
Cofuz und Zoroaster,  
Und Montesquieu beim himmlischen  
Bierkrug ihr Pfeifchen Knaster,  
Und lesen dann, wenn ihnen sehr,  
Die Zeit lang wird, den Erlanger,  
Und Schlözers Staatsanzeigen.

Sanct Locke hier anatomirt  
Bis auf die ersten Keime  
Die Wahrheit, dort realisirt  
Sanct Plato seine Träume,  
Da lehret und katechisirt  
Sanct Socrates und dirigirt  
Die himmlische Normalschul.

Hier singt beim frohen Dichtermahl  
Anakreon Gleims Lieder,  
Und dort umarmen Juvenal  
Und Swift sich als zween Brüder,  
Da stimmt man Klopstocks Hymnen an,  
Dort trinkt Horaz und Luzian  
Auf Wielands Wohlergehen.

Hier disputiret über Wahn  
Sanct Pyrrho mit Sanct Lessing;  
Und da begleitet Ossian  
Mit seinem Horn von Messing  
Ein Lied von Kleist, dort greift Homer  
Auf seiner Harfe hin und her,  
Und singet die Lenore.<sup>106</sup>

---

106 Blumauer: Vergil's Aeneis travestirt, 6. Buch, 3. Abteilung (zuerst 1785). In: Aloys Blumauer's gesammelte Schriften, Tl. 1, S. 161 f.; vgl. dazu Moennighoff: Intertextualität im scherzhaften Epos des 18. Jahrhunderts, S. 91 f.

Die ‚hohen‘ Autoritäten antiker sowie moderner Gelehrsamkeit und Dichtkunst werden in dieser gleichsam ‚häuslich-familiarisierenden‘ Darstellung auf ein einfaches menschliches Maß nivelliert; sie residieren nicht mehr im erhabenen Dichterolymp, sondern unterrichten in der von Maria Theresia für ‚alle Classen des Volks‘ bestimmten österreichischen Normalsschule. Diese Form sozialer ‚Herabsetzung‘ ist durchaus paradigmatisch für die populäre Machart und Stoßrichtung des Textes im Sinne der josephinischen Aufklärung.

In dem Maß freilich, in dem das für diese populär-komische Form von Aufklärung erforderliche politische Klima nicht mehr gegeben war, verstummte auch die poetische Stimme des aufklärerischen Satirikers. Zwar kündigte Blumauer in einem letzten Brief an Wieland 1794 die Fertigstellung der *Travestierten Aeneis* noch an,<sup>107</sup> doch ist es dann dazu aufgrund der Zeitläufte – nicht zuletzt der Jakobinerprozesse 1794/95, die auf markante Weise das Ende der Wiener Aufklärung signalisierten und in die Blumauer als zwischenzeitlich Verhafteter verwickelt war<sup>108</sup> – nicht mehr gekommen. Innerhalb der Wiener und – allgemeiner – der österreichischen Literaturgeschichte der Aufklärung war Blumauers populäres komisches Epos in rezeptionsästhetischer Hinsicht zunächst zwar durchaus stilbildend.<sup>109</sup> Doch schon im früheren 19. Jahrhundert wurden auch erhebliche poetische Einwände formuliert, die – wie jener Eduard Bauernfelds aus seinem historischen Abriss *Die schöne Literatur in Oesterreich* (1835) – auf die textkonstitutive polemische Tendenz der *Travestierten Aeneis* im Sinne josephinischer Aufklärung abzielten:

Niemand wird *Blumauer's* Talent, und vor Allem seinen glänzenden Witz verkennen; aber die *polemische* Richtung seiner Muse, welche durchgehends die Farbe seines Jahrhunderts trägt, wird ihn in den Augen der Nachwelt nicht so hoch stellen, als seine Naturgaben sie zwingen konnten, ihn zu stellen, wenn er diese minder einseitig anwenden wollte. Die wahre Poesie, von Homer bis Goethe, war niemals polemisch.<sup>110</sup>

Als problematisch an Blumauers aufklärerischer Travestie erschien Bauernfeld offenbar gerade deren polemische Machart, die den ‚witzigen‘ Text in seinen Augen als poetisch heteronom punzierte. Diskurshistorisch betrachtet, konnten auch die anerkennenden und wertschätzenden Stimmen den Siegeszug des an

107 Blumauer an Wieland, 29.6.1794. Zit. nach dem Anhang A (Ungedruckte Briefe) in Rosenstrauch-Königsberg: Freimaurerei im josephinischen Wien, S. 258.

108 Vgl. dazu ebd., S. 204–230, sowie Helmut Reinalter: Aloys Blumauer und die Wiener Jakobiner. In: Aloys Blumauer und seine Zeit, S. 123–134, bes. S. 129–133.

109 Vgl. Bauer: „Töchter der Weisheit, satyrische Laune...“, S. 73 u. 94; Robertson: Heroes in their Underclothes, S. 24.

110 Eduard Bauernfeld: Die schöne Literatur in Oesterreich, Historische Skizze (Fortsetzung). In: Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde 76 (23.9.1835), S. 301–303, hier S. 301.

der Genievorstellung sowie am ästhetischen Autonomiepostulat orientierten norddeutsch-protestantischen Literaturparadigmas selbst im katholischen Österreich längerfristig nicht verhindern (vgl. II.4.3) – bei allen bleibenden kulturräumlichen Differenzen, die sich genauso wie eine unterschiedliche Literaturvorstellung in Schillers herablassender Rede vom „schmutzige[n] Witz des Herrn *Blumauer*“<sup>111</sup> manifestieren:

Die ablehnende Haltung, die Blumauers *Aeneis*-Travestie häufig entgegenschlug, ist [...] nicht nur durch die besondere Prüderie oder das besondere Literaturkonzept der jeweiligen Kritiker zu erklären und sie ist auch nicht nur eine Folge des sich ausdifferenzierenden bürgerlichen Literaturbetriebs, der trotz aller Lippenbekenntnisse zur Autonomie der Kunst an der Vorstellung festhielt, Literatur habe des sittlichen Bürgers Abendschule zu sein [...]. Sie hängt vielmehr ebenso zusammen mit der unsicheren Gattungsdebatte, die das komische Epos zwar als klassisches Erbe akzeptierte, dabei aber nicht sicher war, was eigentlich alles unter diesen Gattungsbegriff fallen konnte, und die darüber hinaus immer einer Heteronomie des komischen Epos das Wort redete: der schmutzige Witz musste zumindest einem höheren Zweck dienen. Denn Blödelei um der Blödelei willen – das konnten sich erst Groucho Marx oder Mel Brooks leisten; einem Aloys Blumauer war es verwehrt, selbst wenn er es gewollt hätte.<sup>112</sup>

Seine *Travestierte Aeneis* mit der aus der spezifischen historischen und politischen Situation josephinischer Aufklärung resultierenden alternativen Kulturtopographie der Antike – römisch statt griechisch, imperial statt kleinstaatlich und letztlich auch katholisch statt protestantisch – wurde schließlich dauerhaft aus dem kulturellen Gedächtnis der deutschsprachigen Literatur verdrängt. Dazu haben nicht nur der oben angesprochene poetische Bruch in der satirischen Erzählhaltung des komischen Epos oder die eminente Kommentarbedürftigkeit seiner zahllosen zeithistorisch-polemischen Anspielungen, sondern eben auch die gattungstheoretische Problematik oder die wissenschaftspolitischen Kriterien der meist am preußisch-klein-deutschen Paradigma ausgerichteten ‚nationalen‘ Germanistik des 19. Jahrhunderts das Ihrige beigetragen. Blumauer und sein Werk sind mittlerweile sogar der Fachgermanistik – zumindest der bundesdeutschen – kaum ein Begriff mehr.<sup>113</sup> In den deutschen Literaturgeschichten

111 [Friedrich Schiller:] Die sentimentalischen Dichter. In: Die Horen 1 (1795), 12 St., S. 1–55, hier S. 38, Anm. \*. Mehr und Genaueres dazu in Wolf: „Der schmutzige Witz des Herrn Blumauer“, passim.

112 Kriegleder: Aloys Blumauers *Travestierte Aeneis* und die Theorie des komischen Epos, S. 63.

113 Auch hier bestätigt eine Ausnahme – in der Blumauers *Travestierte Aeneis* sogar zum „Paradigma“ erhoben wird – die Regel, nämlich Verweyen u. Witting: Die Parodie in der neueren deutschen Literatur, bes. S. 29–37.

des 18. Jahrhunderts führt er, wenn überhaupt erwähnt, ein trauriges Schattendasein, und jenseits des historischen Interesses am Wiener literarischen Leben des ausgehenden 18. Jahrhunderts gibt es für Blumauers Aufklärungstexte heute selbst in Österreich wenig Bedarf. Aus den angeführten Gründen sind wohl auch zukünftig die Versuche kaum aussichtsreich, das Œuvre des josephinischen Dichters, das in seiner eminenten ästhetischen Heteronomie alle Züge des Literatursystems trägt, aus dem es hervorgegangen ist, wieder in den ‚bleibenden‘ Kanon deutschsprachiger Aufklärungsliteratur einzureihen.

## 2. EINTRITTSBILLET UND WIRKUNGSFAKTOR: PRAKTISCHE AUFKLÄRUNG IN JOHANN PEZZLS THESENROMAN *FAUSTIN ODER DAS PHILOSOPHISCHE JAHRHUNDERT* (1783/1788)

Wie oben schon hervorgehoben wurde (vgl. I.8), sollte bei der Analyse einzelner literarischer Texte als Resultate eines spezifischen territorialen oder regionalen Bedingungsgefüges wie dem josephinischen Literatursystem freilich jeweils die Angemessenheit der regionalen bzw. territorialen Zuordnung geprüft werden. Dies ist für die katholisch-oberdeutsche Aufklärung als Ergebnis eines säkularen Ausgleichsprozesses, insbesondere aber für den österreichischen Josephinismus im kulturellen Rahmen dieser katholischen Aufklärung nicht immer selbstverständlich. Als Beispiel einer zu wenig problematisierten Anwendung territorialgeschichtlicher Fragestellungen, welches sich gewissermaßen als *idée fixe* durch die einschlägigen literaturhistorischen Studien der letzten Jahrzehnte zieht, kann die Erhebung des zunächst anonym erschienenen Romans *Faustin oder das philosophische Jahrhundert* (1783) von Johann Pezzl [Abb. 9] zu dem exemplarischen Roman des literarischen Josephinismus und des josephinischen Tauwettters gelten.<sup>114</sup> Der aus Bayern stammende und dort in einer Klosterschule erzogene Pezzl hat nach einem abgebrochenen Jura-Studium im Erzbistum Salzburg, das als geistliches Territorium damals noch nicht zu Österreich gehörte, seinen satirischen Roman in Zürich verfasst und ebendort bei Orell, Geßner, Füssli & Comp. veröffentlicht, bevor er nach Wien gezogen ist.<sup>115</sup> *Faustin*,

114 Vgl. etwa Werner M. Bauer: Der Roman der josephinischen Aufklärung. Strukturen und literarhistorische Bedeutung, gezeigt an Johann Pezzls „Faustin“. In: Jahrbuch für österreichische Kulturgeschichte 2 (1972) [Themenschwerpunkt: Joseph Haydn und seine Zeit], S. 147–152; Werner M. Bauer: Bekämpfte und erfundene Welt. Zum österreichischen Roman des ausgehenden 18. Jahrhunderts. In: Sprachkunst 6 (1975), S. 1–36, hier S. 7–24; Bodi: Tauwetter in Wien, S. 184–190; Edith Rosenstrauch-Königsberg: Die Philosophie der österreichischen Illuminaten, abgelesen an Pezzls *Faustin*. In: Verdrängter Humanismus – verzögerte Aufklärung, S. 747–763.

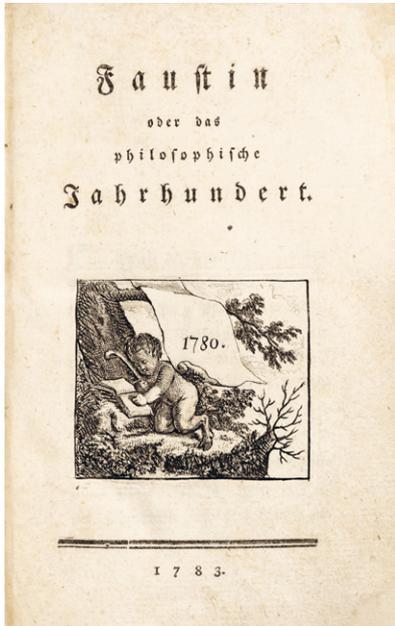
115 Vgl. den biografischen Abriss in Gugitz: Johann Pezzl, S. 173–179 u. 185; entscheidend er-

dessen Publikation – wie auch die von Pezzl davor verfassten *Briefe aus dem Noviziat* (1780) – durch das „fortschrittliche Profil“ des Zürcher Verlages erst ermöglicht worden war,<sup>116</sup> kann also trotz seiner abschließenden Apotheose Josephs II. nicht im engeren Sinn als Resultat der damals in Österreich wirksamen spezifischen Bedingungen literarischer Produktion begriffen werden,<sup>117</sup> wohl aber als Beleg für die zu Beginn der Alleinregierung des Kaisers herrschende Begeisterung unter den Intellektuellen innerhalb und außerhalb der habsburgischen Erblande.<sup>118</sup> Wie Leslie Bodi formuliert hat, „ist wohl anzunehmen, daß Pezzl schon an eine Übersiedlung nach Wien“ dachte, als er den Roman

---

gänzt von Wolfgang Griep: Nachwort. In: Johann Pezzl: *Faustin oder das philosophische Jahrhundert*. Reprograf. Nachdruck 1982. Hildesheim: Gerstenberg 1982 (=Texte zum literarischen Leben um 1800, Bd. 10), S. 1\*–17\*, hier S. 1\*f.; Grieps ebd., S. 15\*, Anm. 4, angekündigte biografische Arbeit „Johann Pezzls Leben und Werk“ ist leider nie erschienen. Bauer: *Der Roman der josephinischen Aufklärung*, S. 150, spricht dessen ungeachtet vom „Österreichischer Pezzl“, den er in „eine, wenn auch vergrößerte, philosophische Tradition“ stellt, „welche von Leibniz herkommt und unter Aufnahme Wolffischer Populärelemente ungebrochen in Österreich bis gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts fortwirkt.“ Demgegenüber meint Bauer: *Bekämpfte und erfundene Welt*, S. 7, es werfe „auf die ganze Art der deutschsprachigen Literatur des engeren österreichischen Raums unter Joseph II. ein entscheidendes Licht“, dass es „ein geborener Nichtösterreicher“ sei, „dem im süddeutschen, also katholischen Kulturraum, [sic] ein treffender tagespolitischer Umriß der Lage gelingt“. Die bei manchen österreichischen Interpreten zu beobachtende Großzügigkeit, einen Autor zum Österreicher zu erklären, bevor er noch je in Österreich gewesen ist, erinnert strukturell an die gerade in Österreich gern kritisierte Gewohnheit bundesdeutscher Literaturwissenschaft und Literaturkritik, einerseits die Existenz einer eigenständigen *österreichischen* (Gegenwarts-)Literatur rundum zu bestreiten, um danach andererseits Texte österreichischer Autoren – oder diese gleich selbst – als paradigmatisch für die (west-)deutsche Literatur zu vereinnahmen.

- 116 Vgl. Christoph Siegrist: *Antitheodizee und Zeitkritik. Zur Situierung von Pezzls Roman Faustin*. In: *Die österreichische Literatur. Ihr Profil an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert*, S. 829–851, hier S. 838; demnach wurde dieses Profil durch zahlreiche „hauptsächlich antikatholische Schriften geschaffen“.
- 117 Vgl. dazu die kritischen Bemerkungen in Bernhard Budde: *Preis der Vernunft. Zur Revue der europäischen Absurditäten und Bestialitäten in Johann Pezzls Roman ‚Faustin oder das philosophische Jahrhundert‘*. In: *Sprachkunst* 32 (2001), H. 2, S. 193–211, hier S. 196 f.
- 118 Großzügig im Sinne einer Vereinnahmung Pezzls hier die Argumentation von Rosenstrauch-Königsberg: *Die Philosophie der österreichischen Illuminaten*, S. 751, die ohne jede Angabe von Belegen oder auch nur Indizien in den Raum stellt, der Roman könne bereits in Wien verfasst worden sein: „Es ist [...] wenig relevant, ob Pezzl seinen ‚Faustin‘ schon in Wien schrieb, oder, wie von Bodi behauptet wird, in der Schweiz, um sich eine Legitimation und ein gutes Eintrittsbillet für Wien zu schaffen, denn auch in letzterem Falle war er auf die Bestrebungen und auf die Gedankenwelt Wiens abgestimmt und aus einer ziemlich genauen Kenntnis der Wiener Verhältnisse geschrieben.“ Woher diese angebliche „Kenntnis“ stammt und worin sie sich romanintern niederschlägt, wenn nicht gegen Ende in der kritiklosen Apotheose Josephs II., wird freilich nicht näher erörtert.



9 [Johann Pezzl:] *Faustin oder das philosophische Jahrhundert*. [Zürich: o.V.] 1783 (Titelblatt der Erstausgabe) © ÖNB, Wien.

zu schreiben begann.<sup>119</sup> *Faustin* wäre demnach auch als eine Art ‚Eintrittsbillet‘ ins josephinische Wien zu verstehen, das dem Kaiser und dessen reformerischer Entourage sicherlich nicht missfallen hat und seinem Autor konsequent den Weg in die österreichische Hauptstadt ebnete.<sup>120</sup>

Wohl auch aufgrund der Verherrlichung Josephs II. und seiner Regierung hatte der Text jedoch mittels seiner extensiven Rezeption auf die folgende josephinische Romanproduktion – und nicht nur auf diese – eine traditions- und formbildende Wirkung: Er erlebte vier rechtmäßige Auflagen und mindestens sieben illegitime Nachdrucke, aber auch zwölf unautorisierte Fortsetzungen bzw. Nachahmungen, die im Zeitraum 1784 bis 1801 in ganz verschiedenen Gebieten des deutschsprachigen Raums erschienen sind.<sup>121</sup>

Darüber hinaus wurde der Roman sogar ins Französische übersetzt, was in der damaligen deutschen Literatur nicht oft vorkam, und sein Protagonist sowie dessen Lehrer Bonifaz geronnen zu stehenden Begriffen „für eine bestimmte Reaktionsform auf die gesellschaftliche Realität“, die gleichsam aus den Buchdeckeln herausgetreten sind.<sup>122</sup>

Eine besonders nachhaltige Wirkung hatte *Faustin* freilich auf die österreichische Literatur, zumal der reale Autor selbst dem fiktionalen Protagonisten seines Buchs von Zürich nach Wien folgte. Er verstand diesen Schritt in die Residenzstadt des Alten Reichs als programmatische Entscheidung für jenen Wohn- und Wirkungsort, in dem sich die sukzessive Entfaltung allgemeiner Aufklärung am sichtbarsten abzeichnete. Der „österreichische *Voltaire*“<sup>123</sup> Pezzl

119 Bodi: Tauwetter in Wien, S. 185.

120 Vgl. Siegrist: Antitheodizee und Zeitkritik, S. 838.

121 Vgl. Gugitz: Johann Pezzl, S. 182–184; Siegrist: Antitheodizee und Zeitkritik, S. 841–848; Griep: Kommentar. In: Pezzl: *Faustin oder das philosophische Jahrhundert*, reprograf. Nachdruck 1982, S. 19\*–124\*, hier S. 19\*, 103\*–114\* u. 121\*–123\*.

122 Griep: Nachwort, S. 3\*f.

123 So Franz Gräffer: *Kleine Wiener Memoiren und Wiener Dosenstücke*. In: Auswahl hg., eingeleitet und mit Anmerkungen versehen v. Anton Schlossar unter Mitwirkung von Gustav Gugitz. München: Müller 1918, Bd. 1, S. 288.

etablierte mit seinem von der damaligen Kritik gepriesenen, vielfach illegitim nachgedruckten oder sogar imitatorisch ‚fortgesetzten‘, also in jeder Hinsicht überaus erfolgreichen Romanerstling auch zahlreiche jener Topoi, die in der Wiener Literatur rezeptionsästhetisch große Wirksamkeit entfalteten – und die noch in der literarischen Bildlichkeit und ideologischen Tendenz von Schikaneders und Mozarts *Zauberflöte* wahrnehmbar sind. In seinen Erinnerungen hat Eduard Bauernfeld angeblich noch 1835 in diesem Sinn festgehalten: „Wohl keiner der Romane der Aufklärungszeit hat eine solche Wirkung hervorgerufen, wie der *Faustin* Johann Pezzls.“<sup>124</sup> Dieses Zitat ist zwar nicht akkurat nachgewiesen, doch heißt es in Bauernfelds Abriss *Die schöne Literatur in Oesterreich, Historische Skizze* aus demselben Jahr tatsächlich zu den poetischen Hervorbringungen der Wiener Aufklärung: „[A]ls höchst bezeichnend hat sich ein Werk erhalten, welches den Titel seiner Zeit an der Stirne trägt: *Faustin oder das philosophische Jahrhundert*, eine Art philosophischer Romane [sic] durch Voltaire’s Art und Weise angeregt, worin sich die Tendenz der Zeit vollkommen ausspricht, und welches nicht ohne Verdienste ist.“<sup>125</sup> Im Folgenden soll dieses „erste repräsentative Romanwerk der josephinischen Reformaufklärung“<sup>126</sup> deshalb einer etwas genaueren Betrachtung unterzogen werden, wobei das Augenmerk nur jenen der überaus zahlreichen Episoden dieses Romans gilt, die im engeren Sinn einschlägig für der Frage nach der Wiener Aufklärung sind.<sup>127</sup>

## 2.1 Publizistischer Diskurs und Gesellschaftskritik in Romanform

Den erzählerischen Gehalt und die philosophische Aussage des *Faustin*, dessen Makrostruktur weniger an den deutschen Bildungsroman<sup>128</sup> als vielmehr an Voltaires Thesenroman *Candide ou l’optimisme* (1759) erinnert, umreißt Pezzl in einer kurzen Vorrede, die entsprechend dem allgemeinen Gestus und Usus

124 Zit. nach Bodi: Tauwetter in Wien, S. 190, der sich wiederum – ohne näheren Quellennachweis – auf Ludwig Frank: Johann Pezzls „Faustin“ und seine Nachahmungen. Ein Beitrag zur Geschichte des Romans in der Aufklärungszeit. Wien: handschriftl. phil. Diss 1912, S. XVIII, beruft, wo allerdings nur eine nicht zielführende Herkunftsangabe, aber kein Zitat zu finden ist.

125 Bauernfeld: *Die schöne Literatur in Oesterreich, Historische Skizze* (Fortsetzung), S. 301.

126 So Bodi: Tauwetter in Wien, S. 190.

127 Einen instruktiven ideengeschichtlichen Überblick über sämtliche thematische Bereiche aufklärerischer Kritik im Roman gibt jetzt Gideon Stiening: „Katholische Idioten“. Johann Pezzls *Faustin*-Roman als Beispiel einer Selbstaufklärung der Aufklärung im katholischen Raum. In: ‚Katholische Aufklärung?‘ Möglichkeiten, Grenzen und Kritik eines Konzepts der Aufklärungsforschung, S. 223–248.

128 Vgl. aber Gugitz: Johann Pezzl, S. 179; dagegen mit guten Gründen Bauer: *Bekämpfte und erfundene Welt*, S. 8.

programmatischer Aufklärungsliteratur als regelrechte „Kampfschrift“<sup>129</sup> gelten kann und in größerer Type und großzügigerem Zeilendurchschuss gesetzt ist als der eigentliche Romantext. Was darin angekündigt wird, ist nichts Geringeres als:

Eine Skizze des letzten konvulsischen Aberglaubens, Fanatism, Pfaffentrugs, Despotendruks und Verfolgungsgeistes, unter denen er noch – durch grosse und kleine Feinde der Aufklärung und Duldung, des Menschenverstandes und Menschengefühls unterstützt – seine sinkende Wuth zeigt, die Hefen seines schändlichen Giftes von sich speit, ehe er der Philosophie und dem Rechte der Menschheit die Siegeskrone überläßt.<sup>130</sup>

Pezzl referiert einleitend einen ganzen Katalog ‚unaufgeklärter‘ Laster, deren Überwindung er durch seinen Roman befördern will. Sie erscheinen in seiner Darstellung gleichsam als gefährliche Krankheiten des Menschengeschlechtes bzw. als eine Art sozialen Gifts, das den Menschen aus böser Absicht von übeldenkenden Gegnern eines allgemeinen Humanismus verabreicht wird. Ob er in seinem Roman deshalb „die noch mangelhafte Durchsetzung der Aufklärung in den westlichen Gesellschaften“ tatsächlich „aus dem Geist einer bestimmten ‚Radikalaufklärung‘ darstellte und kritisierte“ oder gar selbst als „Radikalaufklärer“ im Sinne Martin Mulsows und Jonathan Israels gelten kann,<sup>131</sup> soll im Folgenden diskutiert werden.

Auch zu seinem literarischen Verfahren gibt Pezzl einige Hinweise, die sich in ihrem Bezug auf den programmatischen Untertitel des Romans zunächst gattungspoetisch präsentieren, ohne es wirklich zu sein:

Nicht Satyre auf unser Jahrhundert und dessen schöne Devise [d.h. Aufklärung, N.C.W.]; sondern Sarkasm auf jene hartköpfige und schwachköpfige Männer, die sich noch hie und da mit lächerlichen Grimaßirungen entgegen sperren, jenes ehrenvolle Symbol unser glüklichen Zeitalters allgemein und herrschend werden zu lassen; die mit hämischer Freude jene Devise – die edelste aller Jahrhunderte – gerne zu Spott und zur Satyre herabgewürdiget sähen; die sich noch immer nicht schämen, der emporstrebenden Menschheit Fesseln anzulegen, und Sand in die Augen zu werfen.<sup>132</sup>

129 So Bauer: Der Roman der josephinischen Aufklärung, S. 147.

130 Johann Pezzl: *Faustin oder das philosophische Jahrhundert*. o. O.: o. V. [Zürich: Orell, Geßner, Füßli und Cie] 1783. Reprograf. Nachdruck. Hildesheim: Gerstenberg 1982 (=Texte zum literarischen Leben um 1800, Bd. 10), S. [III].

131 So eine zentrale These von Stiening: „Katholische Idioten“, S. 224 f.; vgl. auch ebd., S. 228.

132 Pezzl: *Faustin oder das philosophische Jahrhundert*, S. [IV].

„Satyre“ ist hier allerdings nicht im modernen Sinn zu verstehen, sondern in jenem historischen, der auch noch in der Gattungsbestimmung von Schillers großer Abhandlung *Ueber naive und sentimentalische Dichtung* (1795/96) zu Geltung kommt: Ihr Gegenstand ist demnach „die Wirklichkeit als Mangel, dem Ideal als der höchsten Realität gegenüber gestellt“,<sup>133</sup> also die Entfernung der Wirklichkeit von einer normativ verstandenen Natur bzw. ihr Widerspruch zu einer Idealvorstellung. Während die strafende bzw. „pathetische Satyre“ nach Schiller „nur *erhabene* Seelen kleidet“, deren Missvergnügen angesichts schlechter realer Verhältnisse „aus einem glühenden Triebe für das Ideal“ resultiere, kann die scherzhafte bzw. „spottende Satyre“ ihm zufolge „nur einem *schönen* Herzen gelingen“, dessen Spott aus ebensolcher idealischer Begeisterung über eine utopische Vorstellung entspringe; denn er sei weniger „durch ihren ernsten Gegenstand vor der Frivolität gesichert“ als durch eine „Behandlung“, die den Inhalt veredle, sodass „das *Subjekt* des Dichters nicht sein Objekt“ überschattet.<sup>134</sup> Für das Verständnis von Pezzls *Faustin* ist aber nicht die idealistische Grundierung von Schillers Begrifflichkeit von Bedeutung, sondern deren gesellschaftskritischer Gehalt. Anders als Schiller oder auch Kant fokussiert Pezzl in seiner aufklärerischen Kritik nämlich weniger auf ein anzustrebendes Ideal als „utopisches Fernziel“,<sup>135</sup> vielmehr ganz unmittelbar auf die aktuell bestehende, ausgesprochen tadelnswerte und deshalb dringend verbesserungswürdige Welt und Gesellschaft, die er mit dokumentarischem Anspruch analysiert:

Der Leser bekommt nicht bloß Träume einer sich selbst überlassenen Phantasie vor sich, sondern Dinge, die wirklich auf unsrer Welt, noch in unsern Tagen geschehen sind, und noch geschehen. / Wem daran gelegen ist, sich der Wahrheit der hier angeführten Vorfälle zu versichern, der kann die wichtigern davon in den neusten periodischen und andern historischen Gelegenheits-Schriften auffinden.<sup>136</sup>

In Sätzen wie diesen schlägt sich nicht allein das übliche aufklärerische Pathos ‚wahrhafter Beschreibung‘ nieder, wie man es etwa aus dem exemplarischen „Vorbericht“ zu Christoph Martin Wielands Roman *Geschichte des Agathon* (1760) kennt,<sup>137</sup> sondern darüber hinaus auch die große Nähe dieser ‚engagier-

133 [Friedrich Schiller:] Die sentimentalischen Dichter. In: Die Horen 1 (1795), 12 St., S. 1–55, hier S. 12.

134 Ebd., S. 14 f.

135 Siegrist: Antitheodizee und Zeitkritik, S. 839.

136 Pezzl: *Faustin* oder das philosophische Jahrhundert, S. IV f.

137 Vgl. Christoph Martin Wieland: *Geschichte des Agathon*. Hg. v. Klaus Manger. Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag 1986 (=Christoph Martin Wieland: Werke in zwölf Bänden. Hg. v. Gonthier-Louis Fink u. a., Bd. 3), S. 11 f.; mehr dazu bei Bauer: *Bekämpfte und erfundene Welt*, S. 9 f.; Griep: Nachwort, S. 4\*.

ten‘ Literatur zum aktuellen Tages- oder Wochenjournalismus und seinen textuellen Hervorbringungen. Man hat diese Struktureigenschaft des *Faustin* aus dem spezifischen Bedingungsgefüge der Wiener Aufklärung zu erklären versucht,<sup>138</sup> ohne das oben erwähnte Faktum zu berücksichtigen, dass Pezzl bei der Niederschrift seines Textes von der österreichischen Situation weder geprägt war noch sie aus eigener Anschauung überhaupt kannte. Angesichts dessen scheint es angemessener und zielführender, nach dem Grund zu fragen, wieso der solchermaßen beschaffene Roman eines ehemaligen bayerischen Klosterschülers in Wien derartige Wirkung entfalten konnte. Eine Voraussetzung dafür ist wohl der Umstand, dass „Pezzl, der von 1776 bis 1780 an der damals schon aufklärerisch orientierten Universität von Salzburg Jus studierte, [...] sich gerade durch dieses Fach sicher auch mit der Haltung der österreichischen Regierung in [...] kirchenrechtlichen Fragen vertraut gemacht“ hat.<sup>139</sup> Seine antiklerikale Polemik in Romanform behandelt dementsprechend genau jene ‚Missstände‘, die auch im Wien der frühen 1780er Jahre Gegenstand heftiger publizistischer Auseinandersetzungen waren.

Des Weiteren ist zu diskutieren, warum und inwiefern der *Faustin* im Rahmen der spezifisch populären Öffentlichkeit Wiens und ihrer publizistischen Genres wie Broschüren oder Tagespresse formal und literaturpolitisch anschlussfähig war. Wolfgang Griep betont in diesem Sinn zu Pezzls Poetik: „Die Basis seines Romans bilden tatsächlich Realia, [...] ohne mildernde Hülle und unverstellt. Der Autor steht auf der Höhe der tagespolitischen Diskussion. Die Kühnheit und provokatorische Brisanz eines solchen Verfahrens unter den politischen Verhältnissen und Zensurbedingungen der Zeit läßt sich heute kaum noch ermessen.“<sup>140</sup> Um seinen ideologischen Gegnern – den „politischen und kirchlichen [...] Kezermacher[n]“ aller Territorien und Konfessionen – schon vorausgehend den Wind aus den Segeln zu nehmen, betont Pezzl einleitend wiederholt, dass „es wirkliche Fakta sind“, die er berichte und die er, „wenn’s nöthig wäre, durch Zitazion [s]einer Gewährsmänner beurkunden könnte“.<sup>141</sup> Nichts weniger Nützlich und Lehrreiches als „die neuste Geschichte der Intoleranz

138 So meint Bauer: Der Roman der josephinischen Aufklärung, S. 149 f., Pezzls *Faustin* stehe „mitten im Strom der josephinischen antiklerikalen Streitschrift“, woraus „die Verwandtschaft dieses Romans mit der Broschürenliteratur und der moralischen Wochenschrift“ – mehr noch als „mit den Tendenzen der aufklärerischen Erzählliteratur“ – resultiere: „Pezzls Vorbild ist hierin ohne Zweifel nicht nur die reiche Broschürenliteratur des Josephinismus, sondern vielmehr eine der führenden Wochenschriften auf Wiener Boden, nämlich der von Joseph von Sonnenfels gegründete ‚Mann ohne Vorurtheil‘ (1765).“

139 Bauer: *Bekämpfte und erfundene Welt*, S. 7 f.

140 Griep: Nachwort, S. 4\*.

141 Pezzl: *Faustin oder das philosophische Jahrhundert*, S. V.

und Schwärmerei“ beansprucht Pezzl in seinem Roman zu schreiben,<sup>142</sup> also eine kirchenkritische Erzählhaltung einzunehmen, die mit den reformabsolutistischen Bestrebungen der Wiener Aufklärung kompatibel war. Zugleich aber möchte er „noch immer so viel Unterhaltung und Erbauung“ bieten, „als aus manchem andern modischen Romänchen“ zu beziehen sei.<sup>143</sup> Auch die Kategorie des *delectare* beansprucht mithin, in *Faustin* neben dem maßgeblichen *prodesse* berücksichtigt zu sein.

Während Voltaire seinen *Candide* als romanhafte Widerlegung der scheinbaren Lösung des Theodizee-Problems durch Leibniz konzipiert hat, indem er dessen ‚optimistische‘ Formel von der bestehenden Welt als der ‚besten aller möglichen Welten‘ einleitend dem Philosophen Pangloss in den Mund legt und sodann einer romanfüllenden konstanten Falsifizierung aussetzt – womit er erzählerisch Lächerlichkeit generiert –, entzündet sich Pezzls polemisch-satirische Verve an den ebenso ‚optimistischen‘ Vorstellungen des Pater Bonifaz: „Sein Lieblingsstudium aber war *Philosophie*, und seine Lieblingsidee alle die wohlthätigen Folgen der ächten Weisheit: *Aufklärung, Erleuchtung des Menschengeschlechts, Toleranz, politische Thätigkeit, helle philosophische Denkungsart*.“<sup>144</sup> Dass „das *wahre philosophische Jahrhundert*“<sup>145</sup> noch keineswegs realisiert, sondern allenfalls angebrochen sei und dass keineswegs seit 1748, wie Pater Bonifaz annimmt, „ein Monarch dem andern“ voreifere, „Toleranz, Erleuchtung und Denkensfreiheit in seinen Staaten zu befördern“ sowie „Aberglauben, Barbarei, Fanatismus, Dummheit, Schikane und Elend ferne von seinen Völkern zu verbannen“ – all das muss der geistliche Lehrer im Verlauf der Romanhandlung schmerzlich erfahren. Seine allzu optimistische Vorstellung lautet zu Beginn: „[S]eitdem, mein Freund, ist *allgemeiner Sieg der Vernunft und Menschheit*, ist’s *aufgeklärtes philosophisches Jahrhundert*.“<sup>146</sup> Gerade in Faustins Heimat Bayern kann davon jedoch keine Rede sein, wie sich bald zeigen wird. „Die Satire richtet sich gegen die, welche die Durchsetzung von ‚Aufklärung‘ hintertreiben. Dabei gibt es zwei Hauptfraktionen: die Kirche, hauptsächlich das Mönchswesen, und den politischen Despotismus. (Erstere dominiert aus begrifflichen Gründen.) Indem beide am Ideal der ‚Aufklärung‘ gemessen werden, entsteht aus der Differenz Satire im Schillerschen Sinne.“<sup>147</sup> Der antiklerikale Furor *Faustins*, der im josephinischen Wien mit seiner dezidierten Frontstellung gegen den Allmachtsanspruch des Papstes besonders wohlwollend aufgenommen wurde, wendet sich

---

142 Ebd.

143 Ebd., S. VI.

144 Ebd., S. 13.

145 Ebd., S. 14.

146 Ebd., S. 15 f.

147 Siegrist: Antitheodizee und Zeitkritik, S. 839.

im Übrigen gegen die „Thorheiten auf beiden Seiten“,<sup>148</sup> also gegen unaufgeklärte Lehren und Praktiken sämtlicher christlicher Konfessionen – und auch gegen den damals allgegenwärtigen Konfessionshader.

Als ebenso blauäugig wie der naive Aufklärungsidealismus des Pater Bonifaz erweist sich freilich auch dessen Voltaire-Verehrung, die Pezzl in folgendem Dialog zum Ausdruck bringt:

Und wer war denn der erste glückliche Zauberer, der den Nebel von Europa weg-scheuchte, frug Faustin weiter? Es war, stammelte Pater Bonifaz mit etwas Erröthen, es war – zur Schande unsrer Nation muß ichs gestehen – eigentlich kein Deutscher. Ein Franzose war's, der große *Voltäre*, der größte Philosoph, seit's Philosophen giebt. Dieser rief: es werde Licht! und es ward Licht.<sup>149</sup>

In der verräterischen Rede vom ‚glücklichen Zauberer‘ Voltaire, der gottähnlich wirkt, und vom ‚stammelnden‘ Pater Bonifaz klingt an, dass in dieser Vorstellung noch viel Desillusionierungspotenzial steckt. Sein ebenso naiver Schüler nimmt dies zunächst genauso wenig wahr wie dessen geistlicher Lehrer:

Faustin, dem der Kopf nicht vernagelt war, zudem gutherzig und leichtgläubig wie ein ächter Baier, war ganz Ohr, ganz Gedanke, wenn Pater Bonifaz die Aufklärung und das philosophische Jahrhundert anpries. Er nahm die Versicherungen seines Mentors alle für vollwichtige Münze, und hatte nun keinen höhern Wunsch mehr, als Voltären persönlich zu kennen, dessen Grundsätze sich eigen zu machen, und so auch sein eignes Scherflein zur Toleranz und Aufklärung beizutragen.<sup>150</sup>

Damit ist nun die Ausgangssituation skizziert, von der das weitere Romangeschehen im Sinne eines konsequenten Dementis dieser naiven Annahmen seinen Verlauf nehmen kann: „Der Roman, der noch nach dem lockeren Strukturprinzip des traditionellen satirischen Abenteuer- und Reiseromans gebaut ist, wird vor allem durch das Leitmotiv der Suche Faustins nach Aufklärung und Toleranz zusammengehalten.“<sup>151</sup> Bei dieser Suche kommt schließlich auch Faustins naive Voltaire-Verehrung zuschanden, die ja „gemäß dem historiographischen Modell“ gestaltet war, „das die große Persönlichkeit als Geschichtsenker versteht“.<sup>152</sup> Faustin gelangt demgegenüber zu folgendem kritischen „Axiom“, das die gedankliche Struktur des auf eine exemplarische Person bezo-

148 Pezzl: Faustin oder das philosophische Jahrhundert, S. 230.

149 Ebd., S. 16.

150 Ebd., S. 17.

151 Bodi: Tauwetter in Wien, S. 187 f.

152 Siegrist: Antitheodizee und Zeitkritik, S. 838 f.

genen katholischen Heiligenglaubens selbst in säkularisierter Form kategorisch verabschiedet: „Voltaire’s Schriften seyen uns schätzbar; der Mann selbst aber sey uns gleichgültig.“<sup>153</sup>

Abgesehen von der unmittelbaren Behandlung der Figur Voltaires in Pezzls Roman sind auch häufig Vergleiche zwischen dem *Faustin* und dem *Candide* als seinem Strukturmodell angestellt worden.<sup>154</sup> Franz Gräffer hat noch 1845 über Pezzl geschwärmt: „Sein Faustin, sein Unkenbach, sein Gabriel sind Schriften von *Voltaire*. Sie haben aber noch mehr Substanz, Gehalt und Kern. Faustin ist die geistvollste Satire auf das philosophische Jahrhundert [...]. Pezzl in Geist, Anmut, Zauber, Schärfe und Leichtigkeit steht über dem Mann von Ferney.“<sup>155</sup> Skeptischer sah das Leslie Bodi: „Es ist natürlich nicht allzu fruchtbar, den *Faustin* mit dem *Candide* zu vergleichen, wie das die Zeitgenossen so oft taten. Voltaires Buch ist eine Meisterwerk der Weltliteratur, ein Ausdruck höchster, ironisch verfeinerter Gesellschaftskultur; Pezzls Roman ist dagegen ein etwas plumpes und grobschlächtiges Erstlingswerk.“<sup>156</sup> Dies ist einerseits sicherlich zutreffend, misst man den *Faustin* an jenen poetologischen Kriterien, die sich seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts allgemein durchgesetzt haben.<sup>157</sup> Andererseits wird man von einem entlaufenen Benediktinernovizen aus Niederbayern nicht erwarten können, mit der gesellschaftlichen Finesse eines in den Pariser Salons sozialisierten Weltautors zu konkurrieren, und Pezzls Roman hat ganz andere Qualitäten als jener Voltaires, wie im Folgenden gezeigt werden soll – nämlich nicht in erster Linie ästhetische. Die vergleichsweise gröbere Machart der deutschsprachigen *Candide*-Kontrafaktur aus dem katholischen Bayern war überdies bestens dazu angetan, im ebenfalls katholischen Wien mit seiner charakteristischen populären Öffentlichkeit auf offene Ohren und Herzen zu stoßen, zumal in diesem Roman jene aktuellen Fragen gestellt und auch beantwortet wurden, die man in den Kaffeehäusern der Hauptstadt allenthalben diskutierte – insbesondere die kirchliche Orthodoxie und das Mönchswesen betreffend: Einem dezidiert historiografischen Anspruch gemäß versuchte Pezzl,

153 Pezzl: *Faustin oder das philosophische Jahrhundert*, S. 180; vgl. dazu Griep: Nachwort, S. 8\*.

154 Vgl. Bauer: *Der Roman der josephinischen Aufklärung*, S. 149; Bauer: *Bekämpfte und erfundene Welt*, S. 22 f; Siegrist: *Antitheodizee und Zeitkritik*, S. 830–832 u. 835 f.; Griep: Nachwort, S. 7\*f.; ausführlich dazu Klaus Zeyringer: „Geistvolle Satire“ und/oder „grobschlächtiges Konglomerat tendenziöser Anekdoten“? Zu Voltaires *Candide* und Johann Pezzls *Faustin*. In: *Arcadia* 25 (1990), H. 2, S. 144–159; Sigrid Schmid-Bortenschlager: *Voltaires ‚Candide ou l’optimisme‘ und Johann Pezzls ‚Faustin oder das philosophische Jahrhundert‘: Parallelen und Differenzen*. In: *Sprachkunst* 27 (1996), H. 2, S. 203–215.

155 Gräffer: *Kleine Wiener Memoiren und Wiener Dosenstücke*, Bd. 1, S. 288.

156 Bodi: *Tauwetter* in Wien, S. 189.

157 Vgl. Zeyringer: „Geistvolle Satire“ und/oder „grobschlächtiges Konglomerat tendenziöser Anekdoten“?, S. 145–149.

„mehr reale Fakten und Data in seine Erzählung aufzunehmen, als es Voltaire tut, und vom Gesichtspunkt des süddeutschen Reformkatholizismus aus beschäftigt er sich vornehmlich mit Fragen der religiösen Toleranz. Trotzdem ist der *Faustin* ein flott erzählter satirischer Roman, der oft bemerkenswerte Selbstironie und Ironie zeigt“<sup>158</sup> und dessen rhetorisches Programm „auf unmittelbare Wirkung“ bei einem „in Stellungnahmen zum Tagesgeschehen befindliche[n]“ Publikum ausgerichtet ist.<sup>159</sup>

## 2.2 Einbruch des Dokumentarischen: Pezzls Kritik der Sklaverei

Generell besticht Pezzls *Faustin* zwar kaum durch erzählerische Raffinesse, wohl aber durch eine sehr engagierte publizistische Auseinandersetzung mit himmel-schreienden Missständen der damaligen Kultur und Gesellschaft,<sup>160</sup> zu denen – neben der vorherrschenden Religionskritik – auch der in der damaligen Literatur selten in dieser Schärfe thematisierte Soldatenhandel zählt.<sup>161</sup> ‚Aufklärung‘ wird hier mithin nicht als theoretische Herausforderung, sondern als praktisches Pensum der Gesellschaftskritik verstanden, das in der täglichen sozialen Praxis zu bewältigt sei.<sup>162</sup> Das ist sicherlich ein bemerkenswertes Charakteristikum von Pezzls Aufklärungsverständnis, das die herrschende Wirklichkeit als reale Dystopie zeichnete. Es liegt nahe, dies als Säkularisierungsphänomen eines Katholizismus zu deuten, der im Unterschied zu den verschiedenen Spielarten des Protestantismus die sittliche Bewährung und die Erlösung des Menschen nicht allein durch die Schrift (*sola scriptura*), den Glauben (*sola fide*) und die Gnade Gottes (*sola gratia*) gewährleistet sieht, sondern genauso durch das menschliche Handeln bzw. die Taten des Gläubigen. Darin bewährt sich dessen Glaube, der nicht nur für sich selbst steht. Bezieht sich ein so geprägter intellektueller Habitus nun auf einen profanen Bereich wie die Frage nach der ‚wahren‘, ‚richtigen‘ Aufklärung, dann sucht und findet er diese weniger in trefflichen Definitionen und schlüssigen Folgerungen abstrakter Art, vielmehr in der konkreten gesellschaftlichen Praxis, etwa der Frage nach den angeborenen Rechten *aller* Menschen – denen

158 Bodi: Tauwetter in Wien, S. 189 f.; mehr und Genaueres dazu in Bauer: Bekämpfte und erfundene Welt, S. 9–12.

159 Ebd., S. 13.

160 Vgl. ebd., S. 12 f., wo von „angewandte[r] Rhetorik“ (S. 12) die Rede ist, deren romanpoetische Implikationen diskutiert werden, sowie Stiening: „Katholische Idioten“, S. 229: „Der breite und sich durch die nachfolgende Handlung des Romans scheinbar [?] gar verbreiternde Graben zwischen der Aufklärung als Theoriebewegung und der tatsächlichen gesellschaftlichen Praxis wird von Pezzl als objektiver Grund und subjektive Motivation der Ereignis- und Erlebniskette gestaltet.“

161 Vgl. Pezzl: *Faustin* oder das philosophische Jahrhundert, S. 237–247.

162 Vgl. dazu Budde: Preis der Vernunft, S. 193–196 u. passim.

der deutschen Untertanen absoluter Monarchen, aber genauso der Afrikaner, die damals von tiefgläubigen Puritanern ohne nennenswerte moralische Skrupel versklavt wurden,<sup>163</sup> wie das Romankapitel mit der Überschrift „Europäische Bestialitäten“ über Faustins Beobachtungen in Guinea vor Augen führt:

Erst kam ein kleiner Trupp Schwarzer mit auf den Rücken gebundenen Händen. Es waren Männer und Weiber, und alle hatten Knebel am Munde, die ihr Jammengeheul erstikten. Nebenher trug man ein paar Säke voll kleiner mitgeraubter Kinder, die, wie Kaninchen zu Markte geschleppt werden, übereinander lagen, und vor Hunger, Durst und unbarmherzigen Stößen gequält, ein dumpfes Gewimmer erhoben.<sup>164</sup>

Schilderungen wie diese sind dazu angetan – und zielen ausdrücklich darauf –, das menschliche Herz durch ‚Mitleiden‘ (*pitié*) im Sinne der Rousseau’schen Philosophie zu erweichen,<sup>165</sup> wie der empathische Protagonist, „dem bereits das Herz blutete“, an sich selbst bemerkt, als er sich „geschwinde ans Ufer rudern“ lässt, „um den Elenden beizuwohnen, wenn es auf irgend eine Art möglich wäre“.<sup>166</sup> Doch ist eine solche tätige Anteilnahme, in der man einen Reflex der vielbeschworenen ‚anthropologischen Wende‘ gemeineuropäischer Aufklärung erkennen mag, angesichts der herrschenden Machtverhältnisse nicht realisierbar, wie das gänzlich empathielose Gegenüber mit sprechendem Namen zeigt:

Der englische Kapitän, Namens *Stone-Heart*, kaufte den ganzen Trupp. Die Sklavenhändler boten ihm auch die Kinder an; aber er wollte sie nicht, und so wurden die unglücklichen Geschöpfchen – abscheuliche Grausamkeit!!! – ohne weiters auf den glühenden Sand hingeworfen, wo sie sich eine Weile wie zertretene Würmchen krümmten, und bald vor unausstehlicher Sonnenhitze verschmachteteten.<sup>167</sup>

Als ob das noch nicht genug des Horrors wäre, setzt Pezzl dem die Krone auf: „Durch ihr Geschrei wurden ein paar hungrige Tiger herbeigeholt, und diese

163 Vgl. zum Folgenden die weiterführenden Literaturhinweise in Stiening: „Katholische Idioten“, S. 239–242.

164 Pezzl: *Faustin oder das philosophische Jahrhundert*, S. 267.

165 Vgl. Jean-Jacques Rousseau: *Diskurs über die Ungleichheit. Discours sur l'inégalité*. Kritische Ausgabe des integralen Textes. Mit sämtlichen Fragmenten und ergänzenden Materialien nach den Originalausgaben und den Handschriften neu ediert, übersetzt und kommentiert v. Heinrich Meier. Paderborn u.a.: Schöningh 21984, S. 140–151. Die Sklaverei wird ebd., S. 262 f., übrigens als „le dernier terme de l'inégalité“ („das letzte Stadium der Ungleichheit“) bezeichnet. Zur Wirkung dieses Textes auf die „Debatte über die Stellung der Afrikaner auf der *Scala Naturae*“ vgl. Stiening: „Katholische Idioten“, S. 239 f.

166 Pezzl: *Faustin oder das philosophische Jahrhundert*, S. 267.

167 Ebd., S. 267 f.

frassen sie in wenig Minuten vor den Augen ihrer Väter und Mütter auf.<sup>168</sup> Bei so viel Bestialität tut es wenig zur Sache, ob es in Guinea Tiger gibt oder nicht. Die aufklärerische Kritik ist so stark auf das Auslösen moralischer Empörung beim Publikum getrimmt, dass der ansonsten vorherrschende dokumentarische Anspruch ein wenig aus dem Blick gerät und die fiktionale Ausschmückung überhandnimmt. Das Ziel des Textes besteht ja nicht in der Vermittlung zoologischer und klimatologischer Kenntnisse, sondern darin, im Namen der Humanität eine allgemeine Verurteilung der Sklaverei zu befördern. Mit höflichen Worten sucht Pezzls Protagonist Faustin auch den herzlosen Kapitän davon zu überzeugen, indem er seinen eigenen früheren Optimismus in die Schranken weist:

Er wolle sich zwar nicht auf den allgemeinen Sieg der Menschheit unsrer Zeiten berufen, aber er dächte doch, Geschöpfe die sich Menschen und wohl gar noch Kristen hiessen, seyen die unverschämtesten Dinge unterm Monde, wenn sie trotz der empörenden Behandlung ihrer schwärzern Mitgeschöpfe noch auf jene Titel Präension machten. *Stone-Heart* lachte ihm unter die Nase, hieß ihn einen deutschen Hund, und schwur auf seine Seele, die schwarzen Hunde verdienten kein besseres Traktament.<sup>169</sup>

Drastischer ließ sich im 18. Jahrhundert die Depravation menschlichen Einfühlungsvermögens und kreatürlichen Mitleids durch das Gift des rassistischen Vorurteils kaum vor Augen führen. Die zahlreichen weiteren Details unmenschlicher Behandlung von Sklaven während der Schiffsreise von Afrika in die Neue Welt und auch nach der Ankunft in Port Royal, die in ihrer Drastik fast surreal anmuten,<sup>170</sup> seien hier ausgespart, um den zentralen „Monolog“ Faustins in den Blick zu nehmen, der als „Selbstgespräch“ mit einer typographisch als Zitat aus dem *Hannoverschen Magazin* gekennzeichneten Reflexion anhebt:

„Ein Privatmann verdiente ohne alle Gnade gehangen zu werden, wenn er nur 1/1000 [typografisches Bruchzeichen für ein Tausendstel, N.C.W.] von dem an seinen Nachbarn gethan hätte, was unsre Europäische Landsleute an ihren Afrikanischen und Amerikanischen Nachbarn gethan haben, und noch diese Stunde thun.“<sup>171</sup> Hast recht,

168 Ebd., S. 268.

169 Ebd., S. 268 f.

170 Vgl. ebd., S. 269–274.

171 Es handelt sich dabei um eine leicht abgewandelte Passage aus N. N.: Miscellanien über Armuth, Reichthum, und andere dahin einschlagende Materien. In: *Hannoversches Magazin* 15. Jg. (5.12.1777), 97. St., Sp. 1537–1552, hier Sp. 1551: „Ein Privatmann verdiente ohne Gnade und Barmherzigkeit gehangen zu werden, wenn er den tausendsten Theil von dem an seinen Nachbarn gethan hätte, was unsere europäischen Landsleute an ihren afrikanischen und amerikanischen Nachbarn gethan haben und noch diese Stunde thun.“ Grieps Kommentar,

ehrlicher Mitarbeiter aus dem Hannövrischen Magazin! Diese Stelle erschöpft in der That alles, was man über unsere Sklavenhändlerei, Sklavenräuberei, Sklavenschänderei und Sklavenwürgerei sagen kann. Das heißt doch wohl mit den heiligen Namen Menschheit, Naturrecht, Nächstenliebe und Religion, spielen; heißt sie aufs abscheulichste erniedrigen.<sup>172</sup>

Indem die hier kolportierten Informationen wie auch ihre kritische Bewertung durch die Erzählinstanz explizit als direkte Übernahme aus mehr oder weniger aktuellen aufklärerischen Periodika gekennzeichnet werden, erscheint der solches Wissen vermittelnde Roman als unmittelbare Fortsetzung des kritischen publizistischen Diskurses über die Sklaverei. Dass Pezzls *Faustin* demgegenüber an einer reinen Buchgelehrsamkeit und der davon geprägten abstrakten Definition von ‚Aufklärung‘<sup>173</sup> sowie an einer allein auf den Glauben bezogenen protestantischen Theologie oder auch katholischen Religionspraxis entschieden Anstoß nimmt, zeigt folgende Überlegung:

Das sogenannte Naturrecht und die gepriesene Menschenliebe ist wohl nur in den europäischen Büchern zu Hause. – Und die Religion! ... die sanfte Kristus-Religion! ... Wenn diese Sklavenmäkler und Sklaventyrannen keine Gottesläugner sind, dann giebt's wahrlich keine mehr in der Welt! – – Die vor Andacht flammende Königin von Portugal glaubte, die Welt würde vergehen, wenn sie nicht alle Morgen und Abende ihr Paternoster herabsagte, und sich fleissig beweihwasserte; aber ihren Braßilischen und Ostindischen Gewürzkrämern den Sklavenkauf oder doch die unkritische Sklavenbehandlung zu untersagen, daran denkt weder ihre andächtige Majestät noch der geistliche Gewissens-Rath.<sup>174</sup>

Gerade auf die Kirchen und ihre gelehrten Institutionen wie die theologischen Fakultäten sei hinsichtlich der allgemeinen Durchsetzung basalster Menschenrechte überhaupt kein Verlass, weil deren Vertreter sich lieber in scholastische

---

S. 74\*, zufolge hat Pezzl sie Ludwig August Schlözer: Briefwechsel meist historischen und politischen Inhalts. Tl. 5. Göttingen 1779, H. 27, S. 196 f., entnommen, wo sie in einer Fußnote zum Artikel *Sklavenjagd auf Isle de France, in Suriname, und in Deutschland* abgedruckt ist. Die weitgehende Entsprechung der Orthografie und des Wortlauts in Schlözers und Pezzls Zitat bestätigt diese Angabe.

172 Pezzl: *Faustin* oder das philosophische Jahrhundert, S. 274.

173 Vgl. zum Folgenden Stiening: „Katholische Idioten“, S. 240: „Faustin scheint am Tiefpunkt seiner Hoffnungen auf einen Sieg der Vernunft angelangt. Naturrecht, Politik und Religion werden als Glasperlenspiele europäischer Denker und Institutionen kritisiert“. Demgegenüber setze *Faustin* auf „die praktischen Postulate des 18. Jahrhunderts“, die zunächst „nicht nur als theoretisch gültig, sondern auch als allgemein geltend angenommen werden“: so ebd., S. 226.

174 Pezzl: *Faustin* oder das philosophische Jahrhundert, S. 275 f.

Spitzfindigkeiten verlören, als praktisches und verständliches Wissen zu vermitteln, und emanzipatorische Ansinnen sogar aktiv unterdrückten, wie Faustin weiß: „Die hochweise Sorbonne in Paris hat freilich nicht Zeit, ihren Landsleuten dergleichen Kleinigkeiten an's Herz zu legen; sie muß theologisches Galimatias und politische Kannegießereien durchschniffeln, gefährliche Propositionen heraus subtilisiren, und philosophische Broschüren zum Feuer verdammen.“<sup>175</sup> Dass es sich bei dieser Kritik einer lebens- und menschenfernen Theologie oder Philosophie nicht nur um eine rein antikatholische Polemik handelt, belegt in der Folge Faustins Klage über die calvinistische Synode von Dordrecht (1618–1619), die „wie alle orthodoxon Synoden und Synodillen dießseits und jenseits der Linie<sup>[176]</sup> von Amts wegen viel erhabnere, tiefsinnigere Dinge zu besynodiren und zu zerkäuen, Prediger abzusezen, dogmatische Schulkompendien zu zensuriren“ hatte, als dass die versammelten Gottesgelehrten sich Zeit genommen hätten, „ihren Landsleuten zu sagen, wie schlecht es kristlichen Republikanern“ anstehe, „mit Menschen zu handeln, und unsre schwarzen Brüder ärger als Lastvieh zu quälen“.<sup>177</sup> Entsprechendes gilt Faustin zufolge auch für die lutherische Konfession: „Ich lobe mir den kristlichen Eifer der Dänischen Herrn Mißionärs; aber, mich dünkt, es wär nöthiger, erst die dänischen Sklaventyranen zu einem ehrlichen Gefühl, und zu dem Gebot [Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, N.C.W.] zu bekehren, von dem das Gesez und die Propheten abhängen, ehe man auf die Anhänger des *Lingam*<sup>[178]</sup> Jagd machte.“<sup>179</sup> Oder mit Blick auf die Anglikaner: „Und unsere philosophischen Herren Britten hier, die so viel von Freiheit sprechen, so stolz auf ihre Freiheit sind, und doch bei all dem das größte Heer Sklaven mit ihrer eisernen Zuchtruthe peitschen: Sie haben's verdient, daß sich Nordamerika empörte.“<sup>180</sup> Pezzls Erzähler beklagt einen „unbegreifliche[n] Widerspruch in unsrer Art zu denken und zu handeln“,<sup>181</sup> also zwischen (aufklärerischer) Theorie und (unaufgeklärter) Praxis, der dazu führe, dass sich auf der nördlichen Erdhalbkugel „Parlamente, Synoden, Konsistorien, Fakultäten, hohe und niedere Gerichtsstuben“ vor allem mit abstrakter Proselytenmacherei

---

175 Ebd., S. 276.

176 Grieps Kommentar, S. 75\*, zufolge meint dieser militärische Begriff hier „die Teile der Befestigungsanlagen um eine Stadt“; plausibler scheint mir im gegenwärtigen Kontext der Bezug auf die Grenze zwischen katholischen und protestantischen Territorien.

177 Pezzl: Faustin oder das philosophische Jahrhundert, S. 276.

178 Vgl. dazu Pezzls eigene Erläuterung aus der 3. und 4. Auflage des *Faustin*, zit. nach Grieps Kommentar, S. 75\*: „Der Lingam ist den Ostindern ungefähr das, was den Föniziern, Griechen etc. das Bild des Priap war. Er ist aber dadurch unterschieden, daß er das zusammengesetzte Bild des Heiligthums beider Geschlechter ist.“

179 Pezzl: Faustin oder das philosophische Jahrhundert, S. 276 f.

180 Ebd., S. 277.

181 Ebd.

abgaben und sich darin erschöpften, ohne auf die wirklich drängenden Probleme und schreienden Ungerechtigkeiten zu achten:

Aber gegen diese schändliche Praxis unsrer Sklavenbehandlung, die schon Jahrhunderte lang fortwährt, die recht gräßlich alle Bande der Gesellschaft und Menschheit zertrümmert und mit Füßen darnieder stampft; da ist im Tribunal und auf der Kanzel – tiefe, tiefe Stille. – Weder Parlament, noch Synode, noch Konsistorium, noch Fakultät, noch Staatsrath, nach Polizeiamt spricht dagegen ein Wörtchen! Kaum haben es ein par ehrliche Privatmänner gewagt, etwas wenigens darüber zu sagen; aber die wirklichen Gewaltmänner, schwarz und gefärbt, Priester und Layen, sitzen bequem in ihren Polsterstühlen, schlürfen behaglich ihren Kaffee und schmauchen ihr Pfeifchen dazu, ohne sich auch nur an die armen schwarzen Wichte zu erinnern, die ihnen mit Aufopferung ihres Schweißes und Blutes den Gaumen und die Nase kizeln müssen. – Ist wohl Sieg der Menschheit, philosophisches Jahrhundert! ... Aber ich muß es neuerdings wiederholen: Diese Sklavenhändler und Konsorten, diese sind die wahren, die einzigen Atheisten!<sup>182</sup>

Informationen, die solchen Urteilen im Sinne einer praktischen Aufklärung (und Theologie) zugrunde liegen, hat Pezzl nicht nur aus der Tages- und Wochenpresse, sondern auch aus zeitgenössischen französischen Reiseberichten des Naturforschers Pierre Sonnerat und des Physiokraten und Botanikers Pierre Poivre bezogen, die er selbst ins Deutsche übersetzte. Sie haben – neben Voltaires *Candide* – sogar „den Aufbau und die Stilhaltung“ des *Faustin* geprägt, die Werner M. Bauer zufolge „vom Standpunkt des Historiographischen“ zu verstehen sind, „nämlich als eingekleidete Darstellung historisch dokumentierbarer Gegenwartszustände.“<sup>183</sup> Nicht die fiktionale Fabel steht im Vordergrund, sondern das, was sie faktual für ein empirisches Lesepublikum an praktischem Aufklärungspotenzial enthält.<sup>184</sup> Reiseberichte stellten in einer Zeit, in der es noch keine Medien der Telekommunikation gab, generell ein wichtiges überregi-

182 Ebd., S. 278 f.

183 Bauer: *Bekämpfte und erfundene Welt*, S. 11. Diese dokumentarische Ausrichtung des *Faustin* hat Pezzl einige Kritik eingetragen: „Damit bewegte er sich [...] stilgeschichtlich im Problembereich nicht so sehr der Rechtfertigung der Gattung ‚Roman‘ vom Psychologisch-Ästhetischen her, als vielmehr der Geschichtsschreibung und deren Wirkungsweise auf das Publikum.“ Stiening: „Katholische Idioten“, S. 239, nennt als weitere Quelle für den Gesamtzusammenhang der Episode über die Sklaverei Guillaume Raynals von Denis Diderot bearbeitete *Histoire philosophique et politique des deux Indes* (1770/1780). Dieses damals als revolutionär geltende Buch wird von Pezzl: *Faustin oder das philosophische Jahrhundert*, S. 263 u. 269, ausdrücklich erwähnt; vgl. auch Grieps Kommentar, S. 73\*f. Ein philologischer Nachweis des direkten Bezugs steht aber noch aus.

184 Vgl. Bauer: *Bekämpfte und erfundene Welt*, S. 12.

onales und überterritoriales Informationsmedium dar. An die Stelle des zumeist adeligen „reisenden Kavalier[s]“ traten im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts bürgerliche Reisende, die empirische Betrachtungen anstellten, wie Christoph Siegrist betont – wobei man diesen Befund auch auf hochadelige Reisende wie Joseph II. ausdehnen könnte,<sup>185</sup> der sich damit auf seine Regierungsübernahme vorbereitete:

Reisen meint jetzt im wörtlichen Sinne er-fahren. Dabei geraten landschaftliche Schönheiten oder Kuriositäten der Höfe in den Status von *quantités négligeables*, da das Seh-, Erfahrungs- und Erkenntnisinteresse sich auf die „öffentliche“ Sphäre konzentriert. Das verbindet sie intentional mit dem philosophisch-satirischen Roman: in seiner Ausrichtung auf eine aktuelle Situation der staatlich-gesellschaftlichen Wirklichkeit findet er in den Reiseberichten konkretes Material, mit dessen Hilfe er sein Beweis- und Falsifizierungsgeschäft betreiben konnte. Schon immer hatte er das Reismotiv als Verbindung von Theorie und Praxis verwendet, aber erst in seiner neuen, aufs Empirische gerichteten Form kommt diese Vermittlung wirklich zum Tragen.<sup>186</sup>

Als Beispiele seien an dieser Stelle die bereits wiederholt erwähnten Reiseberichte Georg Forsters oder Friedrich Nicolais genannt, aber auch jene Johann Kaspar Riesbecks, eines guten Bekannten, ja Freundes Pezzls aus der gemeinsamen Salzburger und Zürcher Zeit.<sup>187</sup> Gerade auch die mündlichen Diskussionen zwischen Riesbeck und Pezzl, diesen beiden Aufklärern aus dem katholischen Deutschland, stehen für eine neue Form kritischen Bewusstseins, das sich an Reiseberichten entzündete und in den literarischen Formen niederschlug:

Auf diesem Hintergrund einer sich bildenden rasonierenden Öffentlichkeit, angesichts zunehmender Erfahrung auf Grund von Reiseberichten und kritischen Engagements der Schriftsteller änderte der philosophisch-satirische Roman seine Qualität: in seinem Zentrum stand nun nicht mehr eine abstrakte metaphysische Theorie [wie noch bei Voltaire, N.C.W.], sondern die Frage nach dem Realisierungsgrad von „Aufklärung“, des Abbaus von Obskurantismus und Despotismus. Deren Beantwortung erfolgte anhand von Beispielen, die der Reiseliteratur oder den Journalen entnommen waren: als verbürgte Erfahrungstatsachen konnten sie konkret den Stand der „Aufklärung“ in einem Gebiet belegen. Durch solche dem Beweis dienliche Wahrheiten geriet der Verfasser in Konflikt mit der traditionellen Poetik, wonach der Roman bloß Wahrscheinlichkeit seiner fiktionalen Konstruktion anzustreben hatte. Im philosophisch-

185 Vgl. dazu jetzt Monika Czernin: *Der Kaiser reist inkognito. Joseph II. und das Europa der Aufklärung*. München Penguin 2021.

186 Siegrist: *Antitheodizee und Zeitkritik*, S. 836.

187 Vgl. Griep: *Nachwort*, S. 1\*f.

satirischen Roman beherrscht die Fiktion gemeinhin nur den Rahmen (und auch da äußerst lässig), der die einzelnen Episoden zusammenhält. Der Einbruch des „Dokumentarischen“ in den Fiktionskontext führte zu einem Widerspruch zum gängigen Romanverständnis und wurde auch von der damaligen Leserschaft als Bruch empfunden. Doch hing die Strategie der Autoren gerade an diesen Wahrheitspartien: sie wollten ja konkret einzelne Staaten als aufklärungsfeindlich denunzieren, andere als fortschrittlich preisen mit der agitatorischen Absicht, noch rückschrittliche Verhältnisse durch solche Anpreisungen zu verändern.<sup>188</sup>

Dementsprechend ging es auch Pezzl in *Faustin oder das philosophische Jahrhundert* um die Frage nach dem tatsächlichen, sicht- und spürbaren Realisierungsgrad von ‚Aufklärung‘ im praktischen Leben der Menschen, um eine ‚gelebte‘ Aufklärung also, die das titelgebende „philosophische Jahrhundert“ realiter charakterisiert und „als Oberbegriff verwendet wird für ein nicht genau definiertes Bündel von Forderungen wie religiöse Toleranz, Trennung von Kirche und Staat, politische Repressionsfreiheit, Möglichkeiten der Entwicklung des bürgerlichen Individuums usw.“<sup>189</sup> Die Utopie „wird im Roman durch die Erfahrungen des Helden relativiert, aber nicht negiert“<sup>190</sup> – und abschließend sogar als verwirklicht präsentiert, wie im Folgenden gezeigt werden soll.

### 2.3 Die Apotheose Wiens und des Kaisers als Realutopie

Im Einleitungsteil dieses Buchs wurde die Frage aufgeworfen, weshalb Mozart 1781 mit dem Salzburger Fürsterzbischof gebrochen hat und nach Wien gezogen ist (vgl. I.8). Interessanterweise musste auch Johann Pezzl just um diese Zeit seinen Studienort fluchtartig verlassen, weil er 1780 mit der Veröffentlichung seiner *Briefe aus dem Noviziat* bei der benediktinisch geführten Salzburger Universität in Ungnade gefallen war.<sup>191</sup> So kehrte er gegen Ende des Jahres 1780 – nur wenige Monate vor Mozart – dem an sich durchaus aufklärerisch regierten geistlichen Territorium den Rücken<sup>192</sup> und ging nach Zürich, wo er neben vielen

188 Siegrist: Antitheodizee und Zeitkritik, S. 837 f.

189 Ebd., S. 838.

190 Ebd.

191 Vgl. Griep: Nachwort, S. 1\*f.; genaueres findet sich in der unveröffentlichten Bremer Dissertation von Wolfgang Griep: Johann Pezzl (1756–1823). Leben und Werk. 2 Tle. Univ. Bremen: masch. phil. Diss. 1984.

192 Im Unterschied zu Mozart hielt Pezzl: *Faustin oder das philosophische Jahrhundert*, S. 36, freilich das Fürsterzbistum Salzburg weiterhin als Ort der „gründlichsten Hirtenbriefe“ – und damit der katholisch-oberdeutschen Aufklärung insgesamt – in Ehren, wie auch seine *Reise durch den bayrischen Kreis* (1784) bestätigt; mehr dazu in Gugitz: Johann Pezzl, S. 178; Bauer: *Bekämpfte und erfundene Welt*, S. 8.

Gelegenheitsarbeiten auch den Roman *Faustin* verfasste, der ihm den Weg in die Kaiserstadt Wien ebnen sollte. Wenn man nun nach objektiven Gründen dafür sucht, weshalb Mozart 1781 anlässlich seines Bruchs mit Salzburg gerade Wien als den „beste[n] ort von der Welt“ bezeichnete und dieses Urteil wohl nicht allein auf sein eigenes „*Metier*“ bezog,<sup>193</sup> dann ist auch die allenthalben bemerkbare kulturelle Aufbruchsstimmung zu Beginn der Regierungsübernahme Josephs II. zu berücksichtigen.<sup>194</sup> Im Brief an seinen Vater vom 4. April 1781 versicherte Mozart ja zunächst ganz generell und ohne jede Einschränkung, „daß hier ein Herrlicher ort ist“.<sup>195</sup> Und er stand damit um 1780 keineswegs allein: Die damals insbesondere aus den katholischen Territorien des Alten Reichs in die Residenzstadt des Kaisers gesetzten gewaltigen Hoffnungen werden dann konkret nachvollziehbar, wenn man sich vergegenwärtigt, gegen welchen politischen und kulturellen *status quo* sie sich richteten: So beschwört der Protagonist von Pezzls *Faustin* gegen Ende des nach ihm benannten Romans, „daß noch vor dem neunzehnten Jahrhundert die wahre Epoche der Philosophie und Erleuchtung ihren Anfang nehmen werde“.<sup>196</sup> Von einer finalen Realisierung der Aufklärung, wie sie Pater Bonifaz prophezeit hatte, ist hingegen keine Rede mehr. Sein aus München stammender Freund und Gesprächspartner Traubach stimmt dem zu und präzisiert Faustins Beschwörung insofern, als er den Anfang dieser Aufklärungsepoche – von der Tendenz her durchaus übereinstimmend mit den Hoffnungen des Bonifaz, doch nun mit mehr Berechtigung – bereits eingeleitet sieht:

Diese lang erwünschte, lang erwartete, Deutschland hoch empor hebende Epoche begann im Jahr

1780.

Begann mit der Regierung unsers allgeliebten *Josephs*: Diesen erhalte uns die Vorsicht [d.i. die Vorsehung, N.C.W.], und dann, Bruder! dann lass uns stolz seyn, daß wir Deutsche sind; dann ist es Glück für uns, daß wir in diesem Jahrhundert geboren sind [...].<sup>197</sup>

193 Wolfgang Amadé Mozart an Leopold Mozart, 4.4.1781. In: Digitale Mozart-Edition (DME): Briefe und Dokumente: <https://dme.mozarteum.at/DME/briefe/letter.php?mid=1152&cat=> (zuletzt eingesehen am 15.01.2023); vgl. dazu Volkmar Braunbehrens: Mozart in Wien, S. 157–164.

194 Vgl. dazu auch Weigl: Schauplätze der deutschen Aufklärung, S. 210–229.

195 Wolfgang Amadé Mozart an Leopold Mozart, 4.4.1781. In: Digitale Mozart-Edition (DME): Briefe und Dokumente: <https://dme.mozarteum.at/DME/briefe/letter.php?mid=1152&cat=> (zuletzt eingesehen am 15.01.2023).

196 Pezzl: *Faustin* oder das philosophische Jahrhundert, S. 328.

197 Ebd., S. 328 f.

Um Joseph II. „besser, noch unendlich schätzbarer zu finden“, als er sich „ihn selbst vorstellen“ könne, müsse Faustin mit Traubach „nach Wien“ ziehen; er selbst habe die Hauptstadt „auf Zeit Lebens“ zu seiner „Freistätte gewählt, um dort die weisen Götteraussprüche des philosophischen Kaisers zu bewundern“. <sup>198</sup> Dasselbe solle nun auch Faustin tun, statt weiter „den traurigen Zustand unsers bairischen Völkchens“ zu beklagen; so sei dieser Ortswechsel „nach Wien“ hoch an der Zeit: „Für jezt mache dich reiserüstig, und laß uns hin eilen zum Thron der Philosophie und Erleuchtung.“ <sup>199</sup> Nachdem Faustin sich eingehend mit den Aussagen und Reformvorhaben Josephs II. vertraut gemacht hat, sieht er mit dem Kaiser „die wahre Epoche der deutschen Aufklärung“ <sup>200</sup> anbrechen und bestätigt Traubachs Diagnose, indem er ein zweites Mal den Beginn der Alleinregierung Josephs zum entscheidenden Datum stilisiert:

Du hast Recht, das Jahr der Erleuchtung ist das Jahr von Josephs Regierungsantritt, das Jahr

1780.

Seitdem ist's Sieg der Vernunft, ist's wahres philosophisches Jahrhundert. <sup>201</sup>

Mit Blick auf Kants berühmte Beantwortung der vom Berliner Pfarrer Johann Friedrich Zöllner gestellten Frage „Was ist Aufklärung?“ wird hier eine Parallele zwischen Pezzls Verehrung Josephs II. und jener Friedrichs II. durch den Königsberger Philosophen sichtbar; dieser hatte ja gegen Ende seiner Argumentation die Aufklärung nicht als (bereits erreichten) Zustand, sondern als Prozess gekennzeichnet:

Wenn denn nun gefragt wird: Leben wir jetzt in einem *aufgeklärten Zeitalter*? so ist die Antwort: Nein, aber wohl in einem Zeitalter der *Aufklärung*. Daß die Menschen, wie die Sachen jetzt stehen, im Ganzen genommen, schon im Stande wären, oder darin auch nur gesetzt werden könnten, in Religionsdingen sich ihres eigenen Verstandes ohne Leitung eines Andern sicher und gut zu bedienen, daran fehlt noch sehr viel. Allein, daß jetzt ihnen doch das Feld geöffnet wird, sich dahin frei zu bearbeiten, und die Hindernisse der allgemeinen Aufklärung, oder des Ausganges aus ihrer selbst verschuldeten Unmündigkeit, allmähig weniger werden, davon haben wir doch deutliche Anzeigen. In diesem Betracht ist dieses Zeitalter das Zeitalter der Aufklärung, oder das Jahrhundert *Friederichs*. <sup>202</sup>

198 Ebd., S. 329.

199 Ebd., S. 330.

200 Ebd., S. 365.

201 Ebd., S. 365 f.

202 Kant: Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?, S. 59.

Die Voraussetzung einer „allgemeinen Aufklärung“ besteht demnach darin, dass den Menschen „das Feld geöffnet“ werde, „sich ihres eigenen Verstandes ohne Leitung eines Andern sicher und gut zu bedienen“ bzw. dahin „frei zu bearbeiten“. Auch im josephinischen Wien gab es Pezzl zufolge „deutliche Anzeigen“ dafür, dass „die Hindernisse der allgemeinen Aufklärung, oder des Ausganges“ der Menschen „aus ihrer selbst verschuldeten Unmündigkeit, allmählig weniger werden“. Während Kant diese Bedingung 1785 im Berlin Friedrichs II. längst geschaffen sieht, ist Pezzl zwei Jahre zuvor hinsichtlich Berlins etwas zurückhaltender: Zwar rühmt auch Faustin den König als Vorkämpfer für ein „aufgeklärtes, tolerantes, wahres philosophisches Jahrhundert“,<sup>203</sup> doch mischen sich in „den Glanz“ des preußischen Monarchen kleinere „Flecken, als Faustin feststellen muß, daß anstelle eines revidierten, ‚vernünftigen‘ Gesangbuches“ aufgrund starken Drucks der Öffentlichkeit „das überkommene wieder gestattet“ wird,<sup>204</sup> das bloß „abgeschmackte geistliche Bänkelsängerei“<sup>205</sup> enthalte. Ihm zufolge ist es durchaus angemessen, „Fridrich dem Weisen, dem Grossen, dem Philosophen“ zu folgen und dessen „goldnen Grundsatz über die Thore“ aller Paläste zu heften: „Bei mir kann Jeder glauben was er will, wenn er nur ehrlich ist.“<sup>206</sup> Die Epoche ‚wahrer Aufklärung‘ sei in den 1780er Jahren allerdings erst von Joseph II., der aus der Perspektive Faustins als „säkularisierter Salvator“ erscheint,<sup>207</sup> gegen ihre Feinde institutionell tatsächlich durchgesetzt und garantiert worden.

Nach seiner Ankunft in Wien erkennt der aus dem katholischen Bayern stammende Faustin dementsprechend, „daß unter *Joseph II.* die Römischen Usurpationen über den größten Theil von Deutschland ihr Ende erreichten“,<sup>208</sup> also die Ansprüche des katholischen Klerus auf eine Art von ideologischer Vormundschaft, die als solche Kant zufolge dem „Ausgang“ der Menschen aus ihrer „selbst verschuldeten Unmündigkeit“ prinzipiell im Weg stehen. Bei diesem Aufklärungsoptimismus ist freilich stets zu bedenken, dass Pezzls Begeisterung zu diesem Zeitpunkt nicht auf eigener Anschauung gründete, sondern nur auf den Berichten, die er in Zürich davon erhielt. Sie entzündete sich nicht allein da-

203 Pezzl: Faustin oder das philosophische Jahrhundert, S. 318; vgl. schon ebd., S. 307 f., Bonifaz' letzte Prophezeiung zu „unserm deutschen Vaterlande“ unmittelbar vor seinem Tod: „Im Norden und Süden desselben leben zween Monarchen, die bald zu Stande bringen werden, daß Ihr, denen es noch ein Weilchen zu leben gegönnt ist, mit dankbarem Entzücken singen werdet: Jezt ist's allgemeiner Sieg der Vernunft und Menschheit, ist's wahres philosophisches Jahrhundert!“

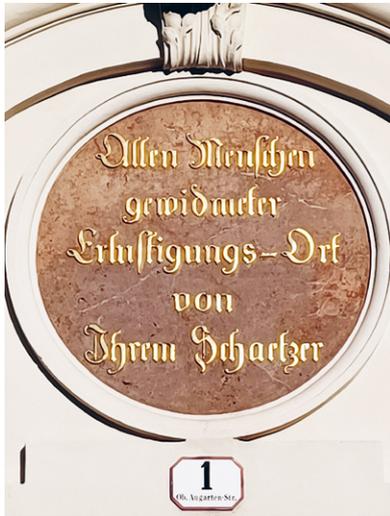
204 Siegrist: Antitheodizee und Zeitkritik, S. 840.

205 Pezzl: Faustin oder das philosophische Jahrhundert, S. 316.

206 Ebd., S. 322.

207 So Budde: Preis der Vernunft, S. 199.

208 Pezzl: Faustin oder das philosophische Jahrhundert, S. 366.



10 Inschrift über dem Eingangportal des Wiener Augartens, 1775. Foto: Norbert Christian Wolf, 2023.

ran, dass der päpstliche und kirchliche Machtanspruch durch Joseph II. in die Schranken gewiesen wurde, sondern auch an der in den höchsten Tönen gelobten Menschenliebe des aufgeklärten Kaisers selbst. Nachdem die Freunde Traubach und Faustin endlich in Wien angekommen sind, wird das folgendermaßen anschaulich gemacht: „Ihr erster Gang war nun in den Augarten“, den der philanthropische Kaiser 1775 – wie auch den Prater 1766 – erstmals für die Bevölkerung geöffnet hatte [Abb. 10]:

Faustin las die Aufschrift über dem Eingang, die Joseph hingesezt:

*Allen Menschen gewidmeter Belustigungs-ort von ihrem Schätzer.*

Heiliger Hain! rief er bei Ansicht dieser Aufschrift: Wonnigliches Denkmal der

Philosophie auf dem Thron! wie glücklich sind wir, unter deinen Schatten, in der Nähe des erhabnen Schätzers der Menschheit wandeln zu können! – Diese Aufschrift war ihm schöner als alle die je eine Akademie der Inschriften zur Welt gebracht hatte.<sup>209</sup>

Im weiteren Verlauf des abschließenden Kapitels „Die Philosophie auf dem Thron“ wendet sich Faustin gegen das in den 1780er Jahren im deutschen Sprachraum publizistisch forcierte Projekt, „die drei Kristensekten [d. h. Konfessionen, N.C.W.] von Deutschland unter Einen Hut zu bringen“, indem er aufklärungspragmatisch im Sinne des momentan Machbaren argumentiert:

Wollten die Gönner und Mitarbeiter an diesem Projekte ihre Mühe dahin verwenden, alle Fürsten und Regierungen darauf zu lenken, daß eine allgemeine, ganz uneingeschränkte Toleranz allenthalben eingeführt und geschützt würde; das wär ein Stück Arbeit, wobei mehr wesentlicher Nuze, Ruhm und Wohlfahrt zu hoffen wäre, als bei einer kalten, halberzwungenen Sekten-Vereinigung.<sup>210</sup>

Im Sinne des gemeinaufklärerischen Prinzips der Kritik beklagt Faustin trotz aller Euphorie allerdings wenig später, dass es „mit der Litteratur des katho-

209 Ebd., S. 367.

210 Ebd., S. 368 f.

lischen Deutschlands [...] äusserst elend“ bestellt sei, was trotz seines oberdeutschen Patriotismus eine entwickelte Kritikfähigkeit anzeigt und auf eigenen Erfahrungen gründet: „Die katholischen Idioten scheinen sich gegen alle Aufklärung zusammen verschworen zu haben. Sie pissen [!] jeden an, der dem Mönchswesen, dem Aberglauben und den Pfaffismus zu Leibe geht[.]“<sup>211</sup>

In der Folge liefert er dann demgegenüber eine ausführliche Auflistung aller aufklärerischen Leistungen Josephs nach dessen Regierungsübernahme im Jahr 1780, die einer regelrechten Apotheose des aufgeklärten Herrschers gleichkommt und das Kritikprinzip deutlich in den Hintergrund stellt. Diese Inkonsistenz der romanischen Gestaltung korrespondiert mit der ‚ungleichzeitigen‘ Beschaffenheit der Aufklärung in Wien, deren kritische Haltung meist nicht konsequent auf sämtliche Bereiche des öffentlichen Lebens gleichermaßen bezogen wurde. Auch das war wohl mit ein Grund, weshalb der Roman hier so großen Erfolg haben konnte. Angesichts der gepriesenen Reformen vergisst Faustin, der „das Licht der Philosophie unaufhaltsam über Deutschland aufgehen sieht“, <sup>212</sup> sogar „[a]ll sein ausgestandenes Ungemach [...] und alle jene Feinde der Aufklärung und Duldung, des Menschenverstandes und Menschengefühls, die ihm so manche herbe, bittere Stunde gemacht hatten.“<sup>213</sup> Den Angehörigen des katholischen Klerus als „den habsüchtigen Aposteln der Finsterniß“ wird unter Berufung auf „Vater Voltäre“ mit „der Donnerstimme der Wahrheit“ gedroht, sie mögen zittern „vor dem Anbruch der Tage der Vernunft!“<sup>214</sup> In solchen emphatischen Worten erscheint die plakative Bildlichkeit der *Zauberflöte* vorweggenommen: „Sie sind angebrochen diese schönen Tage, und die Elenden schnauben und knirschen umsonst. Das Joch des tyrannischen Roms ist abgeschüttelt.“<sup>215</sup> Fast könnte man meinen, hier sei von der Königin der Nacht die Rede, denn die Perhorreszenz der „Pfaffen“ als „Antipoden in der Schöpfung der Vernunft“<sup>216</sup> nimmt deren etwas unvermittelte Verdammung – sowie die der ‚Heuchler‘ – in der Oper vorweg (vgl. III.3). Generell geht es den Freunden Traubach und Faustin ähnlich wie später in der *Zauberflöte* Tamino und Pamina mit Sarastro, indem sie immer klarer die segensreichen Wirkungen der weisen Herrschaft Josephs II. in Wien erkennen: „Je länger sie da waren, je mehr Beweise von dem schöpferischen Umschwung der ehemals finstern und eingeschränkten Denkart des Wienerischen Publikums entdeckten sie.“<sup>217</sup>

211 Ebd., S. 370.

212 Ebd., S. 376.

213 Ebd., S. 374.

214 Ebd., S. 376.

215 Ebd.

216 Ebd., S. 378.

217 Ebd.

Aufgrund der sich daran wieder entzündenden Euphorie möchte Faustin gleich „eine neue Aere“ ausrufen, nämlich „die Aere des aufgeklärten südlichen Deutschlands, die *Josephische Aere*, und das Jahr 1780 zum Stufenjahr derselben festsetzen.“<sup>218</sup> Er hegt freilich keine allzu große Zuversicht, sich damit im gesamten Alten Reich durchsetzen zu können, womit er Recht behalten sollte. Nur ein gutes Jahr später versicherte Kant in seinem Aufklärungsaufsatz hinsichtlich der „Denkungsart eines Staatsoberhauptes“ in „Religionssachen“ sowie „in Ansehung seiner Gesetzgebung“, die im besten Fall darauf hinauslaufe, „seinen Unterthanen zu erlauben, von ihrer eigenen Vernunft öffentlichen Gebrauch zu machen, und ihre Gedanken über eine bessere Abfassung derselben, sogar mit einer freimüthigen Kritik der schon gegebenen, der Welt öffentlich vorzulegen“: Dafür habe man „ein glänzendes Beispiel“ in Friedrich II., „welchen wir verehren“, zumal ihm „noch kein“ anderer Monarch darin vorgegangen sei.<sup>219</sup> Von vergleichbaren Monarchen, die Friedrich darin gleichgekommen oder zumindest gefolgt sind, ist bei Kant hingegen nicht die Rede. Angesichts solcher Idolatrie des aufgeklärten Königs Friedrich II. im nördlichen Deutschland konzentrieren sich Faustin und Traubach auf den südlichen Teil des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation und können sich auf folgenden Lobpreis Josephs II. und seiner Alleinregierung einigen, wobei sie deren Beginn ein drittes Mal zum Anbruch einer neuen Epoche stilisieren:

[I]n der Erwartung, daß unser Vaterland wohl noch seinem größten Wohltäter, dem Hersteller der Denkensfreiheit, der gereinigtem [sic] Religion; der Rechte des Thrones gegen die Römischen Eingriffe; der Rechte der Vernunft gegen Pedanten, steife Schulfische und Apostel des Aberglaubens; der Rechte der Menschheit gegen die Schikane und Unterdrückung der schwelgenden Untertyrannen, dieses Denkmal der Dankbarkeit setzen werde, statuirten sie unter sich das Jahr

1780

zum *Jahr des Heils*, zum Gränzpunkt des erleuchteten philosophischen Jahrhunderts, das künftige Generationen mit Jubel feyern, und in den Urkunden des Menschengeschlechts neben die Regierungsjahre des Sesostris, Fohi, Orpheus, Antonins und Mark Aurels setzen werden.<sup>220</sup>

Eingedenk ihrer Erfahrungen im josephinischen Wien, die ihr realer Autor zu diesem Zeitpunkt noch nicht selbst gemacht hatte, entschließen sich die beiden Freunde, „ihre noch übrigen Tage in der beglückten Kaiserstadt zu verleben. [...] Das Nazionaltheater, die Hofbibliothek und der Gräffersche Buchladen, sind

218 Ebd.

219 Kant: Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?, S. 60.

220 Pezzl: Faustin oder das philosophische Jahrhundert, S. 379.

die Plätze, die sie zu ihrem Unterricht und Vergnügen am meisten besuchen.<sup>221</sup> So endet der Roman, der mit einer satirischen Bloßstellung eines naiven Aufklärungsverständnisses eingesetzt hatte, kaum minder naiv, wie sich in den späteren Jahren der Regentschaft Josephs II. erweisen sollte:

Hoffnungsvoll blicken sie in die schöne Regierung hin, deren gesegnete Jahre dem frohen Deutschland das volle Maß seiner Glückseligkeit versprechen; und so oft Joseph einen neuen Schritt auf seiner grossen Laufbahn thut, umschlingen sie entzückt dessen Bild mit wallendem Herzen, und rufen in die Wette: / Unter Josephs Regierung wird es allgemeiner Sieg der Vernunft und Menschheit; wird es aufgeklärtes, tolerantes, wahres philosophisches Jahrhundert!<sup>222</sup>

Es handelt sich hier offensichtlich weniger um das Resultat einer kritischen Prüfung der Verhältnisse im Sinne des gemeineuropäischen Aufklärungsverständnisses als vielmehr um die schon erwähnte Apotheose des absoluten Herrschers, „dessen Regierung ganz im Sinne einer barocken Licenza [...] als Zeit des Heils und des Lichts gepriesen wird, die der Verwirklichung des wahren philosophischen Jahrhunderts am nächsten kommt“<sup>223</sup> – ähnlich dem Ende des 8. Buchs von Blumauers *Travestierter Aeneis*. Eine solche Herrscheridolatrie bleibt dem Aufklärungsdenken prinzipiell heterogen und kann als „geschickte Autorenspekulation“<sup>224</sup> im Sinne eines ‚Eintrittsbillets‘ zwar produktionsästhetisch erklärt, aber romanpoetisch nicht überzeugend integriert werden. Selbst wenn man sie „aus dem allgemeinen Enthusiasmus für die erste Reformperiode des Kaisers“<sup>225</sup> zu rechtfertigen sucht, erscheint sie inhaltlich unbegründet, wie Pezzl später selbst indirekt bestätigte, indem er 1787 in der *Skizze von Wien* die Aufklärung der „Wiener im großen und ganzen genommen“ als „noch beim ersten Schritt“ befindlich einstufte.<sup>226</sup> Mit Blick auf den *Faustin* hat deshalb schon Gugitz desillusioniert bemerkt: „In der Nähe nahmen sich die von Pezzl selbst so gepriesenen Wiener Verhältnisse unter Josef II. denn doch ganz anders aus und er mußte einsehen, daß er selbst den Mund im Lobe ein wenig zu voll genommen hatte, noch ohne Augenzeuge gewesen zu sein.“<sup>227</sup> Aus dem Romanausgang des *Faustin* kann man mithin keineswegs auf Pezzls „ziemlich genaue[?] Kenntnis der Wiener Verhältnisse“<sup>228</sup> schließen, sondern eher auf immense Hoffnungen, die von der

221 Ebd., S. 380.

222 Ebd., S. 381.

223 Bauer: Bekämpfte und erfundene Welt, S. 16.

224 So Bodi: Tauwetter in Wien, S. 189.

225 Ebd.

226 Pezzl: Skizze von Wien, S. 383.

227 Gugitz: Johann Pezzl, S. 187.

228 So Rosenstrauch-Königsberg: Die Philosophie der österreichischen Illuminaten, S. 751.

aufklärerischen Intelligenz zumindest der katholisch-oberdeutschen Territorien des Alten Reichs auf Joseph II. und dessen Reformen projiziert wurden. Die herrschergläubige Beschaffenheit dieser Hoffnungen lässt es freilich als unangemessen erscheinen, Pezzls Roman tatsächlich als Produkt einer süddeutschen ‚Radikalaufklärung‘ bzw. eines bayerischen ‚Radikalaufklärers‘ zu werten,<sup>229</sup> wie im Folgenden noch deutlicher zu machen ist.

#### 2.4 Fortgesetzte Affirmation und Irritation: Aporien des aufgeklärten Absolutismus

Im Verlauf des vorliegenden Buchs sollte klar geworden sein, weshalb die auf Wien bezogenen Hoffnungen trotz vielfältiger Bemühungen nicht nur des Kaisers selbst schließlich unerfüllt blieben – ungeachtet der durchaus erfolgreichen Reformen in der Staatsverwaltung, die eine längerfristige und oberflächlich zunächst kaum wahrnehmbare Wirkung im Sinne der Modernisierung habsburgischer Territorien entfalteten.<sup>230</sup> Eine erhebliche Rolle für das Scheitern allzu optimistischer Hoffnungen im Bereich des öffentlichen Diskurses sowie der Kultur im Allgemeinen und der Literatur im Besonderen hat sicherlich die spezifische Unvollkommenheit des österreichischen kulturellen bzw. literarischen Feldes gespielt, die im historischen Hauptteil dieses Buchs rekonstruiert worden ist. Sie beförderte in den wirkungsästhetisch auf sie ausgerichteten oder rezeptionsästhetisch von ihr geprägten Texten jene öfter konstatierten Phänomene poetologischer ‚Ungleichzeitigkeit‘, als deren Effekt auch die ungewöhnliche sprachliche Affinität zwischen einer aufklärerischen „Skizze der geistigen Strömungen des 18. Jahrhunderts“ im zweiten Kapitel des *Faustin* und den „Diatriben der großen Barockprediger“ anzusehen ist.<sup>231</sup> Der Umstand aber, dass die Regierung Josephs II. in Pezzls *Faustin* wie auch in Blumauers *Travestierter Aeneis* „ganz im Sinne einer barocken *Licenza* als *Zeit des Heils* und des *Lichts* gesehen wird“ und „den Sieg eines wahren philosophischen Jahrhunderts“ anzeigen soll,<sup>232</sup> verweist viel genereller noch auf die entscheidende innere Widersprüchlichkeit der Begriffe ‚aufgeklärter Absolutismus‘ oder ‚aufgeklärter Despotismus‘, deren zweite Komponente eben in einem eminenten Spannungsverhältnis zur ersten steht. Diese strukturelle Ambivalenz, die eine Gleichsetzung von Pezzls Philosophiebegriff „nicht nur mit dem der radikalen Aufklärung, sondern mit

229 Stiening: „Katholische Idioten“, S. 234, relativiert diese seine These freilich selbst: „[Ü]berhaupt mangelt es dem bayerischen Aufklärer an kritischer Distanz zu den Antinomien des aufgeklärten Absolutismus.“ Mehr dazu ebd., S. 244 f.

230 Vgl. dazu Judson: Habsburg, S. 139–202; Fillafer: Aufklärung habsburgisch, S. 179–496.

231 Vgl. Bauer: Bekämpfte und erfundene Welt, S. 14.

232 Bauer: Der Roman der josephinischen Aufklärung, S. 149.

den Emanzipationsbestrebungen im allgemeinen<sup>233</sup> als abwegig erscheinen lässt, konnte auch Kants Aufklärungsaufsatz nicht wirklich lösen, der genauso wenig ‚radikalaufklärerisch‘ war: Durchaus ähnlich wie Kant<sup>234</sup> setzen die Protagonisten Pezzls „auf eine staatlich verordnete Aufklärung, auf das Konzept des aufgeklärten Absolutismus“,<sup>235</sup> mehr noch: „Angesichts des katholischen, protestantische [sic] oder selbst atheistischen Fanatismus scheint ihm die Autorität des aufgeklärten Absolutismus die einzige Chance auf ein Überleben der praktischen Vernunft.“<sup>236</sup> Die keineswegs radikale, sondern klar gemäßigte Beschaffenheit von Pezzls Aufklärungsbegriff wird noch deutlicher, wenn man den Abschnitt „Aufklärung“ aus der *Skizze von Wien* zum Maßstab nimmt, in dem der Verfasser sich gegen die damals geläufige Auffassung wendet, „der einzige und vollendete Gegenstand der Aufklärung sei eine gereinigte vollkommene Religion“, ja „die Mißbräuche der Kirche einsehen und sich von denselben losmachen, heiße aufgeklärt sein“; einer solchen Ansicht hält Pezzl eine ausführliche eigene Bestimmung von ‚Aufgeklärtheit‘ entgegen:

Ein aufgeklärter Mann ist mir derjenige, dessen moralisches Gefühl richtig gebildet ist; der Genügsamkeit in dem Beruf zu finden weiß, worin der Zufall oder die Gesetze ihn gestellt haben; der aus Überlegung rechtschaffen handelt; der Liebe zur Arbeit, Ehrfurcht für die Gesetze, Empfänglichkeit für Belehrung, Liebe zur Ordnung in seinen häuslichen und öffentlichen Geschäften, diätetische Mäßigkeit und Sorge für seine Gesundheit sich zu habituellen Eigenschaften gemacht hat; dem es nie gelüftet nach einem Aufwand, der seine Kräfte übersteigt; der die zu seiner gesellschaftlichen Bestimmung nötigen Talente stets zu vervollkommen sucht; der die Pflichten des Bürgers, Freundes, Ehemannes, Vaters kennt und ausübt; der weiß, daß man in der bürgerlichen Gesellschaft zur Erhaltung des Ganzen individuelle Lasten tragen und Privatvorteile notwenig aufopfern muß und dieselben ohne Bitterkeit trägt und aufopfert; der die vom Staat öffentlich eingeführte Religion nie unbescheiden anfällt, und wenn er sich andere Überzeugungen erworben hat, denselben im stillen [sic] huldigt; der endlich sein Dasein freudig genießt und die Wissenschaft besitzt, es bequem, lange und ruhig zu genießen.<sup>237</sup>

233 So aber Rosenstrauch-Königsberg: *Die Philosophie der österreichischen Illuminaten*, S. 752.

234 Kant: *Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?*, S. 54 f., zufolge „kann ein Publikum nur langsam zur Aufklärung gelangen. Durch eine Revolution wird vielleicht wohl ein Abfall von persönlichem Despotism und gewinnsüchtiger oder herschsüchtiger Bedrückung, aber niemals wahre Reform der Denkungsart zu Stande kommen; sondern neue Vorurteile werden, eben sowohl als die alten, zum Leitbände des gedankenlosen großen Haufens dienen.“

235 So auch Stiening: „Katholische Idioten“, S. 238.

236 Ebd., S. 245. Im Unterschied zur Frühaufklärung reicht eine kirchenkritische Haltung, die zum genuinen Anliegen des Reformabsolutismus selbst zählte, in der Phase der Spätaufklärung nicht mehr aus, um das Prädikat des ‚Radikalen‘ zu begründen.

237 Pezzl: *Skizze von Wien*, S. 381 f.

Der 1787 niedergeschriebene „Abriß eines in der Aufklärung Eingeweihten“<sup>238</sup> steht genauso wie Pezzls Lob des aufgeklärten Herrschers für eine Überzeugung, die dessen Ansatz von dem der zeitgenössischen Radikalaufklärer klar abhebt. Diese verwarfen nämlich – wie Diderot in seiner 1774 verfassten und ab 1783 in der *Correspondance littéraire* handschriftlich verbreiteten *Réfutation suivie de l'ouvrage d'Helvétius intitulé L'homme*<sup>239</sup> – ganz grundsätzlich jede Form von Absolutismus als despotisch und argumentierten dabei häufig auch provokant materialistisch und atheistisch.<sup>240</sup> Obrigkeitshörige und obrigkeitstgläubige Idolatrie eines noch so aufgeklärten absoluten Herrschers und aufklärendes ‚Selbstdenken‘ eines mündigen Staatsbürgertums im Sinne der *citoyenneté* sind strukturell nicht wirklich kompatibel. Insbesondere in Österreich – aber nicht nur hier – ist Letzteres lange von Ersterer verhindert worden, was sich auch im abschließend diskutierten Libretto der *Zauberflöte* niederschlägt.

Angesichts der schmerzlichen Enttäuschung jener politischen und kulturellen Hoffnungen, die für die josephinische Intelligenz charakteristisch war, überrascht es nicht, dass der aus dem protestantischen Erfurt stammende Peter Adolph Winkopp in seiner von Pezzl nicht legitimierten Fortsetzung des Romans die unübersehbaren „kleine[n] Makelchen“ an der „Bilsäule“ Josephs II.

238 Ebd., S. 382.

239 Vgl. Denis Diderot: *Réfutation suivie de l'ouvrage d'Helvétius intitulé l'Homme*. In: *Œuvres complètes de Diderot*. Hg. v. Jules Assézat u. Maurice Tourneux. 20 Bde., Bd. 2. Paris: Garnier 1875, S. 263–456, hier S. 381: „Le gouvernement arbitraire d'un prince juste et éclairé est toujours mauvais. Ses vertus sont la plus dangereuse et la plus sûre des séductions: elles accoutument insensiblement un peuple à aimer, à respecter, à servir son successeur quel qu'il soit, méchant et stupide. Il enlève au peuple le droit de délibérer, de vouloir ou ne vouloir pas, de s'opposer même à sa volonté, lorsqu'il ordonne le bien; cependant ce droit d'opposition, tout insensé qu'il est, est sacré: sans quoi les sujets ressemblent à un troupeau dont on méprise la réclamation, sous prétexte qu'on le conduit dans de gras pâturages. En gouvernant selon son bon plaisir, le tyran commet le plus grand des forfaits. Qu'est-ce qui caractérise le despote? est-ce la bonté ou la méchanceté? Nullement; ces deux notions n'entrent pas seulement dans sa définition. C'est l'étendue et non l'usage de l'autorité qu'il s'arroe. Un des plus grands malheurs qui pût arriver à une nation, ce seraient deux ou trois règnes d'une puissance juste, douce, éclairée mais arbitraire: les peuples seraient conduits par le bonheur à l'oubli complet de leurs privilèges, au plus parfait esclavage.“ Anlass dieser radikal obrigkeitstheoretischen Reflexionen war die in der Berliner Akademie vorgetragene These Friedrichs II., es gebe keine bessere Regierungsform „que le gouvernement arbitraire sous des princes justes, humains et vertueux.“ Diderot zufolge handelte es sich dabei um die „maxime d'un tyran“.

240 Auch Stiening: „Katholische Idioten“, S. 241 f., zufolge ist es „von entscheidender Bedeutung, dass Pezzl seinen Protagonisten vor dem Hintergrund zweifelhafter Geltung und Verbindlichkeit von Naturrecht und christlicher Liebesethik keineswegs zu einem materialistischen oder naturalistischen Bekenntnis führt; vielmehr zeigt sich in dieser schweren Krise des Aufklärers Faustin seine eigene Bindung an eine wenigstens natürliche Religion“.

thematisierte.<sup>241</sup> Er tat dies, indem er von einem kaiserlichen „Querstrich in seine Toleranzedikte“<sup>242</sup> erzählte und den nun desillusionierten Faustin wieder auf die Suche nach der „meiste[n] Aufgeklärtheit“ bzw. dem „philosophischsten Staat“<sup>243</sup> schickte, die diesmal in Berlin enden sollte, das „mit Recht den Namen der aufgeklärtesten Stadt in ganz Deutschland“ tatsächlich verdiene.<sup>244</sup> Winkopp spricht von Berlin schließlich sogar als „dieser besten aller möglichen Welten“<sup>245</sup> und unterbietet damit den von Voltaires *Candide* etablierten Standard aufgeklärter Theodizee-Kritik. Die Herrscherpanegyrik bezieht sich nun auf den protestantischen König Friedrich II., denn „ein Unterthan des grossen Philosophen zu seyn“ bedeute „unschätzbare[s] Glück“<sup>246</sup> schlechthin für jeden Menschen:

Täglich dankte Faustin dem grossen, dem einzigen Friedrich, der eigentlich, und noch weit mehr, als Voltaire, der Schöpfer des aufgeklärten philosophischen Jahrhunderts ist. Täglich rief er: In Berlin ist goldnes, glückliches Jahrhundert, und hier allein [!] ist die Philosophie auf dem Throne. Hier ist die Toleranz und die Aufgeklärtheit nicht bloß auf dem Papiere: sie besteht nicht bloß aus Befehlen: sondern in Thaten. / Es lebe *Friedrich der Einzige*, rief er täglich [...].<sup>247</sup>

Diese Wendung Winkopps, die Pezzls Verständnis praktischer Aufklärung übernimmt, aber auf das friderizianische Berlin bezieht, fasst ‚Aufklärung‘ nicht mehr perfektibilistisch als Prozess, sondern als erreichtes Gut, über das man verfügen könne. Insofern wird auch das *per se* schon nicht extrem elaborierte Aufklärungsverständnis Pezzls hinsichtlich des reflexiven Niveaus noch weiter unterschritten. Winkopps Apotheose Friedrichs und der preußischen Aufklärung gipfelt in der unfreiwillig komischen Einsicht, „daß man in Berlin verhältnißmäßig gegen andre Städte mehr ädle, rechtschaffne, biedere, wohlwollende und gutdenkende

241 [Peter Adolph Winkopp:] *Faustin oder das philosophische Jahrhundert*. Zweites Bändchen. o. O.: o. V. 1784, S. 49.

242 Ebd., S. 46.

243 Ebd., S. 49.

244 Ebd., S. 212; vgl. ebd., S. 209: „Man findet in Berlin zu Erreichung dieser Absichten die herrlichsten Anstalten. Wohlbesetzte Konzerte, wodurch der menschliche Geist so sehr zur Erfüllung seiner Pflichten angefeuert wird, und die ihn sanfter, liebevoller und mitleidiger machen, ein gutes Schauspiel, öffentliche Gärten und Spaziergänge trifft man zwar an vielen andern Orten an, aber Berlin behält von den meisten immer den Vorzug.“ Inwiefern das so ist, bedarf offenbar keiner weiteren Erläuterung.

245 Ebd., S. 211.

246 Ebd., S. 198; vgl. dazu Siegrist: *Antitheodizee und Zeitkritik*, S. 841 f.; Griep: *Nachwort*, S. 12\*.

247 [Winkopp:] *Faustin oder das philosophische Jahrhundert*, S. 212.

Menschen antrifft, als irgendwo in der Welt“,<sup>248</sup> und vor allem, „daß in dem Oesterreichischen die Grundsätze der wahren Duldung noch nicht so begriffen wurden, wie in Berlin“. <sup>249</sup> Darin äußert sich freilich weniger eine besonders kritische Haltung im Sinne konsequenter Aufklärung als vielmehr ein aufklärerischer Territorialpatriotismus, der nicht zuletzt als säkularisierter Reflex frühneuzeitlicher – und das heißt: ‚voraufgeklärter‘ – Konfessionspolemik gelten kann.<sup>250</sup>

Gewissermaßen als Antwort darauf hat Pezzl, der sich von dieser unautorisierten Fortsetzung des *Faustin* 1784 in der Wiener *Realzeitung* sowie noch schärfer 1785 in der „Nachlese“ zur dritten Auflage distanzierte,<sup>251</sup> dann 1788 für die vierte Auflage seines Romans ein weiteres Schlusskapitel verfasst, das nun – im Unterschied zur ersten Auflage – tatsächlich auf eigener Anschauung Wiens gründete und in Abgrenzung von einer rousseauistischen Idolatrie des ‚unentfremdeten‘ Landlebens in folgende Apotheose der ‚großen‘ Stadt mündet:

Beede Freunde [Faustin und Traubach, N.C.W.] haben sich entschlossen, ihre noch übrigen Tage in der angenehmen Kaiserstadt zu verleben. Sie finden, daß Mercier die Wahrheit redet, wenn er behauptet, daß nur die grossen Städte der schickliche Wohnort des wahren Philosophen seyen; weil die daselbst tausendfältig abwechselnden Auftritte seinem Beobachtungsgeist täglich neue Nahrung geben; weil er, im Gedränge verloren, dort ungezwungener lebt, weil er in der unendlichen Verwirrung aller Stände mehr Gleichheit findet; weil er sich seine eigne Welt auserlesen, und sich den Geken und Dummköpfen unsichtbar machen kann, die in kleinen Orten unvermeidlich sind.<sup>252</sup>

Gegen Winkopps Berlin-Panegyrik führt Pezzl nun das Argument der größeren Stadt ins Feld. Er trifft damit einen wunden Punkt der Berliner, den er zur selben

248 Ebd., S. 209.

249 Ebd., S. 48.

250 Vgl. Wolf: Konfessionalität, Nationalität und aufgeklärter Patriotismus, S. 38–43.

251 Vgl. *Realzeitung* 46 (16.11.1784), S. 746: „An das lesende Publikum. / Zu meinem Verdrusse sehe ich aus dem Katalog von der letzten Leipziger Herbstmesse, daß ein mir ganz Unbekannter, ohne mein Wissen und ohne meine Theilnehmung zu meinem Roman: *Faustin* etc. ein sogenanntes zweites Bändchen fabrizirt habe, und verkaufen lasse. Von der Niederträchtigkeit eines solchen Verfahrens sowohl von Seite des Verfassers als Verlegers schweige ich einstweilen, und berichte hiemit dem Publikum nur, daß dieses zweite Bändchen ganz untergeschoben und nicht von mir sei. Das weitere nöthige werde ich bei der nach dem neuen Jahre erscheinenden neuen rechtmäßigen Auflage meines Buches sprechen. / *Der Verfasser des Faustin*.“ Dazu Siegrist: *Antitheodizee und Zeitkritik*, S. 842, sowie vor allem der Anhang von Grieps Kommentar, S. 110\*–114\*. Die rechtmäßige, korrigierte und erweiterte 3. Auflage des *Faustin* wurde von Pezzl hingegen angekündigte in *Realzeitung* 39 (28.9.1784), S. 633; *Wiener Blättchen* (11.11.1784).

252 Zit. nach dem Anhang B zu Grieps Edition von Pezzl: *Faustin oder das philosophische Jahrhundert*, S. 95\*.

Zeit auch in seiner *Skizze von Wien* gegen Nicolai ausspielt, indem er den kolportierten 140.000 Einwohnern Berlins – vorsichtig geschätzt – „265.000 in Wien lebende Menschen“ entgegensetzt, also fast die doppelte Zahl.<sup>253</sup> Die „Apologie der großen Städte“<sup>254</sup> ist generell ein stehendes Motiv dieser aufklärerischen Großstadtbeschreibung im Gefolge Merciers – und eben auch des in der vierten Auflage nachgetragenen Schlusskapitels von *Faustin oder das philosophische Jahrhundert*, das Wien gleich provokant als ‚deutsche Hauptstadt‘ apostrophiert:

Die glücklichste und reizendste Lage; vergnügte muntere Menschen; verfeinerte Lebensart; viele aufgeklärte Köpfe; theilnehmender Geschmack an den Werken der Natur und der Kunst; eine Welt von weiblichen Schönheiten; ein über alle Stände verbreiteter Geist der sich mittheilenden Lebensfreude; dieß sind die Grundzüge des heutigen Wiens. / Faustin genüßt diese schönen Vorzüge der von manchem Kleinstädter verlästerten und beneideten Hauptstadt Deutschlands. Unsichtbar für die Geken und Dummköpfe, lebt er im vertrauten Zirkel mit Johann Physiophilus, mit Alxinger, Blumauer, Haschka, Ratschky etc., in philosophischer Unabhängigkeit. Der edlere und aufgeklärte Theil Wiens hat ihm seine Freundschaft geschenkt [...].<sup>255</sup>

Auch in diesem neuen romanesken Schlusskapitel bleibt das ambivalente Phänomen der abschließenden ‚Licenza‘ erhalten, in dem sich die strukturelle Widersprüchlichkeit des ‚aufgeklärten Absolutismus‘ symbolisch kondensiert – genauso wie die antiklerikale Thematik, die für den gesamten literarischen Josephinismus charakteristisch ist.

Eine Wendung in offene Wienkritik erfährt dieser freilich in einer weiteren romanesken Nachahmung des *Faustin*, die unter dem Titel *Sinzerus der Reformator* 1787 anonym in Wien erschienen ist. Darin wird fiktional ein desillusionierter „Blumauer“ vorgeführt, der auf die Apotheose der Wiener Aufklärung durch die Hauptfigur ausgesprochen verhalten repliziert und dabei die spezifisch populäre Öffentlichkeit des Josephinismus mit ihren zahlreichen schreibenden Lohnarbeitern ohne jeden emanzipatorischen Anspruch aufs Korn nimmt:

Ich weiß nicht, erwiderte [sic] Blumauer, welches Land am besten daran ist; eines, welches Schriftsteller in Menge, oder ein anders, welches deren wenige hat. Mich

253 Pezzl: *Skizze von Wien*, S. 20 f. u. 28.

254 So die Überschrift des einschlägigen Kapitels ebd., S. 33–36.

255 Zit. nach dem Anhang B zu Grieps Edition von Pezzl: *Faustin oder das philosophische Jahrhundert*, S. 95\*; vgl. dagegen [Winkopp:] *Faustin oder das philosophische Jahrhundert*, S. 210: „Was könnte ich noch alles von dem zuvorkommenden Wesen der Berliner sagen; und wie viel Blätter bedürfte ich noch, wenn ich die Namen aller schätzenswürdigen Männer nennen wollte, die ich kennen zu lernen Gelegenheit gehabt habe.“

däucht, wo viel gelesen wird, wird wenig gedacht. Und, wo man wenig denkt, da ist die Aufklärung eine verteufelt hagere Matrone. Wir haben freylich Schriftsteller genug; leider muß ich diese Wahrheit bekennen. Aber ich will Ihnen gleich ein Produkt einer Wienerfaust zeigen, welches Sie mit dem Geist unserer Schriftstellerey näher bekannt machen wird. [...] So übel ist wohl nie mit Papier gewirthschaftet worden, als seit dem hier die Zensur in Betreff der einheimischen Produkte gemildert und die Reformazion angefangen worden. Alles wird gedruckt, gekauft, und gelesen. – Sinzer schlug gleich den Titul auf, und las – *Scheißereyen*. Er war über diesen garstigen Titul ganz betroffen, und die Gesellschaft mußte lachen. – Sehen Sie mein Herr! das ist eine Schrift nach dem ächten Geschmack des großen Haufens in Wien.<sup>256</sup>

Titelgebung und Machart des hier zu denunziatorischen Zwecken als typisches „Produkt einer Wienerfaust“ apostrophierten Journals *Scheißereyen*<sup>257</sup> aus der Feder Johann Rautenstrauchs erinnern an jene „Sauereyen“, nämlich skatologische Reimereien auf „Dreck, scheissen, und arschlecken“,<sup>258</sup> die Mozart in seinen Briefen so gern zum Besten gab – und nicht nur dort. Auch der leibhaftige Blumauer selbst hat ja eine – übrigens überaus beliebte – *Ode an den Leibstuhl* verfasst.<sup>259</sup> Es handelt sich bei dieser merkwürdigen Begeisterung für das Fäkalische um einen Aspekt jener Volkskultur, die um 1800 insbesondere im oberdeutschen Raum beheimatet war und die sich der von ‚oben‘ kommenden, ‚reinigenden‘ Aufklärung im Rahmen des Reformabsolutismus gleichsam prinzipiell verweigert hat. Zu ihr gehört auch die lustige Figur des derb-komischen Hanswurst, von der im abschließenden Kapitel über die *Zauberflöte* noch ausführlicher die Rede sein wird.

Dass es dem aufklärerischen Thesenroman *Sinzerus der Reformator* indes keineswegs um eine billige Diffamierung des Populären zu tun ist, sondern – wie seinem generischen Vorbild – um eine kritische, aber eben nicht mehr so euphorische Prüfung des Standes allgemeiner Aufklärung in Wien während der zweiten Hälfte des josephinischen Jahrzehnts, belegt folgende Aussage, die einem ungenannten anderen Wiener Aufklärer in den Mund gelegt wird: „Wenn Sie, mein Herr! einige Zeit in Wien bleiben, so werden Sie vieles anderst finden,

256 [Joseph Milbiller?:] *Sinzerus der Reformator*. Frankfurt und Leipzig (=Wien): o. V. 1787, S. 227 f.

257 Vgl. *Scheißereyen* 1. Klumpen, 1. Häufchen. Köln [=Wien], bey Peter Marteau. Jänner 1785; dazu Lang (Hg.): *Österreichische Retrospektive Bibliographie*. Reihe 3: *Österreichische Zeitschriften 1704–1945*, Bd. 2, S. 266 f.

258 So Wolfgang Amadé Mozart an Leopold Mozart, 14.11.1777. In: *Digitale Mozart-Edition (DME): Briefe und Dokumente*: <https://dme.mozarteum.at/DME/briefe/letter.php?mid=937&cat=> (zuletzt eingesehen am 15.01.2023).

259 Vgl. *Ode an den Leibstuhl*. In: Aloys Blumauer's gesammelte Schriften, Tl. 3, S. 167–169; vgl. dazu Wolf: „Der schmutzige Witz des Herrn Blumauer“, S. 61 f.

als Sie wähten, sagte ein anderer, – trotz der hochgelobten Aufklärung, haben wir hier so gut unsere Patronen für allerley Zufälle, unsere Andachten, unsere Mirakel, als irgend ein anders päpstlich-katholisches Land.“<sup>260</sup> Von einer Ausnahmestellung Wiens und Österreichs in Sachen (katholischer) Aufklärung ist hier keine Rede mehr, die antiaufklärerischen Bestrebungen des Wiener Kardinals Migazzi, des geifernden Paters Patrizius Fast und weiterer Geistlicher, die sich der josephinischen Reformpolitik widersetzen, werden in der Folge ausführlich referiert und der Lächerlichkeit preisgegeben. Auch der Kaiser selbst bleibt in dieser desillusionierten Darstellung von der aufklärerischen Kritik nicht ganz verschont, weil eine abstruse und allen Vernunftgründen zuwiderlaufende Heiligsprechung eines Kapuziners ausdrücklich „mit *Erlaubnis des Hofes*“ erfolgt sei, wie es im Romantext gleich mehrmals voller Empörung heißt.<sup>261</sup>

In solchen und weiteren kritischen Wendungen des desillusionistischen Romans aus der *Faustin*-Nachfolge schlägt sich nun eine politische Radikalisierung avancierter Vertreter der Wiener Aufklärung nieder, die sich ab 1785 immer stärker von einer systemstützenden in eine systemkritische Bewegung verwandelte. Ein Beispiel dafür sind Franz Kratters *Philosophische und statistische Beobachtungen, vorzüglich die österreichischen Staaten betreffend*, die 1787 mit den fingierten Druckorten Frankfurt und Leipzig und 1789 noch einmal mit dem richtigen Verlagsort Wien erschienen; dort heißt es im ersten Kapitel „Reflexionen über Publizität und Aufklärung“ zu den euphorischen Stimmen über die von Joseph II. erlassenen Reformen, zu denen auch Pezzls *Faustin* gehört:

Ein paar Reformen in den österreichischen Staaten arbeiteten noch unter der Zweideutigkeit ihrer Erfolge, als schon ein unbesonnener Schwarm von Schreibern, gleich einem mit dem Staar Behafteten, in den etlichen Stralen [sic], die durch die dichten Finsternisse brachen, die Sonne selbst zu sehen glaubte, und sich in ein durch alle Atmosphären unsers Welttheils lautverhallendes Jubelgeschrei ergoß: *Die Zeit des Denkens sey gekommen; Irrthum und Vorurteil verschleucht; das Licht der Aufklärung habe sich in schimmernden Stralen [sic] wohlthätig unter uns verbreitet u. s. w.*<sup>262</sup>

Als die Wirkungen sowie die Grenzen der Reformpolitik Josephs allmählich absehbar wurden, schienen solche optimistischen Schwärmereien, wie sie auch in der Schlussapothese des *Faustin* begegnen, inhaltlich weniger denn je gerechtfertigt.

260 [Milbiller?:] Sinzerus der Reformator, S. 228.

261 Ebd., S. 231; vgl. auch die Gesamtwürdigung des Romans in Siegrist: Antitheodizee und Zeitkritik, S. 842–844.

262 [Kratte:r:] *Philosophische und statistische Beobachtungen, vorzüglich die österreichischen Staaten betreffend*, S. 1 f.

Das alles ändert nichts daran, dass Pezzls Roman *Faustin oder das philosophische Jahrhundert* und die von ihm vermittelte Vorstellung praktischer Aufklärung auch darüber hinaus einen erheblichen Einfluss auf die österreichische Literaturentwicklung ausübte, und das sogar noch zwei Jahrhunderte nach der Erstveröffentlichung: So lässt sich seine zwar nicht allzu sichtbare, aber umso tiefergründige Wirkung an Ingeborg Bachmanns augenzwinkernder Übernahme einer bezeichnenden Kapitelüberschrift des kirchenkritischen Romans als Titel für einen sozialkritischen Essay veranschaulichen: Aus „Was Faustin in Rom sieht und hört“<sup>263</sup> wird bei ihr: „Was ich in Rom sah und hörte“.<sup>264</sup> Johann Pezzl musste schließlich auch in Wien manches sehen und hören, was seinen hochgesteckten Erwartungen nicht entsprach – genauso wie Blumauer und Mozart. Im abschließenden Kapitel des vorliegenden Buchs soll jedoch nicht die Desillusionierung aufklärerischer Hoffnungen im Zentrum der Betrachtung stehen, sondern das prominenteste Kunstwerk der Wiener Aufklärung, das in mehrfacher Hinsicht die ambivalenten Züge ebendieser Aufklärung verkörpert – und in gewisser Hinsicht sogar als deren unfreiwilliger Abgesang gelten kann.

### 3. VERNUNFTRELIGION IM VORSTADTTHEATER: EMANUEL SCHIKANEDERS SINGSPIEL *DIE ZAUBERFLÖTE* (1791) UND DIE WIDERSPRÜCHLICHKEIT DER WIENER AUFKLÄRUNG

Die von Emanuel Schikaneder verfasste und von Wolfgang Amadeus Mozart vertonte „große“<sup>265</sup> bzw. „Teutsche Oper“<sup>266</sup> *Die Zauberflöte*, die „nicht nur die meistgespielte, sondern auch die meistbehandelte Oper zumindest der deutschsprachigen Welt“ ist,<sup>267</sup> gilt als international anerkanntes Meisterwerk der Wiener Klassik – die ihrerseits als vermeintlich einheitliche künstlerische Strömung

263 Pezzl: *Faustin oder das philosophische Jahrhundert*, S. 61.

264 Ingeborg Bachmann: Was ich in Rom sah und hörte. In: Akzente. Zeitschrift für Dichtung 2 (1955), S. 39–43; wiederabgedruckt in I.B.: Werke. Bd. 4: Essays, Vermischte Schriften, Reden, Anhang. Hg. v. Christine Koschel, Inge von Weidenbaum u. Clemens Münster. 4 Bde. München/Zürich: Piper 2010, S. 29–34.

265 So die Gattungsbezeichnung auf dem Theaterzettel der Uraufführung sowie auf dem Titelblatt der originalen Textausgabe, die im Folgenden zitiert wird: *Die Zauberflöte. Eine große Oper in zwey Aufzügen*. Von Emanuel Schikaneder. Wien, gedruckt bey Ignaz Alberti, 1791.

266 So der Eintrag Mozarts selbst vom 28.9.1791, dem Tag der Fertigstellung des kompositorischen Anteils, in seinem eigenhändigen „Verzeichnis aller meiner Werke“.

267 Jan Assmann: *Die Zauberflöte. Oper und Mysterium*. München: Hanser 2018, S. 11; vgl. auch Jörg Krämer: *Deutschsprachiges Musiktheater im späten 18. Jahrhundert. Typologie, Dramaturgie und Anthropologie einer populären Gattung*. Tübingen: Niemeyer 1998 (=Studien zur deutschen Literatur, Bd. 149), S. 538.

freilich selbst ein Konstrukt des 19. Jahrhunderts darstellt. Tatsächlich wurde das Singspiel bereits unzählige Male analysiert und interpretiert, auch seine Rezeption, die nach anfänglichen Schwierigkeiten einem europäischen Siegeszug gleich, wurde historisch aufgearbeitet.<sup>268</sup> Aus der unübersehbaren Menge der Deutungen seien hier nur besonders exemplarische vorgestellt, welche auf die eine oder andere Weise das Problem der Aufklärung ins Zentrum ihres Interesses rücken und in den vergangenen Jahrzehnten große Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben. An ihnen lässt sich die weite Spanne aufklärungsbezogener Interpretationen des Librettos der *Zauberflöte* ermessen.

### 3.1 Positionen der Forschung

Eine emphatische allegorische Deutung als Ikone der Aufklärung erfährt *Die Zauberflöte* in Jean Starobinskis Buch *1789. Die Embleme der Vernunft* (frz. 1979), wo die Oper in einen überregionalen, ja europäischen Kontext gestellt wird.<sup>269</sup> Starobinskis Interpretation in seiner Monografie zum Revolutionsjahr 1789 hat international eine intensive Diskussion ausgelöst und wird hier deshalb ausführlicher gewürdigt, wobei sich die Sekundärinterpreten über seinen Ansatz nicht ganz einig waren: Der von der Foucault'schen Vorliebe für Diskontinuitäten bewegte Medienwissenschaftler Friedrich A. Kittler schwärmt davon, dass hier „eine Synchronie zum Thema und ein Schnitt zur Methode wird“, was Starobinskis meisterhafte Kunstbetrachtung auszeichne.<sup>270</sup> Starobinski entwickle „die Methode seiner Untersuchung aus einer Metapher“, „die im untersuchten Zeitraum selbst geprägt wurde. Mit der Selbstdeutung der Französischen Revolution als sieghaftem Ende aller Finsternisse [...] ist Geschichte in eine Geschichte des Lichts eingeschrieben worden.“<sup>271</sup> Keine Rolle spielt es dabei, dass die Licht- und Erleuchtungsmetapher der europäischen Aufklärungen, die in ihrer Mehrheit gerade nicht in eine Revolution mündeten, eine viel ältere (Vor-)Geschichte in den eschatologischen Lehren des Christentums hat. Kittler spannt demgegenüber den thematischen Bogen von der aufklärerischen „Ge-

268 Vgl. *pars pro toto* etwa Rommel: Die Alt-Wiener Volkskomödie, S. 519–521; Günter Meinhold: *Zauberflöte* und *Zauberflöten*-Rezeption. Studien zu Emanuel Schikaneders Libretto *Die Zauberflöte* und seiner literarischen Rezeption. Frankfurt a. M.: Lang 2001 (=Hamburger Beiträge zur Germanistik, Bd. 34), S. 145–279.

269 Jean Starobinski: *Die Embleme der Vernunft*. Hg. u. mit einem Vorwort versehen v. Friedrich A. Kittler. Mit einem Nachwort von Hans Robert Jauf. München: Fink 1988.

270 Friedrich A. Kittler: Vorwort des Herausgebers. In: Starobinski: *Die Embleme der Vernunft*, S. 7–12, hier S. 7 f.: „Die Kunstwerke eines halben Erdteils, mit der souveränen Gelassenheit des Kenners ausgewählt, passieren Revue, aber nur, um in all seinen Facetten den historischen Augenblick zu spiegeln.“

271 Ebd., S. 8.

schichte des Lichts“, das „nur im Bündnis mit einer dunklen Materialität zum Sieg führen“ könne, nämlich mit den plebejischen „Mächte[n] der Straße und des Aufruhrs“, bis in „die Erfindung des Unbewußten“ als dessen Kehrseite.<sup>272</sup> Die dabei zum Vorschein tretende Dialektik bewirke einen „Umschlag des revolutionären Lichts, das schon im Augenblick seiner Heraufkunft ein Dunkel buchstäblich hervorruft“.<sup>273</sup> Mit anderen Worten, die einen das Gruseln lehren: Die „Vernunft“ erweise sich schließlich als „ein monströser Wille zur Macht“, wobei die „Summe“ dieser Einsicht in Starobinskis Kommentar der *Zauberflöte* zu finden sei.<sup>274</sup> Erzählt werde auch darin letztlich „die abenteuerliche Karriere eines Machtsystems, das zum erstenmal in der europäischen Geschichte versprochen oder behauptet hat, im Namen aller zu sprechen und zu handeln“; dabei werde deutlich, „wie Hybris und Depression von allem Anfang an die Antwort waren, wenn die anderen, in deren Namen da gesprochen werden sollte, anders sprachen als ihre selbsternannten Interpreten“.<sup>275</sup>

Im Rahmen dieses dunklen Narrativs der Aufklärung wird nun die Annahme nahegelegt, dass „der eleganteste Ausweg aus diesem neuen Babel eben die Erfindung des Unbewußten war“, womit Kittler einen Lieblingsgedanken Foucaults, aber auch Jacques Lacans aufgreift und in Starobinskis Buch wiederzuerkennen glaubt: „Das Unbewußte ist ja auch eine Rede, die grundsätzlich anders gehört werden muß oder darf, als sie läuft.“<sup>276</sup> Dies mag seine Richtigkeit haben, findet sich aber kaum schon in Schikaneders Libretto ausgesprochen oder auch nur angedeutet. Dort nämlich wird jene „Epochenschwelle von 1789“, die Kittler mit Foucault „als einen Schwenk von Strafen zu Überwachen“ bestimmt, keineswegs überschritten, nachdem der Text mindestens ebenso viele Bestrafungs- wie Überwachungsrituale aufweist, wie im Folgenden gezeigt werden soll.

In eine etwas andere Richtung zielt die Starobinski-Lektüre des Literaturwissenschaftlers Hans Robert Jauß, der *Die Embleme der Vernunft* als Vorwegnahme „moderner Methoden“ der Kulturwissenschaften liest, nämlich „der Archäologie des Wissens, der Ideologiekritik und Psychohistorie, der Geschichte der Lebensformen, der Begriffsgeschichte, historischen Semantik und selbst noch der Semiotik“.<sup>277</sup> Mit Blick auf die von Foucault erforschte „klassische Episteme der Repräsentation“ lobt Jauß, Starobinskis Buch bringe „den psychohistorischen Prozeß ihrer Bildung und ihres Verfalls ans Licht“; mit Blick auf

---

272 Ebd., S. 9.

273 Ebd., S. 10.

274 Ebd.

275 Ebd.

276 Ebd.

277 Hans Robert Jauß: Nachwort. Jean Starobinskis Archäologie der Moderne. In: Starobinski: Die Embleme der Vernunft, S. 175–188, hier S. 175.

die von Adorno und Horkheimer diagnostizierte „Dialektik der Aufklärung“ hebt Jauß hervor, das Buch erbringe „für den Umschlag der emanzipatorischen Vernunft die vielfältigste (und für das ausgehende 18. Jahrhundert nicht selten noch fehlende) Demonstration“.<sup>278</sup> Es handle sich zugleich um einen „unausgeschöpfte[n] Beitrag zur Erforschung der Lebensformen des 18. Jahrhunderts“, nämlich der „wechselseitige[n] Erhellung von ‚style de vie‘ und ‚climat esthétique‘.“<sup>279</sup> Besonders rühmt Jauß Starobinskis Schlusskapitel „Licht der Aufklärung und Macht in der *Zauberflöte*“, welches „am eindrucksvollsten“ veranschauliche, „daß neue Erkenntnis am ehesten aus einer bisher noch nicht gestellten Frage hervorgeht“:

Was sich zwischen den drei Paaren [der Oper, N.C.W.] abspielt und den unvordenklichen Konflikt von Licht und Finsternis im neuen Geist der aufgeklärten Vernunft befriedet, löst zugleich die politische Frage, wie die Macht des Rationalen selbst humanisiert werden könne – eine erst heute in ihrer ganzen Tragweite erkennbare Frage, die darum im Horizont von 1787 [?] kein Anachronismus ist, weil ihre Legitimität aus der Vermittlung beider Horizonte gewonnen wurde.<sup>280</sup>

Die „politische Frage“ nach den Möglichkeiten einer Humanisierung der „Macht des Rationalen“ lässt sich an das Libretto der *Zauberflöte* tatsächlich stellen, doch soll im Folgenden gezeigt werden, dass eine überzeugende Antwort kaum aus dem Operntext selbst zu beziehen ist – es sei denn, er wird ‚gegen den Strich‘ gelesen.

Der Musikwissenschaftler Gernot Gruber schließlich spricht im Anschluss an und in Übereinstimmung mit Jauß von einer „Art Psychohistorie, bestehend aus *style de vie* und *climat esthétique*“, anhand der Starobinski die Geschichte der Aufklärung neu kartiere; demnach sei 1789 „das Alte, die repräsentativen Lebensformen und die metaphysische Weltordnung des Barock [...] in einem langsamen und komplizierten Vorgang vom Wahrnehmen eines offenen Horizonts verdrängt“ worden.<sup>281</sup> Es wird nicht ganz klar, ob und warum diese Verdrängung vormoderner sozialer Figurationen und Denksysteme erst in der Revolution kulminieren soll, die aus heutiger Sicht wohl eher als Schlusspunkt eines säkularen Prozesses anzusehen ist. Starobinski differenziere „aber nicht nur diese allmähliche Verschiebung, er nimmt das Wort von der Aufklärung als un-

278 Ebd., S. 176.

279 Ebd., S. 180 f.

280 Ebd., S. 187 f.

281 Vgl. Gernot Gruber: Zu Jean Starobinskis Deutung der „Zauberflöte“. In: *De editione musices. Festschrift für Gerhard Croll zum 65. Geburtstag*. Hg. v. Wolfgang Gratzner u. Andrea Lindmayr. Laaber: Laaber 1992, S. 247–254, hier S. 247.

vollendetes [sic] Projekt auch insofern ernst, als er nachdrücklich auf die dem Triumph der Vernunft in der Revolution wiederum und nun aus sich heraus zuwachsenden Inhumanität verweist“.<sup>282</sup> Unabhängig von der keineswegs so eindeutig zu beantwortenden Frage, inwiefern sich im Ablauf der Französischen Revolution tatsächlich ein „Triumph der Vernunft“ erkennen lässt, wird in diesem Zusammenhang zu diskutieren sein, ob Text und Musik der *Zauberflöte* tatsächlich in der Lage sind, die Aporien der aufklärerischen – bzw. der revolutionären – Inhumanität nicht bloß unwillentlich offenzulegen, sondern auch differenziert und zukunftsfruchtig zu gestalten.

Starobinski selbst bezeichnet des Libretto Schikaneders als „eine vielschichtige Allegorie“, „die sich einer weitgehenden Erhellung (obwohl nicht ohne einen Rest Rätselhaftigkeit) fügt, wenn man sie mit dem Schlüssel erschließt, den das freimaurerische Dogmen- und Ritengebäude an die Hand gibt“.<sup>283</sup> Wichtiger aber noch als die primäre Textbedeutung, „in der *Glück* und *Wissen* eng miteinander verknüpft sind“, sei eine zweite, „ergänzende Lesart“, die nach der Funktion „der *Macht*“ im Operntext frage und diesen in einen besonderen, keineswegs lokal eingeschränkten historischen Kontext rückt: „Das *Singspiel* Schikaneders und Mozarts ist zeitgleich mit der Französischen Revolution; es stellt und löst in symbolischer Darstellung das Problem der Autorität und ihrer Begründung. Man muß nur aufmerksam zuhören: das Wort *Macht* wird unaufhörlich in einem Zusammenhang mit den Ausdrücken, die *Liebe*, *Glück* und *Erkenntnis* bezeichnen, ausgesprochen.“<sup>284</sup> Dass das theoretische „Problem der Autorität und ihrer Begründung“ im Libretto der *Zauberflöte* wirklich befriedigend ‚gelöst‘ wird und dass die Französische Revolution den maßgeblichen historischen Kontext dieses angeblichen ‚Lösungsversuchs‘ darstellt, sei hier eher in Abrede gestellt – ohne deshalb die Bedeutung der Machtfrage anzuzweifeln, denn: „Hier die Frage nach der *Macht* zu stellen, hat nichts von Willkür. Überhaupt ist es nicht nötig, der Interpretation *Gewalt* anzutun. Der Operntext *spricht* dauernd von der *Macht*. Das Wort *Macht* fällt oft, und zwar in einer bejahten und verneinten *Form*.“<sup>285</sup> Das ist sicherlich alles richtig, und dennoch scheint es angebracht zu sein, auch bei der Beantwortung der Machtfrage einerseits die so traditionsreiche wie heterogene symbolische Formenwelt zu berücksichtigen, in der sie sich musikdramatisch artikuliert, und andererseits den ganz spezifischen – keineswegs französischen – zeithistorischen Kontext zu berücksichtigen, aus dem sie stammt.

Eine ‚mysteriologische‘ und ritualtheoretische Deutung der *Zauberflöte* als „Kinderoper und Mysterienspiel“ bzw. Freimaureroper zur Propagierung einer

---

282 Ebd.

283 Starobinski: Die Embleme der Vernunft, S. 107.

284 Ebd., S. 108.

285 Ebd.

„*religio duplex* mit ihrem Gegensatz von Volksreligion und Elitenreligion“<sup>286</sup> – also zugleich einer offiziellen Staatsreligion für das gesamte Gemeinwesen wie einer philosophischen Geheimreligion für die Gebildeten – unternimmt der Ägyptologe Jan Assmann (2005/2012/2018).<sup>287</sup> Er nennt seinen Ansatz selbst emphatisch „das Experiment einer ‚werkgetreuen Rezeption‘“,<sup>288</sup> womit er vor allem seine geringe Bereitschaft bezeichnet, offensichtliche Widersprüche oder andere Unzulänglichkeiten des Librettos anders als apologetisch zu diskutieren oder auch nur zuzugestehen, denn Mozart wäre damit „nicht einverstanden“.<sup>289</sup> Assmanns Anspruch, allen Aspekten des „untrennbare[n] Ganze[n] aus Text und Musik, Hohem und Niedrigem, Lustigem und Schmerzvollem, Spektakel und Geheimnis“, woraus die *Zauberflöte* auch ihm zufolge besteht, „mit gleicher, möglichst unvoreingenommener ‚Aufmerksamkeit‘ zu folgen“,<sup>290</sup> bezieht sich also gerade nicht auf eine unvoreingenommene Textkritik, die dem Kritikbegriff der Aufklärung entspräche. Trotz der angestrebten „Darstellung des Werks unter möglichst umfassender Einbeziehung seiner geistigen Kontexte und Wurzeln“<sup>291</sup> beschränkt er sein kritisches Augenmerk vor allem auf jene Kontexte und Aspekte, die ihm „für das Verständnis der Oper, das Projekt einer ‚werkgerechten‘ Rezeption am wichtigsten zu sein scheinen“.<sup>292</sup> So zielt er generell auf die Offenlegung eines „einheitliche[n], sowohl die Handlung als auch die in dieser Oper ganz besonders vielgestaltige musikalische Form organisierende[n] Grundgedanke[ns]“, in dem sich nichts Geringeres als die „Totalidee‘ des Werkes“ niederschläge.<sup>293</sup> Dass eine solche existiere, wird bei diesem „Menschheitswerk“, wie Assmann wiederholt enthusiastisch formuliert,<sup>294</sup> selbstverständlich vorausgesetzt.

Die *Zauberflöte* möchte Assmann denn auch „nicht als mehr oder weniger gelungene Verbindung von Märchen und Mysterium“ interpretieren, „sondern *in toto* als ein Mysterienspiel“, indem er „den einheitlichen Charakter der Hand-

286 Assmann: *Die Zauberflöte*, S. 23.

287 Jan Assmann: Schikaneder, Mozart und die *Zauberflöte*. In: *Die Zauberflöte. Ein literarischer Opernbegleiter*. Hg. v. J. A. Zürich: Manesse 2012, S. 367–438, hier S. 374–387 u. 410–422, bes. aber Assmann: *Die Zauberflöte* [Erstaufgabe 2005!], S. 11 u. passim.

288 Ebd., S. 12.

289 Ebd., S. 13.

290 Ebd., S. 13.

291 Ebd., S. 30.

292 Ebd., S. 31.

293 Ebd., S. 21. Vgl. dagegen Werner Michler: *Kulturen der Gattung. Poetik im Kontext, 1750–1950*. Göttingen: Wallstein 2015, S. 305, wonach „die Feier der *Zauberflöte* als eines prototypisch synthetischen Kunstwerks die historischen Dissonanzen“ verschleiert, „die sich vor der Folie der Geschichte des Gattungssystems ausmachen lassen“. Abgesehen davon schließt sich Michler der ritualtheoretischen Interpretation Assmanns durchaus an.

294 Assmann: *Die Zauberflöte*, S. 13 u. 20 f.

lung als eines rituellen Vorgangs“ deutet, „in dem es vor allem um den Prozeß einer vervollkommnenden Verwandlung geht“. <sup>295</sup> Die „leitende, alle [!] disparaten Elemente zu einer Form zusammenführende Idee“ sei die „der Initiation“:

Die Ritualstruktur ist ein entscheidendes Element der überragenden ästhetischen Gestalt und Strahlkraft der *Zauberflöte*, deren Charakter als Kultoper mit dem kultischen Charakter ihrer Struktur zusammenhängt. Diese einheitsstiftende formale und inhaltliche Grundidee der Oper ist bisher nicht klar erkannt worden. Erst im Rahmen dieser Einheit kann die Oper eine so einzigartige Vielfalt an Formen, Sprachen und Stilebenen entfalten und integrieren. <sup>296</sup>

Der wiederholt beschworene „ästhetische Kerngedanke, der dieser Oper zugrunde liegt“, <sup>297</sup> bestehe darin, „daß die Oper ein Ritual auf die Bühne bringt, in das auch die Zuschauer einbezogen werden“, was „einer doppelten Theatralität“ gleichkomme, „eine Art Theater im Theater“:

Die Priester führen eine symbolische Handlung auf, die darauf angelegt ist, die Initianten, zu denen außer Tamino, Pamina und Papageno auch wir gehören, durch wechselnde Bilder aufs tiefste zu beeindrucken und einem wahren Wechselbad der Gefühle, Werturteile und Neuorientierungen auszusetzen. Wir dürfen daher nicht fragen, *wer* und *was* die Königin der Nacht wesensmäßig *ist*, sondern wie sie *erscheint*. Sie wird uns einmal so und einmal anders *gezeigt*, weil wir zusammen mit Tamino einen Perspektivenwechsel vollziehen sollen. <sup>298</sup>

Was an einem solchen ritualisierten Initiationsritus genuin aufklärerisch sein soll, sei – der zeitgenössischen erzählerischen Vorliebe für das „Muster des Initiationsweges“ und dessen sozialer Durchlässigkeit <sup>299</sup> einmal ungeachtet – hier dahingestellt. <sup>300</sup> Wenn die dramatische Funktion einer Opernfigur sich dem-

295 Ebd., S. 22.

296 Ebd., S. 27.

297 Ebd.

298 Ebd., S. 28. Inwiefern Pamina im selben Atemzug wie Tamino und Papageno zu den „Initianten“ der Oper zu zählen ist, obwohl sie als Frau keinen Zugang zu den Mysterien beanspruchen darf, wäre noch zu diskutieren.

299 Krämer: Deutschsprachiges Musiktheater im späten 18. Jahrhundert, S. 548; weiterführende Hinweise auf das „Initiationsmodell“ als „das zentrale narrative Muster des goethezeitlichen Erzählens“ finden sich ebd., Anm. 48.

300 Herbert Zeman: *Aber ich hörte viel von Pamina, viel von Tamino*. Wer kennt den Text der *Zauberflöte*? In: Das deutsche Singspiel im 18. Jahrhundert. Colloquium der Arbeitsstelle 18. Jahrhundert, Gesamthochschule Wuppertal, Universität Münster. [Hg. v. Rainer Gruenter.] Heidelberg: Winter 1981, S. 139–170, hier S. 155, versteht den Text der *Zauberflöte* sogar als

nach nicht in ihren Äußerungen und Handlungen, sondern allein in ihrer Erscheinung erschließt, dann spielt die Königin der Nacht eine vom Publikum zunächst höchst positiv und sodann plötzlich ausgesprochen negativ zu bewertende Rolle; der offensichtliche Gegensatz wird in seiner irritierenden Wirkung allein durch die Sukzession der Gesamthandlung gemildert. Es stellt sich vor diesem Hintergrund freilich die Frage, wie der angeblich zu bewerkstellende „Perspektivenwechsel“ (musik-)dramatisch motiviert wird: durch eine ‚voraufklärerische‘ Ästhetik sinnlicher Überwältigung oder durch eine aufklärerische Poetik argumentativen Überzeugens oder sympathetischen Mitfühlens, die beide eine kognitiv aktive Rolle des Publikums einforderten? Das wird im Folgenden zu diskutieren sein. Ob sich bei der von Assmann anempfohlenen „Umpolung unserer Sichtweise oder Rezeptionshaltung“ wirklich eine ganze „Reihe von Widersprüchen, wenn auch keineswegs alle“ auflösen lässt,<sup>301</sup> sei ebenfalls dahingestellt. Unbezweifelbar scheint, dass es dem enthusiastischen Interpreten unbedingt darum zu tun ist, sie zum Verschwinden zu bringen und die interpretierte Oper in ein umso vorteilhafteres Licht zu rücken:

Dieser Rahmen oder Horizont, den wir als ein Spiel im Spiel auffassen müssen, wird immer wieder in Richtung auf eine Sphäre höheren Ernstes überschritten, aus der die Protagonisten und wir mit ihnen Weisheitslehren empfangen: über Lieb und Bruderbund, Zufriedenheit und Menschenglück, die göttliche Bedeutung von Weib und Mann, die Wiederkehr des Goldenen Zeitalters unter den Bedingungen guter Regierung und allgemeiner Aufklärung und anderes mehr [...].<sup>302</sup>

Worin diese angeblichen „Weisheitslehren“ jenseits von schon damals altbekannten Gemeinplätzen und Binsenweisheiten konkret bestehen und welche genuin aufgeklärte Erkenntnis sie vermitteln, wenn man sie ihres historisch-mysteriologischen Gewands entkleidet, bleibt freilich im Dunkeln.

Einen wichtigen Punkt der Beweisführung Assmanns stellt allerdings die Einsicht dar, dass die angemessene ästhetische Erfahrung eines Schau- oder Singspiels nicht im Prozess der Lektüre des Textes erfolgt, sondern im Theater bzw. Opernhaus, wo Text, Musik und Bühnenbild zusammenwirken. Schikaneder selbst hat in diesem Sinne, aber anderem Zusammenhang gegenüber der

---

aufklärerisches ‚Lehrstück‘: „Es kommt im Geschehen der *Zauberflöte* nicht auf eine wie immer geartete ‚historische‘ Tiefendimension an, aus der sich etwa das Geschehen kontinuierlich entwickelt und auf ein bestimmtes zukünftiges Ziel hinläuft, sondern bloß auf die Gegenwart und deren [?] Erfüllung. Das ist nicht nur der Sinn, sondern auch der ästhetische Schlüssel des Lehrstücks, das den Zuhörer, Zuschauer ebenso langsam und folgerichtig aufklärt wie Tamino und Pamina.“

301 Assmann: *Die Zauberflöte*, S. 29.

302 Ebd.

aufklärerischen Kritik betont: „[I]ch schreibe nicht für Leser, ich schreibe für die Bühne; dahin verweise ich selbst meinen Herrn Recensenten; und – er mache sich alsdenn noch lustig.“<sup>303</sup> Zusätzlich noch unterscheidet sich die Oper auch vom Sprechtheater, das in seiner traditionellen Form Assmann zufolge

die Illusion eines tatsächlich ablaufenden Geschehens erweckt und den Zuschauer so in diesen Vorgang hineinzieht, daß er den Kunstcharakter des Signifikanten über dem Signifikat – der Handlung – aus dem Auge verliert. Die gesprochenen Worte dürfen sich nicht als Klangereignis in den Vordergrund stellen, sondern müssen auf die Handlung hin durchsichtig sein.<sup>304</sup>

Demgegenüber stelle die Oper als letztlich amimetische Medienkombination offen „ihren Kunstcharakter zu Schau“ und lasse „über der ästhetischen Präsenz des Signifikanten das Signifikat, die Handlung, in den Hintergrund treten. Immer wieder wird die voranschreitende Handlung gleichsam aufgestaut und in Präsenz verwandelt.“<sup>305</sup> Das ist sicherlich ein wichtiger Aspekt, und dennoch kann die Oper – auch hinsichtlich ihrer an die Zeit gebundenen musikalischen Struktur – nicht auf sprachlich, mimisch und gestisch vermittelte Handlungsverläufe und ihre möglichst schlüssige Motivierung verzichten. Assmann erwähnt in diesem Kontext überdies mit keinem Wort, dass die *Zauberflöte* ein Singspiel mit vergleichsweise viel gesprochenem Text ist, dessen streckenweise gedankliche Schlichtheit auf der Bühne auch aufgrund des fehlenden Sprechtrainings von Sängerinnen und Sängern bisweilen störend wirkt. Der „seltsame Widerspruch“, der sich „zwischen den ersten Bildern des I. Aktes und dem Rest des Stücks“ ergibt, „beeinträchtigt“ allen gegenteiligen Beschwörungen zum Trotz „die ästhetische Wirkung“ der Oper für anspruchsvollere Teile des Publikums durchaus, während Assmann meint, er bestärke bei allen – auch wohlgesonnenen – Rezipientinnen und Rezipienten bloß „den Eindruck geheimnisvoller Komplexität und Hintergründigkeit“ des Plots.<sup>306</sup> Unbenommen davon bleibt jedoch die von Assmann konstatierte „geheime Wahlverwandschaft zwischen Oper und Ritual“, „auf der wohl auch das wirkungs- und resonanzästhetische Geheimnis der *Zauberflöte* beruht“.<sup>307</sup>

303 Emanuel Schikaneder: Vorerinnerung. In: E. S.: Der Grandprofos. Ein Trauerspiel in vier Aufzügen. Regensburg: Montag 1787, S. [A1 f.], hier S. [A1]; vgl. den Hinweis darauf in Krämer: Deutschsprachiges Musiktheater im späten 18. Jahrhundert, S. 546, Anm. 38. Krämer unterlässt es allerdings, auch aus dem Fortgang der Vorerinnerung zu zitieren, woraus sich weitere Informationen über Schikaneders Theaterverständnis beziehen lassen; vgl. dazu unten.

304 Assmann: Die Zauberflöte, S. 29 f.

305 Ebd., S. 30.

306 Ebd., S. 27 f.

307 Ebd., S. 30.

Nicht auf die Interpretation der *Zauberflöte* allein, sondern aller sieben großen Opern Mozarts ist das für die Diskussion der (Wiener) Aufklärung wichtige Buch *Mozart oder Die Entdeckung der Liebe* (2005) von Dieter Borchmeyer ausgerichtet, wobei die *Zauberflöte* „gewissermaßen die Referenzoper dieser Studie ist, um welche die meisten Kapitel kreisen“. <sup>308</sup> Im gegenwärtigen Kontext interessiert daran vor allem die Darstellung der Rolle von aufklärerischen und gegenläufigen Tendenzen in der Oper – so der Abschnitt zur Königin der Nacht aus dem zweiten Kapitel über das „Phänomen der rasenden Weiber im Theater des 18. Jahrhunderts, deren orgiastischer Zug auch über die Bühne Mozarts hinwegrauscht“, wie Borchmeyer zum Teil selbst in der Diktion der behandelten Zeit formuliert; es handle sich dabei um einen Aufruhr „der vom empfindsamen Diskurs Ausgegrenzten, die aus überständigen höfisch-heroischen Gefühlsbezirken noch einmal ihr Eumenidenhaupt erheben“. <sup>309</sup>

Mindestens genauso wichtig wie die im Verlauf der Opernhandlung immer mehr ins ‚radikal Böse‘ kippende Figur der Königin der Nacht ist für den kulturgeschichtlichen Zusammenhang die ebenfalls aus dem Aufklärungsdiskurs herausfallende Figur des Papageno, der in der Tradition des Hanswurst aus dem Wiener Vorstadttheater steht, wie Borchmeyer betont: „Die komische Figur ist nicht erziehbar, sträubt sich gegen Etikette wie Aufklärung.“ <sup>310</sup> Dabei habe ihr keineswegs geringzuschätzender Stellenwert im Libretto für den Komponisten selbst eine klare Entlastungsfunktion: Mozart, „der nun einmal unter den ‚Kanondruck‘ der Höfe und Salons seiner fürstlichen und aristokratischen Auftraggeber oder Gönner stand“, habe sich ja auch durch seine eigenen ‚hanswurstischen‘, ja skatologischen Neigungen, von denen nicht nur die ‚Bäse-Briefe‘ zeugen, ein psychisches „Ventil“ geschaffen, durch das er sich von dem als einengend empfundenen höfischen „Gefühlsreglement“ sowie „von der Körperverdrängung der Aufklärung und Empfindsamkeit“ befreite. <sup>311</sup> Zugleich deuten diese Zeugnisse Borchmeyer zufolge „aber auf die Grenzen der dominierenden Diskurse seiner Zeit hin, aus denen er immer wieder ausscheren möchte“. <sup>312</sup> Die folgende Textanalyse setzt hier an und versucht, innerhalb der so vielfältig zusammengesetzten wie spannungsreichen Oper auch die Brüchigkeit, Ungleichzeitigkeit und Widersprüchlichkeit der Wiener Aufklärung zu erkennen.

Von den drei einleitend vorgestellten Interpretationen sind insbesondere jene Borchmeyers und Assmanns im Sinne eines historischen Werkverständnisses

---

308 Dieter Borchmeyer: *Mozart oder Die Entdeckung der Liebe*. Frankfurt a. M./Leipzig: Insel 2005, S. 17.

309 Ebd.

310 Ebd., S. 284.

311 Ebd., S. 25 u. 285.

312 Ebd., S. 285.

aufschlussreich. Sie nähern sich der Oper mit der erklärten Absicht, ihre Textaussage und zum Teil auch die ihr zugrundeliegende Autorintention gleichsam sympathetisch zu ergründen. Dem möchte die folgende Untersuchung kein weiteres Kapitel hinzufügen. Ihr Ziel besteht vielmehr in der ganz anders gearteten Aufgabe, Thematiken und Problemfelder der Wiener Aufklärung in Schikaneders Libretto zu identifizieren und deren besondere (musik-)dramatische Gestaltung kritisch herauszuarbeiten, um bewusstseinsgeschichtliche Aufschlüsse über die Aporien jener zu erhalten. Sämtliche der genannten und zahllose weitere Deutungen verfahren auf unterschiedliche Weise allegorisch, doch isolieren sie den historischen Text der *Zauberflöte* meist mehr oder weniger konsequent von jenen aufklärerischen und gegenläufigen Diskursen, in deren spezifischem Kontext er entstanden ist, sowie zum Teil auch von ihren spezifischen symbolischen Formen, innerhalb derer sich seine Handlung entfaltet. Letzterem soll die folgende Analyse entgegenwirken, indem sie das Libretto konsequent in den gesellschaftlichen, kulturellen und diskursiven Zusammenhang stellt, der in den vorausgehenden Kapiteln erarbeitet worden ist.<sup>313</sup>

In diametralem Gegensatz zu den bisher referierten allegorischen Interpretationen steht Wolfgang Hildesheimers etwas ältere (1977), aber angesichts der zahllosen superlativischen Bewertungen nach wie vor erfrischende Einschätzung des Librettos der *Zauberflöte* als „anspruchlose Unterhaltung“, die „dem Anspruch, mit dem man sie später und immer anwachsend ausgestattet hat, nicht gewachsen“ sei.<sup>314</sup> Gestützt wird diese Einschätzung indirekt durch Schikaneders erklärte Wirkungsabsicht beim Verfassen von Theatertexten aus dieser Zeit: „Mein einziger Hauptzweck dabey ist, für die Kasse des Direktors zu arbeiten, und zu sehen, was die größte Wirkung auf der Bühne macht, um ein volles Auditorium und gute Einnahmen zu erzielen.“<sup>315</sup> Das gilt wohl umso mehr, wenn der Autor

313 Historisierende Interpretationen der *Zauberflöte* sind freilich keine Seltenheit; dazu zählen etwa politische Deutungen mit teils konträrer Tendenz, vgl. Emil Karl Blüml: Ausdeutungen der *Zauberflöte*. In: Mozart-Jahrbuch 1 (1923), S. 109–146, bes. S. 112–122; Ivan Nagel: Autonomie und Gnade. Über Mozarts Opern. München/Wien: Hanser 1985, bes. S. 79–94; Braunbehrens: Mozart in Wien, S. 402–407 u. 415–422; Jules Speller: Mozarts *Zauberflöte*. Eine kritische Auseinandersetzung um ihre Deutung. Oldenburg: Igel 1998; Martha Ida Frese: Wer war Sarastro, wer Tamino ...? *Die Zauberflöte* als Allegorie zur politischen Szene im josephinischen Wien. Die Identifikation der Hintergrundfiguren mit Hilfe der Namenszahlensymbolik. Pähl in Oberbayern: Hohe Warte 1998; Eine allegorische Deutung der *Zauberflöte* als chiffrierte radikalaufklärerische Illuminatenoper unternahm in wiederholten Anläufen Helmut Perl: Der Fall Mozart. Aussagen über ein missverständenes Genie. Zürich/Mainz: Atlantis <sup>2</sup>2006, S. 19–125; Helmut Perl: Der Fall *Zauberflöte*. Mozart und die Illuminaten. Zürich/Mainz: Atlantis 2006.

314 Wolfgang Hildesheimer: Mozart. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1977 [u. ö.], S. 338.

315 Schikaneder: [Vorerinnerung zu:] Der Grandprofos, S. [A1]; vgl. dazu Müller-Kampel: Hanswurst, Bernardon, Kasperl. Spaftheater im 18. Jahrhundert, S. 59.

selbst den ‚Direkteur‘ stellt, wie es bei der Gemeinschaftsproduktion mit Mozart für das Theater im Freihaus auf der Wieden ja der Fall war.<sup>316</sup> Insofern scheint es durchaus legitim, sich dem Libretto der *Zauberflöte* einmal nicht mit der vorausgesetzten Annahme zu nähern, dass es sich hier um „ein einzigartiges Kunstwerk“<sup>317</sup> handle – sondern um ein im Wortsinn merkwürdiges Kunstwerk, dessen eigenwillige Beschaffenheit und Qualität erst einmal zu diskutieren seien. Dementsprechend übt Hildesheimer harsche Kritik an den Schwächen des Texts und interpretiert Mozarts Arbeit an der *Zauberflöte* als einen „letzte[n] energische[n] Versuch, sich zu sanieren, und sei es auch durch Konzession an das ‚Populare‘. Für die Annahme, daß es Mozart schon lange nicht mehr darauf ankam, „zu gefallen“, gebe es „genügend Beweise“, sodass Papagenos „unbeschwert-fröhliches Wesen“ in erster Linie als Spekulationsobjekt erscheine, das sich prospektiv als „gewinnbringend für seinen Schöpfer“ erweisen sollte.“<sup>318</sup>

Auf weniger provokante und zugleich literatur- und musikhistorisch differenziertere Weise bestätigt Jörg Krämer in seiner maßstabsetzenden Habilitationsschrift *Deutschsprachiges Musiktheater im späten 18. Jahrhundert* (1998) letztlich diese Diagnose, ohne deshalb auch die pejorative Bewertung zu übernehmen: „Für Schikaneders publikumsbezogene und freiwirtschaftliche Theaterarbeit bedeutete die ‚Zauberflöte‘ primär ein Investitionsgeschäft als Ausstattungs- und Prunkstück. Es ging Schikaneder [...] nicht um literarische Stringenz oder Originalität, sondern primär um Theaterwirksamkeit für heterogene Publiken und Ansprüche [...] – und um Raum für Musik.“<sup>319</sup> Eben zum Zweck größtmöglicher Theaterwirksamkeit setzte der Theatermacher demnach

bei den bühnentechnischen und aufführungspraktischen Möglichkeiten des Theaterapparats an, die er unter dem harten Konkurrenzdruck der privat getragenen Wiener Vorstadtbühnen [...] bis an die Grenzen ausreizt[e]. Ähnliches gilt – auf anderer Ebene – für Mozarts Musik, die die bislang immer noch weitgehend getrennten musikalischen Sphären von *Seria*, *Buffa* und *Singspiel* amalgamiert, aber auch die Errungenschaften des *Melodrams* und der *Instrumentalmusik* einbezieht.<sup>320</sup>

Es war beiden Künstlern also darum zu tun, „alle künstlerischen Möglichkeiten der Gegenwart“ sowie der ihnen zur Verfügung stehenden Bühnentechnik

316 Vgl. dazu Tadeusz Krzeszowiak: *Freihaustheater in Wien 1787–1801. Wirkungsstätte von W. A. Mozart und E. Schikaneder. Sammlung der Dokumente. Wien/Köln/Weimar 2009*, bes. S. 147–176.

317 So Assmann: *Die Zauberflöte*, S. 27.

318 Hildesheimer: *Mozart*, S. 321.

319 Krämer: *Deutschsprachiges Musiktheater im späten 18. Jahrhundert*, S. 547.

320 Ebd., S. 539 f.

„auszuschöpfen und daraus einen neuartigen Typ von Musiktheater zu entwickeln“.<sup>321</sup> Bezeichnenderweise entstand dessen Innovativität gerade aus dem ‚ungleichzeitigen‘ Zusammenspiel moderner und ganz traditioneller Elemente, die im protestantischen Deutschland durch die frühauflärerische Dramaturgie Gottscheds längst verdrängt worden waren: „In Wien zieht sich dagegen eine spezifische, ungebrochene Barocktradition exotischer und wunderbarer Stoffe, die verschiedene mythologische Systeme vermischen, durch das gesamte 18. Jahrhundert; sie kennzeichnet besonders eine ganze Gruppe von Wiener Werken ab den späten 1780er Jahren.“<sup>322</sup> Mehr noch: „Die gemischte Form ist für das Volkstheater in Wien überhaupt seit den ‚Haupt- und Staatsaktionen‘ Stranitzkys kennzeichnend; in zahlreichen Handlungsstrukturen steht Schikaneders Text in einer deutlichen Kontinuität des populären Theaters.“<sup>323</sup> Auf unerwartete Weise schufen Schikaneder und Mozart in Wien – ganz anders, „als es die aufklärerische Nationaltheater-Bewegung intendiert hatte“ – „nach 1790 ein nationales ‚Theater für alle““, und zwar „nicht, wie die aufklärerische Intelligenz meist annahm, von ‚oben‘, in einem von Fürsten getragenen ‚Deutschen Odeon‘ (Wieland), sondern von ‚unten‘, gerade im skeptisch betrachteten und ausgegrenzten Musiktheater der Vorstadtbühnen“.<sup>324</sup> Dies alles erkläre in seinem Zusammenwirken die in vielerlei Hinsicht rätselhaft erscheinende „Machart des Textes“ der *Zauberflöte*, „dessen hervorstechende Merkmale Diskontinuität und ein raffinierter Synkretismus sind, der im Dienste der Theaterwirksamkeit die zur Verfügung stehenden Repertoires (z. T. auch aus zweiter oder dritter Hand) plündert und so rücksichtslos wie artifiziiell vermischt“.<sup>325</sup> Schikaneders und Mozarts unbedingter Wille zum Superlativ im Quantitativen führte freilich qualitativ nicht zu einem in sich geschlossenen, homogenen und abgerundeten ‚Werk‘, wie im Folgenden gezeigt werden soll – obgleich das zahlreiche am autonomen Kunstbegriff geschulte Interpreten zur Aufwertung der von ihnen geliebten *Zauberflöte* so beharrlich wie wenig überzeugend postuliert haben. Fast ebenso fragwürdig scheint indes die gegenläufige Deutung einer aus der vermeintlichen „Vielstimmigkeit“ des Librettos sowie der „Überlagerungen verschiedenster Traditionen“ angeblich resultierenden „Dialogizität“ der Oper im Sinne Michail M. Bachtins, mit der Krämer die *Zauberflöte* aus alternativer Perspektive zu nobilitieren sucht.<sup>326</sup> Schikaneders heterogenes Stückwerk kann

321 Ebd., S. 540.

322 Ebd., S. 541.

323 Ebd.

324 Ebd., S. 538.

325 Ebd., S. 539.

326 Ebd., S. 540 u. 548 f. Dass Inkonssequenzen, Widersprüche und Brüche im Aufbau sowie in der Handlungsführung und Figurenzeichnung eines Textes nicht gleichbedeutend mit ‚Vielstimmigkeit‘ im emphatischen Sinne Bachtins sind, obwohl sie ebenfalls konkurrieren

kaum als kühne Vorwegnahme jener subtilen poetischen Verfahrensweisen gelten, die Bachtin an Dostojewskis polyphonen Romanen diagnostiziert hat.

### 3.2 Aufklärungsooper und Spaßtheater

Die Provokation Hildesheimers sei im Folgenden also nicht uneingeschränkt geteilt, aber doch aufgegriffen und in ein produktives Spannungsverhältnis zu den affirmativen Deutungen gebracht. Der historische Text der *Zauberflöte* soll hier mit einem besonderen Fokus auf das in ihm vermittelte Bild von ‚Aufklärung‘ – sowie auf deren spezifische Wiener Spielart – betrachtet werden,<sup>327</sup> hat man doch eine „Neigung“ Schikaneders und Mozarts „zu Szenarien demonstrativer Aufklärung“ konstatiert, die „einer habituellen Affinität zur josephinischen Aufklärung geschuldet“ sei.<sup>328</sup> Dabei ist nicht unter den Tisch zu kehren, dass die Reduktion einer Oper – also *per se* einer dezidierten Medienkombination<sup>329</sup> – auf deren Libretto keineswegs das gesamte Kunstwerk zureichend zu beschreiben vermag. Außerdem waren weder Schikaneder noch Mozart gebürtige Wiener, doch hier ansässig, als sie die Oper verfassten, und wie Blumauer und Pezzl von der katholisch-oberdeutschen Kultur geprägt.

Nahegelegt wird das Unterfangen einer primär auf den Text und das in ihm vermittelte lokale Aufklärungsbild bezogenen Interpretation der *Zauberflöte* indes in mehrfacher Hinsicht: Da ist zum einen die historische Sicht des Librettisten als des eigentlichen Autors, die vom heutigen Usus signifikant abweicht und aus den typografischen Eigenheiten des Theaterzettels der Uraufführung [Abb. 11] hervorgeht: „Eine grosse Oper in 2 Akten, von Emanuel Schikaneder“ heißt es da in schnöder Ausschließlichkeit; der Name des Komponisten erscheint dagegen erst nach dem Figuren- und Sängerverzeichnis „in neben-

---

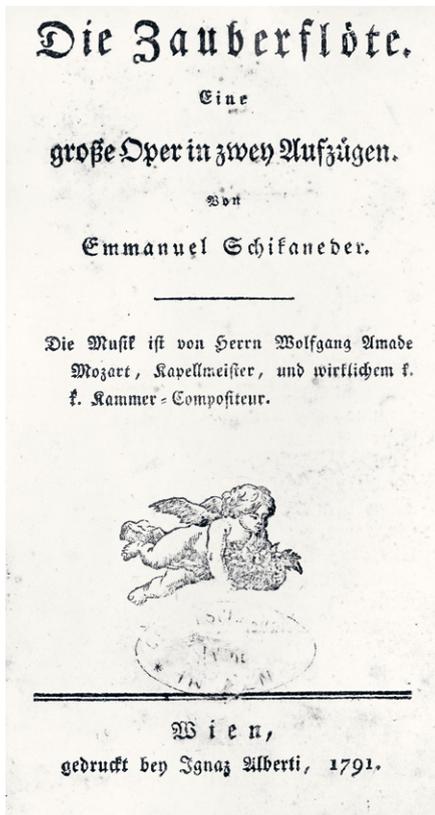
rende Perspektiven nebeneinander stehen lassen, bedarf keiner ausdrücklichen Argumentation.

327 Vgl. dazu auch Karl Pestalozzi: *Das Libretto der Zauberflöte als Märchen der Aufklärung*. Basel: Stiftung BOG 1998 (=Schriftenreihe der Stiftung Basler Orchester-Gesellschaft, Heft 1), dessen „Gesichtspunkt“ zwar „derjenige der Aufklärung“ ist, der aber davor warnt, „von einem engen Aufklärungsverständnis“ auszugehen: Kants Aufklärungsschrift könne „kein tauglicher Schlüssel zur *Zauberflöte*“ sein (S. 2), während er in relativ unspezifischen Aufklärungsdefinitionen von Lorenz Westenrieder und Wieland größere Affinitäten erblickt (S. 3 u. 7). Das ist zweifelsohne richtig, doch soll im Folgenden gerade auch der Vergleich mit Kants Text dazu beitragen, die Spezifik und Defizienz des im Libretto vermittelten Aufklärungsverständnisses zu bestimmen.

328 Michler: *Kulturen der Gattung*, S. 303; vgl. dazu jetzt auch das Kapitel „Komödien zwischen Aufklärung und Gegenklärung“ im Überblickskommentar von Cornelius Mitterer zu Emanuel Schikaneder: *Wiener Komödien*. Hg. v. C. M. Wien: Lehner 2022 (=Texte und Studien zur österreichischen Literatur- und Theatergeschichte, Bd. 7), S. 307–334, hier S. 321–327.

329 Vgl. Irina O. Rajewsky: *Intermedialität*. Tübingen/Basel: Francke 2002, S. 15 f. u. 18–23.





12 Emanuel Schikaneder: *Die Zauberflöte. Eine große Oper in zwey Aufzügen*. Wien: Alberti 1792 (Titelblatt der Erstausgabe) © Austrian Archives / brandstaetter images / picturedesk.com.

klärerischen Bildlichkeit: „Mag immer das Vorurtheil seinen Thadel über uns Eingeweihte auslassen! – Weisheit und Vernunft zerstückt es gleich dem Spinnengewebe.“<sup>337</sup> So stellte man sich offenbar im populären Wiener Theater des ausgehenden 18. Jahrhunderts aufklärerisches Denken und Sprechen vor.

Deren Libretto selbst lässt keinen Zweifel zu: Im fünfzehnten Auftritt des ersten Aufzugs, als Tamino sich vom Bann der nächtlichen Königin zu lösen beginnt, ruft er in diesem Sinne aus: „O ewige Nacht! wann wirst du schwinden? – / Wann wird das Licht mein Auge finden?“<sup>334</sup> Dementsprechend berichtet Sarastro über Tamino zu Beginn des zweiten Aufzugs: „[D]ieser Jüngling will seinen nächtlichen Schleyer von sich reißen, und ins Heiligthum des größten Lichtes blicken.“<sup>335</sup> Ebenfalls klar in Richtung der Aufklärung deuten Passagen wie die folgende, die von gemeinaufklärerischem Humanitätspathos geradezu triefen: „*Sprecher (steht auf)*. [...] [M] ich bangt es um den Jüngling. Wenn nun im Schmerz dahin gesunken sein Geist ihn verließ, und er dem harten Kampfe unterläge. – Er ist Prinz! – / *Sarastro*. Noch mehr – – Er ist Mensch!“<sup>336</sup> Noch gegen Ende des Singspiels bedient sich Sarastro bei der Initiationsfeier Taminos der topischen auf-

334 Schikaneder: *Die Zauberflöte*, S. 40.

335 Ebd., S. 51.

336 Ebd., S. 52; vgl. auch ebd., S. 5, folgende Aussage Papagenos zu Tamino: „Wer ich bin? (*für sich*) Dumme Frage! (*laut*) Ein Mensch, wie du.“

337 Ebd., S. 51.

Ohne die intrikate Frage nach der Gattung der *Zauberflöte* zu vertiefen, der Werner Michler eingehende Untersuchungen gewidmet hat,<sup>338</sup> sei hier nur *en passant* erwähnt, dass diese ‚teutsche Oper‘ ein „Patchwork“ aus Versatzstücken aller Art<sup>339</sup> bzw. ein hybrides „*mixtum compositum*“<sup>340</sup> unterschiedlichster nationaler, kultureller und sozialer Formen sowie generischer Traditionen des Musikdramas ist,<sup>341</sup> das ja immer schon eine hybride Medien- und Gattungskombination darstellt – und mehr denn je in ihrer eigenwilligen historischen Erscheinungsform als ‚deutsches Singspiel‘. Im Zusammenhang dieser heterogenen Herkunft und Beschaffenheit des Genres gibt der Mozart-Biograf Hildesheimer zu bedenken:

Das Singspiel ist niemals ein formal glückliches Gebilde gewesen. Der Sprechtext, der die Handlung zu fördern hat, fördert auch den Zerfall des musikalischen Kontinuums: Nummer bleibt Nummer. Und in der ‚Zauberflöte‘ kann ihre thematische Vielfalt dem diffusen Anspruch nicht gerecht werden. Das Deklamatorische, Weihevollte, hat Mozart notgedrungen [...] zu falscher Prosodie, falscher Phrasierung geführt.<sup>342</sup>

In direkter Konsequenz aus diesem Befund entwickelt Hildesheimer die nicht nur von ihm selbst vertretene These, Mozart habe mitunter geradezu *gegen* den schwachen Text komponiert,<sup>343</sup> worauf noch zurückzukommen sein wird. Wie dem auch sei: Als literarische und musikalische Mischform mithin wird die *Zauberflöte* zusätzlich durch ihre unverhohlenen aufklärerische Zielsetzung zu einem äußerst spannungsreichen, brüchigen Text – einmal ungeachtet „der von Otto Jahn ausgeheckten,<sup>344</sup> längst widerlegten, gleichwohl nicht umzubringenden ‚Bruch‘-Hypothese“.<sup>345</sup> Die bezieht sich freilich nicht allein auf die inzwi-

338 Vgl. Werner Michler: *Die Zauberflöte* und das Problem der literarischen Gattungen. Zu Mozart und Goethe. In: Mozarts literarische Spuren. Werk und Leben des Komponisten im literarischen Diskurs vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Ergebnisse des Symposiums im Wrocław/Breslau, 20.–23. November 2006. Wien: Praesens 2008, S. 11–29; eine überarbeitete Fassung dieses Aufsatzes findet sich in Michler: *Kulturen der Gattung*, S. 295–322.

339 So Krämer: *Deutschsprachiges Musiktheater im späten 18. Jahrhundert*, S. 547.

340 So Stefan Kunze: *Mozarts Opern*. Stuttgart: Reclam 1984, S. 555.

341 Zu den „Quellen und Einflüssen“ vgl. auch Meinhold: *Zauberflöte* und *Zauberflöten-Rezeption*, S. 71–86.

342 Hildesheimer: *Mozart*, S. 337.

343 Vgl. ebd., S. 332.

344 Vgl. Otto Jahn: *W. A. Mozart*. Tl. 1–2. Leipzig: Breitkopf und Härtel 1867, Tl. 2, S. 490.

345 So etwas herablassend Borchmeyer: *Mozart oder Die Entdeckung der Liebe*, S. 80, der sich bei der Widerlegung dieser Hypothese vor allem auf Mozarts Komponierweise sowie auf die Argumente von Krämer: *Deutschsprachiges Musiktheater im späten 18. Jahrhundert*, S. 578, beruft; vgl. dazu auch ebd., S. 546, sowie – ausführlicher und differenzierter – Meinhold: *Zauberflöte* und *Zauberflöten-Rezeption*, S. 51–71.

schen besser bekannte Entstehungsgeschichte der Oper, sondern genauso auf ihre diskontinuierliche Handlungsführung – insbesondere zwischen erstem und zweitem Aufzug –, und auch nicht nur darauf: „Der Synkretismus des Textes zeigt sich neben der zentralen Verbindung ‚hoher‘ und ‚niederer‘ Genres besonders auf ideologischer Ebene. Schikaneder vermischt heterogene Mythologeme aus Altägypten, der griechischen Antike und dem Mittelalter mit aktuellen, orientalisierenden Kunstmärchen und freimaurerischen Ideologemen.“<sup>346</sup> Die heterogene generische Herkunft und textuelle Struktur der *Zauberflöte* zeitigt als „ein einziger fortgesetzter Stilbruch“<sup>347</sup> denn auch erhebliche Auswirkungen auf ihre aufklärerische Botschaft, wie Krämer betont: „Nicht nur in ihrer Genese, sondern v.a. inhaltlich widerspricht jedoch das deutsche ‚Nationalstück‘ [...] den aufklärerischen Theaterreformvorstellungen. Zu offensichtlich und zu irritierend sind die zahlreichen Widersprüche, die dieses Werk durchziehen, ohne daß freilich seine Popularität darunter je gelitten hätte.“<sup>348</sup> Es ist genau die populäre Machart, die der spezifisch populären Öffentlichkeit des josephinischen Wien bestens entsprach.

Insbesondere das dem gesamten Plot zugrundeliegende Genre der ‚Wiener Zauberoper‘ bzw. deren spezifische Form ist dem aufklärerischen Denken heterogen, wenn man dieses als Kritik aller überkommenen Gewissheiten im Sinne einer unvoreingenommenen Prüfung versteht. Das zeigt schon ein flüchtiger Blick auf die vergleichbare dramatische Anlage des deutschen Singspiels *Kaspar, der Fagottist, oder: die Zauberzither* von Joachim Perinet,<sup>349</sup> das am 8. Juni 1791, also nur vier Monate vor der *Zauberflöte*, vertont von Wenzel Müller im Theater in der Leopoldstadt uraufgeführt wurde. Mozart hat die *Zauberzither* nachweislich schon am 11. Juni 1791 gesehen, ohne davon sonderlich beeindruckt gewesen zu sein.<sup>350</sup> Jan Assmann und Dieter Borchmeyer erkennen nun zwar zwischen den Texten, die sich stoffgeschichtlich beide auf ein Märchen August Jacob Liebeskinds aus einer Sammlung Christoph Martin Wielands zurückfüh-

346 Krämer: Deutschsprachiges Musiktheater im späten 18. Jahrhundert, S. 540 f.

347 So Kunze: Mozarts Opern, S. 555.

348 Borchmeyer: Mozart oder Die Entdeckung der Liebe, S. 538.

349 Vgl. Joachim Perinet [und Wenzel Müller]: *Kaspar, der Fagottist, oder: die Zauberzither*. In: Joseph Anton Stranitzky, Joseph Felix Kurz, Philipp Hafner, Joachim Perinet, Adolf Bäuerle: *Hanswurstiaden. Ein Jahrhundert Wiener Komödie*. Hg. v. Johann Sonnleitner. Salzburg/Wien: Residenz 1996, S. 193–259.

350 Vgl. Wolfgang Amadé Mozart an Constanze Mozart, 12.6.1791. In: Digitale Mozart-Edition (DME): Briefe und Dokumente: <https://dme.mozarteum.at/DME/briefe/letter.php?mid=1732&cat=> (zuletzt eingesehen am 15.01.2023); dazu Sonnleitner: *Hanswurst, Berardon, Kasperl und Staberl*, S. 374 f.

ren lassen,<sup>351</sup> keine signifikante Ähnlichkeit<sup>352</sup> bzw. gehen auf die manifesten Parallelen in der Handlungsstruktur nicht näher ein.<sup>353</sup> Dieser Zugang scheint jedoch vor allem dem Versuch geschuldet zu sein, *Die Zauberflöte* als einzigartigen Gipfelpunkt der Operngeschichte des 18. Jahrhundert zu stilisieren, wozu auch Schikaneders Libretto nobilitiert werden soll, dessen Deutung Assmann stark auf die Mysterienhandlung hin fokussiert<sup>354</sup> – und insofern auch verengt. Kenner des Wiener Vorstadttheaters wie Beatrix Müller-Kampel, die noch im Jahr 2003 Lektüren des Singspiels „innerhalb eines wenig beachteten Kontextes, jenes des Alt-Wiener Hanswurst- und Kasperltheaters“ einforderte,<sup>355</sup> oder Johann Sonnleitner sehen das signifikant anders:

Die Affinitäten zwischen Perinets und Schikaneders Texten sind naturgemäß groß, da sie beide dieselbe Vorlage, nämlich das Märchen *Lulu oder die Zauberflöte* aus Wielands Sammlung *Dschinnistan* benutzten, die auch 1791 in Wien bei ‚Mathias Ludwig in der Singerstraße‘ herausgekommen war, und beide mit der literarischen Tradition der Vorstadtbühnen bestens vertraut waren. Vor allem auf der komischen Ebene sind die Parallelen in der Konfiguration offensichtlich: Der Vogelfänger Papageno teilt alle Eigenschaften Kasperls, verzichtet auf die heroischen Attitüden seines Herrn, ist dem Essen, Trinken und besonders der Liebe zugetan. Papageno tritt gegenüber Tamino allerdings bedeutend selbstbewußter auf als sein Pendant. Der Mohr Monostatos hat sein Ebenbild im gefräßigen und tyrannischen Zumio, die Königin der Nacht des ersten Aktes der *Zauberflöte* in der strahlenden Fee Perifirime; die Tochter Sidi wiederum entspricht

351 Neben *Lulu oder die Zauberflöte* hat sich Schikaneder auch von anderen Märchen aus Wielands Sammlung *Dschinnistan* inspirieren lassen, nämlich von *Neangir und seine Brüder*, *Die klugen Knaben*, *Der Stein der Weisen* und *Oberon*; vgl. Assmann: Schikaneder, Mozart und die Zauberflöte, S. 435, Anm. 26; Assmann: Die Zauberflöte, S. 19.

352 Borchmeyer: Mozart oder Die Entdeckung der Liebe, S. 340, Anm. 109, spricht von einer „geringen Ähnlichkeit beider Werke“, ohne das näher zu erläutern – obwohl er im selben Satz Otto Jahn vorhält, „das ihm offenbar unbekanntes Singspiel Perinets ohne jeden philologischen Beweis als das für den Erfolg der *Zauberflöte* gefährliche Konkurrenzstück auszugeben“.

353 Assmann: Schikaneder, Mozart und die Zauberflöte, S. 427 f.

354 Vgl. Assmann: Die Zauberflöte, S. 24: „Diese [mysteriologische und ritualtheoretische, N.C.W.] Sichtweise erwies sich als so ungeahnt ergiebig, daß sich in ihrem Licht die Mysterienweihe nicht nur als ein zweifellos zentrales Motiv der Oper, sondern als das leitende, ihren gesamten Aufbau musikalisch und textlich bestimmende Prinzip herausstellte.“

355 Müller-Kampel: Hanswurst, Bernardon, Kasperl. Spaßtheater im 18. Jahrhundert, S. 59. Vgl. dazu auch Sascha Kiefer: „Am End weiß keiner nix“: Spaßmacher des Wiener Volkstheaters zwischen Komik und Philosophie. In: Narren, Clowns, Spaßmacher. Studien zu einer Sozialfigur zwischen Mittelalter und Gegenwart. Hg. v. Katharina Meiser u. Sikander Singh. Hannover: Wehrhahn 2020, S. 155–182, hier S. 170: „Da sie auf internationalem Parkett vor allem als ‚große Oper‘ rezipiert wurde, ist in den Hintergrund getreten, wie eng *Die Zauberflöte* ursprünglich mit dem spezifischen Wiener Volkstheater verbunden war.“

der Pamina wie Papagena der Palmire und Prinz Armidoro dem Tamino. Perinet hält sich relativ eng an die Fabel des Märchens, die komische Verdoppelung der Handlung durch Kasperl ist allerdings seine eigene Erfindung.<sup>356</sup>

Genau diese „komische Verdoppelung der Handlung“, die im Übrigen schon für die Haupt- und Staatsaktionen Joseph Anton Stranitzkys mit ihrer „gedoppelten Liebesgeschichte“ charakteristisch war,<sup>357</sup> wirkte fort bis ins Zauberstück bzw. die Zauberoper des Wiener Vorstadttheaters im späten 18. Jahrhundert,<sup>358</sup> als dessen bekanntestes Werk die *Zauberflöte* gelten kann.<sup>359</sup> Selbst die Wiener Bearbeitungen dramatischer Stoffe aus anderen Kontexten und Kulturräumen weisen häufig solche Handlungsverdoppelungen auf. Indem nun Schikaneder seine Papageno-Papagena-Geschichte nach diesem Muster als ‚komische Verdoppelung‘ der Tamino-Pamina-Handlung anlegt, reiht er sich ein in die lokale Wiener Theatertradition. Ähnlich hatte ja auch Perinet „durch die Kontraste und Parallelen in der Konfiguration – Zumio und Kasperl sind beide Diener – eben die theatralischen Effekte“ hervorgebracht,<sup>360</sup> die kein Geringerer als Goethe laut Eckermann an der *Zauberflöte* so rühmte: Er konzidierte demzufolge zunächst, dass Schikaneders Text „voller Unwahrscheinlichkeiten und Späße sei, die nicht Jeder zurechtzulegen und zu würdigen wisse; aber man müsse doch auf alle Fälle dem Autor zugestehen, daß er im hohen Grade die Kunst verstanden habe, durch *Kontraste* zu wirken und große theatralische Effekte herbeizuführen“.<sup>361</sup> Genau diese Büh-

356 Sonnleitner: Hanswurst, Bernardon, Kasperl und Staberl, S. 376. Eine ausführlichere Zusammenfassung, die noch viel mehr Parallelen in der Handlungsführung zu Tage fördert, findet sich in Müller-Kampel: Hanswurst, Bernardon, Kasperl. Spaßtheater im 18. Jahrhundert, S. 57 f.

357 Ebd., S. 59; vgl. dazu ebd., S. 35: „Was [...] in der Barocktragödie stets in ein moralisch-religiöses Fabula docet mündete, wurde in den Haupt- und Staatsaktionen von Beginn an durch die Lustige Figur konterkariert: Die Affektverfallenheit des Tyrannen verkehrte sich in Hanswurst, seinen Spießgesellen und Gespielinnen zur Besessenheit von Wein, Fleisch und Fäkalien; die Großmütigkeit des Märtyrers zu raffgieriger Kleinlichkeit; die feierliche Veruchtheit des Intriganten zur fleghaften Schabigkeit; die forsche Furchtlosigkeit des Kriegers zu erbärmlicher Hasenherzigkeit; die hehre Leidenschaft des Liebeshelden zur Lust an kurzweiliger Kopulation.“

358 Zu den „Anfängen des Zauberstücks“ in Wien vgl. Hein: Das Wiener Volkstheater, S. 16: „Dabei stehen reale, groteske und allegorische Figuren nebeneinander, ohne sich gegenseitig zu parodieren. Die Parallelität von Ernst-Pathetischem und Nürrisch-Groteskem ist eine wichtige Voraussetzung für den Eintritt heimischer Typen in die von den Figuren der Commedia dell'arte bestrittenen Ballette.“

359 Vgl. Kiefer: „Am End weiß keiner nix“, S. 170 f.: „[D]ie Handlung um Tamino und Pamina [...] entspricht der typischen ‚Struktur der Haupt- und Staatsaktionen‘, ebenso die parallel zu dieser Staatsaktion ablaufende Liebesgeschichte des sozial niedrig gestellten Buffo-Paares Papageno und Papagena“.

360 Sonnleitner: Hanswurst, Bernardon, Kasperl und Staberl, S. 377.

361 Eckermanns Gespräch mit Goethe, 13.4.1823. In: Johann Wolfgang Goethe: Sämtliche Werke

nenwirksame Kontrastwirkung war ein genuines Anliegen der Wiener Theatertradition. Sie führte freilich auch dazu, dass der Ernst der gravitatischen Seite der Handlung erheblich konterkariert wurde, was weniger eine gesellschaftskritisch-subversive Wirkung zeitigte als vielmehr psychologisch eine Entlastungsfunktion erfüllte. Gleichwohl gelang es Perinet „trotz des märchenhaften Hintergrundes, zeitgenössische soziale Wirklichkeit einzufangen“,<sup>362</sup> was man hingegen dem Libretto Schikaneders zumindest *prima vista* nicht nachsagen kann – oder eben nur sehr partiell hinsichtlich der Freimaurerei, wie zuletzt Assmann minutiös nachgewiesen hat.<sup>363</sup> Inwiefern die *Zauberflöte* gleichwohl brennende Fragen der zeitgenössischen Aufklärungsdebatte mehr aufwirft als aufgreift, soll im Folgenden anhand dreier zentraler Problemfelder des Librettos diskutiert werden (III.3.3, III.3.4 und III.3.5), bevor ein Schlusskapitel die Ergebnisse bündelt und noch einmal auf die leitende Thematik des vorliegenden Buchs zurückbezieht (III.3.6).

### 3.3 Volkstümlichkeit und Autorität

Während Papageno als lustig-naive Figur aus dem Volk firmiert,<sup>364</sup> erscheint der von ihm begleitete adelige Tamino<sup>365</sup> – und mehr noch der für die Weisheit schlechthin stehende Sarastro<sup>366</sup> – als Inbegriff einer gleichsam in der Ordnung der Dinge gründenden, ernsthaft-gravitatischen Autorität. Diese wird nirgendwo hergeleitet oder legitimiert und stützt sich auch nicht allein auf eine scheinbar natürliche Wirkung im Sinne charismatischer Herrschaft, sondern bedarf zu ihrer Durchsetzung neben pastoralen Gesten allen anderslautenden Beteuerungen<sup>367</sup> zum Trotz durchaus einer – auch physisch spürbaren – Gewaltanwendung. So erklärt Sarastro es mit Blick auf Tamino zu einer „unsrer wichtigsten Pflichten“, dem „tugendhaften“ nicht nur „freundschaftlich die Hand zu bieten“, sondern auch ihn väterlich „zu bewachen“,<sup>368</sup> ihn also „ans Gängelband zu nehmen“, um es zeitgenössisch zu formulieren. Dieselbe „Pflicht“ gilt

---

nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe. Bd. 19: Johann Peter Eckermann: Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Hg. v. Heinz Schlaffer. München/Wien: Hanser 1986, S. 478.

362 Sonnleitner: Hanswurst, Bernardon, Kasperl und Staberl, S. 377.

363 Vgl. Assmann: Die Zauberflöte, S. 259–299.

364 Vgl. dazu Starobinski: Die Embleme der Vernunft, S. 109–111.

365 Vgl. ebd., S. 112–118.

366 Vgl. ebd., S. 118–121.

367 Vgl. ebd., S. 120, wo es heißt, Sarastro sei „an sich selbst mächtig genug, um niemals zur Gewalt greifen zu müssen“.

368 Schikaneder: Die Zauberflöte, S. 51. Es geht hier keineswegs um einen Schutz Taminos vor äußeren Gefahren, sondern darum, ihn vor Schritten zu bewahren, die nicht im Sinne Sarastros und seines Ordens sind.

im Verlauf der Handlung auch für anderen Figuren wie Pamina oder Monostatos, dem später sogar eine wenig aufklärerisch erscheinende Prügelstrafe verpasst wird. Autorität wird hier nicht argumentativ begründet, sondern – wie im Barockdrama<sup>369</sup> – statuiert und hingenommen; ihr stellt die *Zauberflöte* eine vollkommen machtlose komische Figur<sup>370</sup> entgegen: „Als demonstrativ unheroischer Charakter ist Papageno der Repräsentant des einfachen, sozial niedriggestellten Menschen, der den Ambitionen des Prinzen und der Priester verständnislos gegenübersteht.“<sup>371</sup> Wie bereits erwähnt, ist diese Figur – die in der Uraufführung von Schikaneder selbst gespielt wurde [Abb. 13], was auf ihre Bedeutung verweist – ganz nach dem Muster des traditionellen Wiener Theaters bzw. in der Tradition des Wiener Hanswurst oder Kasperl gestaltet. Johann Sonnleitner hat mit Blick auf den von Joseph Anton Stranitzky verkörperten Hanswurst betont:



13 Emanuel Schikaneder als der erste Papageno. Aus der Erstausgabe des Librettos der *Zauberflöte*, 1791 © ÖNB/Wien NB 607.663-C

In die heroisch-galante Welt historisch beglaubigter oder erfundener [...] Könige und Feldherrn des barocken Trauerspiels versetzt, stellt die Kunstfigur Hanswurst einen wirksamen Kontrast her, der das Gravitätische und Erhabene allein durch seine Präsenz komisch destruiert. Durch die Engführung der rhetorisch den *dramatis personae* ange-

369 Vgl. dazu die Deutung der *Zauberflöte* im Kontext des einschlägigen Kapitels „Das Wieder-aufleben der barocken Zauberspielphantastik aus dem Alt-Wiener Volkstheater“ von Rommel: Die Alt-Wiener Volkskomödie, S. 493–530.

370 Vgl. Starobinski: Die Embleme der Vernunft, S. 109 f.

371 Kiefer: „Am End weiß keiner nix“, S. 172; ähnlich schon Rommel: Die Alt-Wiener Volkskomödie, S. 519.

messenen Ebenen, des *genus grande* der höfischen Welt und des *genus humile*, das dem Hanswurst vorbehalten bleibt, der sich eines derb-realistischen plebejischen Idioms bedient, kommt es immer wieder zur Kollision entgegengesetzter Sprachregister. An Hanswursts radikalem Materialismus und Sensualismus zerschellen die verbal ausgestellten Ideale[.]<sup>372</sup>

Von nicht nur anekdotischer Bedeutung ist in diesem Zusammenhang Mozarts eigene auffallende Vorliebe für sprachliche „Hanswurstiaden“, von denen seine Korrespondenz zeugt: „In der Tat könnte man ihn aufgrund der verbalen Harlekinadien seiner Briefe, der Wortspiele, parodistischen Strophen, Verse und Reime bis an und über den Rand der Nonsens- und Lautpoesie als einen Sprachspieler bezeichnen, dem es oft weniger um den Sachgehalt als die Klanggestalt der Wörter geht – Musiker, so scheint es, auch hier.“<sup>373</sup> Borchmeyer verweist in diesem Zusammenhang unter anderem auf „die vielen skatologischen Kanons und Gesangsszenen zu von ihm selbst verfaßten Texten“ sowie auf „die Bäsle-Briefe mit ihrer Anal- und Fäkalkomik“ etc.<sup>374</sup> Gerald Stieg hat die auffallenden ‚hanswurstischen‘ Vorlieben des Komponisten auf folgende Formel gebracht: „Mozart entwickelt in seinen Briefen Aspekte des Hanswurstischen bis zu einem Grad, den gewiß der Urhanswurst auf der Bühne nie erreicht hat. Die Herr-Diener-Umkehrung, die Enthemmung der Analsphäre, der Widerstand gegen die Logik der Sprache und das Spiel mit der eigenen Identität sind die auffallendsten Merkmale.“<sup>375</sup> Angesichts dessen wird man eine Affinität des Komponisten zu seiner Figur des Papageno – um nicht zu sagen: Sympathie für sie – annehmen dürfen. Das hat auch Konsequenzen für die Gesamtaussage des Stücks, wie noch zu zeigen sein wird. Zunächst aber gilt es, die Figurengestaltung Papagenos selbst genauer zu betrachten.

Der marxistische Kritiker Ernst Fischer urteilte – inhaltlich durchaus übereinstimmend mit dem bisher Referierten – über den Hanswurst, die „Zentralgestalt des österreichischen Volkstheaters“, aus dezidiert ideologiekritischer Perspektive; er betonte dabei vor allem die innere Brüchigkeit schon in den früheren Ausprägungen des Typus.<sup>376</sup> Demgegenüber erscheint der für das Wiedener Freihaustheater konzipierte Papageno theatergeschichtlich allerdings „in der

372 Sonnleitner: Hanswurst, Bernardon, Kasperl und Staberl, S. 341.

373 Borchmeyer: Mozart oder Die Entdeckung der Liebe, S. 281.

374 Ebd.

375 Gerald Stieg: Versuch einer Philosophie des Hanswurst. In: *Austriaca. Cahiers Universitaires d'Information sur l'Autriche* 5 (février 1979), S. 79–108, hier S. 89.

376 Ernst Fischer: Johann Nestroy. In: Von Grillparzer zu Kafka. Von Canetti zu Fried. Hg. v. Karl Markus Gauß unter Mitarbeit von Ludwig Hartinger. Frankfurt a. M.: Vervuert 1991, S. 125–209, hier S. 128.

Reihe des reformierten, gereinigten Hanswursts<sup>377</sup>, der durch Mozarts Musik – verglichen mit seinem Vorgänger – „sogar doppelt sublimiert“ ist.<sup>378</sup> Als eine solche, von allen skatologischen und anderen allzu sinnlichen ‚Unziemlichkeiten‘ gereinigte ‚lustige Person‘ war er geradezu eine „Gegenfigur zum Kaspar der Leopoldstädter Konkurrenz Bühne“<sup>379</sup> – eine Differenz, deren Beachtung Schikaneder selbst nachdrücklich urgiert hat: „Ich wollte wünschen, man spielte meinen Papageno als einen launichten Menschen, nicht als einen Hanswurst, wie es leider auf so vielen Bühnen geschieht.“<sup>380</sup> Die komische Figur des Wiener Theaters kann jedoch auch in ihrer gewandelten Erscheinungsform als Papageno, in der die topische Sexualität seiner ‚hanswurstischen‘ Vorgänger „gebändigt“ ist<sup>381</sup> und die „mit kindlicher Kasperlkomik von naiver Harmlosigkeit“<sup>382</sup> prunkt, durch vereindeutigende Funktionszuschreibungen – wie jene Starobinskis<sup>383</sup> – nicht adäquat in ihrer konstitutiven Ambivalenz abgebildet werden. Dies gilt weniger noch für ihre ursprüngliche Erscheinung:

377 So Hugo Aust, Peter Haida, Jürgen Hein: Volksstück. Vom Hanswurstspiel zum sozialen Drama der Gegenwart. München: Beck 1989, S. 102.

378 Kiefer: „Am End weiß keiner nix“, S. 171. Hinsichtlich von Mozarts Stellung „zur Domestizierung des ungeflügelten Federwesens“ vgl. Urbach: Die Wiener Komödie und ihr Publikum, S. 71 f.: „Zwischen erster Buchausgabe und komponiertem Text ergeben sich Unterschiede, die möglicherweise Mozarts Einfluß erkennen lassen. Das Ergebnis ist eine Milderung der ursprünglichen Absicht. Papagenos Entwicklung von immoralischer Promiskuität zu biederbürgerlicher Monogamie wird da vom zweiten Aufzug ins Auftrittlied vorverlegt. In der ersten Buchausgabe von 1791 gibt es dessen dritte Strophe nicht. Papageno tut in diesem Zusatz schon seine Absicht kund, alle gefangenen Mädchen gegen eines auszutauschen, das er auch zu seinem ‚Weib‘ machen würde.“

379 Krämer: Deutschsprachiges Musiktheater im späten 18. Jahrhundert, S. 548.

380 Emanuel Schikaneder: Vorrede zu: *Spiegel von Arkadien* (1795). Zit. nach Krämer: Deutschsprachiges Musiktheater im späten 18. Jahrhundert, S. 548, der selbst wiederum zitiert nach Maske und Kothurn 1 (1955), S. 360; vgl. auch Mitterer: Kommentar, S. 327. Im Exemplar der Originalausgabe aus der Österreichischen Nationalbibliothek ist diese Vorrede allerdings nicht zu finden: Der Spiegel von Arkadien. Eine grosse heroisch-komische Oper in zwey Aufzügen. Von Emanuel Schikaneder. Die Musik ist hiezu komponirt von Herrn F. X. Süßmayr. Wien 1795, gedruckt bey Leopold [sic] Stoß, k. k. privil. Buchdrucker.

381 So Urbach: Die Wiener Komödie und ihr Publikum, S. 72: „Das Publikum amüsierte sich über den lustigen Vogel und hatte eine immoralische Hypertrophie nicht zu fürchten.“

382 So Müller-Kampel: Hanswurst, Bernardon, Kasperl. Spaßtheater im 18. Jahrhundert, S. 61.

383 Vgl. Gruber: Zu Jean Starobinskis Deutung der „Zauberflöte“, S. 248, wo betont wird, „daß Starobinski innerhalb seines komplizierten Modells um Eindeutigkeit in der Funktionsbestimmung der einzelnen Personen [bzw. Figuren, N.C.W.] bemüht ist“, weshalb er auch „weniger Mitleid mit dem ungeliebten Monostatos als Mozart und Schikaneder“ habe; zu Papageno vgl. ebd., S. 249 f., zu Monostatos vgl. unten die Diskussion im Zusammenhang des Rassis-mus-Problems.

Der Hanswurst war nicht mehr ein *aufständischer*, doch immer noch ein *aufsässiger* Bauer. Er kommentierte die Haupt- und Staatsaktionen mit plebejischer Unverschämtheit. Pomp und Pathos brachten ihn zum Lachen. Alles Geschwollene war ihm zuwider. [...] Dennoch war er ein Gebrochener. Er glaubte nicht an gesellschaftliche Ideen, soziale Umwälzungen. Sein Glaubensbekenntnis galt dem greifbaren Augenblick: Essen und Trinken, Weiber und Wein. Die Philosophie der Jesuiten, daß das Leben ein kurzer Traum sei, war auch seine Philosophie. Diesen Traum in derber Fleischlichkeit zu genießen, war auch sein Lebenszweck. Er nahm den Mund voll, mit Würsten, nicht mit Phrasen.<sup>384</sup>

Zentrale Aspekte dieser Charakterisierung lassen unweigerlich an Papageno denken: Auch er denkt allererst an „Essen und Trinken, Weiber und Wein“, auch er lässt die ernsthaften Beschäftigungen der ‚Eingeweihten‘ und die daraus resultierenden ‚heroischen‘ Pflichten lieber Tamino erledigen, während er sich so gewissen- wie bedenkenlos ‚niederer‘ Sinnesfreuden hingibt. Der aufgeklärten Vernunft bleibt dieser Nachfahre des Hanswurst hingegen dauerhaft unzugänglich; er wird „das himmlische Vergnügen der Eingeweihten nie fühlen“<sup>385</sup> – womit ein zentrales Postulat europäischer Aufklärung, demzufolge alle Menschen unabhängig von ihrer Herkunft oder sozialen Stellung vernunftbegabt sind, außer Kraft gesetzt erscheint.<sup>386</sup> Fischers historische Assoziation einer solchen hedonistisch-unkritischen Lebenshaltung der lustigen Figur mit der „Philosophie der Jesuiten“, welche die Aufklärer so leidenschaftlich bekämpft haben, trägt das Ihre dazu bei, die von der Oper vermittelte Botschaft der Tugend nachhaltig zu hintertreiben. Dies hat nun Folgen für die im Libretto der *Zauberflöte* unabhängig davon verkündete aufklärerische Lehre, denn: „In der Dialektik der Aufklärung repräsentiert die lustige Figur die hartnäckige Skepsis gegen deren Fortschrittsoptimismus“.<sup>387</sup> Sie dient im Wiener Theater des 18. Jahrhunderts zuzusagen als dessen systemisch angelegter Kontrapunkt.<sup>388</sup> Mehr noch: „Sie

384 Fischer: Johann Nestroy, S. 128; ganz ähnlich urteilt auch noch Müller-Kampel: Hanswurst, Bernardon, Kasperl. Spaftheater im 18. Jahrhundert, S. 35: „Dieser Gegenbildlichkeit mit ihrer komischen Fallhöhe ein satirisches, mithin kritisches oder gar subversives Prinzip zu unterstellen, greift zu weit und war dem Publikum, den Spielern und nicht zuletzt der Spielkonzessionen und Privilegien erteilenden Obrigkeit fremd.“

385 Schikaneder: Die Zauberflöte, S. 87.

386 Dies entspricht dem generellen Befund von Mitterer: Kommentar, S. 322: „Schikaneders Wiener Komödien folgen partiell dem moraldidaktischen Tugendprogramm der Zeit. Bei aller Besserungstendenz ist aber auf die immer wieder aufblitzenden subversiven Zwischentöne und widerständigen Figurenzeichnungen zu achten, die das Aufklärungsideal unterlaufen.“

387 Sonnleitner: Hanswurst, Bernardon, Kasperl und Staberl, S. 379.

388 Vgl. auch Borchmeyer: Mozart oder Die Entdeckung der Liebe, S. 282: „Dieses Hanswurstische aber widerstrebte der Aufklärung und ihrer Theaterreform auf der ganzen Linie, wie die symbolische Exkommunikation Harlekins durch die Neuberin 1737 demonstriert“ etc.

ist eine Apologie der voraufklärerischen Lachkultur gegenüber dem dezentren Leibes- und Redekanon der modernen Zivilisation und überhaupt des kreatürlich-konkreten Menschen gegenüber dem zerebralen.<sup>389</sup> Borchmeyer deutet „die Papageno-Sphäre der *Zauberflöte*“ denn auch als heimliche „Rehabilitierung der durch die Theaterreform à la Sonnenfels – im Wiener ‚Hanswurst-Streit‘ – in Mißkredit geratenen komischen Figur als des Lebenszentrums des improvisierten Theaters und seiner – gegenüber den Literarisierungstendenzen des aufgeklärten Schauspiels – resistenten und renitenten Körperdramatik.“<sup>390</sup>

Die Papageno-Figur als Kontrapunkt des aufklärerischen Fortschrittsoptimismus richtet sich nun auf sein Gegenüber, nämlich die figurale Verkörperung der siegreichen Macht des Lichts bzw. der aufgeklärten Vernunft, wie Starobinski zunächst im Sinne einer unitarischen Exegese ausführt: „Sarastro (dessen Name, wie man weiß, Zoroaster oder Zarathustra nachahmt) ist nicht König, sondern Hohepriester. Über sich hat er nur die Götter und ihr Gesetz, das er deutet.“<sup>391</sup> Dieser „Geweihete“ entsage nun konsequent „der *persönlichen Macht*“ sowie der mit dieser verbundenen subjektiven „Leidenschaft“, „um nur noch Verwalter eines uneigennütigen Gesetzes des Mitgeföhls zu sein.“<sup>392</sup> Gewisse Zweifel an dieser primären Zuschreibung absoluter Selbstlosigkeit hat etwa Gruber artikuliert, denn Sarastro trete im „ersten Finale [...] mit seinem von sechs Löwen gezogenen Wagen vor seinem jubelnden Volk jedenfalls nicht so auf“.<sup>393</sup> In der Tat erinnern die Epitheta weniger an einen Bettelmönch als vielmehr an einen Pharao – oder ins Zeitgenössische gewendet: eben an einen absoluten Monarchen, der sich in seinem Gottesgnadentum nicht einmal als erster Diener seines Staats camouffieren muss. Die Herrschaft Sarastros gründet demnach keineswegs utilitaristisch in einer rational herleitbaren konkreten Funktion für das überindividuelle Gemeinwohl der von ihm regierten Menschen, sondern in reichlich abstrakten Prinzipien – oder gar Leerformeln. Dessen ungeachtet hat Starobinski darauf hingewiesen, dass in der *Zauberflöte*

die Macht den Göttern – Isis und Osiris – und der Sternenordnung gehört; die Quelle der Autorität liegt bei den großen ewigen und unpersönlichen Ganzheiten: Licht, Weisheit, Tugend, Harmonie usw. Um unter den Menschen zu wirken, braucht das transzendente Gesetz einen Sprecher oder Interpreten, und allein untadelige Wesen können diese Funktion ausüben: Sarastro ist nur *Offiziant*.<sup>394</sup>

389 So ebd.

390 Ebd., S. 285.

391 Starobinski: Die Embleme der Vernunft, S. 119.

392 Ebd.

393 Gruber: Zu Jean Starobinskis Deutung der „Zauberflöte“, S. 249.

394 Starobinski: Die Embleme der Vernunft, S. 118.

Während Starobinski in diesem Zusammenhang gleichwohl von einer „*rational*“ begründeten „Theokratie“ spricht („im Unterschied zu der sich auf eine ‚Offenbarung‘ berufenden“),<sup>395</sup> sei hier deren naturrechtliches Fundament im Sinne der Aufklärung entschieden infrage gestellt: Tatsächlich kann sie mit ihrer reichlich abstrakten Begründung keineswegs „dem Zweifel entrinnen, den das aufklärerische Gedankengut unaufhörlich gegen die Macht der Könige und Priester geschürt hat“, wie Starobinski sodann in seiner zweiten, „weniger beruhigenden“, ja „ohne allen Zweifel ketzerische[n] Antwort“ auf die Frage nach der Grundlage von Autorität und Macht „mit Blick auf die Absichten des Operntextes der *Zauberflöte*“ formuliert.<sup>396</sup> Gleichsam ideologiekritisch hält er nun nach dem Muster der radikalaufklärerischen These vom Priesterbetrug zur Herrschaftssicherung des Adels und des Klerus fest: „[D]erjenige, der sich als *Sprecher* einer unpersönlichen, universalen Macht ausgibt, sucht nur Entscheidungen achtbar und unantastbar zu machen, die seinem persönlichen Willen entstammen und einzig durch sein Interesse bestimmt sind.“<sup>397</sup> Anders formuliert:

[D]as aufklärerische Gedankengut erhebt sich gegen die Willkürübung der Macht, wie sie die absoluten Monarchen innehaben; es beabsichtigt, diese Macht auf ein unpersönliches, universales Prinzip zu übertragen (Naturgesetz, Vernunft, allgemeiner Wille, Volk usw.). Die Unterwerfung aller unter dasselbe unpersönliche Gesetz macht die Definition der Gleichheit selber aus; aber dann stellt sich das Problem dessen oder derjenigen, die die befähigten *Interpreten* des universalen Prinzips zu sein beanspruchen.<sup>398</sup>

Kittler nimmt diesen von Starobinski sorgfältig gesponnenen Faden auf und pointiert ihn noch hinsichtlich der von Sarastro eingesetzten subtilen Machts-techniken:

Gerade in den heiligen Hallen, wo alles göttliche Gelöstheit sein soll und professionelle Historiker über der Musik ihre Sorgen und Fragen vergessen, deckt die *lectio difficilior* ein Geheimnis der Macht auf. Über die anderen Opernfiguren gesetzt, oszilliert Sarastro zwischen ebenso unwidersprechlicher wie unpersönlicher Vernunftautorität *und* jener neuzeitlichen List, im Interpretieren Aller persönliche Allmacht zu erlangen.<sup>399</sup>

---

395 Ebd.

396 Ebd.

397 Ebd., S. 118 f.

398 Ebd., S. 119.

399 Kittler: Vorwort des Herausgebers, S. 11.

Während Kittlers Lektüre ‚gegen den Strich‘ sich offen als heterodoxe zu erkennen gibt, verhält es sich bei Starobinski nicht ganz so eindeutig. Lässt sich Schikaneders Libretto mit all seinen Verhaftungen in der populären Wiener Theaterpraxis aber tatsächlich eine intrikate Einsicht in die unhintergehbare Dialektik der Aufklärung historisch unterschieben? Oder stellt sich eine solche gleichsam *ex post* und unwillkürlich nur dann ein, wenn man den ‚naiven‘ Text der *Zauberflöte* allegorisch und mit einem kritischen Bewusstsein liest, das an den kritischen Theorien des 20. Jahrhundert geschult ist? Zwar vermag das allgemeine Kritikprinzip historischer Aufklärung sich strukturell „gegen die Heuchelei der Priester“ und „*a fortiori*“ gegen sämtliche Potentaten (wie sogar Robespierre) zu richten („wenn er sich als erster Offiziant des Kultes des Höchsten Wesens ausgibt“),<sup>400</sup> doch wird diese Wendung vom Text der *Zauberflöte* weder nahegelegt noch auch nur erwogen. Es ist einzig und allein die prinzipielle strukturelle Unverträglichkeit des aufklärerischen Kritikprinzips mit der unhinterfragten Akzeptanz rational nicht legitimierter Autoritäten, die eine solche Möglichkeit eröffnet. Schikaneders Libretto hingegen zieht diese Konsequenz – im Unterschied etwa zu dem wenige Jahre später durch Wien kursierenden, populären und revolutionären *Eipeldauerlied*<sup>401</sup> – an keiner Stelle explizit. Der Operntext legt sie dem Publikum auch wirkungsästhetisch nicht nahe<sup>402</sup> und bleibt so meilenweit hinter radikalaufklärerischen Forderungen und sogar hinter dem gemäßigteren Anspruch konsequenter Aufklärung im Sinne Kants zurück, wie unten noch deutlicher werden wird.

Warum aber fühlte sich Mozart von der Freimaurerei derart angezogen, dass er, der angeblich „auch die Arbeit der Librettisten dominierte“, <sup>403</sup> sie mehr oder weniger kritiklos zu idealisieren bereit war? Borchmeyer legt nahe, dass es für den vielfach gedemütigten Komponisten nur diese eine „Gesellschaft“ gegeben habe, „in der sein Selbstbewußtsein als Künstler auf seine Kosten kam und in der seine Herkunft keine Rolle spielte“. <sup>404</sup> Anders gesagt:

400 Starobinski: Die Embleme der Vernunft, S. 119.

401 Vgl. jetzt die digitale Edition von Anton Tantner: Franz Hebenstreit von Streitenfeld: Eipeldauerlied – Mensch unter Menschen – An die Franzosen. Eine Neuauflage (lat./dt.), S. 2–4.

402 Vgl. dagegen Wilhelm Seidel: *Die Zauberflöte*. In: Mozarts Opern. Das Handbuch. Hg. v. Dieter Borchmeyer u. Gernot Gruber. Laaber: Laaber 2007, S. 432–488, hier S. 481, der eine „Emanzipation Taminos aus der Gewalt [?] der Königin“ der Nacht und eine damit einhergehende „Hinwendung zum Orden Sarastros und seiner aufgeklärten Moral“ diagnostiziert. Von einer veritablen „Emanzipation“ lässt sich m. E. allerdings kaum sprechen, sondern eher von der Substitution einer Autorität durch eine andere, der sich Tamino genauso unkritisch unterwirft wie zunächst der nächtlichen Königin; mehr dazu unten. Seidel beruft sich in seiner Deutung auf Stefan Kunze: Vom Märchen über das Volkstheater zum Sinnbild – Personifikationen in der *Zauberflöte*. In: Mozarts Opernfiguren. Hg. v. Dieter Borchmeyer. Bern/Stuttgart/Wien: Haupt 1992, S. 135–151. Vgl. dazu auch Pestalozzi: Das Libretto der Zauberflöte als Märchen der Aufklärung, S. 9–11.

403 Borchmeyer: Mozart oder Die Entdeckung der Liebe, S. 18.

404 Ebd., S. 19.

In der Loge war er, der vom Fürsterzbischof Colloredo wiederholt fast wie ein Lakai behandelt und von dem in salzburgischen Diensten stehenden Oberstküchenmeister Felix Graf Arco am 8. Juni 1781 in Wien mit einem „Tritt im Arsch“ zur Tür hinaus und aus dem Dienst Colloredos befördert wurde, dem Adel ebenbürtig. Das erklärt sein Engagement und seinen schnellen, von ihm eifrig betriebenen Aufstieg in der Loge – während z.B. der Freimaurer Joseph Haydn, der es aufgrund seines europäischen Ruhms nicht nötig hatte, sich hier zu profilieren, in der Loge nicht viel mehr als eine Karteileiche war.<sup>405</sup>

Es war demnach der Freimaurerorden, der dem „Außenseiter“<sup>406</sup> Mozart die Möglichkeit gesellschaftlicher Emanzipation verhielt.<sup>407</sup> Dies mag seinen Großmut gegenüber manchen Auswüchsen des freimaurerischen Kults erklären, ist aber noch keine hinreichende Legitimation für dessen vollkommen kritiklose – und insofern letztlich unaufgeklärte – Idolatrie, wie sie das Libretto der *Zauberflöte* zumindest streckenweise betreibt.

Vor diesem Hintergrund scheint es auch nicht unproblematisch zu sein, dass Tamino sich den „Prüfungsanforderungen“, die von „Sarastros Priesterstaat“ ausgehen, nach seiner Abwendung von der Königin der Nacht „umstandslos beugt“.<sup>408</sup> Das Adjektiv „umstandslos“ ist hier verräterisch, deutet es doch darauf hin, dass eine umständliche Kritik im Sinne der Aufklärung gerade nicht stattgefunden hat. Borchmeyer fasst den zivilisationstheoretischen Sinn der Tamino auferlegten Prüfungen folgendermaßen zusammen: „Diese Forderungen zielen auf die Unterdrückung der spontanen, ‚natürlichen‘ Gefühle und Verhaltensweisen, auf eine neue Affektkontrolle, die nichts mehr mit der berechnenden, dissimilatorischen Gefühlskontrolle der höfischen Gesellschaft zu tun hat, sondern aus der autonom-vernünftigen Einsicht in die Unzuverlässigkeit der subjektiven Gefühlswelt resultiert.“<sup>409</sup> Das klingt bestechend, doch verbergen sich hinter den wohlgesetzten Worten gewisse konzeptionelle Unstimmigkeiten. Zum einen wird die aufgrund eines bloßen Bildnisses – zu denken ist wohl eher an ein Medaillon als an ein veritables „Gemälde“<sup>410</sup> – allzu unvermittelt ausbrechende Liebe Taminos zu Pamina just „von der Repräsentantin jener obsoleten Ordnung selber eingefädelt und instrumentalisiert“,<sup>411</sup> die vom empfindsamen Liebeskonzept zivilisationshistorisch gerade verabschiedet wor-

405 Ebd.

406 Ebd., S. 23.

407 Mehr und Genauerer dazu bei Braunbehrens: Mozart in Wien, S. 249–273.

408 Borchmeyer: Mozart oder Die Entdeckung der Liebe, S. 82.

409 Ebd.

410 Schikaneder: Die Zauberflöte, S. 12.

411 Borchmeyer: Mozart oder Die Entdeckung der Liebe, S. 81.

den ist.<sup>412</sup> Dass daraus Taminos dann „unbedingte[r], zu keiner Entsagung bereite[r] Liebesanspruch“ entstehen kann, der sich zunächst an der „durchaus zeitgerechten, vernünftigen, aufgeklärten Ordnung“ Sarastros stößt, welcher jedoch nichts weniger als „die Zukunft gehört“,<sup>413</sup> scheint zumindest erklärungsbedürftig.

Es wird auch nirgends im Text plausibilisiert, weshalb die von Sarastro verkörperte Ordnung so ‚zeitgerecht‘, ‚vernünftig‘ und ‚aufgeklärt‘ sein soll, von Tamino hingegen – und mit ihm vom Theaterpublikum – „lange im Zerrspiegel der Macht- und Sachwalterin des Ancien régime und ihres galanten Hofpersonals (der Drei Damen)“ gesehen wird; genauso wenig, warum sich „am Ende des ersten Aufzugs“ ein „Perspektivenwechsel“ zu einem „tiefgreifend gewandelte[n] Tamino“ anbahnt.<sup>414</sup> Auch scheint der Umstand, dass Monostatos sich im Angesicht Sarastros an der „Dreistigkeit“<sup>415</sup> der gegenseitigen Umarmung Paminas und Taminos in der letzten Szene des ersten Aufzugs so stößt, weniger darauf zu deuten, dass in Sarastros Orden selbst ein „empfindsamer Paternalismus“ das Zepter führt, wie Borchmeyer an anderer Stelle seines Buchs suggeriert,<sup>416</sup> – sondern eher auf Monostatos’ eigene verletzte Empfindsamkeit, die Borchmeyer gar nicht in Betracht zieht. Zum anderen gibt es im Libretto keinerlei performative Herleitung oder argumentative Begründung der angeblich „autonom-vernünftigen Einsicht“ Taminos „in die Unzuverlässigkeit der subjektiven Gefühlswelt“, die dem zitierten „Perspektivenwechsel“ zugrunde liegen soll.<sup>417</sup> Es bleibt vollkommen opak, inwiefern dieser ‚autonom‘ erfolgt und worin die ‚Vernünftigkeit‘ besteht, weil im Libretto keinerlei Prüfung der von den Priestern auferlegten Prüfungen im Sinne des aufklärerischen Kritikprinzips stattfindet, die das Publikum kognitiv nachvollziehen könnte.

---

412 Vgl. ebd., S. 80: „Die charakteristische Heterogenität der Elemente gilt auch und zumal für die Liebeskonzeption der *Zauberflöte*. Da ist einmal die machstrategisch gesteuerte Ehediplomatie der Königin der Nacht, welche die Tochter als ‚Köder im Machtkampf‘ einsetzt – wobei der Ehepartner austauschbar ist: erst Tamino, dann Monostatos –, da ist auf der anderen Seite die exklusive, keinen Personentausch duldende Liebe zwischen Tamino und Pamina: *ancien régime* versus *sensibilité*.“ Ungeklärt bleibt in dieser Deutung, inwiefern der schwarze Sklave Monostatos in der vorbürgerlichen und vormodernen Ehediplomatie der Königin der Nacht überhaupt als angemessene Partie für ihre Tochter gelten kann, wäre eine solche Heirat aus der Sicht des *ancien régime* doch eine krasse Form der *mésalliance*.

413 Ebd., S. 81.

414 Ebd.

415 Schikaneder: *Die Zauberflöte*, S. 47.

416 Borchmeyer: *Mozart oder Die Entdeckung der Liebe*, S. 137.

417 Vgl. ebd., S. 81 f.

### 3.4 Misogynie und Paternalismus

Als veritables Skandalon des Librettos gilt gemeinhin dessen unübersehbare Misogynie,<sup>418</sup> die Hildesheimer über die eklatante „Weiberfeindschaft“ der *Zauberflöte* hat klagen lassen, „ein auf penetrante Weise immer wiederkehrendes Motiv des Librettos“, an dem sich vor ihm erstaunlicherweise „kaum einer der Exegeten gestoßen zu haben“ scheint<sup>419</sup> – und auch nach ihm längst nicht alle, wie man etwa unter Verweis auf Starobinski ergänzen könnte: Dieser spart „die Frauenfeindlichkeit Sarastros und der Eingeweihten als ein Problem“<sup>420</sup> konsequent aus, versteht die finale Aufnahme Paminas durch die ‚Eingeweihten‘ offenbar als Beleg für ein differenziertes Frauenbild des Texts und apostrophiert die Königin der Nacht selbst abschätzig als „finstere Witwe“ oder gar als „Hexe mit den erhabenen Stimmübungen“<sup>421</sup> – ohne sich daran zu stoßen, dass eine solche vielleicht in einem voraufgeklärten Mysterienspiel, aber kaum in einem Musikdrama der Aufklärung am Platz wäre, zu dem er die *Zauberflöte* ja sonst erklärt. Man könnte solche Inkonsistenzen im Operntext achselzuckend mit Jörg Krämers Diktum quittieren, dass ein Musikdrama halt „keine moralische Anstalt“ sei.<sup>422</sup> Wenn das Singspiel Schikaneders und Mozarts indes als Werk der Aufklärung gedeutet wird, dann wird man um eine eingehendere Diskussion der misogynen Tendenzen kaum herumkommen. Krämer verschließt sich dem auch nicht,<sup>423</sup> genauso wenig wie Borchmeyer, der sich noch intensiver der Problematik widmet;<sup>424</sup> beide tun das freilich mit dem Ziel, sie durch eine Historisierung letztlich konsequent hinweg zu argumentieren.<sup>425</sup>

418 Vgl. etwa Eva Rieger: „Hinab mit den Weibern zur Hölle!“ Warum wurde die ‚Zauberflöte‘ ein Erfolg? In: Venus Weltklang. Musikfrauen – Frauenmusik. Hg. v. Rita von der Gruen. Berlin: Elefant-Press 1983, S. 165–175; John Milfull: „Bei Männern, welche Liebe fühlen...“ Die Sexualpolitik der *Zauberflöte* und der österreichische Charme. In: Antipodische Aufklärungen. Antipodean Enlighthentments. Festschrift für Leslie Bodi. Hg. v. Walter Veit. Frankfurt a. M./Bern/New York: Lang 1987, S. 293–298; Catherine Clément: Die Frau in der Oper. Besiegt, verraten und verkauft. Mit einem Vorwort v. Silke Leopold. München: dtv/Bärenreiter 1994, S. 132–143; Christina Zech: „Ein Mann muß eure Herzen leiten“. Zum Frauenbild in Mozarts „Zauberflöte“ auf musikalischer und literarischer Ebene. In: Archiv für Musikwissenschaft 52 (1995), H. 4, S. 279–315.

419 Hildesheimer: Mozart, S. 319 f.

420 Gruber: Zu Jean Starobinskis Deutung der ‚Zauberflöte‘, S. 249.

421 Starobinski: Die Embleme der Vernunft, S. 122.

422 Krämer: Deutschsprachiges Musiktheater im späten 18. Jahrhundert, S. 584.

423 Vgl. ebd., S. 580 f.

424 Vgl. Borchmeyer: Mozart oder Die Entdeckung der Liebe, S. 128–141.

425 Vgl. zu dieser Problematik auch die Differenzierungen sowie die Diskussion weiterer Forschungsliteratur in Meinhold: *Zauberflöte* und *Zauberflöten-Rezeption*, S. 134–143. Meinhold erwähnt in diesem Zusammenhang ebd., S. 135, die fast zeitgleich mit der *Zauberflöte* – näm-

Dabei fängt die Misogynie schon mit der bezeichnenden Wortwahl an: Im Libretto der *Zauberflöte* ist durchgehend nicht von Frauen, sondern von ‚Weibern‘ die Rede, obwohl gegen Ende des 18. Jahrhunderts allenthalben ein Markierungswandel der geläufigen Wörter zur Bezeichnung des weiblichen Geschlechtes registriert worden ist. Blickt man in das zeitgenössische *Grammatisch-kritische Wörterbuch der hochdeutschen Mundart* von Johann Christoph Adelung, dann findet man zum Lemma „Weib“ in der ersten Anmerkung folgende Auskunft zum damaligen Wortgebrauch:

So wenig das Wort im Hochdeutschen als veraltet angesehen werden kann, so eingeschränkt ist doch dessen heutiger Gebrauch. In den mittlern Zeiten wurde es [...] in allen Fällen, und selbst von vornehmen Personen, ohne Anstoß gebraucht, daher es in denselben in der Deutschen Bibel noch so häufig ist. Allein, daß man schon sehr frühe angefangen hat, etwas Unedles in dem Worte zu empfinden, erhellet aus dem Walther von der Vogelweide, welcher um den Anfang des 13ten Jahrhunderts lebte, und dawider eifert, daß man dem Worte Weib das Wort Frau vorzuziehen anfing. [...] Woraus zu erhellen scheint, daß schon zu seiner Zeit das Wort Weib mehr von niedrigen, Frau aber mehr von vornehmen Personen gebraucht worden.<sup>426</sup>

In der Folge bestätigt Adelung ausdrücklich einen „verächtliche[n] Nebenbegriff“, der gegen Ende des 18. Jahrhundert mit dem Wort ‚Weib‘ konnotativ verbunden gewesen ist.<sup>427</sup> Er bringt diesen Befund interessanterweise in einen Zusammenhang mit der Wortverwendung in „der Dichtkunst und höhern Schreibart“, wo mit ‚Weib‘ „doch gemeiniglich nur“ solche Frauen bezeichnet würden, die „von einer herzhaften, männlichen weiblichen“ Artung seien;<sup>428</sup> oder mit anderen Worten: die einem gewissen schichtenspezifischen Frauenbild eben nicht entsprächen.

Dieser Nebenbegriff der Stärke und Rüstigkeit scheint auch die wahre Ursache zu seyn, warum dieses Wort in den obern Classen von der Zeit an verächtlich geworden, da man mehr Sanftmuth, Milde und Zärtlichkeit, als Stärke und Männlichkeit, von dem andern Geschlechte erwartet. Indessen ist das Diminutivum Weibchen, wo dieser Neben-

---

lich am 7. September 1791 – erschienene berühmte *Déclaration des Droits de la Femme* der Frauenrechtlerin Olympe de Gouges.

426 Johann Christoph Adelung: *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart*, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen. Mit Röm. Kais., auch K. K. u. Erz. Oesterr. gnädigsten Privilegio über gesammte Erblände. Zweyte vermehrte und verbesserte Ausgabe. Leipzig, bey Johann Gottlob Immanuel Breitkopf und Compagnie. 1793–1801, Bd. 4 [1801], Sp. 1441.

427 Ebd.

428 Ebd.

begriff wieder sehr geschwächt wird, von verheiratheten weiblichen Personen in den vertraulichen Sprecharten üblicher. In vielen der folgenden Zusammensetzungen, wo Weib voran steht, und folglich das Bestimmungswort ist, verlieret sich der verächtliche Nebenbegriff, dagegen er wieder kommt, wenn es hinten stehet, oder das bestimmte ist, Eheweib, Soldatenweib u. s. f.<sup>429</sup>

„Stärke und Rüstigkeit“ oder gar „Männlichkeit“ scheint man in der Zeit um 1800 zumindest „in den obern Classen“ von Frauen nicht nur nicht „erwartet“, sondern auch negativ sanktioniert zu haben, wohingegen ihnen dort Eigenschaften wie „Sanftmuth, Milde und Zärtlichkeit“ als gleichsam naturgemäße Attribute zugeschrieben wurden – ganz im Sinn des von Schiller theoretisierten Begriffs weiblicher „Grazie“ als ‚naturegebener‘ und zugleich ‚bewusstloser‘ Anmut, die ‚jederzeit Natur, d. i. unwillkürlich seyn‘ oder ‚wenigstens so scheinen‘ muss, „und das Subjekt selbst darf nie so aussehen, als wenn es *um seine Anmut wüßte*“.<sup>430</sup> Dieser Begriff von „Anmut“ und „Grazie“, dem eine Geschlechterdifferenz eingeschrieben ist,<sup>431</sup> passt ganz gut auf Pamina. Die Königin der Nacht hingegen repräsentiert gerade eine ‚starke‘ und ‚rüstige‘, ja kämpferische Frau, die sich auf keinen Fall den Männern unterwerfen will – was offenbar ausreichte, um sie und ihresgleichen als ‚Weib‘ zu diffamieren und ohne kritische Prüfung oder gar anwaltliche Verteidigungsgelegenheit schließlich zur Hölle fahren zu lassen. Abgesehen davon zeigen die zeitgenössischen Erläuterungen Adelungs, dass allein schon der konsequente Wortgebrauch von ‚Weib‘ (statt Frau) im Libretto der *Zauberflöte* einer tendenziösen Geschlechterpolitik entspricht, die auch den positiver gezeichneten weiblichen Figuren wie Pamina einen minderen Platz und Stellenwert in der Opernhandlung zuweist.

Dies bestätigt sich, wenn man die expliziten Aussagen der schließlich dominanten Männerfiguren über Frauen generell genauer mustert. Als Tamino die „Gründe“ nennt, die ihn an Sarastros moralischer Integrität zunächst zweifeln lassen, nämlich „ein unglücklich Weib“, das „Gram und Jammer niederdrückt“,<sup>432</sup> hält ein Priester des „Tempel[s] der Weisheit“<sup>433</sup> ihm entgegen: „Ein Weib hat also dich berückt? / Ein Weib thut wenig, plaudert viel. / Du Jüngling glaubst dem Zungenspiel?“<sup>434</sup> Hildesheimer kann angesichts solcher „Weisheit“ kaum an sich halten: Dieses Zitat sei „nicht nur schlankweg gelogen“, sondern

429 Ebd.

430 [Friedrich Schiller:] Ueber Anmuth und Würde. In: Neue Thalia. Hg. v. [Friedrich] Schiller. Bd. 3 (1793), 2. St., S. 115–230, hier S. 150.

431 Vgl. ebd., S. 189: „Man wird, im Ganzen genommen, die Anmuth mehr bey dem *weiblichen* Geschlecht [...] finden“.

432 Schikaneder: Die Zauberflöte, S. 39.

433 Ebd., S. 35.

434 Ebd., S. 39.

repräsentiere „auf besondere Weise die innere Unwahrhaftigkeit, die ganz und gar unreflektierte, ja törichte Rede des Werkes“.<sup>435</sup> Mit Blick auf den Wortlaut des Librettos wird man dagegen aus heutiger Sicht nicht viel vorbringen können, zumal Schikaneder als historische Person ja „gewiß nicht“ von Misogynie befallen gewesen sei, „und Mozart auch nicht“.<sup>436</sup> Insofern bleibe es „erstaunlich, mit welcher Hartnäckigkeit sie der, freilich freimaurerisch bedingten, Männervorherrschaft das Wort redeten“.<sup>437</sup>

Die freimaurerische Herkunft des misogynen Diskurses der *Zauberflöte* hat auch die Forschung allenthalben betont. Tatsächlich wird die „Frauenfeindschaft“ im Operntext „von einem Orden repräsentiert“, „der seine Begriffe, Inhalte, rituelle Formen und Symbole [...] unverkennbar der Freimaurerei entlehnt hat“,<sup>438</sup> die ihrerseits wiederum eine besondere Leidenschaft für die altägyptische Kultur auszeichnete. Borchmeyer verweist in diesem Zusammenhang auf Ignaz von Borns Abhandlung *Ueber die Mysterien der Ägyptier*, die 1784 im *Journal für Freymaurer* erschienen und „deren Einfluß auf die *Zauberflöte*“ nicht nur ihm zufolge „höchst wahrscheinlich“ ist.<sup>439</sup> Die „Frauenfeindlichkeit der freimaurerischen Männerbünde“ habe darin einen „extremen Ausdruck“ gefunden: „Hier werden die Initiationsriten der altägyptischen Priesterbünde (etwa die Feuer- und Wasserprobe) wie in der *Zauberflöte* ganz und gar aufklärerisch gedeutet und mit einem dezidiert misogynen Vorzeichen versehen.“<sup>440</sup> In der Tat finden sich in diesem in zweifacher Hinsicht historischen Text, der sich ausdrücklich der „Aufklärung“ seines „Vaterlandes“ verschreibt und dabei auf den aufklärerischen Kritikbegriff stützt,<sup>441</sup> einschlägige Erläuterungen, die mit zahlreichen Belegen aus dem alten Ägypten versehen sind: „Das schöne Geschlecht war auf immer von den Mysterien ausgeschlossen, und aus dieser Ursache gelangte bis zur *Dynastie* der Griechen und der *Ptolomeer* [sic] nie eine Frau auf den Thron, weil ihr dies das Recht gegeben haben würde, den Eintritt in das

435 Hildesheimer: Mozart, S. 319.

436 Ebd., S. 320.

437 Ebd., S. 330 f.

438 Borchmeyer: Mozart oder Die Entdeckung der Liebe, S. 84.

439 Borchmeyer ebd., S. 132 f., unter Berufung auf Peter Branscombe: W. A. Mozart. Die Zauberflöte. Cambridge/New York/Port Chester/Melbourne/Sydney: Cambridge University Press 1991, S. 20–25 u. 40.

440 So Borchmeyer: Mozart oder Die Entdeckung der Liebe, S. 132 f.; mehr und Genaueres zu den unterschiedlichen Prüfungen und Prüfungsstufen findet sich in Assmann: Die Zauberflöte, S. 167–258.

441 Vgl. Ignaz von Born: Ueber die Mysterien der Aegyptier. In: Journal für Freymaurer 1. Jg. (1784), 1. H., S. 15–132, hier S. 18 f., wonach „der Philosoph die Fackel der Kritik“ ergreift, indem er „die Finsternisse durch[bricht]“, „die Fakta zusammen[zieht], unterscheidet und vergleicht“ und „aneinander[reihet]“, um den Gegenstand, den er sich zum Stoff seiner Betrachtungen gewählt hat, näher zu beleuchten“.

Heiligthum zu verlangen.“<sup>442</sup> Interessanterweise ist hier aber nicht abschätzig von ‚Weibern‘, sondern – wie auch im weiteren Verlauf der Argumentation – meist in durchaus respektvoller Wortwahl von ‚Frauen‘ die Rede.<sup>443</sup> Borns Abriss zufolge „schränkte sich der ganze Dienst der Frauen bey den Mysterien“ zwar „auf die unbedeutende Beschäftigung ein, Käfer, Spitzmäuse und einige andere den Aegyptiern heilige Thierchen zu füttern“, doch betont er zugleich die trotzdem gewährte Wertschätzung der ägyptischen Frau: „Demungeachtet hegten sie [die Aegyptier, N.C.W.] die größte Verehrung für das schöne Geschlecht, welche sich auf die Ehrfurcht gründete, die sie für die *Isis*, die Gemahlinn des *Osiris* trugen, und die Priester selbst erlaubten sich nur eine Frau, um nicht diejenige, welche sie sich zur Gattinn wählten, durch eine Nebenbuhlerin zu beleidigen.“<sup>444</sup> Vergleichbares gilt Born zufolge auch für die zeitgenössische Wiener Freimaurerei, die angeblich mehr noch als die Ägypter darauf achtete, den Frauen keine ‚niedere‘ Beschäftigung zuzuweisen:

Unsre weisen Gesetzgeber entfernten ebenfalls das schöne Geschlecht von unsern Geheimnissen, aber unter einem für dasselbe schmeichelhaften Vorwande; sie befürchteten, die Reitze der Schwestern würden die Brüder in der Arbeit stören, und statt ihre Hände mit einer so eckelhaften Arbeit, als jene der andächtigen ägyptischen Frauen war, zu beschäftigen, tragen wir ihnen auf, die Schleifen an unserm Schmuck und Schürzten zu knüpfen, lohnen sie dafür mit Handschuhen, und schwören ihnen bey jeder Stufe, die wir ersteigen, wie es ächten Rittern ziemt, wiederholte Treue und Ergebenheit.<sup>445</sup>

Das entspricht in seiner bezeichnenden ‚galanten‘ Diktion bzw. in der Anlehnung an das altadelige Minneideal *grosso modo* dem geläufigen paternalistischen Frauenbild des ausgehenden 18. Jahrhunderts, keineswegs aber der massiven Misogynie, die sich im Libretto der *Zauberflöte* offenbart.

Wie und mit welchen Worten dort die Männerherrschaft begründet wird, klingt für heutige Ohren geradezu skandalös, etwa wenn Sarastro auf Paminas Bekenntnis der Liebe zu ihrer Mutter antwortet, diese sei doch bloß „ein stolzes Weib“; und als ob das noch nicht genug wäre, setzt er hinzu: „Ein Mann muss eure Herzen leiten, / Denn ohne ihn pflegt jedes Weib / Aus ihrem Wirkungs-

442 Ebd., S. 91.

443 Demgegenüber meint schon Krämer: *Deutschsprachiges Musiktheater im späten 18. Jahrhundert*, S. 582, Anm. 19, Borns Misogynie gehe „weit über entsprechende Tendenzen der ‚Zauberflöte‘ hinaus“, sei also stärker ausgeprägt. Argumentiert wird diese überraschende Einschätzung des Born’schen Textes mit dem (angeblich) versöhnlichen Opernschluss; vgl. dazu unten.

444 Born: *Ueber die Mysterien der Aegyptier*, S. 93.

445 Ebd., S. 93 f.

kreis zu schreiten.<sup>446</sup> Wie aus dem Indefinitpronomen „jedes“ hervorgeht, sind der Verallgemeinerung des misogynen Diskurses hier keine Grenzen gesetzt. Stark und mutig darf eine Frau demnach nur dann sein, wenn sie sich einem Mann unterwirft – wie das Pamina schließlich tut, indem sie ihrer Tochterliebe abschwört und dem im Auftrag Sarastro's „als Mann“ handelnden Tamino folgt, sodass sie erhört werden kann: „Ein Weib, das Nacht und Tod nicht scheut, / Ist würdig, und wird eingeweiht.“<sup>447</sup> Seltsamerweise beschreibt die erste Zeile dieser Sentenz mehr noch als Pamina deren Mutter, was an der nicht gerade konsequenten Begründung für Paminas Aufnahme in den Weisheitstempel der Männer aber wenig ändert. Ausschlaggebend war freilich die vorausgehende unbedingte Unterwerfungsbereitschaft, die sich auch darin äußert, dass Paminas frühere flehentliche Bitte an Sarastro: „Herr, strafe meine Mutter nicht!“ geflissentlich ignoriert wird: „[D]u sollst sehen, wie ich mich an deiner Mutter räche.“<sup>448</sup> Die unmittelbar darauf folgende Arie „In diesen heiligen Hallen / Kennt man die Rache nicht!“ postuliert zwar, dass „man dem Feind vergibt“, vergisst aber nicht, auf grammatisch holprige Weise zu präzisieren: „Wen solche Lehren nicht erfreu'n, / Verdienet nicht, ein Mensch zu seyn.“<sup>449</sup> Wenn das überhaupt mit Aufklärung und ihrem Begriff des Naturrechts in Einklang zu bringen ist, dann mit einer popularisierten, ja vulgarisierten Vorstellung davon, wie sie wenig später in der Französischen Revolution zum Vorschein kommen sollte.

Kulturgeschichtlich fruchtbarer als Hildesheimers anachronistische Empörung über ein geschlechtspolitisch tendenziöses historisches Libretto ist allerdings bei aller Nachvollziehbarkeit des Befremdens die Frage, ob sich hier nicht auch ein historischer Wandel im Geschlechterregime abzeichnet, der adelige, (stadt-)bürgerliche und bäuerliche Frauenbilder der Vormoderne verabschiedet und schon auf die binäre Rollenzuweisung des 19. Jahrhunderts vorausweist.<sup>450</sup> Darauf deutet ja gerade die zitierte Bemerkung Adelungs über die kultur- und zeitspezifischen Erwartungen, die ihm zufolge gegen Ende des 18. Jahrhunderts „in den obern Classen“ an die Frauen herangetragen wurden. Im Sinne des sozialwissenschaftlichen Theorems einer von den herrschenden Klassen allmählich „nach unten sickernden“<sup>451</sup> Kulturnorm ist anzunehmen, dass sich (im deskrip-

446 Schikaneder: Die Zauberflöte, S. 47.

447 Ebd., S. 97.

448 Ebd., S. 72 f.

449 Ebd., S. 73.

450 Vgl. dazu Ute Frevert: „Mann und Weib, und Weib und Mann“. Geschlechter-Differenzen in der Moderne. München: Beck 1995, S. 7–13 u. passim; zum Kontext auch Ute Frevert: Frauen-Geschichte. Zwischen Bürgerlicher Verbesserung und Neuer Weiblichkeit. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1986, S. 25–51.

451 Vgl. Pierre Bourdieu: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1991, S. 616 f.

tiven, nicht normativen Sinn) ‚modernere‘ Vorstellungen von Weiblichkeit sukzessive auch in weniger privilegierten Schichten und Kreisen verbreitet haben. Zumindest in der *Zauberflöte* werden die Maximen, die Entsprechendes aktiv betreiben, von den Priestern oft genug wiederholt, um auch in die verstocktesten Gehirne einzudringen:

Bewahret euch vor Weibertücken:  
Dies ist des Bundes erste [!] Pflicht!  
Manch weiser Mann ließ sich berücken,  
Er fehlte, und versah sichs nicht.  
Verlassen sah er sich am Ende,  
Vergolten seine Treu mit Hohn!  
Vergebens rang er seine Hände,  
Tod und Verzweiflung war sein Lohn.<sup>452</sup>

An dem zuletzt zitierten Vers, der einem unfreiwilligen Hysteron-Proteron gleichkommt,<sup>453</sup> moniert Hildesheimer: „Daß es sich hier um eine Verzweiflung post mortem handelt, ist nicht die einzige inkonsistente Passage dieser Belehrung. Mit Inkonsistenz konnte aber Mozart nichts anfangen, er war ein scharfer, ein genialer musikalischer Denker, dem sich ein Wortsinn zugleich mit den Möglichkeiten der Ausdeutungen sofort erschloß.“<sup>454</sup> Insofern höre man seiner Vertonung „an, daß es sich um einen ganz und gar hypothetischen Fall handle: Das böse Ende des ‚weisen Mannes‘, der

‚sich berücken‘ ließ, drückt sich weder im Sotto-voce [mit gedämpftem Ton und äußerster Zurückhaltung in Dynamik und Ausdruck zu singen, N.C.W.] der beiden Stimmen, noch im seltsam verfremdeten Staccato der Posaunen aus. Im Gegenteil: Gerade dort, wo der Text die Emphase vorschreibt, wird die Musik geradezu lustig, das viertaktige Nachspiel wird zum fröhlichen Marsch, Mozart hat hier, wie so oft in der ‚Zauberflöte‘, gegen den Text komponiert.“<sup>455</sup>

Während der Komponist demzufolge die misogynen Botschaft seiner Oper augenzwinkernd subvertierte, erweist sich hingegen Tamino als gelehriger Schüler

452 Schikaneder: *Die Zauberflöte*, S. 58.

453 Es handelt sich um eine rhetorische Figur, welche die zeitliche Abfolge umkehrt („Ihr Mann ist tot und lässt Sie grüßen“).

454 Hildesheimer: *Mozart*, S. 331.

455 Ebd., S. 331 f. In dem „fast ordinären Bänkellied-Ton“ und der Posaunenparodie am Schluß“ nimmt übrigens ebenso Borchmeyer: *Mozart oder Die Entdeckung der Liebe*, S. 131 f., „Mozarts Ironie unüberhörbar“ wahr. Mehr und Genaueres zur auch musikologischen Deutung dieser Stelle findet sich in Meinhold: *Zauberflöte und Zauberflöten-Rezeption*, S. 135 f.

Sarastros und seiner Priester. Er greift deren misogynen Diskurs nach kurzem Widerstand auf und verstärkt ihn sogar, ohne ihn im Sinne der Aufklärung kritisch zu prüfen – was er freilich gerade zu tun vorgibt, indem er die Gerüchte zurückweist, welche die drei Damen gezielt von „dieser Priester falschem Sinn“ in die Welt setzen:

*Tamino. (für sich.)*

Ein Weiser prüft und achtet nicht,  
Was der verworfne Pöbel spricht.

*Die Drey Damen.*

Man sagt, wer ihrem Bunde schwört,  
Der ist verwünscht mit Haut und Haar.

*Papageno.*

Das wär beym Teufel unerhört!  
Sagt an Tamino, ist das wahr?

*Tamino.*

Geschwätz von Weibern nachgesagt,  
Von Heuchlern aber ausgedacht.

*Papageno.*

Doch sagt es auch die Königinn.

*Tamino.*

Sie ist ein Weib, hat Weibersinn,  
Sey still, mein Wort sey dir genug,  
Denk deiner Pflicht, und handle klug.<sup>456</sup>

Tamino zufolge gleicht die weibliche Rede jener des ‚verworfenen Pöbels‘, ist also sozial klar diskriminiert; Papageno soll das auch noch lernen – tut es aber nicht, weil er dazu gar nicht in der Lage ist. Als Tamino ihn ermahnt: „Pfui, Papageno! Sey ein Mann!“, setzt dieser dem in einer subversiven Umkehr der Geschlechterhierarchie entgegen: „Ich wollt’ ich wär ein Mädchen!“<sup>457</sup> Er ist es also, der die vermeintliche Weisheit der ‚Eingeweihten‘ nicht einfach unbesehen hinnimmt, während Tamino sie seinerseits mehr ‚nachsagt‘ als prüft. Doch ‚Selbstdenken‘ im Sinne Kants ist hier nicht angesagt, sondern Schweigen und Gehorchen, wie Tamino Papageno belehrt: „Ertrag es mit Geduld, und denke, es ist der Götter Wille.“<sup>458</sup> Diese Aufforderung prallt freilich an Papagenos Unfähigkeit zu Schweigen ab, ja an seiner ‚hanswurstischen‘ Geschwätzigkeit, für die er „gleich

456 Schikaneder: Die Zauberflöte, S. 60 f.

457 Ebd., S. 54.

458 Ebd., S. 59.

mehrfach gerügt wird“;<sup>459</sup> sie lässt sich vielleicht als Loyalitätsprobe werten, die im Übrigen an das aus aufklärerischer Perspektive prekäre Gehorsamkeitsgebot der katholischen Kirche erinnert, aber kaum als besonders aufklärerische Tugend.

Allerdings sollte bei einem so allegorischen Text die Problematik der Chiffrierung nicht vernachlässigt werden. Wofür steht die vielgescholtene Weiblichkeit und wofür die Nacht in einem Libretto, das angesichts einer spätestens seit 1790 spürbar erstarkenden Reaktion in Österreich dramatische Gehalte von gesellschaftlicher und politischer Relevanz nicht offen aussprechen konnte, sondern versteckt darstellen musste? Borchmeyer dechiffriert die Bildlichkeit der Oper ganz im Sinne der Aufklärung: „Die Nacht symbolisiert [...] die voraufklärerische Welt der ‚Heuchelei‘: der Verstellung der Wahrheit, der *dissimilatio* als des intriganten Instrumentes einer Macht, die im ‚Lichte‘ der Vernunft keine Legitimität besitzt, eben erschlichen ist.“<sup>460</sup> Mehr noch: Die Königin der Nacht wolle nichts Anderes als „das Werk der Aufklärung vernichten. Ihr Ziel ist die ‚Berückung‘ des Volkes durch obskurantistische Suggestion, durch den wiederholt als Teufel an die Wand gemalten Aberglauben oder das ebenso perhorreszierte ‚SpinnengeWEBE‘ des ‚Vorurtheils‘.“<sup>461</sup> Demgegenüber sei die Aufklärung „ihrem Begriff und dem Selbstverständnis ihrer Repräsentanten nach eine Bewegung vom Dunkel ins Licht“, oder anders gesagt: „Aufklärung ist Auflichtung, bedeutet: alle Dinge fortschreitend erhellen. Licht und Sonne sind ihre Symbolsphäre, wie die Nacht diejenige des Aberglaubens und seiner reaktionären Geschwister ist.“<sup>462</sup> So weit, so gut. Auch dass Tamino „[n]ichts anderes als den Schatz der Aufklärung erstrebt“,<sup>463</sup> mag man hinnehmen – doch stellt sich die Frage, ob, auf welche Art und in welcher Form er diesen Schatz im Verlauf der Opernhandlung findet. Tatsächlich antwortet Tamino auf die Frage der Priester nach den „Gründen“ für seinen anfänglichen Hass auf Sarastro mit einem Rekurs „auf die Affekte einer Frau“, wie sein zunächst voraufgeklärter Bewusstseinszustand durch Borchmeyer auf den Punkt gebracht wird.<sup>464</sup> Doch werden die ‚Gründe‘, die daraufhin seinen Bewusstseinswandel auslösen, jemals auf transparente und dem Publikum nachvollziehbare Weise offengelegt und kritisch geprüft? Oder verbleiben sie nicht vielmehr im Status bloßer Affirmationen, die man glauben kann oder nicht – und sind in dieser Hinsicht strukturäquivalent zu den gegenteiligen Beteuerungen aus der Sphäre der Königin der Nacht?

459 Kiefer: „Am End weiß keiner nix“, S. 172.

460 Borchmeyer: Mozart oder Die Entdeckung der Liebe, S. 128.

461 Ebd.

462 Ebd., S. 128 f.

463 Ebd., S. 129.

464 Ebd.

Angekündigt wird der Sieg der Aufklärung zu Beginn des Finales von den drei Knaben – wiederum verbunden mit einer Apotheose Sarastros:

Bald prangt, den Morgen zu verkünden,  
Die Sonn' auf goldner Bahn, –  
Bald soll der finstre Irrwahn schwinden;  
Bald siegt der weise Mann.<sup>465</sup>

Erneut ist Vernunft und Erkenntnis allein männlich konnotiert, was sich in dieser Ausschließlichkeit keineswegs auf Borns Abhandlung *Ueber die Mysterien der Ägyptier* zurückführen – und damit historisch relativieren – lässt, wie deutlich geworden sein sollte. Das Libretto der *Zauberflöte* verfährt hier in seiner binären Geschlechterpolitik weitaus kategorischer: „Die Aufklärung ist männlichen, der Aberglaube weiblichen Geschlechts. Daher scheint alles Negative, den Fortschritt Hemmende, den Läuterungsprozeß im Tempel der Eingeweihten Störende weiblich konnotiert.“<sup>466</sup> Die Wiener Aufklärung war in dieser Hinsicht übrigens keineswegs generell so verstockt, wie etwa Sonnenfels' Bemühungen um eine ‚weibliche Aufklärung‘ belegen, die er bereits in den 1760er Jahren mit seiner ersten moralischen Wochenschrift *Der Vertraute* und mehr noch mit zwei weiteren, dezidiert an ein weibliches Publikum gerichteten Wiener Journalen – *Theresie und Eleonore* sowie *Das weibliche Orakel* – anstrebte.<sup>467</sup>

Anders die *Zauberflöte*, deren Libretto die in ihm vorgetragene Misogynie zunächst überhaupt nicht motiviert. Erst im achten Auftritt des zweiten Aufzugs gewährt Schikaneders Text gewisse Einsicht in den Hintergrund des zentralen Konflikts, der in der Vergangenheit der Opernhandlung liegt. Die Königin der Nacht erläutert hier ihrer Tochter den Vorgang der Weitergabe des ‚siebenfachen Sonnenkreises‘ durch ihren sterbenden Gemahl – und tut das auf eine Weise, die für sie selbst erstaunlicherweise wenig schmeichelhaft ist:

Mit deines Vaters Tod gieng meine Macht zu Grabe [...]. [Er] Uebergab freywillig den siebenfachen Sonnenkreis den Eingeweihten; diesen mächtigen Sonnenkreis trägt

465 Schikaneder: *Die Zauberflöte*, S. 91.

466 Borchmeyer: *Mozart oder Die Entdeckung der Liebe*, S. 129.

467 Vgl. *Theresie und Eleonore. Eine Wochenschrift*. Wien: Trattner 1767; *Das weibliche Orakel*. Wien: Trattner 1767; dazu Karstens: *Lehrer – Schriftsteller – Staatsreformer. Die Karriere des Joseph von Sonnenfels*, S. 188–190. Zu Sonnenfels' erster Wochenschrift *Der Vertraute*, die angeblich in sieben Heften von 2. bis 27. Februar 1764 erschien, vgl. die Auszüge in der von Rosenstrauch-Königsberg herausgegebenen Textsammlung: *Literatur der Aufklärung. 1765–1800*, S. 5–26, sowie den Kommentar ebd., S. 321 f. Zu sämtlichen genannten Journalen vgl. die Nachweise in Lang (Hg.): *Österreichische Retrospektive Bibliographie. Reihe 3: Österreichische Zeitschriften 1704–1945*, Bd. 2, S. 321, 355 u. 375.

Sarastro auf seiner Brust. – Als ich ihn darüber beredete, so sprach er mit gefalteter Stirne: Weib! meine letzte Stunde ist da – alle Schätze, so ich allein besaß, sind dein und deiner Tochter. – Der alles verzehrende Sonnenkreis, fiel ich hastig [!] ihm in die Rede, – ist den Geweihten bestimmt, antwortete er: – Sarastro wird ihn so männlich verwalten, wie ich bisher. – Und nun kein Wort weiter; forsche nicht nach Wesen, die dem weiblichen Geiste unbegreiflich sind. – Deine Pflicht ist, dich und deine Tochter, der Führung weiser Männer zu überlassen.<sup>468</sup>

Aufgrund des Verlusts dieses Herrschaftszeichens scheint auch die „Macht“ des Matriarchats gebrochen zu sein. Der sterbende König hat seiner zurückbleibenden Gattin jedoch jede Auskunft über die Gründe seiner Entscheidung verweigert, weil sie als Frau der Vernunft ohnehin nicht zugänglich sei<sup>469</sup> – ähnlich, wie das ja auch Papageno nicht ist. Sogar Borchmeyer spricht mit Blick auf die abschließend zitierten Sätze von den „hochfahrend-patriarchalischen Worte[n] des Sonnenherrschers“. <sup>470</sup> Die „Pflicht“ des ‚Weibes‘, wie der sterbende König seine eigene Frau so unpersönlich wie lieblos adressiert, besteht demnach allein darin, den männlichen Führungsanspruch fraglos zu akzeptieren und sich ihm zu unterwerfen. Tut sie das nicht, dann hat sie jede Existenzberechtigung verwirkt.

Dem widersetzt sich nun die verwitwete Königin, die ihre verlorene Macht zurückerlangen will und zu diesem Zweck Tamino und schließlich auch ihre eigene Tochter Pamina instrumentalisiert – bis hin zum Auftrag des Mordes an Sarastro als Mittel zur (Wieder)Aneignung des Sonnenkreises.<sup>471</sup> Das Libretto betreibt hier eine eklatante Schwarz-Weiß-Malerei und kennt keine Zwischentöne oder gemischten Charaktere, die der Aufklärungsdramaturgie zur Erreichung größtmöglicher darstellerischer Plausibilität sonst so wichtig sind. Die Zeichnung der Königin kippt hier endgültig ins radikal Böse und erinnert in dieser Hinsicht mehr an Figuren der Barocktragödie als des bürgerlichen

468 Schikaneder: *Die Zauberflöte*, S. 67 f.

469 Vgl. dazu Meinhold: *Zauberflöte und Zauberflöten-Rezeption*, S. 138: „Die Qualifizierung von Frauen als Wesen von intellektueller Inferiorität läßt sich in zeitgenössischen Äußerungen häufig finden, auch dieser Aspekt des Librettos bietet aufklärungstypische Denkschemata. Ist Frauen von Natur aus Herrschaft verschlossen, dann muß die Aufforderung, sich der Führung weiser Männer zu überlassen, konsequent genannt werden.“ Hier gerät ein systematischer und einer (scheinbar) historischer Aufklärungsbegriff durcheinander: Abgesehen von der verqueren Schlussfolgerung des zweiten zitierten Satzes sind nicht alle „Denkschemata“ aus der historischen Epoche der Aufklärung per se aufklärerisch oder ‚aufklärungstypisch‘, selbst wenn sie „häufig“ begegnen. Auch in Schriften dezidiert Aufklärer findet sich viel Unaufgeklärtes, und jede einzelne Äußerung ist einem elaborierten Aufklärungsverständnis zufolge von der Vernunft auf ihre Triftigkeit stets kritisch zu prüfen.

470 Borchmeyer: *Mozart oder Die Entdeckung der Liebe*, S. 135.

471 Vgl. Schikaneder: *Die Zauberflöte*, S. 68 f.

Trauerspiels. Ihr zentrales Vergehen besteht gemäß der Suggestion des zweiten Aufzugs darin, „daß sie dem letzten Willen ihres Gatten zuwider gehandelt hat, der aufgrund seiner *patria potestas* anordnete, sie und ihre Tochter sollen sich nach seinem Tod der ‚Führung‘ der Eingeweihten im Tempel Sarastro überlassen“. <sup>472</sup> Borchmeyer pflichtet dieser Perspektive umstandslos bei: „Daß Sarastro Pamina ihrer Mutter entrissen hat, ist aus der Sicht Schikaneders und Mozarts sein gutes Recht, vollstreckt er doch nur das Testament von Paminas Vater, der ihn zu ihrem Vormund eingesetzt hat. Da es in der *Zauberflöte* kein überstaatliches [?] Vormundschaftsgericht gibt, hat Sarastro etwas getan, woran im josephinischen Zeitalter niemand Anstoß genommen haben dürfte.“ <sup>473</sup> Es ist erstaunlich, wie genau der Interpret hier die „Sicht Schikaneders und Mozarts“ kennt und zugleich weiß, woran im josephinischen Zeitalter Anstoß genommen wurde und woran nicht; er zitiert an dieser Stelle freilich – im Unterschied zu seiner sonstigen Praxis – keinerlei historische Belege, anhand derer sich „der Prüfung Früchte sehen“ <sup>474</sup> ließen, sondern verweist nur auf konträre Deutungen, die er in denunziatorischer Absicht knapp resümiert. <sup>475</sup> Unleugbar sei, dass Sarastro „für Schikaneder und Mozart eine positive Herrschergestalt ist, während die Königin der Nacht in keinem [?] Moment das Recht auf ihrer Seite hat“. <sup>476</sup> Dem mag ja über weite Strecken der Oper so sein, zumindest nach dem radikalen Perspektivwechsel der Handlung gegen Ende des ersten Aufzugs, doch hilft der Rekurs auf die angebliche Autorintention wenig, wenn es darum geht, die historische Signatur des hier vermittelten Bildes von ‚Aufklärung‘ in all seiner Vielschichtigkeit zu ergünden.

Ob der Umstand, dass die nächtliche Königin dem Libretto zufolge genauso wenig wie Papageno der Vernunft prinzipiell zugänglich ist, tatsächlich mit dezidiert aufklärerischen Prinzipien erklärt werden kann, sei indes entschieden angezweifelt. Wenn dem nämlich so wäre, dann würde das eine Einschränkung von zentralen aufklärerischen Postulaten und damit eine Aufweichung der Aufklärung bedeuten, die deren kritische Stoßrichtung überkommenen Vorurteilen gegenüber geradezu pervertierte: „Entweiht ist die heilige Schwelle, / Hinab mit den Weibern zur Hölle!“ <sup>477</sup> An Versen wie diesen des Priesterchors, welcher „die Königin mit ihrem Amazonengefolge“ in den „infernaliserten Untergrund des Tempelbezirks“ verweist, wo sie abseits der Menschheit weiterhin „ihr chtho-

472 Borchmeyer: Mozart oder Die Entdeckung der Liebe, S. 129 f.

473 Ebd., S. 130.

474 Schikaneder: Die Zauberflöte, S. 53.

475 Vgl. Borchmeyer: Mozart oder Die Entdeckung der Liebe, S. 347f., Anm. 55.

476 Ebd., S. 130.

477 Schikaneder: Die Zauberflöte, S. 62.

nisches Unwesen“ treiben könne,<sup>478</sup> lässt sich beim besten Willen wenig Aufgeklärtes oder auch nur Aufklärerisches erkennen, dafür aber viel Ranküne und Ressentiment. Die misogyne Vorstellung funktioniert nach folgendem Muster: „Unterhalb der aufgeklärten Tageswelt der Eingeweihten hat die Königin ein Frauenreich als eine neue, ‚Rache kochende‘ Furienwelt geschaffen, die das Werk der Humanität in den Abgrund zu reißen sucht.“<sup>479</sup> Denn: „Mit der Dominanz der Nachtseite der Welt drohen [...] – die Urfurcht der patriarchalischen Gesellschaft – die chthonischen, elementarischen, bewußtseinsfeindlichen, orgiastischen Mächte des Matriarchats die Dämme der männlichen Geistordnung einzureißen.“<sup>480</sup>

Wenn das im Libretto perhorreszierte „Geschwätz von Weibern nachgesagt, / Von Heuchlern aber ausgedacht“ ist,<sup>481</sup> dann stellt sich die Frage, wer diese Heuchler sein mögen, die den freimaurerischen Priestern durch falsche Gerüchte bewusst schaden wollen. Der Gedanke an die „katholische Kirche und allgemeiner die der Freimaurerei feindlichen politischen Mächte“,<sup>482</sup> die nach dem Tod Josephs II. wieder erheblich an Macht gewannen, liegt hier nahe. Man könnte angesichts solcher und ähnlicher Formeln durchaus vermuten, dass die nächtliche Königin – jene „mächtige Herrscherinn der Nacht“<sup>483</sup> – für die römische Kurie steht. Helmut Perl hat die Oper in diesem Sinn als Verherrlichung des Illuminatismus bzw. „als verkündende Darstellung der Ideologie des Ordens“<sup>484</sup> interpretiert: „Die Nacht ist Allegorie auf eine Religion, die den Menschen hindert, sich seines Verstandes zu bedienen, indem sie widernatürliche Dogmen verkündet.“<sup>485</sup> Das wäre für sich genommen noch durchaus plausibel. Doch Perls Deutung bleibt dabei nicht stehen, sondern zielt in ihrer forcierten allegorischen Dechiffrierung erheblich weiter: „Der fromme Katholik und der Aufgeklärte sahen sozusagen auf den ersten Blick diese Analogie: die Königin der Nacht ist die Himmelskönigin der Kirche. [...] Die Analogie musste sich assoziativ einstellen. Kein Zuschauer konnte sich dem entziehen. Den Autoren der ‚Zauberflöte‘ stand keine bessere allegorische Figur für ‚Kirche‘ zur Verfügung.“<sup>486</sup> Perls kategorische Identifizierung der Königin der Nacht mit dem vorausgeklärten Marienkult schießt wohl über das Ziel hinaus,<sup>487</sup> während die

478 Borchmeyer: Mozart oder Die Entdeckung der Liebe, S. 132.

479 Ebd.

480 Ebd., S. 135.

481 Schikaneder: Die Zauberflöte, S. 61.

482 Starobinski: Die Embleme der Vernunft, S. 121.

483 Schikaneder: Die Zauberflöte, S. 7.

484 Vgl. Perl: Der Fall „Zauberflöte“, S. 168; vgl. auch S. 108 u. passim.

485 Ebd., S. 46.

486 Ebd.

487 Vgl. Borchmeyer: Mozart oder Die Entdeckung der Liebe, S. 348, Anm. 55.

Analogie zwischen ersterer und der katholischen Amtskirche, die mitunter als weibliche *ecclesia* allegorisiert wurde, nicht ganz von der Hand zu weisen ist: Immerhin berichtet Sarastro seinen Priestern zu Beginn des zweiten Aufzuges über die nächtliche Königin: „Das Weib dünkt sich groß zu seyn; hofet durch Blendwerk und Aberglauben das Volk zu berücken, und unsern festen Tempelbau zu zerstören.“<sup>488</sup> Formulierungen dieser Art erinnern nicht von ungefähr an die bereits erwähnte These vom Priesterbetrug. Dies wäre dann tatsächlich eine radikal-aufklärerische Volte in einem chiffrierten Text, doch würde sie erkaufte werden durch die Preisgabe ganz zentraler aufklärerischer Prinzipien – und stünde somit für die vielzitierte Dialektik der Aufklärung, die immer wieder in totalitäres Denken zu kippen droht.

Letzteres wird etwa deutlich, wenn man Emanuel Schikaneders Libretto gegen die schon zitierte Programmschrift *Was ist Aufklärung?* hält, mit der Immanuel Kant nur sieben Jahre vorher in Berlin Epoche gemacht hatte.<sup>489</sup> Kant plädiert darin für die große Rolle der Eigeninitiative und des eigenen Engagements für die allgemeine Verbreitung von Aufklärung:

Faulheit und Feigheit sind die Ursachen, warum ein so großer Teil der Menschen, nachdem sie die Natur längst von fremder Leitung frei gesprochen (naturaliter maiores), dennoch gerne zeitlebens unmündig bleiben; und warum es anderen so leicht wird, sich zu deren Vormündern aufzuwerfen. Es ist so bequem, unmündig zu sein. Habe ich ein Buch, das für mich Verstand hat, einen Seelsorger, der für mich Gewissen hat, einen Arzt der für mich die Diät beurteilt, u.s.w.: so brauche ich mich ja nicht selbst zu bemühen. Ich habe nicht nötig zu denken, wenn ich nur bezahlen kann; andere werden das verdrießliche Geschäft schon für mich übernehmen.<sup>490</sup>

Einen solchen ‚bequemen‘ Vormund, der sich um „Verstand“ und „Gewissen“ anderer kümmert, stellt in der *Zauberflöte* Sarastro inklusive seiner Priesterkaste dar. Die Herrschaft der ‚Eingeweihten‘, die auf Unterwerfung und Gehorsam pocht, gleicht in dieser Hinsicht strukturell durchaus der von den Aufklärern perhorreszierten Macht der katholischen Kirche<sup>491</sup> – so wie man ja auch der

488 Schikaneder: *Die Zauberflöte*, S. 52.

489 Eine Parallelisierung der *Zauberflöte* mit Kants Aufsatz unternimmt sporadisch Philipp Schaller: *Die Vernunftreligion unterliegt der Königin der Nacht. Die frühe österreichische Kant-Rezeption und das Scheitern einer katholischen Aufklärung.* In: ‚Katholische Aufklärung? Möglichkeiten, Grenzen und Kritik eines Konzepts der Aufklärungsforschung, S. 17–47, hier S. 18 u. 27 f., wobei die diagnostizierten Affinitäten beider Texte über sehr allgemeine Entsprechungen im Status eines *Aperçus* nicht hinauskommen.

490 Kant: *Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?*, S. 53.

491 In diesem Zusammenhang sind auch manche ideo- bzw. theologische Affinitäten zwischen Sarastros Kult und dem Katholizismus bezeichnend, etwa die Warnung der von Sarastro ge-

ideologischen Organisations- und Denkstruktur des radikalaufklärerischen Illuminatenordens eine Spiegelbildlichkeit der totalitären Hierarchie und Dogmatik des antiaufklärerischen Jesuitenordens attestiert hat, in dem der Illuminatenbegründer Adam Weishaupt sozialisiert worden war.<sup>492</sup> Im Sinne der Aufklärung ist aber noch wenig gewonnen, wenn eine despotische Denkform bloß durch eine andere ersetzt wird. Dass Religionskritik nicht schon *per se* Aufklärung bedeutet, sondern nur einen Aspekt derselben, der durch konsequente Kritik aller bestehender Autoritäten – gerade auch der politischen – zu flankieren ist, war den kritischeren Wiener Zeitgenossen sehr wohl bewusst. Entsprechendes bestätigt ein Blick in Franz Kratters *Philosophische und statistische Beobachtungen, vorzüglich die österreichischen Staaten betreffend* (1787); dort heißt es im dritten Kapitel „Aufklärung in der Religion“ zunächst im Sinne einer Bestandsaufnahme: „Der zahlreichste Theil der Reformen unter Josephs Regierung wurde in Sachen der Religion unternommen.“<sup>493</sup> Eine mehrseitige Aufzählung aller josephinischen Gesetze in diesem Bereich soll dann vor Augen führen, dass trotz aller Widerstände und Rückschläge „noch immer mehr geschehen“ sei, „als man in unserm Zeitalter, bey einem so plötzlichen unvorbereiteten Übergange von einem Entgegengesetzten zum andern in einer so kurzen Frist erwarten konnte.“<sup>494</sup> Nach dieser Feststellung kommt Kratter indes auf das eigentliche Anliegen seiner Ausführungen zu sprechen:

Dies mag ohne Zweifel, den Sinn des grössern Theils der Nation mitgerechnet, eine der vorzüglichern Ursachen seyn, warum sich in Oesterreich der Volksbegriff [sic] von Aufklärung noch immer nur auf religiöse Gegenstände beschränkt; man sich bloß, ohne eben seine eigenen Grundsätze zu haben, über Andächtelei und Mönchtum hinaussetzen darf, um in den Augen von Hundertausenden als ein aufgeklärter Kopf zu gelten.<sup>495</sup>

Mit diesem eindimensionalen ‚Volksbegriff von Aufklärung‘ komme man aber nicht weit. Im Sinne der aufklärerischen „Absicht, den Bürger froh, geschickt für seine Bestimmung, zufrieden mit sich und seinem Mitbürger, frei von allen Arten der physischen und moralischen Bedrückung zu machen“, gibt Kratter zu bedenken,

---

sandten drei Knaben an Pamina: „Selbstmord strafet Gott an dir!“ (Schikaneder: Die Zauberflöte, S. 93)

492 Zu dem von Perl ignorierten „Despotismus der Aufklärung“ im Illuminatenorden vgl. Hans-Jürgen Schings: Die Brüder des Marquis Posa. Schiller und der Geheimbund der Illuminaten. Tübingen: Niemeyer 1996, bes. S. 163–186.

493 [Kratter:] *Philosophische und statistische Beobachtungen, vorzüglich die österreichischen Staaten betreffend*, S. 8.

494 Ebd., S. 11.

495 Ebd.

ob der Bürger mehr durch Misbräuche der Religion als der Politik gedrückt sey? [...] Oder, ob am Ende nicht gar Misbräuche der Religion auf Misbräuchen der Politik, wie auf den Grundpfeilern ihre Daseyns, ihrer Fortdauer, ihrer Ueberhandnehmung, von jeher geruht haben? Bei solchen Schwächen der Politik kömmt der Staat wenigstens um ein Halbjahrhundert später zum Zwecke, wenn er in seinen Reformen den Anfang zur Aufklärung mit der Religion macht.<sup>496</sup>

Eine echte Aufklärung beginne erst dann, wenn die von ihr geübte Kritik sich frei auf sämtliche Belange des gesellschaftlichen Lebens beziehen könne – und nicht nur auf die von oben vorgegebenen: „Wir sind schließlich überzeugt, daß die Wahrheit groß ist, und allemal siegen wird, wenn sie sich selbst überlassen ist; sie ist der eigentliche und kräftige Antagonist des Irrthums, und hat nichts von diesem Kampf zu fürchten [...]. Der Irrthum hört auf gefährlich zu seyn, wenn es erlaubt ist ihn frey anzugreifen.“<sup>497</sup>

In diesem Sinne forderte Carl Friedrich Bahrdt in seiner direkt an Kaiser Joseph II. gerichteten,<sup>498</sup> anonym erschienenen Abhandlung *Ueber Pressfreyheit und deren Gränzen. Zur Beherzigung für Regenten, Censoren und Schriftsteller* (1787) ultimativ die „Freiheit zu denken und zu urtheilen“,<sup>499</sup> weil „zur Aufklärung wesentlich dieß gehört, daß man eigne Kenntnisse besitze, nicht *nachgebettete – Worte*.“<sup>500</sup> Anders formuliert: „Daß man selbst denken lerne, daß man [...] von den Gegenständen *deutliche Begriffe* habe, die man selbst in der sinnlichen Welt aufgesucht, abgezogen, verglichen, entwickelt und geprüft hat“,<sup>501</sup> sei für eine wahre Aufklärung genauso unabdingbar, wie „daß man *die Urtheile* [...] aus eignen Grundsätzen oder Erfahrung gefolgert habe“, und schließlich, „daß man die Gründe für seine Wahrheit selbst durchdacht, geprüft, und bei wichtigen Gegenständen, *lang, oft, eigensinnig* geprüft habe.“<sup>502</sup> Das Desiderat des ‚Selbstdenkens‘ kann demnach nicht oft genug betont werden, was bedeute, dass man „*keiner Autorität* blindlings folgen“ dürfe, „sondern, ehe man glaubte, mit seinem schlichten Menschenverstande untersuchte, und so Wahrheit [...] im Lichte der

496 Ebd., S. 12 f.

497 Ebd., S. 17.

498 Vgl. die „Vorrede“ in Carl Friedrich Bahrdt: *Ueber Pressfreiheit und deren Grenzen. Ein Wort für Regenten und Schriftsteller*. Neueste Auflage. Züllichau o. V. 1787, S. [III f.]: „[W]enn nur Kayser Joseph mich liest, und ein einziges Schärfflein Weisheit hier findet – denn für einen reichen Mann, der der Weißheit [sic] schon viel hat, ist ein Schärfflein schon ein grosser Beitrag zu seinen Schätzen – so ist meine Müh mir hinreichend belohnt.“

499 Ebd., S. 3.

500 Ebd., S. 5.

501 Ebd., S. 5 f.

502 Ebd., S. 6.

Vernunft“ zu erkennen vermöge.<sup>503</sup> Eine solche Freiheit des Denkens, Prüfens und Urteilens sucht man im Libretto der *Zauberflöte* vergeblich, dessen Kritik sich im zweiten Aufzug ausschließlich auf die Königin der Nacht richtet bzw. deren Diskreditierung betreibt – egal, ob als chiffrierte Platzhalterin der katholischen Kirche oder nicht.

Auch Kants Kritik an der Bequemlichkeit als Motiv und Grund unvollständiger Aufklärung lässt sich nicht nur auf die von der katholischen Hierarchie gepredigten Glaubensgrundsätze und Dogmen inklusive der geschlechterspezifischen Rollenverteilung beziehen, sondern auch und gerade auf die in der *Zauberflöte* vermittelte und rational nicht argumentierte, geschweige denn begründete – oder überhaupt begründbare – dogmatische Misogynie. Deren Propagandisten hintertreiben darüber hinaus eine Aufklärung von Frauen nachgerade kategorisch und berufen sich dabei kritiklos auf willkürlich gesetzte, hierarchisch übergeordnete Autoritäten, was Kant in folgende Worte gefasst hat:

Daß der bei weitem größte Teil der Menschen (darunter das ganze schöne Geschlecht) den Schritt zur Mündigkeit, außer dem daß er beschwerlich ist, auch für sehr gefährlich halte: dafür sorgen schon jene Vormünder, die die Oberaufsicht über sie gütigst auf sich genommen haben. Nachdem sie ihr Hausvieh zuerst dumm gemacht haben, und sorgfältig verhüteten, daß diese ruhigen Geschöpfe ja keinen Schritt außer dem Gängelwagen, darin sie sie einsperreten, wagen durften; so zeigen sie ihnen nachher die Gefahr, die ihnen drohet, wenn sie es versuchen allein zu gehen.<sup>504</sup>

Die in Schikaneders und Mozarts *Zauberflöte* gemeinhin als Vertreter der Freimaurerei identifizierten, ausschließlich männlichen Priester gleichen in dieser Hinsicht eher der von der Aufklärung vielgescholtenen katholischen Kirche, als dass sie das „Selbstdenken“ oder gar emanzipatorische Impulse befördern würden. „Die Ordnung des Ordens, ihre Renormierungs- wie Integrationskraft haben jedoch ihre Grenzen“, betont Borchmeyer, indem er darauf hinweist, dass „die Versuche der Eingeweihten, Papageno in ihre Ordnung zu integrieren, an der notorischen Nichtintegrierbarkeit, Nichterziehbarkeit der ‚Lustigen Person‘ zuschanden werden – der dann auch das Mißtrauen der aufgeklärten Theaterreformer galt, wie die Vertreibung des Hanswurst von der Bühne [...] oder der Kampf von Sonnenfels gegen das Vorstadttheater im Wiener ‚Hanswurststreit‘ demonstriert“.<sup>505</sup> Nicht dass Papageno „sich gegen die Regeln des Ordens sträubt, von einem Entsagungs- und Prüfungsethos nichts wissen will“<sup>506</sup> und

503 Ebd.

504 Kant: Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?, S. 53 f.

505 Borchmeyer: Mozart oder Die Entdeckung der Liebe, S. 85.

506 Ebd., S. 86.

am Ende der Handlung dennoch gegen alle Vorhersagen mit einem „Weibchen“<sup>507</sup> belohnt wird, spricht gegen die aufklärerische Botschaft der *Zauberflöte*,<sup>508</sup> sondern der Umstand, dass „so ein Naturmensch, der sich mit Schlaf, Speise und Trank begnügt“, gar keinen Anspruch auf „Weisheit“ haben will und soll.<sup>509</sup> Hier setzt sich die Wiener Komödie mit ihrem ‚hanswurstischen‘ Typus der lustigen Figur durch, nicht das Humanitätsethos und der Vernunftglaube der gemeineuropäischen Aufklärungsbewegung. Eine veritable Emanzipation von Frauen und Bediensteten ist in dem vermeintlich so aufgeklärten Libretto schlicht nicht vorgesehen. In dieser speziellen Hinsicht bestätigt Schikaneders streckenweise volkstümelnder Text jene pauschale Diagnose über die österreichische „Nation“, „die von Jugend auf am Gängelwagen des blinden Glaubens geführt“ worden sei „und der man das Selbstdenken gleichsam zur Sünde anrechnet“,<sup>510</sup> welche der Wiener Aufklärer Joseph Richter nur wenige Monate nach Kant und in ganz ähnlicher Diktion wie dieser in seinem Dramolett „Muster des Theatergeschmacks“ aus der Sammlung *Wienerische Musterkarte* (1785) formuliert hat.

Die unbeirrbaren Apologeten des Librettos berufen sich hingegen erstens auf die Schlussverse des Duettts „Bey Männern, welche Liebe fühlen“, die lauten: „Mann und Weib, und Weib und Mann, / Reichen an die Götter an.“<sup>511</sup> Borchmeyer zufolge verweist „die Umkehrung der Paarformel“ darauf, „daß es hier nicht nur keinen ständischen, sondern auch keinen Rangunterschied der Ge-

507 Schikaneder: *Die Zauberflöte*, S. 56, 88 u. 99–102.

508 Krämer: *Deutschsprachiges Musiktheater im späten 18. Jahrhundert*, S. 579, sieht in der Tatsache, „daß auch Papageno am Schluß belohnt wird, ohne daß er den Prüfungsweg der Integration in die neue Ordnung bestanden hätte“, eine Relativierung ebendieser: „Hohe‘ und ‚niedere‘ Anthropologie bestehen unterschiedlich und doch gleichberechtigt nebeneinander.“ Mit anderen Worten ebd., S. 584: „Papageno gelangt ans ‚Ziel‘ wie Tamino mittels der Zauberinstrumente [...]; er erreicht es jedoch ohne den Prüfungs- und Initiationsweg. Dadurch ist der Prüfungs- und Initiationsweg in seiner Macht und seinem universalen Anspruch gebrochen [...]. Papagenos Versagen wird am Schluß nicht mehr als ‚Fehler‘ oder ‚Laster‘ disqualifiziert. Damit wird aber die Weltlehre der Eingeweihten kontingent. Aus der Logik der Eingeweihten hätte Papageno keine Papagena erhalten dürfen; daß es doch so kommt, zeigt die Begrenztheiten der eingeweihten Weltstcht.“ Borchmeyer: *Mozart oder Die Entdeckung der Liebe*, S. 87, erklärt die Tatsache, dass Papageno „sich als nicht ‚sozialisierbar‘ im Sinne der Eingeweihten erweist“ und gleichwohl „seine erotische Belohnung ohne die zuvor verlangte Prüfungsleistung“ erhält, sogar damit, dass „hinter der Welt der Eigeweihten eine ‚andere Vernunft‘ walte, „die das in jenen Orden Nichtintegrierbare toleriert.“ Woher diese höhere Vernunft mit ihrer Toleranz kommen soll und weshalb sie nicht kompatibel mit der angeblichen Vernunftreligion des Ordens ist, bleibt allerdings im Dunkeln.

509 Schikaneder: *Die Zauberflöte*, S. 56.

510 [Richter:] *Muster des Theatergeschmacks*, S. 32.

511 Schikaneder: *Die Zauberflöte*, S. 34.

schlechter gibt“.<sup>512</sup> Mehr noch: Hier würden „die misogynen Verlautbarungen der Priester“ angeblich „in Frage“ gestellt zugunsten einer „für die Empfindsamkeit spezifischen, alle ständischen Schranken überwindenden Liebesreligiosität“.<sup>513</sup> Dass „mitten im manifesten Frauenhaß“ dieser Oper „für die Dauer dieses Duetts zwischen der Prinzessin und dem Harlekin“ vorübergehend „auch die menschliche Gesellschaft nicht mehr hierarchisch gestuft“ ist, „sondern Oben und Unten [...] so freiheitlich und brüderlich [!] gleich“ sind, hat auch andere Bewunderer des Textes wie Peter von Matt überzeugt.<sup>514</sup> Und noch Sascha Kiefer gerät ins Schwärmen: „Gerade die Tatsache, dass Pamina und Papageno *kein* Paar sind, also keine subjektiv-individuellen Emotionen füreinander artikulieren, unterstreicht den Anspruch dieser Liebesbotschaft auf objektive Gültigkeit. Als beselter Duettpartner der reinen Prinzessin erklimmt Papageno ideale Höhen, die seinen Hanswurst-Vorgängern unerreichbar gewesen wären.“<sup>515</sup> Das trifft zweifellos zu. Aber können unter Berufung darauf sämtliche Irritationen angesichts der rekurrenten expliziten Misogynie des Librettos einfach weggeschoben werden? Es handelt sich ja nur um eine ephemere symbolische Gleichstellung der Stände und Geschlechter, die noch im ersten Aufzug – also im Stadium der Unaufgeklärtheit – von zwei vollkommen machtlosen Figuren vorgenommen wird und die auch bloß „eine Melodie lang“<sup>516</sup> anhält.

Ähnlich verhält es sich mit der Tatsache, dass Pamina gegen Ende des Textes – nachdem Tamino vor den „Schreckenspforten“ verkündet hat, es schrecke ihn „kein Tod, als Mann zu handeln, / den Weg der Tugend fortzuwandeln“<sup>517</sup> – so unvermittelt wie beherzt die Initiative ergreift: „Ich selbst führe dich – / Die Liebe leite mich!“<sup>518</sup> Das ist sicherlich eine starke Szene, die Borchmeyer als zweiten Beleg seiner Egalitätsthese anführt und nicht von ungefähr mit der patriarchalischen ‚Vernunftreligion‘ konfrontiert: „Hier wird die Relativierung der Liebe von seiten der Vernunft der Eingeweihten wiederum durch die höchste Steigerung der Liebe relativiert – wie in der folgenden Szene die kreatürliche Liebe Papagenos die Normen der Priesterwelt außer Kraft setzt.“<sup>519</sup> Harmonisierende Interpretationen des Librettos können von hier aus eine aufsteigende Linie fortschreitender Gleichstellung des Weiblichen bis zum letzten Auftritt ziehen: Im Schlussbild scheint Pamina „schließlich [...] selbst in den Kreis der

512 Borchmeyer: Mozart oder Die Entdeckung der Liebe, S. 140.

513 Ebd., S. 88.

514 Peter von Matt: Papagenos Sehnsucht. In: Mozarts Opernfiguren. Hg. v. Dieter Borchmeyer. Bern/Stuttgart/Wien: Haupt 1992, S. 153–166, hier S. 163 f.

515 Kiefer: „Am End weiß keiner nix“, S. 173.

516 So ebd., S. 164.

517 Schikaneder: Die Zauberflöte, S. 96.

518 Ebd., S. 97.

519 Borchmeyer: Mozart oder Die Entdeckung der Liebe, S. 89.

Eingeweihten aufgenommen, die damit aufhören, ein Männerbund zu sein“.<sup>520</sup>  
Weiter noch geht hier Herbert Zeman:

Pamina, die gegenüber Papageno und Monostatos stets die führende Position einnimmt, die von Sarastro väterlich geliebt und respektiert wird, erfährt die Aufnahme in den Bund der Eingeweihten. [...] Pamina übernimmt im entscheidenden Augenblick selbst gegenüber Tamino die Führung. Indem sie ihren Wirkungskreis – nämlich die Liebe zu Tamino – nicht überschreitet, ist sie der Garant für die partnerschaftliche Harmonie [...]. Von Frauenfeindlichkeit kann – so besehen – in der *Zauberflöte* keine Rede sein. Ganz im Gegenteil: Schikaneder schuf mit Pamina eine weit über das zeitübliche Maß hinaus emanzipierte Frauengestalt, die freilich erst in der uneingeschränkten Partnerschaft mit Tamino ihre Vollendung erfährt.<sup>521</sup>

Bezeichnend an diesem Zitat ist die Voraussetzung, dass Pamina den ihr von den ‚Eingeweihten‘ zugestandenen weiblichen „Wirkungskreis“ – nämlich eine Form der Liebe zu Tamino, die traditionelle Rollenmuster kritik- und klaglos akzeptiert – „nicht überschreitet“; eine „partnerschaftliche Harmonie“ scheint dergestalt die Dominanz des Mannes schlicht vorauszusetzen. Umgekehrt scheint weibliche Emanzipation demnach erst durch die Verbindung der Frau mit einem Mann gekrönt zu werden – nicht gerade eine egalitäre Vorstellung.

Selbst kritischere Interpreten wie Krämer, die soweit nicht gehen mögen, zeigen sich über das versöhnliche Ende begeistert: „Die Schlußlösung der ‚Zauberflöte‘, daß mit Pamina eine Frau in den Orden initiiert wird [...] und am Schluß ein gemischter Chor, nicht der Männerchor der Priester steht, signalisiert ein deutliches Abrücken von der streng misogynen freimaurerischen Position.“<sup>522</sup> Abgesehen von der Frage, ob im Finale einer Oper mit gemischtem – also weiblichem und männlichem – Personal und einer Liebeshandlung nicht allein schon aus musikalischen Gründen stets ein gemischter Chor zu erwarten ist, bleibt auch zweifelhaft, ob hier vom dezidierten „Abrücken“ von einer „freimaurerischen Position“ wirklich gesprochen werden kann; dass diese so ‚streng misogyn‘ ja gar nicht war, wurde oben gezeigt. Krämer argumentiert indes im Sinne seiner dialogischen ‚Vielstimmigkeitsthese‘: „Neben die negative Projektion von Weiblichkeit, wie sie die Eingeweihten vertreten (und wie sie partiell von der Königin verkörpert wird), stellt das Stück somit auch eine völlig andere: eine positive, aktive. Dadurch werden die Geschlechterstereotypen als willkürliche Setzung

520 Ebd., S. 140.

521 Zeman: *Aber ich hörte viel von Pamina, viel von Tamino*, S. 162.

522 Krämer: *Deutschsprachiges Musiktheater im späten 18. Jahrhundert*, S. 580; fast gleichlautend schon ebd., S. 542, Anm. 19.

der Eingeweihten erkennbar und in ihrer behaupteten Gültigkeit reduziert.<sup>523</sup> Ein solches Dementi der vorausgehenden misogynen Verlautbarungen müsste jedoch dramaturgisch motiviert werden, um aufklärerische Wirkung entfalten zu können. Die bloße Unterwerfung Paminas unter das patriarchalische Regime sowie ihre anschließende Aufnahme in den Männerorden der ‚Eingeweihten‘ reichen dafür kaum aus, sondern erinnern eher an eine Passage, die im originalen Textbuch der *Zauberflöte*, nicht aber in der durch Mozart vertonten Fassung steht; gemeint sind jene „Verse, mit denen die drei Knaben Papagena über ihr Schicksal informieren, während sie sie Papagena zuführen“,<sup>524</sup> sie münden in folgende bedenkliche Aufforderung: „Sey dieses Mannes Eigenthum!“<sup>525</sup> Reinhard Urbach deutet diesen entgleisten Schlussvers, der sich im Originaltext kurz vor Paminas finaler Aufnahme in den Männerorden findet, ganz im Sinne des Komponisten: „Für das Besitzpatriarchat, das da die drei Knaben [...] in Übereinstimmung mit der Moralität des Publikums verkünden, hat Mozart keine Töne.“<sup>526</sup>

Ob der Wortlaut des Textes die Lesart wirklich stützt, wonach Pamina am Ende der Oper mit Tamino gleichgestellt sei, was sich in beider „*priesterlicher Kleidung*“<sup>527</sup> symbolisch niederschläge, ist also genauso fraglich wie die vor allem für Schikaneder schmeichelhafte Versicherung, eine solche, vermeintlich antimisogyne Wendung des Plots „wäre für Ignaz von Born, der im Jahr der Uraufführung der *Zauberflöte* gestorben ist, ein Skandalon gewesen“.<sup>528</sup> Es gibt keine Anhaltspunkte dafür, die eklatante Misogynie weiter Teile des Librettos einem damals schon Toten in die Schuhe zu schieben, der sich selbst keineswegs in dieser krassen Einseitigkeit über Frauen geäußert hat, im Gegenteil: Born hatte nicht nur – wie oben deutlich wurde – weitaus differenzierter argumentiert, sondern scheint auch Wert auf eine solide Bildung seiner eigenen Töchter gelegt zu haben, die zu den in Wien damals angeblich seltenen „vernünftigen und verständigen Frauenzimmern“ zählten und von Georg Forster als „ein paar lebenswürdige Frauenzimmer, von viel Belesenheit und Aufklärung“ geradezu gerühmt wurden.<sup>529</sup> Von Born kann die antiaufklärerische Misogynie des Librettos also kaum kommen, eher wohl von der binären bis manichäischen Geschlechterpolitik des Katholizismus und der populären bis vulgären Diktion

523 Ebd., S. 581 f.

524 Urbach: Die Wiener Komödie und ihr Publikum, S. 72.

525 Schikaneder: Die Zauberflöte, S. 102.

526 Urbach: Die Wiener Komödie und ihr Publikum, S. 72.

527 So die letzte Regieanweisung im dreißigsten Auftritt des zweiten Aufzugs (Schikaneder: Die Zauberflöte, S. 106).

528 Borchmeyer: Mozart oder Die Entdeckung der Liebe, S. 140.

529 So Georg Forster im Brief an Therese Heyne vom 1.8.1784: In: Werke in vier Bänden, Bd. 4, S. 276–284, hier S. 286.

mancher Vertreter des Vorstadttheaters. Harmonisierende Interpreten der *Zauberflöte* wie Borchmeyer zeigen sich indes angesichts der wenigen als egalitär interpretierbaren Signale mit dem zunächst noch irritiert quittierten ‚Frauenhass‘ des Librettos schließlich versöhnt: Am Ende der Oper erscheine das Paar aus Tamino und Pamina „als Abbild des göttlichen Paares Isis und Osiris. Jeder Rangunterschied der Geschlechter ist hier aufgehoben“.<sup>530</sup> Woraus auf eine Aufhebung alles dessen, was vorher über lange Strecken verlautbart worden ist, sowie *jedes* geschlechtlichen Rangunterschieds geschlossen werden kann, bleibt indes unerfindlich. Das gilt auch für Erich Neumanns genauso harmonisierende tiefenpsychologische Deutung des Finales:

Während es für das patriarchale Mysterium typisch ist, daß die Frauen als Symbolträger des Negativen von den Mysterien ausgeschlossen bleiben, handelt es sich in dem Geschehen der *Zauberflöte* [sic] nicht nur um eine Durchbrechung dieses Grundprinzips, sondern um die Einführung eines neuen Mysteriums, in dem jenseits von matriarchaler oder patriarchaler Betonung die conjunctio, die Verbindung des Männlichen mit dem Weiblichen, den höchsten Symbolrang einnimmt.<sup>531</sup>

Dass hier ein Wunsch nach Versöhnung und keine kritische Textlektüre der Vater des Gedankens ist, zeigt ein Blick auf den Opernschluss. Zwar schwärmt Borchmeyer weiter über die angebliche finale Gleichheit der Geschlechter: „Die Liebe, mit der die Handlung begann, hat in der *Zauberflöte* also doch das letzte Wort.“<sup>532</sup> Zu schön indes, um wahr zu sein: Weder setzt die Opernhandlung mit der Liebe ein, sondern mit einer Verfolgungsszene, an deren Ende der um Hilfe flehende Tamino von niemand Anderem als den drei Damen der „nächtlich sternflammenden Königin“<sup>533</sup> vor einer bösen Schläge gerettet wird<sup>534</sup> – wofür die Frauen indes keinen dauerhaften Dank erwarten dürfen; noch mündet die Handlung in eine Liebesszene, sondern in die Apotheose des siegreichen Sarastro – der nicht wirklich als „großmütig-affektüberlegene Vaterfigur“<sup>535</sup> erscheint – und seines Männerbundes: „Die Strahlen der Sonne vertreiben die Nacht, / Zernichten der Heuchler erschlichene Macht.“<sup>536</sup> In der ‚Zernichtung‘ offenbart sich wenig Großmut, weniger noch Empfindsamkeit. Bis es so weit ist, muss nicht nur die heuchlerische Macht einer Mutter, sondern auch die ja noch

530 Borchmeyer: *Mozart oder Die Entdeckung der Liebe*, S. 141.

531 Erich Neumann: *Zu Mozarts Zauberflöte*. In: Ders.: *Zur Psychologie des Weiblichen*. München: Kindler 1975, S. 103–142, hier S. 125 f.

532 Borchmeyer: *Mozart oder Die Entdeckung der Liebe*, S. 89.

533 Schikaneder: *Die Zauberflöte*, S. 7.

534 Vgl. ebd., S. 1.

535 So Neumann: *Zu Mozarts Zauberflöte*, S. 137.

536 Schikaneder: *Die Zauberflöte*, S. 106.

im zweiten Aufzug wiederholt geäußerte Mutterliebe Paminas überwunden und darüber hinaus das unterlegene Matriarchat vollkommen ‚zernichtet‘ werden, bevor sein Personal mit dem Ausruf in die Hölle fährt: „Zerschmettert, zernichtet ist unsere Macht, / Wir alle gestürzt in ewige Nacht.“<sup>537</sup>

Auch an seinem Ende betreibt der Operntext also keine Versöhnung zwischen einem Mutter- und einem Vaterrecht, sondern verdammt jenes kategorisch zugunsten des Letzteren, das keine Synthese erlaubt.<sup>538</sup> Die sodann aufgehende „Sonne“, in der „das ganze Theater“ erstrahlt,<sup>539</sup> entspricht nicht allein dem Sonnenmythos der Französischen Revolution, wie Starobinski betont,<sup>540</sup> sondern – im gegenwärtigen Kontext noch viel einschlägiger – auch dem topischen Bild für den Beginn der josephinischen Reformpolitik, wie der Blick auf das Finale von Pezzls *Faustin* gezeigt hat. Dass es sich dabei um eine weit über Wien und die habsburgischen Territorien hinaus wirkende Topik handelt, belegt ein Blick auf Goethes Vorbemerkung zu seiner Bearbeitung einer Wiener Erzählung mit dem Titel *Der Hausball* (1781): Ihm zufolge hat mit dem Regierungsantritt Josephs II. in Wien, „der Hauptstadt unseres Vaterlandes“, „die Morgenröte des schönsten Tages einzubrechen“ angefangen.<sup>541</sup> Diese Sonne scheint ein Jahrzehnt später in der *Zauberflöte* jedoch nur noch der siegreichen männlichen Hälfte des Opernpersonals; und da Pamina als frischer Waise nichts anderes mehr übrig bleibt, muss sie trotz des schmerzlichen Verlustes ihrer Mutter damit zwangsläufig glücklich sein. Der letztlich nie überwundene Zwangscharakter des paternalistischen josephinischen Reformabsolutismus könnte nicht treffender veranschaulicht werden.

537 Ebd.

538 Insofern entspricht das Ergebnis der hier vorgelegten Analyse dem Fazit von Zech: „Ein Mann muß eure Herzen leiten“, S. 314 f., das im Unterschied zur gegenwärtigen Lektüre auch auf musikologischen Befunden beruht.

539 Schikaneder: *Die Zauberflöte*, S. 106.

540 Starobinski: *Die Embleme der Vernunft*, S. 29–36 u. 136.

541 Johann Wolfgang Goethe: *Der Hausball. Eine deutsche Nationalgeschichte*. In: J. W. G.: *Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe. Bd. 2.2: Erstes Weimarer Jahrzehnt. 1775–1786*. Hg. v. Hannelore Schlaffer, Hans J. Becker u. Gerhard H. Müller. München/Wien: Hanser 1987, S. 333–337, hier S. 333. Vgl. auch ebd. den im gegenwärtigen Zusammenhang bezeichnenden Fortgang von Goethes einleitenden Worten: „[G]ewiß es kann eine Schar von wilden Sonnenverehrn nicht mit einer größerern Inbrunst, mit einem gewaltsamern Jauchzen und durch alle Glieder laufenden Entzücken die Ankunft der Himmelskönigin begrüßen, als unsere Wiener, freilich auf eine gleichfalls rohe Art die ersten Strahlen einer gesegneten Regierung Joseph II. versehren [sic]. Wir wünschen Ihm und Ihnen den schönsten Tag. Die gegenwärtigen Augenblicke aber gleichen jenen Stunden des Morgens wo aus allen Tiefen und von allen Bächen, aufsteigende Nebel die nächste Ankunft der Sonne verkündigen.“

### 3.5 Xenophobie und Rassismus

Ein drittes Problemfeld des Librettos der *Zauberflöte* stellt dessen mehr als latente Xenophobie dar, die in der von rassistischen Anklängen durchtränkten Gestaltung des „düsteren und gewalttätigen“,<sup>542</sup> ja „abscheulichen“<sup>543</sup> Monostatos deutlich wird. Dieser tritt gleichsam als „Haremswächter“ auf und setzt als stehende Figur „die Tradition der Türkenoper“ fort.<sup>544</sup> Monostatos wird von den Regieanweisungen der Erstausgabe meist unpersönlich mit dem abschätzigen, nach ‚rassischen‘ Kriterien ordnenden Gattungsbegriff als ‚Mohr‘ apostrophiert (ähnlich wie das ‚Weib‘ Papagena). Seine pejorative Zeichnung erscheint durch den abstrakten Verweis auf den notwendigen ‚Manichäismus‘ jeder Eschatologie, jeder Utopie und generell jeder Teleologie zumindest aus heutiger Sicht kaum hinreichend begründet.<sup>545</sup> Zahlreiche Interpretationen – besonders die wohlwollenden – haben geflissentlich ignoriert,<sup>546</sup> dass die Figur des Monostatos überkommenen, aber auch heute noch kursierenden Stereotypen des ‚Schwarzen‘ gemäß als ‚notgeiles‘, dauersexualisiertes Monster gezeichnet wird, die vielleicht einem populistischen Diskurs, aber kaum den humanistischen Idealen der gemeineuropäischen Aufklärung entsprechen:

*Monostatos.* He Slaven! legt ihr Fesseln an,

Mein Hass, soll dich verderben!

*(Sie legen ihr Fesseln an.)*

*Pamina.* O laßt mich lieber sterben,

Weil nichts, Barbar! dich rühren kann.

*(Sie sinkt ohnmächtig auf ein Sofa.)*

*Monostatos.* Nun fort! lasst mich bey ihr allein.<sup>547</sup>

542 So Starobinski: Die Embleme der Vernunft, S. 111.

543 So ebd., S. 121.

544 Krämer: Deutschsprachiges Musiktheater im späten 18. Jahrhundert, S. 544.

545 Vgl. Starobinski: Die Embleme der Vernunft, S. 122: „Jede Eschatologie, jede Utopie muß ein Feindbild entwickeln, dem es die Verzögerung des universalen Glücks zur Last legen kann. Jede Utopie ist also manichäisch.“ Dagegen kritisch Gruber: Zu Jean Starobinskis Deutung der „Zauberflöte“, S. 248. Ähnlich wie Starobinski argumentiert hingegen Krämer: Deutschsprachiges Musiktheater im späten 18. Jahrhundert, S. 584, Anm. 158: „Aus dem teleologischen Bau der Sarastrowelt wird nun auch die polare Weltansicht, die durch sie erzeugt wird, verständlich: Jede Teleologie benötigt ein Feindbild, dem sie die Verzögerung der Erfüllung anlasten kann.“

546 So trotz aller Differenzierung auch Meinhold: *Zauberflöte* und *Zauberflöten*-Rezeption, S. 121–125.

547 Schikaneder: Die Zauberflöte, S. 26 f.

Monostatos erscheint hier aus dem Mund der doch so humanen Pamina als „Barbar“, wird also durch ein Wort gekennzeichnet, das schon in der griechischen Antike für die Herablassung einer selbstbewussten ‚Hochkultur‘ gegenüber fremden, angeblich minderwertigen Ethnien steht.<sup>548</sup> Davon, dass Monostatos mit den übrigen Sklaven offenbar von niemand anderem als Sarastro beauftragt worden ist, die entführte und gefangen gehaltene Pamina zu bewachen, ohne dass jener „ihr seine wohlwollenden Absichten“ auch nur „mitgeteilt“ hätte,<sup>549</sup> ist nur recht indirekt die Rede. Die dramaturgische Aufgabe einer „gewalttätigen und triebgelenkten“ Figur wie Monostatos besteht nach dem Muster einer ‚Türkenoper‘ darin, als Barbar „eine deutliche Entlastungsfunktion für die hohen, weisen Herrscher“ zu erfüllen.<sup>550</sup> Genau dieser Umstand spricht jedoch bei Licht besehen gegen den Auftraggeber, der im ersten Aufzug der *Zauberflöte* noch selbst als Sklavenhalter und Entführer auftritt, seinen obersten Sklaven Monostatos – anders als Joseph II. in der *Travestierten Aeneis* seine Untertanen – „zu [s]einen Füßen“ knien lässt<sup>551</sup> und gegen Ende dieses Aufzugs den von ihm gedungenen Häscher durch „77. Sohlenstreich“<sup>552</sup> – also durch besonders schmerzhafter Peitschenhiebe in erschreckend hoher Zahl – bestrafen lassen will, aller später proklamierten Ablehnung des angeblich ‚weiblichen‘ Prinzips der Rache<sup>553</sup> zum Trotz. Die vom ‚Übeltäter‘ nicht erwartete – und angesichts des sinistren Auftrags auch nicht erwartbare – Bestrafung in Form einer Auspeitschung des obersten Sklaven soll beim Publikum aufgrund der plötzlichen Wendung des Geschehens freilich Heiterkeit auslösen; auf Empathie hat der finstere ‚Mohr‘ kein Anrecht. Nach Humanität und Aufklärung klingt das weniger als nach dem, was man in Wien ‚a Hetz‘ nennt, also nach sadistischem Gaudium, das hier einer unreflektierten Affirmation von gewaltsamen Praktiken der Sklaverei und schwarzen Pädagogik gleichkommt – wobei das pejorative Adjektiv ‚schwarz‘ keinen afrikanischen Ursprung dieser brutalen Form der Bestrafung suggerieren soll.

548 Vgl. etwa Arno Borst: *Barbaren. Geschichte eines europäischen Schlagworts*. In: A. B.: *Barbaren, Ketzler und Artisten. Welten des Mittelalters*. München: Piper 1988, S. 19 u. passim.

549 Starobinski: *Die Embleme der Vernunft*, S. 115. Die nachgelieferte Erklärung für die Entführung, die Sarastro nur vor seinen Priestern und nicht vor Pamina selbst abgibt, entspricht keineswegs den Kriterien des aufgeklärten Diskurses; vgl. Schikaneder: *Die Zauberflöte*, S. 51 f.: „Pamina, das sanfte, tugendhafte Mädchen haben die Götter dem holden Jünglinge bestimmt; dies ist der Grundstein, warum ich sie der stolzen Mutter entriß.“ Eine Berufung auf den (un-ergründlichen) Willen der Götter vermag keinen Freiheitsentzug zu legitimieren, wenn das Vernunftprinzip gelten soll.

550 Krämer: *Deutschsprachiges Musiktheater im späten 18. Jahrhundert*, S. 582.

551 Schikaneder: *Die Zauberflöte*, S. 47.

552 Ebd., S. 48.

553 Vgl. ebd., S. 73.

Demgegenüber erweist sich sogar der hoffnungslos naive Papageno zwischenzeitlich als Aufklärer, wenn er im Sinne aufgeklärter Angstbewältigung ausruft: „Bin ich ein Narr, daß ich mich schrecken ließ? Es giebt ja schwarze Vögel in der Welt, warum denn nicht auch schwarze Menschen?“<sup>554</sup> Bei dieser Erkenntnis wird es im Verlauf der Handlung aber nicht bleiben, denn Monostatos – den Borchmeyer seiner Sklavenrolle zum Trotz „als Sprecher“ der „höfisch-kultischen Öffentlichkeit“<sup>555</sup> sieht, doch im Unterschied zu Papageno nie als empfindsames Wesen – darf aufgrund seiner Herkunft und Hautfarbe eben keiner jener Männer sein, „welche Liebe fühlen“.<sup>556</sup> Er wird schließlich als „ein verzweifelter und gedemütigter Außenseiter“<sup>557</sup> aus der Menschenwelt verbannt. Bei dem bis dahin letztlich einsam unter Europäern lebenden Afrikaner – eben einem vollkommen ‚Alleinstehenden‘, wie schon der Name sagt<sup>558</sup> – wird Empfinden von Liebe aus der Sicht des Librettos immer illegitim bleiben, da kann er noch so sehr hoffen und singen und an die Gleichheit aller Menschen appellieren:

Alles fühlt der Liebe Freuden,  
Schnäbelt, tändelt, herzet, küsst;  
Und ich soll die Liebe meiden,  
Weil ein Schwarzer hässlich ist.  
Ist mir denn kein Herz gegeben?  
Ich bin auch den Mädchen gut?  
Immer ohne Weibchen leben,  
Wäre wahrlich Höllenglut.  
Drum so will ich, weil ich lebe,  
Schnäbeln, küssen, zärtlich seyn!  
Lieber, guter Mond – vergebe  
Eine Weiße nahm mich ein! –  
Weiß ist schön! – ich muß sie küssen;  
Mond! verstecke dich dazu! –  
Sollt es dich zu seh'n verdrießen,  
O so mach die Augen zu.  
*(Er schleicht langsam und leise hin.)*<sup>559</sup>

554 Ebd., S. 28. Vgl. dazu auch Pestalozzi: Das Libretto der Zauberflöte als Märchen der Aufklärung, S. 3.

555 Borchmeyer: Mozart oder Die Entdeckung der Liebe, S. 81.

556 Schikaneder: Die Zauberflöte, S. 34.

557 Gruber: Zu Jean Starobinskis Deutung der „Zauberflöte“, S. 248.

558 Ebd.

559 Schikaneder: Die Zauberflöte, S. 65 f.

Diejenigen dieser Verse, die – noch dazu – aus der Sicht des Opfers des rassistischen Diskurses ‚Schwarze‘ pauschalisierend für „hässlich“ und ‚Weiße‘ für „schön“ erklären, sind aus heutiger Sicht nicht lustig, sondern unerträglich. Diese Beleidigung für jeden denkenden Menschen stellt auch in ästhetischer Hinsicht eine empfindliche Schmälerung „der geradezu triumphalen Wirkung und Strahlkraft der *Zauberflöte*“<sup>560</sup> dar; es ist erstaunlich, dass so viele Apologeten der Oper davon nicht angewidert waren. Man hat in diesem Zusammenhang zur Entschuldigung wiederholt auf den eingeschränkten historischen Kenntnis- und Bewusstseinsstand des ausgehenden 18. Jahrhunderts verwiesen. Dabei hätten es Schikaneder und Mozart besser wissen können, wie die anklagende Darstellung der Grausamkeiten des Sklavenhandels in Pezzls *Faustin* zeigt (vgl. III.2), ja auch besser wissen müssen – kannte doch zumindest Mozart mit Angelo Soliman persönlich einen Afrikaner [Abb. 14], der nicht nur „ein besonderer Liebling Kaiser *Josephs II.*“,<sup>561</sup> sondern auch

vielseitig gebildet war, perfekt deutsch, italienisch und französisch sprach, daneben aber auch auf englisch, tschechisch und sogar lateinisch sich ausdrücken konnte. Er war allgemein hoch angesehen und mit den bedeutendsten Wissenschaftlern und Künstlern in Wien bekannt. Ab 1783 gehörte er als Freimaurer der Loge ‚Zur wahren Eintracht‘ an, der Loge, die vor allem Gelehrte, Künstler und Schriftsteller vereinte. Dort betritt er mehrfach zusammen mit Mozart den Logentempel, wie aus dem erhaltenen Protokollbuch hervorgeht.<sup>562</sup>

Besonders tendenziös erscheint die Darstellung des ‚Mohren‘ in der *Zauberflöte*, wenn man in diesem Zusammenhang berücksichtigt, dass deren Handlung die tatsächlichen Verhältnisse der europäischen Welt des 18. Jahrhunderts regelrecht auf den Kopf stellt: Afrikaner traten hier damals keineswegs als Entführer und Vergewaltiger in Erscheinung, sondern als Entführte und Verschleppte,<sup>563</sup> deren trauriges Schicksal untrennbar mit dem in Pezzls *Faustin* gebrandmarkten Sklavenhandel verknüpft war, wie man eben an der Geschichte Solimans exemplarisch ansehen kann,<sup>564</sup> die allen Vorstellungen praktischer Aufklärung Hohn spricht:

560 So Assmann: *Die Zauberflöte*, S. 29.

561 Eugen Lennhoff, Oskar Posner: *Internationales Freimaurerlexikon*. Zürich/Leipzig/Wien: Amalthea 1932, Sp. 1475–1476, hier Sp. 1475.

562 Braunbehrens: *Mozart in Wien*, S. 99.

563 Vgl. dazu die Beiträge von Andreas Eckert, Salvatore Bono und Veronica Buckley in: Angelo Soliman. Ein Afrikaner in Wien. [Ausstellung im Wien-Museum Karlsplatz, 29. September 2011 bis 29. Jänner 2012]. Hg. v. Philipp Blom u. Wolfgang Kos für das Wien Museum Karlsplatz. Wien: Brandstätter 2011, S. 25–34, 35–48 u. 49–66.

564 Vgl. dazu die Beiträge von Philipp Blom, Walter Sauer und Rüdiger Wolf in ebd., S. 13–24, 67–80, 81–96 u. 97–106.

Als Siebenjähriger wurde er von einem feindlichen Stamm *ge-  
raubt*, schließlich an Christen *ver-  
kauft* und kam so nach Messina  
in das Haus einer Marquise, die  
ihn erzog und ihm eine Grund-  
ausbildung gegeben haben muß.  
In Messina fiel er dem österrei-  
chischen General Johann Georg  
Christian Fürst Lobkowitz auf,  
der ihn unbedingt besitzen wollte  
und schließlich von der Marquise  
zum *Geschenk* erhielt. [...] Nach  
dem Tod von Lobkowitz (1753)  
wurde Soliman an Joseph Wenzel  
Fürst Liechtenstein *vererbt*, eben-  
falls einen hohen Militär. In des-  
sen Haus war er mit den Aufga-  
ben eines Kammerdieners, später  
des Haushofmeisters betraut, im  
Grunde aber war er ‚der fürstliche  
Mohr‘, mit dem sich sein Herr  
schmückte.<sup>565</sup>



14 *Angelo Soliman*. Schabtechnik von Johann Gott-  
fried Haid nach einer Vorlage von Johann Nepomuk  
Steiner, um 1760–1765 © Wien Museum.

Gewaltsame Entführungen von Afrikanern nach Amerika und in geringerem Ausmaß auch nach Europa wurden damals massenweise und gewerbsmäßig betrieben. Bezeichnend ist nicht nur in diesem besonderen Fall folgende Erfahrung:

Für die entführten Schwarzen, selbst wenn sie nicht als Sklaven, sondern wie Freigelasene behandelt wurden, was in den Kolonialländern Europas höchst selten war, gab es [...] kein Zurück: Die kulturelle Entfremdung von ihrem Herkommen stigmatisierte sie in unauslöschlicher Weise. Ihnen blieb nichts als der (vergebliche) Versuch der Assimilation.<sup>566</sup>

Insofern blieben sie meist Zeit ihres Lebens ‚Alleinstehende‘ – wie auch Monostatos im Operntext. Eheschließungen mit Weißen waren ihnen in der Regel verwehrt, andere Schwarze standen meist nicht als potenzielle Partner zur Verfügung. Soliman jedoch war sogar in dieser Hinsicht eine Ausnahme; er konnte

565 Braunbehrens: Mozart in Wien, S. 97 f.

566 Ebd., S. 96.

sich im Lauf der Jahre aufgrund eines gewaltigen Spielgewinns eine eigenständige Existenz aufbauen und schließlich sogar die Witwe eines holländischen Generals heiraten. Doch:

[D]ie Eheschließung mußte geheimgehalten werden und wurde auch heimlich durch den Kardinalerzbischof von Wien im Stephansdom vollzogen. Soliman war ja Katholik, und als solchem konnte ihm die Kirche die Trauung nicht verwehren, andererseits hatte auch die Kirche kein Interesse an einer öffentlichen Diskussion dieser gemischt-rassigen Eheschließung. Soliman soll sich ein Haus in der Vorstadt gekauft haben und führte eine glückliche, wenn auch heimliche Ehe.<sup>567</sup>

Ein Resultat dieser zurückgezogenen Ehe in einem bescheidenen sozialen Ambiente war eine gemeinsame Tochter, die offenbar keinen Grund hatte, über ihren lange stigmatisierten Vater als Gewalttäter zu klagen. Umso weniger entschuldigbar erscheint vor diesem Hintergrund die komplette Umkehrung solcher Verhältnisse im Libretto der *Zauberflöte*, das in dieser Hinsicht tatsächlich als geradezu hetzerisches Machwerk, jedenfalls aber alles andere als ein Dokument kritisch-aufklärerischer Gesinnung erscheint – sieht man einmal vom Umstand ab, dass auch manche der international bekanntesten Aufklärer, ja sogar Kant selbst rassistische Gedankenfiguren nicht immer schon ablehnten, sondern erst nach vertiefter Reflexion im Lauf der 1790er Jahre überwinden.<sup>568</sup>

Die auch in der realen Geschichte des nachjosephinischen Wien zu beobachtende tendenziöse Verkehrung von aufklärerischer Kultur und unaufgeklärter Barbarei kommt insbesondere im traurigen Ende der Geschichte Solimans nach der Übernahme der Regierungsgewalt durch die Kräfte der Reaktion zum Vorschein, die sich nach seinem Tod auf besonders finstere Weise präsentierten:

Über Wunsch des Kaisers *Franz II.* wurde er trotz lebhaften, durch ein energisches Schreiben des Erzbischofs von Wien unterstützten Protestes der Familie, der man die Leiche abgelistet hatte, von dem Bildhauer Franz *Thaler* abgehäutet, ausgestopft und den kaiserlichen Sammlungen als Repräsentant des Menschengeschlechtes einverleibt, wo er in Gesellschaft eines Wasserschweines und mehrerer Sumpfvögel der frivolen Neugierde eines schaulustigen Publikums preisgegeben wurde [...]. Bei der Beschließung Wiens im Jahre 1848 ging diese schändliche Erinnerung an dynastischen Ungeschmack in Flammen auf.<sup>569</sup>

567 Ebd., S. 98.

568 Vgl. dazu Pauline Kleingeld: Kant's Second Thoughts on Race. In: *The Philosophical Quarterly* 59 (2007), No. 229, S. 573–592.

569 Lennhoff, Posner: *Internationales Freimaurerlexikon*, Sp. 1476; vgl. den Hinweis darauf in Braunbehrens: *Mozart in Wien*, S. 99 u. 455, Anm. 17.

Die realen Verhältnisse führten also dazu, dass ein im Kindesalter aus Afrika entführter Mensch, der als kultivierter Erwachsener in der damaligen Wiener Gesellschaft hohes Ansehen genoss und in die angesehenste Wiener Freimaurerloge aufgenommen wurde, nach seinem Tod ausgestopft und im kaiserlichen Naturalienkabinett ausgestellt wurde.

Demgegenüber zeichnet die *Zauberflöte* das rassistische Zerrbild eines unbeherrschten und unkontrollierbaren schwarzen Sexmonsters, das als – zwar von einem ‚edlen‘ Priester mit besten Absichten gedungener – Entführer und Erpresser eine ständige Bedrohung für unschuldige weiße Frauen darstellt und deshalb zum Gaudium des Publikums ausgepeitscht werden muss. Selbst die ihm untergebenen anderen Sklaven erheitern sich ungemein über die Aussicht, dass „der alles belauschende Mohr [...] sicherlich gehangen oder gespießt“<sup>570</sup> werden soll. Sein allzu menschliches Liebesbedürfnis erscheint hier genauso als Skandalon wie die Vorstellung einer Liaison zwischen Angehörigen unterschiedlicher ‚Rassen‘. Doch bleibt der ‚Mohr‘ trotz seiner martialischen Bestrafung durch Sarastro unbelehrbar, wenn er Pamina gegenüber noch im zweiten Aufzug droht: „Du hast [...] nur einen Weg, dich und deine Mutter zu retten“, nämlich: „Mich zu lieben.“<sup>571</sup> Als die jedoch von sämtlichen Autoritäten des Librettos Tamino versprochene Pamina sich dem „entschlossen“ verweigert, kann Monostatos das nur darauf zurückführen, dass er „die Farbe eines schwarzen Gespensts trage“;<sup>572</sup> eine näherliegende Erklärung scheint dem Übeltäter gar nicht denkbar. Er droht ihr mit Ermordung, vor der sie allein Sarastro bewahrt, der daraufhin folgende ‚Erkenntnis‘ zum Besten gibt – und dabei mit verschiedenen Bedeutungsnuancen von ‚Schwärze‘ spielt, womit er unaufgeklärtes physiognomisches Denken<sup>573</sup> offenbart: „Ich weiß [...], daß deine Seele eben so schwarz als dein Gesicht ist. – Auch würde ich dies schwarze Unternehmen mit höchster Strenge an dir bestrafen, wenn nicht ein böses Weib, das zwar eine sehr gute Tochter hat, den Dolch dazu geschmiedet hätte. – Verdank es der bösen Handlung des Weibes, dass du ungestraft davon ziehst.“<sup>574</sup> Der mit dem konzessiven „zwar“ eingeleitete Nebensatz über die „sehr gute Tochter“, der im argumentativen Zusammenhang wie ein Fremdkörper anmutet, erfolgt aus der Perspektive einer ominösen Erzählinstanz; er soll die eklatanten

570 Schikaneder: *Die Zauberflöte*, S. 23.

571 Ebd., S. 71.

572 Ebd.

573 Vgl. dazu etwa die gegen Johann Caspar Lavater gerichtete Streitschrift von Georg Christoph Lichtenberg: *Über Physiognomik; wider die Physiognomen. Zu Beförderung der Menschenliebe und Menschenkenntnis*. [1778] In: G. Ch. L.: *Schriften und Briefe*. Hg. v. Wolfgang Promies. Bd. 3: Aufsätze, Entwürfe, Gedichte, Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche. München/Wien: Hanser 1972, S. 256–295.

574 Schikaneder: *Die Zauberflöte*, S. 72.

Unstimmigkeiten des Textes beiläufig kitten, was ihm aber nur recht kosmetisch gelingt.

Der weiterhin unbelehrbare Monostatos fordert noch in der Schlusszene des Librettos die Einlösung des ihm gegebenen sinistren Versprechens der bösen Mutter: „Doch Fürstinn! halte Wort! – Erfülle! – / Dein Kind muß meine Gattinn seyn.“<sup>575</sup> Angesichts solchen Verlangens, dessen Erfüllung die herzenskalt Mutter aus dem Motiv schnöder ‚weiblicher‘ Rachlust sogleich umstandslos zusagt, muss dieser ‚schwarze‘ Unhold schließlich ganz aus der lichtumfluteten Opernwelt verbannt werden bzw. gemeinsam mit den Vertreterinnen aufmüpfiger Weiblichkeit in die Hölle „versinken“,<sup>576</sup> um nicht noch mehr Unheil anzurichten – gemäß der bekannten Sentenz aus Schillers ‚republikanischem Schauspiel‘ *Die Verschwörung des Fiesko zu Genua* (1783): „Der Mohr hat seine Arbeit getan / der Mohr kann gehen.“ (III. Aufzug, 4. Auftritt)<sup>577</sup> In diesem Zusammenhang sei abschließend erwähnt, dass afrikanische Sklaven zumindest in deutschsprachigen Dramentexten der Aufklärung – sieht man einmal von Schillers Muley Hassan ab, der einem historischen Setting entsprechen soll – aus naheliegenden Gründen eher ein Fremdkörper sind, nicht jedoch in denen des Wiener Vorstadttheaters bzw. den Librettos der Wiener Zauberoper: Das zeigt ein Blick auf Joachim Perinets und Wenzel Müllers bereits erwähntes Singspiel *Kaspar, der Fagottist, oder: die Zauberzither*, wo der „Frauenwächter“ Zumio und „Sklaven“ – analog zum Gefolge Sarastros – sowie „Sklavinnen“ wie selbstverständlich zum „Gefolge des Prinzen“ zählen und wo ihnen ebenfalls mit „harter Züchtigung“ gedroht wird.<sup>578</sup> Auch in dieser Hinsicht setzt sich also im Libretto der *Zauberflöte* das Wiener Späßtheater durch, nicht die europäische Aufklärung.

### 3.6 Fazit: Aufklärung als Mythos

Das „Patchwork“ der *Zauberflöte* schichtet laut Borchmeyer – „entsprechend der einzigartigen synkretistischen Theatersituation Wiens – heterogene literarisch-theatrale, ideelle und mentale Traditionen übereinander[ ], deren divergierende, sich wechselseitig in Frage stellende Perspektiven nicht konsequent unter einen klar abgrenzbaren Autorstandpunkt gezwungen werden“ können; die Perspektivenvielfalt führe letztlich „die Grenzen der Renormierungskraft der neuen

575 Ebd., S. 105.

576 Ebd., S. 106.

577 Friedrich Schiller: Werke und Briefe in zwölf Bänden. Bd. 2. Hg. v. Gerhard Kluge. Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag 1988, S. 388.

578 Vgl. Perinet: *Kaspar, der Fagottist, oder: die Zauberzither*, S. 194, 250 u. passim.

Rationalisierungsinstanzen“ vor Augen.<sup>579</sup> Die aufklärerischen Impulse sind demnach im Operntext nicht so stark ausgeprägt, dass sie ideologisch gegenläufige Tendenzen vollkommen neutralisieren könnten. Kiefer diagnostiziert sogar eine Gleichwertigkeit von dramaturgischen Elementen der Aufklärung und des traditionellen Wiener Vorstadttheaters: „Schikaneder wertet die Papageno-Welt nicht ab, sondern stellt sie gleichberechtigt neben die Sarastro-Welt; beide stellen sich nicht in Frage, genauso wenig wie die ‚niedere‘ und die ‚höhere‘ Sphäre in der barocken Haupt- und Staatsaktion.“<sup>580</sup> Dass tatsächlich von einer veritablen Gleichrangigkeit gesprochen werden kann, sei hier angesichts der Schlusszene, in der die ‚Papageno-Welt‘ nicht mehr vertreten ist, allerdings entschieden in Frage gestellt. Zurecht hat Urbach darauf hingewiesen, dass Papageno im zweiten Aufzug der Oper eindeutig „unterliegt“:

Er dringt nicht durch die Tore ins Mysterium ein wie Tamino, der sich vor den Augen der Gewappneten befehlsgemäß tapfer benimmt. Papageno bewährt sich nicht im Sinne staatsreuer Tugend, aber er lehnt sich auch nicht unentwegt auf, sondern sieht seine Ohnmacht ein [...]. Dafür wird er mit leiblichem Wohlergehen von den Autoritäten, die ihm unsichtbar bleiben, belohnt. Schnell bereit zur Resignation ebenso wie zur Zufriedenheit, die er Weisheit nennt, ist Illoyalität von ihm nicht zu befürchten.<sup>581</sup>

Papageno ist und bleibt in dieser Hinsicht eine lustige Figur im Sinne des ‚vor-aufgeklärten‘ Wiener Spaßtheaters, wenngleich seine spontanen Reaktionen häufig autonomer wirken als die fast servile Unterwerfung Taminos unter die jeweils herrschenden Autoritäten. Der brave Prinz erscheint bisweilen wie eine figurale Vorwegnahme Heinrich Drendorfs aus Stifters *Nachsommer* (1857). Dass die Aufklärung – bzw. jene Figuren, die sie im Libretto vertreten – nicht in sämtliche soziale Sphären der Oper durchdringt, darf jedenfalls als unstrittig gelten.

Jenseits der heterogenen Wirkung der im Libretto zusammenspielenden unterschiedlichen und ungleichzeitigen Genretraditionen überrascht der Text sogar an davon unberührten Stellen durch irritierende Inkonsequenzen, etwa wenn die Königin der Nacht gemeinsam mit ihrem Gefolge im letzten Auftritt der Oper Sarastro und die Angehörigen seines Ordens als „Frömmler“ bezeichnet, die sie „von der Erd“ mit Bausch und Bogen „tilgen“ will<sup>582</sup> – und nicht umgekehrt. Die dem Text auch an zahlreichen anderen Stellen mangelnde Schlüssigkeit kann ihm nur unter erheblichem argumentativen Aufwand sowie in einer Ausblendung all jener Aspekte attestiert werden, die seinem aufklärerischen Anspruch

579 Borchmeyer: *Mozart oder Die Entdeckung der Liebe*, S. 86.

580 Kiefer: „Am End weiß keiner nix“, S. 175.

581 Urbach: „Die Wiener Komödie und ihr Publikum“, S. 73.

582 Schikaneder: *Die Zauberflöte*, S. 106.

heterogen sind. Zunutze kommt den Apologeten dabei eine allegorische Lektüre, deren Überdehnung alle Brüche und Zumutungen des Textes zum Verschwinden bringt. Entsprechendes zeigt ein Blick etwa auf Jan Assmanns enthusiastische Interpretation auch des Librettos:

Der erste Teil, die Welt der Königin der Nacht, steht für die ‚Illusionierung‘. Hier werden dem Helden und mit ihm dem Publikum die falschen Vorstellungen vermittelt, von denen er und die Zuschauer sich im Verlauf der Einweihung befreien müssen. Der zweite Teil zeigt in der Sprecherszene (I/15) die Desillusionierung des Helden. Tamino sieht ein, dass er die Vorstellungen preisgeben muss, die ihm die Königin der Nacht von Sarastro eingeflößt hat, und dass er, um Pamina zu erringen, den Weg der Einweihung betreten muss.<sup>583</sup>

Das ist trefflich und ganz im Sinne der offensichtlichen Textintention resümiert. Aber was bewirkt „die Desillusionierung des Helden“, und auf welcher gedanklichen Basis können dieser und das Publikum der Oper sich von ihren „falschen Vorstellungen“ befreien? Was ist die argumentative Grundlage von Taminos ‚Einsicht‘ bzw. ‚Erkenntnis‘ im Sinne der Aufklärung? Die wiederholte Aufforderung, „männlich“ zu „siegen“, das plumpe Postulat, „ein Mann“ zu sein?<sup>584</sup> Kann man diese törichte Rede noch im 21. Jahrhundert, nach allem Schindluder, das damit in den vergangenen zwei Jahrhunderten getrieben wurde, guten Gewissens und übereinstimmend mit Tamino als veritable „Weisheitslehre“<sup>585</sup> gelten lassen, ohne angesichts solcher Plattitüden zu erröten? Scheinbar motivierende Beweise wie der folgende erweisen sich bei näherem Hinsehen als zirkelschlüssig: „Es zeigen die Pforten, es zeigen die Säulen, / Dass Klugheit und Arbeit und Künste hier weilen“.<sup>586</sup> Von „Pforten“ und „Säulen“ lässt sich kaum triftig auf die Eigenschaften und Kompetenzen ihrer Bewohner schließen – auch wenn dieser forcierte Schluss dann in eine gemeinaufklärerische Sentenz mündet, die für bürgerliche Pflichtethik und deren moralisierende Ablehnung aristokratischer Lebensformen<sup>587</sup> steht: „Wo Thätigkeit thronet, und Müßiggang weicht, / Erhält seine Herrschaft das Laster nicht leicht.“<sup>588</sup> Vor dem Hintergrund des gemeinaufklärerischen Kritikverständnisses betrachtet, scheint beim Perspektivenwechsel Taminos und des Publikums gegen Ende des ersten Aufzugs eher eine „Machtverlagerung“ als eine nachvollziehbare intellektuelle

583 Assmann: Schikaneder, Mozart und die Zauberflöte, S. 412 f.

584 Schikaneder: Die Zauberflöte, S. 36.

585 Ebd.

586 Ebd.

587 Vgl. dazu Borchmeyer: Mozart oder Die Entdeckung der Liebe, S. 133 f.

588 Schikaneder: Die Zauberflöte, S. 36.

Läuterung stattzufinden, wie Starobinski nahelegt: „Diejenige Macht, die uns zu Anfang so schutzherrnhaft vorkam, wird von einer stärkeren und besseren Macht verdrängt, die den Beginn eines allgemeinen Glückzustandes festsetzt.“<sup>589</sup> Der Wortlaut ist hier dekuvierend, denn dass die stärkere Macht auch selbstverständlich die bessere sein soll, spricht für sich. Und dass der „Beginn eines allgemeinen Glückzustandes“ nicht ermöglicht oder eingeleitet, sondern autoritär deklariert bzw. ‚festgesetzt‘ wird, erinnert wiederum an die Aporien josphinischer Aufklärung ‚von oben‘.

Poetologisch kaum zu legitimieren erscheinen auch die schon öfter konstatierten psychologischen Unstimmigkeiten, über die man sich nur mit dem Verweis auf die alles andere als psychologische Motiviertheit des Librettos hinwegretten kann. So findet sich nirgends im Text eine Motivation dafür, dass die einleitende „Heldenthat“<sup>590</sup> der Rettung Taminos vor der Schlange durch die „höhere Macht“<sup>591</sup> der drei Damen plötzlich nichts mehr gilt. Ihr angeblich typisch ‚weiblicher‘, weil nicht vernunft- sondern affektgeleiteter Streit darüber, wer bis zum Erwachen des in Ohnmacht gefallenen Jünglings bei ihm bleiben darf,<sup>592</sup> ist dafür jedenfalls keine zureichende Begründung, denn Tamino wäre ohne sie ja gar nicht mehr am Leben. Später verhält sich auch Pamina nicht gerade konsequent, als ihre Flucht aus dem Tempel gescheitert ist und sie sich fortan Sarastro zu Füßen wirft: „Herr, ich bin zwar Verbrecherinn! / Ich wollte deiner Macht entfliehn.“<sup>593</sup> Diese an gewisse asiatische Praktiken der Selbstanklage erinnernde Selbstbeichtigung, die der kompletten Selbstaufgabe eines freien Menschen gleichkommt und deren Merkwürdigkeit sich im metrisch irritierenden konzessiven Adverb „zwar“ kondensiert, könnte man aus heutiger Sicht allenfalls ahistorisch mit dem Stockholm-Syndrom motivieren, an dem die entführte Königstochter scheinbar zwischenzeitlich leidet.

Fataler noch für die ideologische Ausrichtung und inhaltliche Einheit der Oper ist allerdings die ungelöste Spannung zwischen dem von vielen Interpreten betonten aufklärerischen Impetus und den keineswegs aufgeklärten Versatzstücken autoritären Denkens: Dass etwa ein Mensch wie Sarastro als „unser Abgott“ gefeiert wird, „dem alle sich weihn“,<sup>594</sup> nachdem Tamino zuvor schon die von Sarastro bekämpfte Königin leichtgläubig als „Göttinn der Nacht“<sup>595</sup> verehrt hat, oder dass Sarastros allzu männliche Gefährten nichts Geringeres

589 Starobinski: Die Embleme der Vernunft, S. 108.

590 Schikaneder: Die Zauberflöte, S. 2.

591 Ebd., S. 3.

592 Vgl. ebd., S. 2 f.

593 Ebd., S. 46.

594 Ebd., S. 45.

595 Ebd., S. 7.

als geweihte Priester einer Vernunftreligion sein müssen, denen man sich bedingungslos zu unterwerfen habe – all dies entspricht zwar in mancher Hinsicht dem historisch verbürgten, reichlich zeremoniösen Charakter freimaurerischen Kultes, wie zuletzt Assmann überzeugend dargelegt hat.<sup>596</sup> Es deutet aber kaum in Richtung eines angemessenen Verständnisses von Aufklärung als kultureller Praxis und Verfahrens der ‚Kritik‘ im Sinne einer unvoreingenommenen Prüfung des Überkommenen und Bestehenden. In diese Richtung hat schon der Theaterexperte Urbach argumentiert: „*Die Zauberflöte* ist keine freimaurerische Machtkritik, sondern weist nur nach, daß die organisierte Vernunft staatstragend zu wirken vermag.“<sup>597</sup> Doch dass „man die Regenten nicht als Götter, sondern als Menschen betrachten müsse“,<sup>598</sup> war den aufgeklärteren unter den Wiener Zeitgenossen Schikaneders und Mozarts durchaus bewusst. Das zeigt etwa ein Blick in Johann Friedels *Historisch-philosophisch [sic] und statistische Fragmente, mehrentheils die österreichische Monarchie betreffend* (1786), die laut „Vorerinnerung“ im April 1785 verfasst worden sind<sup>599</sup> und exemplarisch für die Ausweitung der Kritik auf das „ganze System des aufgeklärten Absolutismus“ in der zweiten Hälfte des josephinischen Jahrzehnts stehen.<sup>600</sup> Dort heißt es mit Blick auf die absolutistisch herrschenden Fürsten:

Sollten sie allein, weil sie sich über uns hinaufschwangen, – ein reineres Phlogiston in ihren Adern wallen fühlen? Nein, Freund! Allen Respekt für die Durchlauchten, und Durchlauchtigsten [...] – aber die Zeiten sind vorbei, wo man glauben konnte, daß sie *Götter* sind. – Sie haben nur zwei Hände, zweien Füße, einen Kopf, ein Herz, wie wir; schliefen in ihrer Mütter Schoos, wie wir; sind Menschen wie wir. Zu was also die Schmeichelei, daß wir besondere Idolchen aus ihnen dreheln, da wir keinen heißeren Wunsch haben können, als den, *daß sie ja stets Menschen bleiben*.<sup>601</sup>

Die Abkehr von kritikloser Idolatrie eines Fürsten (oder Priesters) liegt demzufolge im ureigenen Programm der Aufklärung. Da es sich um normale Menschen handle, müsse man akzeptieren, dass auch Herrscher dieselben Schwächen wie alle anderen Menschen haben – und dass mithin dieselbe Anthropologie für sie zuständig ist: „Sind die Fürsten Menschen, wie wir; so haben sie auch ihre Pflichten, wie wir. Und erfüllen sie ihre Pflichten, so erfüllen sie sie, wie wir, aus *Eigen-*

596 Vgl. Assmann: *Die Zauberflöte*, S. 147–166 u. passim.

597 Urbach: „Die Wiener Komödie und ihr Publikum“, S. 74.

598 Bodi: Tauwetter in Wien, S. 250.

599 [Johann Friedel:] *Historisch-philosophisch [sic] und statistische Fragmente, mehrentheils die Oesterreichische Monarchie betreffend*. Leipzig/Klagenfurth: Carl Walliser 1786, S. [I].

600 Bodi: Tauwetter in Wien, S. 252.

601 [Friedel:] *Historisch-philosophisch [sic] und statistische Fragmente*, S. 11.

nutz.“<sup>602</sup> Angesichts dessen könne ein Fürst keineswegs als ‚Landesvater‘ gelten, dem man mit Gehorsam und Liebe zu begegnen habe: „Die prächtigste Lüge, die man je aufs Tapet gebracht hat, war die, daß man den Fürsten zum *allgemeinen Vater des Landes* machte. [...] Beschimpfen wir die *fürstliche Würde* nicht durch solche schön tönende Moralitätsepigrammen [sic]. Im Grunde sind sie nur *Satiren* auf sie [...]. Das hieße fordern, daß sie mehr als Menschen, daß sie Götter seyn sollten.“<sup>603</sup> Auch die Verherrlichung Sarastros im Libretto der *Zauberflöte* wäre demnach eine unfreiwillige Satire auf den weisen Priesterherrscher. Friedel erinnert die Fürsten im Sinne reformabsolutistischer Überzeugungen daran, dass sie nichts anderes als „*Menschen*“ sind, „die sich die Pflicht auferlegten, *die ersten Diener des Staats zu seyn*“<sup>604</sup> – nicht mehr, aber auch nicht weniger. Daran seien sie zu messen – bzw. an der Aufgabe, der von ihnen regierten Nation zu dienen und „*der Schöpfer des Glückes einer Nation zu werden*“.<sup>605</sup> Wenn dies durch eine Herrschaft nicht gewährleistet sei, dann verliere sie auch ihre Legitimation – und mit ihr der mehr oder weniger aufgeklärte Absolutismus: „Allein ich kann mir nun nicht helfen; ich opfre lieber das System dem Menschen, als diesen dem Systeme auf.“<sup>606</sup>

Eine solche Herleitung und Begründung der Herrschaft Sarastros, die sich nach dem typisch aufklärerischen Verständnis naturrechtlich nachvollziehen ließe, findet sich in der *Zauberflöte* nirgends.<sup>607</sup> Stattdessen begegnen allenthalben pathetische Deklamationen, welche die inhaltlich schwache Legitimation von Sarastros Machtanspruch nur notdürftig verdecken. Generell glänzt die Rede Sarastros und seiner Priester vor allem durch leeres Pathos und maßlose Übertreibung, etwa wenn er raunend versichert: „Mit reiner Seele erklär ich euch, dass unsre heutige Versammlung eine der wichtigsten unsrer Zeit ist“,<sup>608</sup> oder wenn er seinen Priestern „im Namen“ der ganzen „Menschheit“ dankt.<sup>609</sup> Worin diese annoncierte Bedeutsamkeit gründet, wird nicht näher erläutert; es geht jedenfalls um die Initiation des Prinzen Tamino. Erträglich wird das aus

---

602 Ebd., S. 12.

603 Ebd.

604 Ebd., S. 13.

605 Ebd., S. 23.

606 Ebd., S. 24.

607 Vgl. dazu Krämer: Deutschsprachiges Musiktheater im späten 18. Jahrhundert, S. 573 f.: „Alle drei ausgegrenzten Figuren berufen sich auf das Naturrecht [...] und beziehen sich auf eine zentrale popularphilosophische Größe, die in zahlreichen Libretti der Zeit auftritt. [...] Verglichen damit ist in der ‚Zauberflöte‘ das Verhältnis der neuen Ordnung zum Naturrecht problematisch. Das Naturrecht stellt keine eindeutig positive Kraft dar, weil es den Ausgrenzungen widerspricht, die die Basis des neuen Ordnungssystems bilden. Dagegen steht die Sarastro-Welt, die dem Naturrecht eine neue kulturelle Überformung entgegensetzt: die neue Anthropologie mit ihrer transformierten Emotionalität.“

608 Schikaneder: Die Zauberflöte, S. 50.

609 Ebd., S. 51.

heutiger Sicht streckenweise nur durch die wunderbare Musik Mozarts, die in den Sarastro-Passagen gerade aufgrund ihrer klassizistischen Simplizität Erhabenheit vermittelt – und insofern wiederum gegen den hier überaus zeremoniösen und pompösen Text komponiert erscheint.

Das sprachliche Pathos der ‚Eingeweihten‘ wird hingegen dermaßen überdehnt, dass Schikaneder immer wieder krasse Stilblüten unterlaufen, die an Lächerlichkeit kaum zu überbieten sind; so ist der Prinz Tamino nicht einfach zwanzig Jahre alt, sondern „20 Jahre seines Alters“,<sup>610</sup> was offenbar ein besonders würdevolles Sprechen bezeichnen sollte. Dermaßen gestelzt haben die Freimaurer wohl auch im 18. Jahrhundert nicht gesprochen – zumindest nicht die aufgeklärteren unter ihnen, wenn man Forsters Briefen Glauben schenken mag, in denen er die ‚freie‘ Rede der Wiener Logenbrüder lobt und ihren ‚Spott‘ über Geheimniskrämerei und falsche Wichtigtuerei hervorhebt.<sup>611</sup> Es ist kaum vorzustellen, wie Mozart, der inhaltsleeres Gerede in zu vertonenden Textvorlagen sonst wenig schätzte, darüber nicht lachen musste. Das Prinzip des extremen Pathos der *Zauberflöte* besteht ganz offensichtlich darin, möglichst weit von jeder pragmatischen Alltagssprache entfernt zu sein, um die Bedeutsamkeit des Gesagten ins schier Unermessliche zu steigern. Dabei hatten doch gerade die aufgeklärten Wiener Predigtkritiker in ihren sprachkritischen Bemühungen auf einen möglichst nah an klarer und einfacher mündlicher Diktion ausgerichteten Sprechstil gesetzt.<sup>612</sup> Die Vermutung liegt nahe, dass in der *Zauberflöte* ‚Aufklärung‘ weniger praktisch performiert, als ritualisierend proklamiert – bzw. bloß noch beschworen – wird, und das angesichts ihres absehbaren Endes in Wien nach dem am 20. Februar 1790 erfolgten Tod Josephs II.<sup>613</sup>

Die bis an die Grenzen des Erträglichen gehende Deklamatorik des Textes lässt gemeinsam mit seinem immer wieder befremdlich autoritären Gestus die reklamierte Aufklärung als bloße Behauptung erscheinen, die von den ihr unterworfenen Menschen gehorsam anzunehmen sei, nicht als Ergebnis eines kritischen Reflexions- und Diskussionsprozesses. Von angewandter Kritik ist in der *Zauberflöte* kaum die Rede und noch weniger die Handlung. Hier unterschreitet das Libretto die von Joseph II. mit der ‚erweiterten Preßfreyheit‘ gesetzten Standards herrscherlicher Kritikakzeptanz erheblich. Nur einmal ‚eröffnet‘ ein Priester Sarastros zu Beginn des 2. Aufzugs einen leisen „Zweifel“ an dessen „weisheitsvolle[n] Reden“, die der oberste Weise von Seinesgleichen ansonsten bloß „erkennen und bewundern“

610 Ebd., S. 50.

611 Vgl. den oben in II.2.2 bereits zitierten Brief Forsters an Sömmering vom 14.8.1784. In: Forster: Werke in vier Bänden, Bd. 4, S. 297.

612 Vgl. Bodi: Tauwetter in Wien, S. 128–138, bes. S. 133 f.

613 Vgl. Lettner: Das Rückzugsgefecht der Aufklärung in Wien 1790–1792, S. 33–196.

lässt.<sup>614</sup> Doch selbst diese Skepsis, die eingeleitet wird mit der schüchtern-unterwürfigen Bitte „Verzeih, dass ich so frey bin, dir meinen Zweifel zu eröffnen!“<sup>615</sup> und in der man einen Reflex von kritischem Denken erkennen könnte, findet sich durch Sarastros rhetorisches Pathos im Sinne einer weniger performierten als beuerten Aufklärung gleich wieder planiert. Dennoch meint Borchmeyer mit Blick auf Tamino, dieser werde die von ihm gesuchte Aufklärung just „im Orden Sarastros finden. Voraussetzung ist, daß er den Prüfungsweg beschreitet, auf dem er lernen soll, alle Affekte zu beherrschen, sich selbst die Äußerung des höchsten aller Gefühle, der Liebe, eine Zeitlang zu versagen.“<sup>616</sup> Die „harten Prüfungen“<sup>617</sup> Taminos durch die Weisen bestehen jedoch generell nicht in einer ergebnisoffenen intellektuellen Untersuchung, sondern in gerade nicht aufklärerisch-empfindsam anmutenden Proben des Mutes und totaler Affektkontrolle – jener archaischen Vorstellungswelt entsprechend, die man aus der griechischen Mythologie kennt: „Wie Orpheus ist ihm bestimmt, sich von Pamina abzuwenden, muß er fähig sein, den Eindruck zu erwecken, er liebe sie nicht mehr, ja sie seelisch zu foltern, wenn er sie gewinnen will. Seine Liebe soll dergestalt nicht nur Liebe sein, sondern Führungskraft auf dem Wege zur Regentschaft“.<sup>618</sup> Mit der aufklärerischen Vorstellung von ‚Kritik‘ hat eine solche bedingungslose Bereitschaft zur ‚Seelenfolter‘ der Geliebten genauso wenig gemein wie das Ideal strengster Affektbeherrschung, das vielmehr als höfische Tugend des künftigen Fürsten erscheint – und sich insofern vom unheroischen Charakter seines künftigen Untertanen scharf abhebt:

*Sprecher.* Du unterziehst jeder Prüfung dich?

*Tamino.* Jeder! [...]

*Zweyter Priester.* [...] Willst auch du dir Weisheitsliebe erkämpfen?

*Papageno.* Kämpfen ist meine Sache nicht. – Ich verlang’ auch im Grunde gar keine Weisheit [...]; – und wenn es ja seyn könnte, dass ich mir einmahl ein schönes Weibchen fange.

*Zweyter Priester.* Die wirst du nie erhalten, wenn du dich nicht unsern Prüfungen unterziehst.

614 Schikaneder: Die Zauberflöte, S. 52. Laut Starobinski: Die Embleme der Vernunft, S. 120, werden Sarastros Befehle „wortgetreu ausgeführt, und zwar durch eine Schar von Priestern, Wächtern und Botschaftern – die, während sie ihre Gebete an die Götter richten, niemals Sarastro zu bejubeln versäumen“.

615 Schikaneder: Die Zauberflöte, S. 52.

616 Borchmeyer: Mozart oder Die Entdeckung der Liebe, S. 82.

617 Schikaneder: Die Zauberflöte, S. 52.

618 Borchmeyer: Mozart oder Die Entdeckung der Liebe, S. 82 f. Auf die Bedeutung des Orpheus-Mythos für die Tamino-, aber auch die Papageno-Handlung verweist pauschal etwa Gruber: Zu Jean Starobinskis Deutung der „Zauberflöte“, S. 252. Genaueres bei Assmann: Schikaneder, Mozart und die Zauberflöte, S. 398–410.

*Papageno.* Worinn besteht diese Prüfung? –

*Zweiter Priester.* Dich allen unsern Gesetzen unterwerfen, selbst den Tod nicht scheuen.

*Papageno.* Ich bleibe ledig!<sup>619</sup>

In diesen Dialogen stellt sich die Frage, ob hier letztlich das Verhalten des ‚Naturmenschen‘ Papageno, der der Vernunft prinzipiell unzugänglich bleibt, nicht sogar eher den Maximen der reklamierten Aufklärung entspricht als jenes des gebildeten Prinzen Tamino, der durch die ihm auferlegten Prüfungen doch „ein weiser Fürst“<sup>620</sup> werden soll – ohne dass klar werden würde, woraus die reklamierte Weisheit resultiert. Die historische zeremoniöse Praxis der Freimaurer mit ihren eigenwilligen Ritualen kann an dieser Stelle nur als unzureichende Rechtfertigung einer Interpretation des Librettos im Sinne der Aufklärung gelten, wenn man sie gegen das hält, was Kant in seinem Aufklärungsaufsatz über „Satzungen und Formeln“ zu Bedenken gibt:

Es ist also für jeden einzelnen Menschen schwer, sich aus der ihm beinahe zur Natur gewordenen Unmündigkeit herauszuarbeiten. Er hat sie sogar lieb gewonnen, und ist vor der Hand wirklich unfähig, sich seines eigenen Verstandes zu bedienen, weil man ihn niemals den Versuch davon machen ließ. Satzungen und Formeln, diese mechanischen Werkzeuge eines vernünftigen Gebrauchs oder vielmehr Mißbrauchs seiner Naturgaben, sind die Fußschellen einer immerwährenden Unmündigkeit.<sup>621</sup>

Vor dieser Folie betrachtet, erweist sich die freimaurerische Welt der *Zauberflöte* letztlich als Hort „einer immerwährenden Unmündigkeit“, weil dort die besagten „Fußschellen“ als ‚mechanische Werkzeuge‘ nicht nur nicht abgenommen, sondern regelrecht befestigt und performativ legitimiert werden. Nirgends wird hingegen Kants Einsicht sinnfällig, „dass der Mensch selbst für seinen Zustand der Unmündigkeit verantwortlich ist“ und „dass er nur durch eine Veränderung, die er selbst an sich selbst vollziehen wird, daraus wird herausgehen können“.<sup>622</sup> Diese Welt führt aber nichts anderes als das vor Augen, was im damaligen Wien einer populären Vorstellung von Aufklärung entsprach, wie die Kritik Kratters daran gezeigt hat. Es überrascht nicht, dass auch Mozart gewisse Schwierigkeiten mit einem solchen Aufklärungsverständnis hatte, wie Borchmeyer in anderem Zusammenhang betont: „Trotz aller Nähe Mozarts zur

619 Schikaneder: *Die Zauberflöte*, S. 56 f.

620 Ebd., S. 83.

621 Kant: *Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?*, S. 54.

622 Foucault: *Was ist Aufklärung?*, S. 690.

Aufklärung – niemals geht er in ihrem Horizont auf.<sup>623</sup> Und das umso weniger, als die ihm bekannte Spielart der Aufklärung eine ziemlich ambivalente Angelegenheit war.

Jene notwendigen sozialen und diskursiven Voraussetzungen, die Kants Verständnis des aufgeklärten Vernunftgebrauchs zugrunde liegen, waren im josephinischen und mehr noch im nachjosephinischen Österreich keineswegs realisiert, wie im vorliegenden Buch deutlich geworden sein sollte: „Ich verstehe aber unter dem öffentlichen Gebrauche seiner eigenen Vernunft denjenigen, den jemand als *Gelehrter* von ihr vor dem ganzen Publikum der *Leserwelt* macht.“<sup>624</sup> Es ist für Kant geradezu eine unverzichtbare Bedingung von Aufklärung, dass deren Proponenten „in der Qualität eines Gelehrten“ auftreten, „der sich an ein Publikum im eigentlichen Verstande durch Schriften wendet“.<sup>625</sup> Wenn Gelehrsamkeit und Publizität dergestalt als unhintergehbare Bedingungen von Aufklärung gelten, dann erweisen sich die Voraussetzungen dafür im josephinischen Wien als unzureichend; sie entsprachen hier jedenfalls beide nicht den strengen Vorstellungen Kants. Das war auch den kritischeren unter den Wiener Aufklärern wohl bewusst, wie das zweite Kapitel aus Friedels *Historisch-philosophisch [sic] und statistischen Fragmenten* belegt, worin die Forderung einer „Publicität“ sogar „der inneren Staatsgeschäfte“ – also ein erstaunlich aktuelles Postulat – erhoben und gegenüber einer dumpfen Obrigkeitshörigkeit folgendermaßen begründet wird: „Nicht bloß die Minister und ihre Kollegien können das Wohl eines Landes in allen, auch den kleinsten Gängen aufsuchen; – *das Volk muß selbst darüber nachdenken, selbst Vorschläge darüber machen können, und dürfen.*“<sup>626</sup> Entsprechendes hat Franz Kratter im Kapitel „Reflexionen über Publizität und Aufklärung“ seiner *Philosophischen und statistischen Beobachtungen* gefordert:

Eine Nation, die der Reformen bedarf, liegt an den verrosteten Vorurtheilen, an irrigen Begriffen, an tiefer Unwissenheit, an verkehrten Verhältnissen, an zweckwidrigen Verfassungen krank. Der einzige Weg zur Aufklärung, den eine solche Nation gehen kann, ist Publizität, und zwar, was ihre Feinde, worunter ich sogar den vornehmern Theil unserer sogenannten Aufklärer zählen darf, nur immer dagegen sagen mögen, Publizität in einem ziemlich unbeschränkten Verstande des Wortes.<sup>627</sup>

623 Borchmeyer: *Mozart oder Die Entdeckung der Liebe*, S. 290.

624 Kant: *Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?*, S. 55. Um Missverständnisse zu vermeiden, ergänzt Kant: „Den Privatgebrauch nenne ich denjenigen, den er in einem gewissen ihm anvertrauten *bürgerlichen Posten*, oder Amte, von seiner Vernunft machen darf.“

625 Ebd., S. 56.

626 [Friedel:] *Historisch-philosophisch [sic] und statistische Fragmente*, S. 38; mehr dazu in Bodi: *Tauwetter in Wien*, S. 251–254.

627 [Kratter:] *Philosophische und statistische Beobachtungen*, vorzüglich die österreichischen Staaten betreffend, S. 2 f.

Kratter empfiehlt Publizität wie eine Arznei gegen die ‚Krankheiten‘ einer Nation bzw. ihrer Kultur und Gesellschaft: „Die Publizität deckt das Mangelhafte im Staate auf; schlägt die ergiebigsten Heilungswege vor; legt den Männern, die freilich oft nur das Ungefähr erkiesen, am Steuerruder zu stehen, die Aufrechterhaltung des grossen Ganzen ans Herz; macht den Narren lächerlich; brandmarkt den Bösesewicht [sic] durch öffentliche Beschämung.“<sup>628</sup> Alle diese Zitate, die sich durch weitere ergänzen ließen,<sup>629</sup> belegen das zeitgenössische Wissen um die eminente Bedeutung von Publizität für Aufklärung – auch in Wien.

Wenn dagegen die „besten Köpfe“ Wiens oft nicht schrieben und publizierten, weil sie es „nicht nöthig“ hatten, die – hier noch dazu übel beleumdete – „Schriftstellerey“ wie andernorts „zur Nebenquelle“ ihrer „Einkünfte zu machen“, was Blumauer noch 1782 in apologetischer Absicht betont hat,<sup>630</sup> konnten sie im Sinne Kants, Friedels und Kratters kaum als Aufklärer gelten. Außerdem müssten aufklärerische Schriften nach Kants Verständnis *selbst* einen kritischen Gebrauch des Verstandes machen, um auch auf das Publikum aufklärend zu wirken; sein Begriff des ‚Räsonierens‘ bezieht „sich nicht auf einen beliebigen Gebrauch der Vernunft“, „sondern auf einen Gebrauch der Vernunft, worin diese keinen andern Zweck hat als sie selbst; *räsonieren* ist räsonieren, um zu räsonieren.“<sup>631</sup> Eine solche Form der freien Reflexion findet in der *Zauberflöte* schlicht nicht statt: Aufklärung wird darin nicht performativ sinnfällig gemacht und habituell eingeübt, sondern verkommt zu einem statischen Motiv („Licht“) bzw. zu einer bloßen Behauptung oder Beteuerung.<sup>632</sup> Auf diese Weise erstarrt der *logos* der Aufklärung zu einem weniger kritisch reflektierten als vielmehr unbesehen tradierten *mythos*. Während die Weisheit und die Vernunft sowie die (überdies ausschließlich männlichen) geistigen Autoritäten in der *Zauberflöte* mehr abstrakt gefeiert werden, als dass sie im Vollzug der Handlung überzeugend in Erscheinung träten oder als dass zumindest ihre emanzipatorische Funktion einem Publikum wirkungsästhetisch vermittelt würde, setzten Kant

628 Ebd., S. 3; mehr dazu in Bodi: Tauwetter in Wien, S. 254 f.

629 Vgl. ebd., S. 255–257.

630 Vgl. Blumauer: Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Litteratur, S. 46 f.

631 Foucault: Was ist Aufklärung?, S. 691.

632 Insofern kann an dieser Stelle die von Michler: *Die Zauberflöte* und das Problem der literarischen Gattungen, S. 14, im Anschluss an Assmanns ‚Ritualstruktur-Theorem‘ vorgeschlagene Interpretation, wonach „die *Zauberflöte* – im Unterschied zum sonstigen Wiener Aufklärungstheater im selben Genre und an denselben institutionellen Orten – nicht Thesen vorführt, sondern primär Habitusformation intendiert“, nicht ganz nachvollzogen werden, und weniger noch die dramentypologische Einordnung ebd., die das populäre Libretto Schikaneders „an Bertolt Brechts Habitusstheater heran[rückt], das keine Antworten als Lehren verbreitet, sondern Fragedispositionen formieren will“; mehr dazu in Michler: Kulturen der Gattung, S. 321 f.

und einige konsequentere Wiener Aufklärer auf die Eigeninitiative einzelner, ohne Anleitung selbstdenkender Menschen: „Die Menschen arbeiten sich von selbst nach und nach aus der Rohigkeit heraus, wenn man nur nicht absichtlich künstelt, um sie darin zu erhalten.“<sup>633</sup> Sofern es nicht gleich in die Hölle geschickt wird, bleibt das Personal der *Zauberflöte* demgegenüber ‚gekünstelt‘ just in jener „Rohigkeit“ des Denkens „erhalten“, die Kant systematisch zu überwinden trachtete.

Das vorliegende Buch hat zu zeigen versucht, dass es sich bei dieser strukturellen Eigenschaft einer den Reformabsolutismus und dessen Autoritäten mehr oder weniger kritiklos anerkennenden Aufklärung, die sich vor allem auf Religionskritik fokussierte, um ein Resultat des spezifischen Bedingungsgefüges der Aufklärung in Österreich handelt. Die Wiener Aufklärung war stark ‚von oben‘ – von einem absoluten Monarchen und seinem bürokratischen Regierungsapparat – gesteuert; ihre kritische Praxis sollte ein bestimmtes Maß nicht übersteigen. Nur wenige Schriftsteller wie Fezer, Friedel oder Kratter oder auch schon Johann Rautenstrauch mit seiner Denkschrift *Möglichkeiten und Unmöglichkeiten in Oesterreich* (1786) haben in der zweiten Hälfte der 1780er Jahre die obrigkeitlich vorgegebenen Denkbahnen verlassen und mit ihrer kritischen Praxis eigenständige Wege beschritten. Die Mehrheit der Wiener Aufklärungsschriftsteller und Theaterautoren – vor allem der „vielen unlesbaren fliegenden Schriftchen“, wie Goethe die Wiener Broschüren bezeichnet hat<sup>634</sup> – ließ sich hingegen bereitwillig für die staatliche Propaganda einspannen. Viele von ihnen sind dann – so etwa der ehemalige Predigtkritiker Leopold Alois Hoffmann – von ihren aufklärerischen Vorstellungen in dem Maß abgerückt, wie sie nicht mehr opportun waren – was spätestens ab 1790 immer offensichtlicher wurde.

Bedenkenswert ist in dieser Hinsicht Johann Sonnleitners Diagnose zur *Zauberflöte*, die das Libretto, das doch angeblich die Aufklärung proklamiert, aus der heterodoxen Perspektive der Wiener Theatertradition in den Blick nimmt: „Mozart und Schikaneder haben für den totalitären Aspekt von Aufklärung, den Sarastros Reich verkörpert, den schärfsten Blick entwickelt. Die Misogynie der männlichen Eingeweihten kreuzigt im Weiblichen ja auch alles Sinnliche.“<sup>635</sup> Dieser Befund ist gegen die textuelle Suggestion der Oper gewonnen, in der bisweilen gerade jene Figuren wie Pamina oder Papageno aufklärerisch agieren, deren Vernunft im Textzusammenhang explizit als untergeordnet oder gar nicht vorhanden eingestuft wird. Nun gilt die *Zauberflöte* freilich nicht aufgrund ihres problematischen Textes, sondern aufgrund ihrer kongenialen Vertonung als einzigartiges Meisterwerk einer späterhin konstruierten Wiener Klassik. Dass

633 Kant: Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?, S. 60.

634 Goethe: Der Hausball, S. 333.

635 Sonnleitner: Hanswurst, Bernardon, Kasperl und Staberl, S. 379.

Mozart seine Musik an gewissen Stellen in ironischer Manier geradezu ‚gegen‘ Schikaneders Text komponiert hat, wie nicht nur Hildesheimer nahelegt, wurde oben veranschaulicht und könnte an weiteren Beispielen belegt werden; solche Subtilitäten tragen aber wenig bei zum aufklärungshistorischen Anliegen dieses Buchs und seien hier deshalb nicht vertieft.

Gleichwohl können subtile allegorische Lektüren selbst das Libretto der *Zauberflöte*, in dessen zahlreichen Zumutungen, Ungereimtheiten und Brüchen sich vor allem die Widersprüche und Ungleichzeitigkeiten seines kulturellen Entstehungskontextes niederschlagen, als komplexes Meisterwerk der Weltliteratur erscheinen lassen. In diesem Zusammenhang drängt sich die häretische Frage auf, ob kluge allegorische Deutungen Entsprechendes nicht bei vielen Texten vermögen, unabhängig von deren literarischer Qualität. Wie dem auch sei: Die schon von Goethe außerordentlich geschätzte, unbezweifelbare Bühnenwirksamkeit der *Zauberflöte* ist – wie auch jene des aus vergleichbaren Gründen oft angefeindeten Hofmannsthal’schen *Jedermann* – unbestritten. Am merkwürdigen Beispiel dieser Oper lässt sich erkennen, dass suboptimale kulturelle Voraussetzungen dennoch große Kunst hervorbringen können. Man darf indes fragen, ob eine adäquate Interpretation sich über die Unzulänglichkeiten des Librettos hinwegschwindeln sollte. Ist Schikaneders und Mozarts *Zauberflöte* aus heutiger Sicht nicht gerade in ihrer Hybridität und Brüchigkeit interessant und historisch aussagekräftig? Sascha Kiefer hat neben der Musik auch die im Libretto manifeste Sublimierung des Wiener Vorstadttheaters für den weltweiten Erfolg des Stücks verantwortlich gemacht: „[A]us einer lokalen, eng begrenzten theatralischen Praxis wurde ein universaler, international rezipierter Bestandteil des kulturellen Menschheitserbes“, was ihm zufolge aber keineswegs „ausschließlich am musikalischen Genie Mozarts“ liege: Die *Zauberflöte* gehöre nämlich zu jenen Werken, „deren Größe auch darauf zurückzuführen ist, dass sie in ihrer Individualität zugleich die Kraft und Energie einer ganzen, ungeheuer vielfältigen Tradition in sich speichern konnten“.<sup>636</sup> Insofern vermag dieses „Kunstwerk von faszinierender Leuchtkraft und unauslotbarer Komplexität und Tiefe“<sup>637</sup> über die in ihm ganz offensichtlich gespeicherte „soziale Energie“,<sup>638</sup>

636 Kiefer: „Am End weiß keiner nix“, S. 176.

637 So Assmann: Schikaneder, Mozart und die *Zauberflöte*, S. 431, über die *Zauberflöte*, die er – anders als etwa Hildesheimer – für „eine wahrhaft ‚große Oper‘“ hält.

638 Stephen Greenblatt: *Verhandlungen mit Shakespeare. Innenansichten der englischen Renaissance*. Frankfurt a.M.: Fischer 1993, S. 15, liefert für den von ihm geprägten Begriff „keine handliche, verlässliche Formel“, sondern schlägt vor, „soziale Energie“, „die ursprünglich“ in bestimmten künstlerischen „Werken codiert wurde“, „indirekt durch ihre Auswirkungen“ zu bestimmen: „Sie manifestiert sich in der Fähigkeit gewisser sprachlicher, auditiver und visueller Spuren, kollektive physische und mentale Empfindungen hervorzurufen und diese zu gestalten und zu ordnen.“

die aus seiner hybriden Absorption heterogenster Zwänge und höchst ‚ungleichzeitiger‘ – eben nicht allein aufklärerischer – Impulse resultiert, bei einem heutigen Publikum nach wie vor Faszination zu entfalten. Zumindest im Sinn einer in ihr sedimentierten ‚Ungleichzeitigkeit‘ und inneren Widersprüchlichkeit hybrider Kulturen kann und muss die *Zauberflöte* als bleibender paradigmatischer Text der so ambivalenten wie unvollendeten Wiener Aufklärung schlechthin gelten.



# Verzeichnis der zitierten Schriften

## LITERATUR

- Adelung, Johann Christoph: Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen. Mit Röm. Kais., auch K.K. u. Erz. Oesterr. gnädigsten Privilegio über gesammte Erblande. Zweyte vermehrte und verbesserte Ausgabe. Leipzig, bey Johann Gottlob Immanuel Breitkopf und Compagnie. 1793–1801.
- Alxinger, Johann Baptist von: Briefe des Dichters Johann Baptist von Alxinger. Hg. v. Gustav Wilhelm. Wien: In Commission bei Carl Gerold's Sohn 1898 [recte: 1899] (=Sitzungsberichte der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien, phil.-hist. Classe, Bd. CXL/II).
- Bachmann, Ingeborg: Was ich in Rom sah und hörte. In: Akzente. Zeitschrift für Dichtung 2 (1955), S. 39–43; wiederabgedruckt in I. B.: Werke. Bd. 4: Essays, Vermischte Schriften, Reden, Anhang. Hg. v. Christine Koschel, Inge von Weidenbaum u. Clemens Münster. 4 Bde. München/Zürich: Piper 2010, S. 29–34.
- Bahrdt, Carl Friedrich: Ueber Preßfreiheit und deren Grenzen. Ein Wort für Regenten und Schriftsteller. Neueste Auflage. Züllichau: o. V. 1787.
- Bauernfeld, Eduard: Die schöne Literatur in Oesterreich, Historische Skizze (Fortsetzung). In: Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde 76 (23.9.1835), S. 301–303.
- [Behrisch, Heinrich Wolfgang:] Die Wiener Autoren. Ein Beytrag zum gelehrten Deutschland. o. O. [Preßburg?] o. V. 1784.
- Blumauer, Aloys: Beobachtungen über das österreichische Schriftstellerwesen seit der erweiterten Preßfreyheit. In: Realzeitung, oder Beiträge und Anzeigen von gelehrten und Kunstsachen. Wien, bei Joseph Edlen von Kurzbeck, k. k. Hofbuchdruckern, Groß- und Buchhändlern 1782.
- Blumauer, Aloys: Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Litteratur. Wien: Kurzbeck 1782 (Fotomechan. Nachdruck Wien, Geyer, 1970).
- [Blumauer, Aloys:] Vorerinnerung über die Veranlassung, den Zweck, und die eigentliche Bestimmung dieses Journals [gezeichnet: „Die Herausgeber“]. In: Journal für Freymaurer 1 Jg. (1784), H. 1, S. 3–14.
- [Blumauer, Aloys:] Rede über den Charakter des Maurers. In: Journal für Freymaurer 1. Jg. (1784), H. 1. S. 187–192.
- [Blumauer, Aloys:] In: Glaubensbekenntniß eines nach Wahrheit Ringenden. In: Journal für Freymaurer 1. Jg. (1784), H. 3, S. 216–232.

- [Blumauer, Aloys:] Die Buchdruckerkunst. Bey Gelegenheit einer durch Hrn. von Kurzbeck und Mansfeld in Wien neu errichteten Schriftgießerey. Wien 1786.
- Blumauer, Aloys: Die Autorpolitik. In: Aloys Blumauer's gesammelte Schriften. Neueste Gesamtausgabe in 3 Theilen mit dem Bildnisse des Verfassers und neuen humoristischen Illustrationen von Th. Hosemann. Stuttgart: Rieger 1871, 3. Tl., S. 90–95.
- Blumauer, Aloys: Die Buchdruckerkunst. Bei Gelegenheit einer durch Hrn. von Kurzbeck und Mansfeld in Wien neu errichteten Schriftgießerei. In: Aloys Blumauer's gesammelte Schriften. Neueste Gesamtausgabe in 3 Theilen [...]. Stuttgart: Rieger 1871, 2. Tl., S. 49–52.
- Blumauer, Aloys: Lob- und Ehrengedicht auf die sämmtlichen schreibeselligen Wiener Autoren. In: Aloys Blumauer's gesammelte Schriften. Neueste Gesamtausgabe in 3 Theilen [...]. Stuttgart: Rieger 1871, Tl. 3, S. 77–83.
- Blumauer, Aloys: Ode an den Leibstuhl. In: Aloys Blumauer's gesammelte Schriften. Neueste Gesamtausgabe in 3 Theilen [...]. Stuttgart: Rieger 1871, Tl. 3, S. 167–169.
- Blumauer, Aloys: Vergil's Aeneis travestirt. In: Aloys Blumauer's gesammelte Schriften. Neueste Gesamtausgabe. In 3 Theilen [...]. 3 Tle. Stuttgart: Rieger 1871, Tl. 1.
- Blumauer, Aloys: Virgil's Aeneis, travestirt. Hg. v. Wynfrid Kriegleder. Wien: Praesens 2005 (=Edition Praesens TextBibliothek, Bd. 3).
- B[orn], I[ganz] v[on]: Ueber die Mysterien der Aegyptier. In: Journal für Freymaurer 1 Jg. (1784), 1. H., S. 15–132.
- Denis, Michael: Poetische Bilder der meisten kriegerischen Vorgänge in Europa seit dem Jahr 1756. 2 Tle. Wien: Kurtzböck 1760–1761.
- [Denis, Michael]: Lesefrüchte. 2 Tle. Wien: Rötzel 1797, Tl. 2: M–Z.
- Diderot, Denis: Réfutation suivie de l'ouvrage d'Helvétius intitulé l'Homme. In: Œuvres complètes de Diderot. Hg. v. Jules Assézat u. Maurice Tourneux. 20 Bde., Bd. 2. Paris: Garnier 1875, S. 263–456.
- Eckermann, Johann Peter: Gespräch mit Goethe. In: Johann Wolfgang Goethe: Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe. Bd. 19. Hg. v. Heinz Schlaffer. München/Wien: Hanser 1986.
- [Fezer, Johann Jacob]: Wahrscheinlichkeiten, von einem unpartheyischen Beobachter entworfen. Philadelphia o.V. [=Wien: Wucherer] 1785.
- [Fezer, Johann Jacob]: Freymüthige Bemerkungen über das Verbrechen und die Strafe des Garde-Obristlieutnants Szekely von einem Freund der Wahrheit. O.O.: o.V. [=Wien: Wucherer] 1786.
- [Fezer, Johann Jacob]: Prüfung der Wahrscheinlichkeiten. O.O.: o.V. [=Wien: Wucherer] 1786.
- [Fezer, Johann Jacob]: Reine Wahrheiten, vom Verfasser der Wahrscheinlichkeiten. Stralsund: o.V. [=Wien: Wucherer] 1786.
- Forster, Georg: Werke in vier Bänden. Hg. v. Gerhard Steiner. Bd. 4: Briefe. Frankfurt a.M.: Insel 1970.

- Friedel, Johann: Briefe aus Wien verschiedenen Inhalts an einen Freund in Berlin. Leipzig/Berlin [=Preßburg?]: o.V. 1783, <sup>2</sup>1784.
- Friedel, Johann: Briefe aus Berlin über verschiedene Paradoxe dieses Zeitalters. Zweiter Theil. Berlin/Wien: o.V. 1785.
- [Friedel, Johann:] Historisch-philosophisch [sic] und statistische Fragmente, mehrentheils die Oesterreichische Monarchie betreffend. Leipzig/Klagenfurth: Carl Walliser 1786.
- [Full:] Briefe über den gegenwärtigen Zustand der Litteratur und des Buchhandels in Oesterreich. O.O: o.V. 1788.
- Geißau, Anton F.[erdinand] von: Alphabetisches Verzeichniß derjenigen Brochüren und Schriften welche seit der erhaltenen Preßfreyheit herausgekommen sind. Wien, bey Sebastian Hartl 1782.
- Goethe, Johann Wolfgang: Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. In: J. W. G.: Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe. Bd. 16. Hg. v. Peter Sprengel. München/Wien: Hanser 1985.
- Goethe, Johann Wolfgang: Der Hausball. Eine deutsche Nationalgeschichte. In: J. W. G.: Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe. Bd. 2.2: Erstes Weimarer Jahrzehnt. 1775–1786. Hg. v. Hannelore Schlaffer, Hans J. Becker u. Gerhard H. Müller. München/Wien: Hanser 1987, S. 333–337.
- Goethe, Johann Wolfgang: Byrons Don Juan. In: J. W. G.: Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe. Bd. 13.1: Die Jahre 1820–1826. Hg. v. Gisela Henckmann u. Irmela Schneider. München/Wien: Hanser 1992, S. 361–364.
- Gottsched, Johann Christoph: Ausgewählte Werke. Hg. v. Joachim Birke u. Brigitte Birke, Bd. 6.2: Versuch einer Critischen Dichtkunst, Anderer besonderer Theil. Berlin/New York: de Gruyter 1973.
- Halem, Gerhard Anton von: Selbstbiographie nebst einer Sammlung von Briefen an ihn [...]. Zum Druck bearb. v. [...] Ludwig Wilhelm Christian von Halem und hg. v. Christian Friedrich Strackerjan. Oldenburg: Schulze 1840.
- Hebenstreit, Franz: Homo hominibus [deutsche Übersetzung]. In: Alfred Körner: Die Wiener Jakobiner. Stuttgart: Metzler 1972, S. 53–70 u. 227–248 (lat. Originalwortlaut u. Kommentar).
- Hebenstreit von Streitenfeld, Franz: Eipeldauerlied – Mensch unter Menschen – An die Franzosen. Eine Neuausgabe (lat./dt.). Digitale Edition beider Texte hg. v. Anton Tantner. In: Wiener digitale Revue. Zeitschrift für Germanistik und Gegenwart 3 (2022): <https://journals.univie.ac.at/index.php/wdr/article/view/6094/7196> (zuletzt eingesehen am 27.4.2022), S. 1–34.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: Vorlesungen über die Ästhetik III. [Auf der Grundlage der Werke von 1832–1845 neu edierte Ausgabe. Redaktion: Eva Moldenhauer u. Karl Markus Michel]. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1970 (=Werke. Bd. 15).
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte.

- [Auf der Grundlage der Werke von 1832–1845 neu edierte Ausgabe. Redaktion: Eva Moldenhauer u. Karl Markus Michel]. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1989 (=Werke, Bd. 12).
- Hegrad, Friedrich: Friedrich Hegrads komischer Roman. [2 Tle.] Leipzig/Wien: o.V. 1786.
- [Hoffmann, Leopold A.:] Zehn Briefe aus Österreich an den Verfasser der Briefe aus Berlin. o.O.: o.V. 1784.
- [Haschka, Lorenz Leopold]: Vorrede zu: Litterarische Monate. Ein Journal von einer Gesellschaft zu Wien Bd. 1. (1777).
- Joseph II.: Denkschrift des Kaisers Joseph über den Zustand der österreichischen Monarchie [Ende 1765]. In: Maria Theresia und Joseph II. Ihre Correspondenz sammt Briefen Josephs an seinen Bruder Leopold, Bd. 3: August 1778–1780. Hg. v. Alfred Ritter von Arneth. Wien: Gerold 1868, S. 335–361.
- Joseph II.: Grund-Regeln zur Bestimmung einer ordentlichen künftigen Bücher-Censur [1781]. In: Der Josephinismus. Ausgewählte Quellen zur Geschichte der thesianisch-josephinischen Reformen. Hg. v. Harm Klutzing. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1995 (=Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte der Neuzeit, Bd. XIIa).
- Kant, Immanuel: Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? In: I. K.: Werke in zwölf Bänden. Hg. v. Wilhelm Weischedel. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1968, Bd. XI: Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik, S. 53–61.
- [Kratzer, Franz:] Philosophische und statistische Beobachtungen, vorzüglich die österreichischen Staaten betreffend. Frankfurt/Leipzig [=Wien]: o.V. 1787. Zweite verbesserte Auflage. Wien o.V. 1789.
- Lessing, Gotthold Ephraim: Werke und Briefe in zwölf Bänden. Hg. v. Wilfried Barner zus. mit Klaus Bohnen, Gunter E. Grimm, Helmuth Kiesel, Arno Schilson, Jürgen Stenzel u. Conrad Wiedemann. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1985 ff., Bd. 11/1: Briefe von und an Lessing. Hg. v. Helmuth Kiesel unter Mitwirkung v. Georg Braungart u. Klaus Fischer. Frankfurt a.M.: Deutscher Klassiker Verlag 1987.
- Lessing, Gotthold Ephraim: Werke und Briefe in zwölf Bänden. Hg. v. Wilfried Barner u.a. Bd. 11/2: Briefe von und an Lessing. Hg. v. Helmuth Kiesel unter Mitwirkung v. Georg Braungart, Klaus Fischer u. Ute Wahl. Frankfurt a.M.: Deutscher Klassiker Verlag 1988.
- Lessing, Gotthold Ephraim: Laokoon: oder über die Grenzen der Malerei und Poesie. Erster Teil. In: G. E. L.: Werke und Briefe in zwölf Bänden, Bd. 5.2: Werke 1766–1769. Hg. v. Wilfried Barner. Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag 1990, S. 9–206.
- Lichtenberg, Georg Christoph: Über Physiognomik; wider die Physiognomen. Zu Beförderung der Menschenliebe und Menschenkenntnis. [1778] In: G. Ch. L.: Schriften und Briefe. Hg. v. Wolfgang Promies. Bd. 3: Aufsätze, Entwürfe, Gedichte, Erklärung der Hogarthischen Kuperstiche. München/Wien: Hanser 1972, S. 256–295.

- Literatur der Aufklärung. 1765–1800. Hg. v. Edith Rosenstrauch-Königsberg. Wien/Köln/Graz: Böhlau 1988 (=Österreichische Bibliothek, Bd. 8).
- Mendelssohn, Moses: Ueber die Frage: Was heißt aufklären? In: M. M.: Ästhetische Schriften in Auswahl. Hg. v. Otto F. Best. Darmstadt: wbg<sup>3</sup> 1994, S. 266–269.
- Meusel, Johann Georg: Erster Nachtrag zu der vierten Ausgabe des gelehrten Teutschlandes. Lemgo: Meyer 1786.
- Meusel, Johann Georg: Dritter Nachtrag zu der vierten Ausgabe des gelehrten Teutschlandes. Lemgo: Meyer 1788.
- Michaelis, Johann Benjamin: Leben und Thaten des theuren Helden Aeneas. Erstes Mährlein. Halberstadt 1771.
- Mozart, Wolfgang Amadeus: Briefe. In: Digitale Mozart-Edition (DME): Briefe und Dokumente. Hg. von der Internationalen Stiftung Mozarteum, Salzburg: <https://dme.mozarteum.at/briefe-dokumente/> (zuletzt eingesehen am 15.1.2023).
- N. N.: Miscellanien über Armuth, Reichthum, und andere dahin einschlagende Materien. In: Hannoverisches Magazin 15. Jg. (5.12.1777), 97. St., Sp. 1537–1552.
- N. N.: Ueber die Universität in Wien. Wien: Hartl 1781.
- Nicolai, Friedrich: Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz, im Jahre 1781. Nebst Bemerkungen über Gelehrsamkeit, Industrie, Religion und Sitte. 12 Bde. Berlin/Stettin: Nicolai 1783–1796 (=Reprograph. Nachdruck in F. N.: Gesammelte Werke. Hg. v. Bernhard Fabian u. Marie-Luise Spieckermann. Hildesheim/Zürich/New York: Olms 1994).
- Perinet, Joachim [u. Wenzel Müller]: Kaspar, der Fagottist, oder: die Zauberzither. In: Joseph Anton Stranitzky, Joseph Felix Kurz, Philipp Hafner, Joachim Perinet, Adolf Bäuerle: Hanswurstiaden. Ein Jahrhundert Wiener Komödie. Hg. v. Johann Sonnleitner. Salzburg/Wien: Residenz 1996, S. 193–259.
- Pezzl, Johann: Faustin oder das philosophische Jahrhundert. o.O.: o.V. [Zürich: Orell, Geßner, Füßli und Cie] 1783. Reprograf. Nachdruck. Hildesheim: Gerstenberg 1982 (=Texte zum literarischen Leben um 1800, Bd. 10).
- Pezzl, Johann: Skizze von Wien. [Erstveröffentlichung in sechs Heften: Wien 1786–1790] Ein Kultur- und Sittenbild aus der josephinischen Zeit mit Einleitung, Anmerkungen u. Register. Hg. v. Gustav Gugitz u. Anton Schlossar. Graz: Leykam 1923.
- [Pilati, Carlo Antonio v.:] Briefe aus Berlin über verschiedene Paradoxe dieses Zeitalters. An den Verfasser der Briefe aus Wien an einen Freund in Berlin. Berlin/Wien o.V. 1784.
- [Ratschky, Joseph Franz:] Vorbericht. In: Wienerischer Musenalmanach auf das Jahr 1777, S. [A2r]-[A3v].
- [Rautenstrauch, Johann:] Beylage zu den Briefen aus Berlin über verschiedene Paradoxe dieses Zeitalters; in neuen Briefen an den Verfasser derselben und einer Nachricht an das Publikum. Wien/Berlin: o.V. 1784.
- [Rautenstrauch, Johann:] Scheißereyen 1. Klumpen, 1. Häufchen. Kölln [=Wien], bey Peter Marteau: Jänner 1785.

- [Rautenstrauch, Johann:] Möglichkeiten und Unmöglichkeiten in Oesterreich. Leipzig [=Wien] bey Joseph Stahel 1786.
- [Richter, Joseph:] Muster des Theatergeschmacks. In: Wienerische Musterkarte ein Beytrag zur Schilderung Wiens. 6 Stücke. Wien: o.V. 1785, 6. St., S. 28–32.
- [Richter, Joseph:] Muster eines Buchhändlers. In: Wienerische Musterkarte ein Beytrag zur Schilderung Wiens. 6 Stücke. Wien: o.V. 1785, 2. St., S. 24–28.
- [Richter, Joseph:] Muster eines Mäzen. In: Wienerische Musterkarte ein Beytrag zur Schilderung Wiens. 6 Stücke. Wien: o.V. 1785, 6. St., S. 16–19.
- [Richter, Joseph:] Muster eines politischen Kannengießers. In: Wienerische Musterkarte ein Beytrag zur Schilderung Wiens. 6 Stücke. Wien: o.V. 1785, 4. St., S. 18–26.
- [Richter, Joseph:] Lebensbeschreibungen des Fürsten Raimund Montekukuli des Fürsten Wenzel Lichtenstein des Hofraths Jgnatz von Born samt einem Portraite. Wien: Degen 1792.
- Rousseau, Jean-Jacques: Diskurs über die Ungleichheit. Discours sur l'inégalité. Kritische Ausgabe des integralen Textes. Mit sämtlichen Fragmenten und ergänzenden Materialien nach den Originalausgaben und den Handschriften neu ediert, übersetzt und kommentiert v. Heinrich Meier. Paderborn u.a.: Schöningh 1984.
- Scheyb, Frantz Christoph von: Theresiade: Ein Ehren-Gedicht. 2 Bde. Wien: Jahn 1746.
- Schikaneder, Emanuel: Der Grandprofos. Ein Trauerspiel in vier Aufzügen. Regensburg: Montag 1787.
- Schikaneder, Emanuel: Die Zauberflöte. Eine große Oper in zwey Aufzügen. Wien, gedruckt bey Ignaz Alberti, 1791.
- Schikaneder, Emanuel: Die Zauberflöte. Eine große Oper in zwey Aufzügen. o.O.: o.V. 1793.
- Schikaneder, Emanuel: Der Spiegel von Arkadien. Eine grosse heroisch-komische Oper in zwey Aufzügen. Von Emanuel Schikaneder. Die Musik ist hiez zu komponirt von Herrn F. X. Süßmayr. Wien 1795, gedruckt bey Leopld [sic] Stoß, k. k. privil. Buchdrucker.
- [Schiller, Friedrich:] Ueber Anmuth und Würde. In: Neue Thalia. Hg. v. [Friedrich] Schiller. Bd. 3 (1793), 2. St., S. 115–230.
- [Schiller, Friedrich:] Die sentimentalischen Dichter. In: Die Horen 1 (1795), 12 St., S. 1–55.
- Schiller, Friedrich: Die Verschwörung des Fiesko zu Genua. In: F. Sch.: Werke und Briefe in zwölf Bänden. Bd. 2. Hg. v. Gerhard Kluge. Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag 1988, S. 313–558.
- Sonnenfels, Joseph von: Das weibliche Orakel. Wien: Trattner 1767.
- Sonnenfels, Joseph von: Der Vertraute. Wien: Trattner 1764–1765.
- Sonnenfels, Joseph von: Theresie und Eleonore. Eine Wochenschrift. Wien: Trattner 1767 [erweiterte Zweitaufgabe: Leipzig: Hilscher 1769].
- Sonnenfels, Joseph von: Ueber den Nachdruck fremder Bücher. In: Journal von und für Deutschland. Zweyter Jahrgang (1785), Zweytes Stück, S. 115–119.

- Sonnenfels, Joseph von: An die Gesellschaft der Bescheidenen. In: [J. v.] S.: Gesammelte Schriften. Bd. 1. Wien, mit von Baumeisterischen Schriften 1785, S. 99–102.
- Weidmann, Paul: Der Eroberer. Eine Parodie der Macht. Nachdruck der Ausgabe von 1786. Hg. v. Leslie Bodi u. Friedrich Voit. Heidelberg: Winter 1997 (=Reihe Siegen. Beiträge zur Literatur, Sprach- und Medienwissenschaft. Editionen, Bd. 6).
- [Weimar: Johann Martin:] Ueber Wiens Autoren. Von zwey Reisenden X.X. o.O. [Wien?] o.V. 1785 [nur bibliografisch erschlossen!].
- Wieland, Christoph Martin: Actenstücke zu Oesterreichischen Nachdruckergeschichte. In: Der Teutsche Merkur (May 1785), S. 155–172.
- Wieland, Christoph Martin: Geschichte des Agathon. Hg. v. Klaus Manger. Frankfurt a.M.: Deutscher Klassiker Verlag 1986 (=Christoph Martin Wieland: Werke in zwölf Bänden. Hg. v. Gonthier-Louis Fink u.a., Bd. 3).
- Wiener Freunde 1784–1808. Beiträge zur Jugendgeschichte der deutsch-österreichischen Literatur. Hg. v. Robert Keil. Wien: Konegen 1883 (=Beiträge zur Geschichte der deutschen Literatur und des geistigen Lebens in Österreich, Bd. 2).
- [Winkopp, Peter Adolph:] Faustin oder das philosophische Jahrhundert. Zweites Bändchen. o.O.: o.V. 1784.
- Young, Edward: Conjectures on Original Composition in a Letter to the Author of Sir Charles Grandison. In: English Critical Essays. Sixteenth, Seventeenth and Eighteenth Centuries. Hg. v. Edmund D. Jones. London: Oxford University Press 1922 (=The World's Classics, Bd. 240), S. 270–311.
- Young, Edward: Gedanken über die Original-Werke. In einem Schreiben des D. Youngs an dem [sic] Verfasser des Grandison. Aus dem Englischen [v. H. E. von Teubern]. Leipzig, bey Samuel Heinsii Erben, 1760.
- [Ziller?:] Freimüthige Bemerkungen über Aufklärung und Reformen unsrer Zeit. Berlin/Stockholm o.V. [=Wien: Wucherer] 1786.

## FORSCHUNG

- Agethen, Manfred: Geheimbund und Utopie. Illuminaten, Freimaurer und deutsche Spätaufklärung. Mit einem Geleitwort von Eberhard Schmitt. München: Oldenbourg 1984 (=Ancien Régime, Aufklärung und Revolution, Bd. 11).
- Alt, Peter-André: Aufklärung. Stuttgart/Weimar: Metzler 2001 (=Lehrbuch Germanistik).
- Assinger, Thomas: Kollektive literarische Praxis in Wien um 1770. Michael Denis und die *Jugendfrüchte des k. k. Theresianums*. In: Kollektive(s) Schreiben. Hg. v. Daniel Ehrmann u. Thomas Traupmann. München: Fink 2020 (=Zur Genealogie des Schreibens, Bd. 28), S. 171–194.
- Assmann, Jan: Schikaneder, Mozart und die Zauberflöte. In: Die Zauberflöte. Ein literarischer Opernbegleiter. Hg. v. J. A. Zürich: Manesse 2012, S. 367–438.

- Assmann, Jan: Die Zauberflöte. Oper und Mysterium. München: Hanser 2018.
- Augustynowicz, Christoph u. Johannes Frimmel (Hg.): Der Buchdrucker Maria Theresias. Johann Thomas Trattner (1719–1798) und sein Medienimperium. Wiesbaden: Harrassowitz 2019 (Buchforschung. Beiträge zum Buchwesen in Österreich, Bd. 5).
- Aurnhammer, Achim: Antonomastische Indienstnahme antiker Dichter im Halberstädter Dichterkreis um Johann Wilhelm Ludwig Gleim. In: Topographien der Antike in der deutschen Aufklärung. Hg. v. Annika Hildebrandt, Charlotte Kurbjuhn u. Steffen Martus. Bern u.a.: Peter Lang 2016 (=Publikationen zur Zeitschrift für Germanistik, Neue Folge, Bd. 30), S. 283–297.
- Aust, Hugo; Peter Haida u. Jürgen Hein: Volksstück. Vom Hanswurstspiel zum sozialen Drama der Gegenwart. München: Beck 1989.
- Bachleitner, Norbert, Franz M. Eybl u. Ernst Fischer: Geschichte des Buchhandels in Österreich. Wiesbaden: Harrassowitz 2000 (=Geschichte des Buchhandels, Bd. VI), S. 108–110.
- Bachleitner, Norbert: Die literarische Zensur in Österreich von 1751 bis 1848. Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2017.
- Bachleitner, Norbert: Maria Theresia und die Zensur. In: Hungarian Studies 32 (2018), H. 2, S. 165–176.
- Bachleitner, Norbert: Literatur und Buchmarkt in Österreich im achtzehnten Jahrhundert: ein eigenständiges Feld? In: Bourdieu in der Germanistik. Hg. v. Karsten Schmidt u. Haimo Stiemer. Berlin/Boston: de Gruyter 2022, S. 227–250.
- Bauer, Roger: Die Welt als Reich Gottes. Grundlagen und Wandlungen einer österreichischen Lebensform. Wien: Europa-Verlag 1974.
- Bauer, Roger: Zur Frage der deutschen Nationalität bei österreichischen Schriftstellern. In: Laßt sie koaxen, Die kritischen Frösch' in Preußen und Sachsen. Zwei Jahrhunderte Literatur in Österreich. Hg. v. R. B. Wien: Europa-Verlag 1977, S. 11–18.
- Bauer, Roger: Die österreichische Literatur des Josephinischen Zeitalters: Eine werdende Literatur auf der Suche nach neuen Ausdrucksformen. In: Das achtzehnte Jahrhundert als Epoche. Hg. v. Bernhard Fabian u. Wilhelm Schmidt-Biggemann. Nendeln: KTO-Press 1978 (=Studien zum achtzehnten Jahrhundert, Bd. 1), S. 25–37.
- Bauer, Roger: Das aufgeklärte Ritterstück. In: Antipodische Aufklärungen. Antipodean Enlighthenments. Festschrift für Leslie Bodi. Hg. v. Walter Veit. Frankfurt a. M./Bern/New York: Lang 1987, S. 55–62.
- Bauer, Roger: La parodie dans les lettres autrichiennes: D'Aloys Blumauer à Johann Nepomuk Nestroy. In: Johann Nestroy 1801–1862. Vision du monde et écriture dramatique. Actes du colloque international organisé avec le concours de l'Institut Autrichien Paris 31 janvier – 2 février 1991. Asnières: Publications de l'Institut d'Allemand d'Asnières (Paris III) 1991.
- Bauer, Roger: Katholisches in der josephinischen Literatur. In: Katholische Aufklärung – Aufklärung im katholischen Deutschland. Hg. v. Harm Klueting u.a. Hamburg: Meiner 1993, S. 260–270.

- Bauer, Volker: Die höfische Gesellschaft in Deutschland von der Mitte des 17. bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. Tübingen: Niemeyer 1993 (=Frühe Neuzeit, Bd. 12).
- Bauer, Werner M.: Der Roman der josephinischen Aufklärung. Strukturen und literarhistorische Bedeutung, gezeigt an Johann Pezzls „Faustin“. In: Jahrbuch für österreichische Kulturgeschichte 2 (1972) [Themenschwerpunkt: Joseph Haydn und seine Zeit], S. 147–152.
- Bauer, Werner M.: Bekämpfte und erfundene Welt. Zum österreichischen Roman des ausgehenden 18. Jahrhunderts. In: Sprachkunst 6 (1975), S. 1–36.
- Bauer, Werner M.: Fiktion und Polemik. Studien zum Roman der österreichischen Aufklärung. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1978 (=Österreichische Akademie der Wissenschaften. Phil.-Hist. Kl. Sitzungsberichte, Bd. 340/Veröffentlichungen der Kommission für Literaturwissenschaft, Bd. 4).
- Bauer, Werner M.: Die Verleger und Drucker Joseph Vinzenz Degen und Johann Baptist Wallishäuser und ihre Stellung in der österreichischen Literatur ihrer Zeit. In: Die österreichische Literatur. Ihr Profil an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert (1750–1830). Hg. v. Herbert Zeman. Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt 1979, S. 179–202.
- Bauer, Werner M.: Utopie und Exerzitatio. Überlegungen zum Unterschied der Antikenrezeption in der deutschen und österreichischen Literatur des 18. Jahrhunderts. In: Virtus et Fortuna. Zur Deutschen Literatur zwischen 1400 und 1720. Festschrift für Hans-Gert Roloff zu seinem 50. Geburtstag. Hg. v. Joseph P. Strelka u. Jörg Jungmayr. Bern/Frankfurt a. M./New York: Lang 1983, S. 592–620.
- Bauer, Werner M.: „Töchter der Weisheit, satyrische Laune...“. Beobachtungen zum komischen Epos in der österreichischen Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts. In: W. M. B.: Aus dem Windschatten. Studien und Aufsätze zur Geschichte der Literatur in Österreich, Innsbruck: Institut für Deutsche Sprache, Literatur und Literaturkritik 2004 (=Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Germanistische Reihe, Bd. 66), S. 73–97.
- Becker-Cantarino, Bärbel: Aloys Blumauer and the Literature of Austrian Enlightenment. Bern/Frankfurt a.M.: Lang 1973 (=Europäische Hochschulschriften, Ser. I, Bd. 90).
- Becker-Cantarino, Barbara: Zum Satirischen in der österreichischen Aufklärung. In: Modern Austrian Literature 17, (1984), H. 3/4, S. 41–52.
- Bendel, Rainer u. Norbert Spannenberger (Hg.): Katholische Aufklärung und Josephinismus. Rezeptionsformen in Ostmittel- und Südosteuropa. Köln/Weimar/Wien: Böhlau 2015 (=Forschungen und Quellen zur Kirchen- und Kulturgeschichte Ostdeutschlands, Bd. 48).
- Benjamin, Walter: Was die Deutschen lasen, während ihre Klassiker schrieben. In: W. B.: Gesammelte Schriften, Bd. IV.2. Hg. v. Tillmann Rexroth. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1991, S. 641–670.

- Bernard, Paul P.: Jesuits and Jacobins. Enlightenment and Enlightened Despotism in Austria. Urbana/Chicago/London: University of Illinois Press 1971.
- Beutner, Eduard: Österreichische Literatur in der Zeit der Aufklärung. Forschungsdesiderate und Probleme ihrer Darstellung im Rahmen einer österreichischen Literaturgeschichte. In: Geschichte der österreichischen Literatur. Teil. I. Hg. v. Donald G. Daviau u. Herbert Arlt. St. Ingbert: Röhrig 1996 (=Österreichische und internationale Literaturprozesse, Bd. 3, Tl. I), S. 40–48.
- Biermann, Armin: ‚Gefährliche Literatur‘ – Skizze einer Theorie der literarischen Zensur. In: Wolfenbütteler Notizen zur Buchgeschichte XIII (1988), H. 1, S. 1–28.
- Birgfeld, Johannes: Kriegspoese für Zeitungsleser *oder* der Siebenjährige Krieg aus österreichischer Sicht. Michael Denis’ *Poetische Bilder der meisten kriegerischen Vorgänge in Europa seit dem Jahr 1756* im Kontext des zeitgenössischen literarischen Kriegsdiskurses. In: „Krieg ist mein Lied“. Der Siebenjährige Krieg in den zeitgenössischen Medien. Hg. v. Wolfgang Adam u. Holger Dainat in Verbindung mit Ute Pott. Göttingen: Wallstein 2007 (=Schriften des Gleimhauses Halberstadt, Bd. 5), S. 215–239.
- Blom, Philipp u. Wolfgang Kos (Hg.): Angelo Soliman. Ein Afrikaner in Wien. [Ausstellung im Wien-Museum Karlsplatz, 29. September 2011 bis 29. Jänner 2012]. Wien: Brandstätter 2011.
- Blümml, Emil Karl: Ausdeutungen der Zauberflöte. In: Mozart-Jahrbuch 1 (1923), S. 109–146.
- Bödeker, Hans Erich u. Ulrich Herrmann: Über den Prozeß der Aufklärung in Deutschland: Personen, Institutionen und Medien. In: H. E. B. u. U. H. (Hg.): Über den Prozeß der Aufklärung in Deutschland im 18. Jahrhundert. Personen, Institutionen und Medien. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1987 (=Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, Bd. 85), S. 9–13.
- Bodi, Lesli: Wiener Volkskomödie und Roman im 18. Jahrhundert. In: Neohelicon 1 (1973), H. 3–4, S. 129–168.
- Bodi, Lesli: System und Bewegung: Funktion und Folgen des josephinischen Tauwetters. In: Wien und Europa zwischen den Revolutionen (1781–1848). Wien/München: Jugend und Volk 1978 (=Wiener Schriften, Bd. 39), S. 37–53.
- Bodi, Lesli: Tauwetter in Wien. Zur Prosa der österreichischen Aufklärung 1781–1795. Frankfurt a. M.: Fischer 1977; erweiterte Neuauflage Wien: Böhlau 1995.
- Bodi, Leslie: Zur Problematik des Reformabsolutismus in der Habsburgermonarchie. In: Das achtzehnte Jahrhundert 16 (1992), H. 2, S. 153–170.
- Bodi, Lesli: Comic Ambivalence as an Identity Marker. [1985] In: L. B.: Literatur, Politik, Identität – Literature, Politics, Cultural Identity. St. Ingbert: Röhrig 2002 (=Österreichische und internationale Literaturprozesse, Bd. 18), S. 412–422.
- Boehn, Max von: Deutschland im 18. Jahrhundert. Die Aufklärung. Berlin: Askanischer Verlag 1922.
- Borchmeyer, Dieter: Mozart oder Die Entdeckung der Liebe. Frankfurt a.M./Leipzig: Insel 2005.

- Borst, Arno: *Barbaren. Geschichte eines europäischen Schlagworts*. In: A.B.: *Barbaren, Ketzler und Artisten. Welten des Mittelalters*. München: Piper 1988.
- Bourdieu, Pierre: *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1976.
- Bourdieu, Pierre: *Was heißt sprechen? Die Ökonomie des sprachlichen Tausches*. Wien: Braumüller 1990.
- Bourdieu, Pierre: *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1991.
- Bourdieu, Pierre: *Künstlerische Konzeption und intellektuelles Kräftefeld*. In: P. B.: *Zur Soziologie der symbolischen Formen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1991, S. 75–124.
- Bourdieu, Pierre: *Das intellektuelle Feld: Eine Welt für sich*. In: P. B.: *Rede und Antwort*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1992, S. 155–166.
- Bourdieu, Pierre: *Die Zensur*. In: P. B.: *Soziologische Fragen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1993, S. 131–135.
- Bourdieu, Pierre: *Ökonomisches Kapital – Kulturelles Kapital – Soziales Kapital*. In: P. B.: *Die verborgenen Mechanismen der Macht. Schriften zu Politik und Kultur 1*. Hg. v. Margareta Steinrück. Hamburg: VSA 1997, S. 49–79.
- Bourdieu, Pierre: *Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes* [frz. 1992], Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1999.
- Bourdieu, Pierre: *Der Markt der symbolischen Güter*. In: P. B.: *Schriften*. Hg. v. Franz Schultheis u. Stephan Egger. Bd. 12.1: *Kunst und Kultur. Zur Ökonomie symbolischer Güter. Schriften zur Kulturosoziologie 4*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2014, S. 15–96.
- Bourdieu, Pierre: *Das literarische Feld. Kritische Vorbemerkungen und methodologische Grundsätze*. In: P. B.: *Schriften*. Hg. v. Franz Schultheis u. Stephan Egger. Bd. 12.2: *Kunst und Kultur. Kunst und künstlerisches Feld. Schriften zur Kulturosoziologie 4*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2015, S. 309–337.
- Brandtner, Andreas u. Werner Michler (Hg.): *Zur regionalen Literaturgeschichtsschreibung. Fallstudien/Entwürfe/Projekte*. Linz: StifterHaus 2007.
- Brandner-Kapfer, Andrea, Jennyfer Großauer-Zöbinger und Beatrix Müller-Kampel (Hg.): *Kasperl-La Roche. Seine Kunst, seine Komik und das Leopoldstädter Theater*. Graz: LiTheS 2010 (= LiTheS. Zeitschrift für Literatur- und Theatersoziologie, Sonderbd. 1).
- Branscombe, Peter: *W. A. Mozart. Die Zauberflöte*. Cambridge u.a.: Cambridge University Press 1991.
- Braunbehrens, Volkmar: *Mozart in Wien*. München/Zürich: Piper 1989.
- Breuer, Dieter: *Oberdeutsche Literatur 1565–1650. Deutsche Literaturgeschichte und Territorialgeschichte in frühabsolutistischer Zeit*. München: Beck 1979 (=Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte, Beiheft 11, Reihe B).
- Breuer, Dieter: *Geschichte der literarischen Zensur in Deutschland*. Heidelberg: Quelle & Meyer 1982.

- Breuer, Dieter: Volkstümliche Lesestoffe. Zu einer Grundfrage der bayerischen Literaturgeschichte und Volkskunde. In: *Wege der Volkskunde in Bayern. Ein Handbuch*. Hg. v. Edgar Harvolk. München/Würzburg: Inst. für Volkskunde 1987 (=Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, Bd. 25 / Beiträge zur Volkstumforschung, Bd. XXIII), S. 421–442.
- Breuer, Dieter: Stand und Aufgaben der Zensurforschung. In: ‚Unmoralisch an sich...‘: Zensur im 18. und 19. Jahrhundert. Hg. v. Herbert G. Göpfert u. Erdmann Weyrauch. Wiesbaden: Harrassowitz 1988 (=Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens, Bd. 13), S. 37–60.
- Breuer, Dieter: Deutsche Nationalliteratur und oberdeutscher Kulturkreis. In: *Nation und Literatur im Europa der Frühen Neuzeit. Akten des I. Internationalen Osnabrücker Kongresses zur Kulturgeschichte der Frühen Neuzeit*. Hg. v. Klaus Garber. Tübingen: Niemeyer 1989 (=Frühe Neuzeit, Bd. 1), S. 701–715.
- Budde, Bernhard: Preis der Vernunft. Zur Revue der europäischen Absurditäten und Bestialitäten in Johann Pezzls Roman ‚Faustin oder das philosophische Jahrhundert‘. In: *Sprachkunst* 32 (2001), H. 2, S. 193–211.
- Caspart, Heinrich K.: ‚Wie ein Heuschreckenheer‘. In: *Salzburger Nachrichten* (14.5.1994), Beilage, S. III.
- Caspers, Britta; Dirk Hallenberger, Werner Jung u. Rolf Parr (Hg.): *Theorien, Modelle und Probleme regionaler Literaturgeschichtsschreibung*. Essen: Klartext 2016.
- Cerman, Ivo: *Habsburgischer Adel und Aufklärung. Bildungsverhalten des Wiener Hofadels im 18. Jahrhundert*. Stuttgart: Steiner 2010 (=Contubernium. Tübinger Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, Bd. LXXVII).
- Certeau, Michel de: *Kunst des Handelns*. Berlin: Merve 1988.
- Cescutti, Marjan; Johann Holzner u. Roger Vorderegger (Hg.): *Raum – Region – Kultur. Literaturgeschichtsschreibung im Kontext aktueller Diskurse*. Innsbruck: Wagner 2013.
- Chartier, Roger: Ist eine Geschichte des Lesens möglich? Vom Buch zum Lesen: einige Hypothesen. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 57/58 (1985).
- Chartier, Roger: *Lordre des livres. Lecteurs, auteurs, bibliothèques en Europe entre XIV<sup>e</sup> et XVIII<sup>e</sup> siècle*. Paris: Alinea 1992.
- Chartier, Roger: *Die kulturellen Ursprünge der Französischen Revolution*. Frankfurt/New York/Paris: Campus/Editions de la Fondation Maison des Sciences de l’Homme 1995.
- Clément, Catherine: *Die Frau in der Oper. Besiegt, verraten und verkauft. Mit einem Vorwort v. Silke Leopold*. München: dtv/Bärenreiter 1994, S. 132–143.
- Cornea, Paul: Polygenèse et pluralisme des ‚Lumières‘. In: *Studies on Voltaire and the Eighteenth Century* 190 (1980), S. 203–208.
- Czernin, Monika: *Der Kaiser reist inkognito. Joseph II. und das Europa der Aufklärung*. München Penguin 2021.

- Danneberg, Lutz; Michael Schlott, Jörg Schönert u. Friedrich Vollhardt: Germanistische Aufklärungsforschung seit den siebziger Jahren. In: *Das achtzehnte Jahrhundert* 19/2 (1995), S. 172–192.
- D'Aprile, Iwan-Michelangelo u. Winfried Siebers: *Das 18. Jahrhundert. Zeitalter der Aufklärung*. Berlin: Akademie 2008.
- Darnton, Robert: Die Hochaufklärung und die Niederungen des literarischen Lebens. In: Ders.: *Literaten im Untergrund. Lesen, Schreiben, Publizieren im vorrevolutionären Frankreich*. Frankfurt a.M.: Fischer 1988, S. 11–43.
- Darnton, Robert: Rousseau in Gesellschaft. Anthropologie und der Verlust der Unschuld. In: *Drei Vorschläge, Rousseau zu lesen*. Hg. v. Ernst Cassirer, Jean Starobinski u. Robert Darnton. Frankfurt a. M.: Fischer 1989, S. 104–114.
- Dietrich, Margret: Der „Grüne Hut“ in der Wiener Aufklärung, oder: Hanswurst auf dem Parnaß. In: *Austriaca. Beiträge zur österreichischen Literatur. Festschrift für Heinz Politzer zum 65. Geburtstag*. Hg. v. Winfried Kudszus u. Hinrich C. Seeba in Zusammenarbeit mit Richard Brinkmann. Tübingen: Niemeyer 1975, S. 43–58.
- Dülmen, Richard van: *Die Gesellschaft der Aufklärer: zur bürgerlichen Emanzipation und aufklärerischen Kultur in Deutschland*. Frankfurt a. M.: Fischer 1986.
- Eisendle, Reinhard: *Der einsame Zensor. Zur staatlichen Kontrolle des Theaters unter Maria Theresia und Joseph II.* Wien: Hollitzer 2020.
- Elias, Norbert: *Die höfische Gesellschaft. Untersuchungen zur Soziologie des Königtums und der höfischen Aristokratie. Mit einer Einleitung: Soziologie und Geschichtswissenschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1983.
- Elias, Norbert: *Mozart. Zur Soziologie eines Genies*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1991.
- Engelsing, Rolf: Die Perioden der Lesergeschichte in der Neuzeit. Das statistische Ausmaß und die soziokulturelle Bedeutung der Lektüre. In: *Geschichte des Buchwesens X* (1970), Sp. 945–1002.
- Engelsing, Rolf: *Analphabetentum und Lektüre. Zur Sozialgeschichte des Lesens in Deutschland zwischen feudaler und industrieller Gesellschaft*. Stuttgart u.a.: Metzler 1973.
- Evans, Robert J. W.: Über die Ursprünge der Aufklärung in den habsburgischen Ländern. In: *Das achtzehnte Jahrhundert und Österreich. Jahrbuch der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des achtzehnten Jahrhunderts* 2 (1985), S. 9–31.
- Eybl, Franz M.: *Abraham a Sancta Clara. Vom Prediger zum Schriftsteller*. Tübingen: Niemeyer 1992 (=Frühe Neuzeit, Bd. 6).
- Eybl, Franz M.: Hanswurststreit und Broschürenflut. Die Struktur der Kontroversen in der österreichischen Literatur des 18. Jahrhunderts. In: *Konflikte – Skandale – Dichterfehden in der österreichischen Literatur*. Hg. v. Wendelin Schmidt-Dengler, Johann Sonnleitner u. Klaus Zeyringer. Berlin: E. Schmidt 1995, S. 24–35.
- Eybl, Franz M.: Probleme einer österreichischen Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. In: *Literaturgeschichte: Österreich. Prolegomena und Fallstudien*. Hg. v. Wen-

- delin Schmidt–Dengler, Johann Sonnleitner u. Klaus Zeyringer. Berlin: E. Schmidt 1995, S. 146–157.
- Eybl, Franz M.: Die Lessing-Rezeption im Wien des 18. Jahrhunderts als kulturelle Umcodierung. In: *Lessing-Yearbook XXXII* (2000), S. 141–153.
- Farge, Arlette: *Das brüchige Leben. Verführung und Aufruhr im Paris des 18. Jahrhunderts*. Berlin: Wagenbach 1989.
- Fillafer, Franz Leander: Die Aufklärung in der Habsburgermonarchie und ihr Erbe. Ein Forschungsüberblick. In: *Zeitschrift für historische Forschung* 40 (2013), S. 35–97.
- Fillafer, Franz Leander: *Aufklärung habsburgisch. Staatsbildung, Wissenskultur und Geschichtspolitik in Zentraleuropa 1750–1850*. Göttingen: Wallstein 2020.
- Fiorioli, Elisabeth: *Die Salonkultur der Wiener Aristokratie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts am Beispiel der Fürstin Maria Anna Schwarzenberg*. Univ. Graz: masch. Diplomarbeit 1991.
- Fischer, Ernst: Johann Nestroy. In: *Von Grillparzer zu Kafka. Von Canetti zu Fried. Hg. v. Karl Markus Gauß unter Mitarbeit von Ludwig Hartinger*. Frankfurt a.M.: Vervuert 1991, S. 125–209.
- Flemming, W.[illi]: Lessing in Wien und die Grundanliegen seines Wirkens. In: *Festschrift für Eduard Castle. Zum achtzigsten Geburtstag gewidmet von seinen Freunden und Schülern*. Hg. v. der Gesellschaft für Wiener Theaterforschung u. dem Wiener Goethe-Verein. Wien: Verl. Notring der Wiss. Verbände Österreichs 1955, S. 33–49.
- Foucault, Michel: *Was ist Kritik?* Berlin: Merve 1992.
- Foucault, Michel: *Was ist ein Autor?* In: *Ders.: Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits*. Bd. I: 1954–1969. Hg. v. Daniel Defert u. François Ewald unter Mitarbeit v. Jacques Lagrange. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2001, S. 1003–1041.
- Foucault, Michel: *Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Geschichte der Gouvernementalität I. Vorlesung am Collège de France 1977–1978* Hg. v. Michel Sennelart. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2004.
- Foucault, Michel: *Was ist Aufklärung?* In: *Ders.: Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits*. Band IV: 1980–1988. Hg. v. Daniel Defert u. François Ewald unter Mitarbeit v. Jacques Lagrange. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2005, S. 687–707.
- Frank, Ludwig: *Johann Pezzls Faustín und seine Nachahmungen. Ein Beitrag zur Geschichte des Romans in der Aufklärungszeit*. Wien: handschriftl. phil. Diss 1912.
- Frank, Peter R.: *Der deutsche Buchhandel im Österreich des 18. Jahrhunderts. Vorge-schichte, ein vorläufiger Bericht über die Forschung und Ausblick*. In: *Das achtzehnte Jahrhundert und Österreich. Jahrbuch der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des achtzehnten Jahrhunderts* 7/8 (1992/93), S. 111–129.
- Frank, Peter R. u. Johannes Frimmel: *Buchwesen in Wien 1750–1850. Kommentiertes Verzeichnis der Buchdrucker, Buchhändler und Verleger*. Wiesbaden: Harrassowitz 2008 (=Buchforschung. Beiträge zum Buchwesen in Österreich, Bd. 4).

- Frese, Martha Ida: Wer war Sarastro, wer Tamino ...? *Die Zauberflöte* als Allegorie zur politischen Szene im josephinischen Wien. Die Identifikation der Hintergrundfiguren mit Hilfe der Namenszahlensymbolik. Pöhl in Oberbayern: Hohe Warte 1998.
- Frevert, Ute: *Frauen-Geschichte. Zwischen Bürgerlicher Verbesserung und Neuer Weiblichkeit*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1986.
- Frevert, Ute: „Mann und Weib, und Weib und Mann“. Geschlechter-Differenzen in der Moderne. München: Beck 1995.
- Frimmel, Johannes: *Literarisches Leben in Melk. Ein Kloster im 18. Jahrhundert im kulturellen Umbruch*. Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2005 (=Schriftenreihe der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts, Bd. 10).
- Frimmel, Johannes: *Geheimliteratur im josephinischen Wien: Akteure und Programm*. In: *Geheimliteratur und Geheimbuchhandel in Europa im 18. Jahrhundert*. Hg. v. Christine Haug, Franziska Mayer u. Winfried Schröder. Wiesbaden: Harrassowitz 2011 (=Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens, Bd. 47), S. 203–216.
- Füssel, Marian: *Die Kunst der Schwachen. Zum Begriff der ‚Aneignung‘ in der Geschichtswissenschaft*. In: *Sozial.Geschichte. Zeitschrift für historische Analyse des 20. und 21. Jahrhunderts*. N.F. 21 (2006), H. 3, S. 7–28.
- Füssel, Marian: *Zwischen lokaler Vergesellschaftung und translokaler Vernetzung. Die Wiener Freimaurerloge „Zur Wahren Eintracht“ als kulturelle Kontaktzone*. In: *Aufgeklärte Sozietäten, Literatur und Wissenschaft in Mitteleuropa*. Hg. v. Dieter Breuer u. Gábor Tüskés in Zusammenarbeit mit Réka Lengyel. Berlin/Boston: de Gruyter 2019 (=Frühe Neuzeit, Bd. 229), S. 274–289.
- Fulda, Daniel: *Rez. v. Steffen Martus: Aufklärung. Das deutsche 18. Jahrhundert. Ein Epochenbild*. In: *Das achtzehnte Jahrhundert. Zeitschrift der Deutschen Gesellschaft für die Erforschung des achtzehnten Jahrhunderts* 41 (2017), H. 1, S. 102–111.
- Garber, Klaus: *Der Autor im 17. Jahrhundert*. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 42 (1981), S. 29–45.
- Genette, Gérard: *Palimpseste. Die Literatur auf zweiter Stufe*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1993.
- Gervinus, Georg Gottfried: *Geschichte der deutschen Dichtung*. Bd. 5. Hg. v. Karl Bartsch. Leipzig: Engelmann 1874.
- Giese, Ursula: *Johann Thomas Edler von Trattner. Seine Bedeutung als Buchdrucker, Buchhändler und Herausgeber*. In: *Archiv für Geschichte des Buchwesens* 3 (1961), Sp. 1013–1454.
- Gnant, Christoph: *Die Universität Wien im 18. Jahrhundert. Entkirchlichung – Verstaatlichung – Ausbau*. In: *Stätten des Wissens. Die Universität Wien entlang ihrer Bauten 1365–2015*. [Eine Publikation der Universität Wien aus Anlass ihres 650-jährigen Gründungsjubiläums 2015]. Hg. v. Julia Rüdiger u. Dieter Schweizer. Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2015, S. 87–99.
- Gnau, Hermann: *Die Zensur unter Joseph II. Straßburg/Leipzig: Singer 1911*.

- Goldfriedrich, Johann: Geschichte des deutschen Buchhandels vom Westfälischen Frieden bis zum Beginn der klassischen Litteraturperiode (1648–1740). Leipzig: Börsenverein der Dt. Buchhändler 1908 (=Geschichte des Deutschen Buchhandels, Bd. 2).
- Goldfriedrich, Johann: Geschichte des deutschen Buchhandels vom Beginn der klassischen Litteraturperiode bis zum Beginn der Fremdherrschaft (1740–1804). Leipzig: Börsenverein der Dt. Buchhändler 1909 (=Geschichte des Deutschen Buchhandels, Bd. 3).
- Graevenitz, Gerhard von: Innerlichkeit und Öffentlichkeit. Aspekte deutscher ‚bürgerlicher‘ Literatur im frühen 18. Jahrhundert. In: DVjs 49, Sonderheft (1975), S. 1\*–82\*.
- Gräffer, Franz: Kleine Wiener Memoiren und Wiener Dosenstücke. In Auswahl hg., eingeleitet und mit Anmerkungen versehen v. Anton Schlossar unter Mitwirkung von Gustav Gugitz. München: Müller 1918, Bd. 1.
- Greenblatt, Stephen: Verhandlungen mit Shakespeare. Innenansichten der englischen Renaissance. Frankfurt a.M.: Fischer 1993.
- Griep, Wolfgang: Kommentar. In: Johann Pezzl: Faustin oder das philosophische Jahrhundert, Reprograf. Nachdruck 1982. Hildesheim: Gerstenberg 1982 (=Texte zum literarischen Leben um 1800, Bd. 10), S. 19\*–124\*.
- Griep, Wolfgang: Nachwort. In: Johann Pezzl: Faustin oder das philosophische Jahrhundert. Reprograf. Nachdruck 1982. Hildesheim: Gerstenberg 1982 (=Texte zum literarischen Leben um 1800, Bd. 10), S. 1\*–17\*.
- Griep, Wolfgang: Johann Pezzl (1756–1823). Leben und Werk. 2 Tle. Univ. Bremen: masch. phil. Diss. 1984.
- Grimm, Gunter E.: Vom Schulfuchs zum Menschheitslehrer. Zum Wandel des Gelehrtentums zwischen Barock und Aufklärung. In: Über den Prozeß der Aufklärung in Deutschland im 18. Jahrhundert. Personen, Institutionen und Medien. Hg. v. Hans Erich Bödeker u. Ulrich Herrmann: Göttingen 1987 (=Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, Bd. 85), S. 14–38.
- Grimminger, Rolf: Aufklärung, Absolutismus und bürgerliche Individuen. Über den notwendigen Zusammenhang von Literatur, Gesellschaft und Staat in der Geschichte des 18. Jahrhunderts. In: Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur. Bd. 3: Deutsche Aufklärung bis zur Französischen Revolution 1680–1789. Hg. v. R. G. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1984, S. 15–99.
- Grisebach, Eduard: Die deutsche Litteratur seit 1770. Lichtenberg. Herder. Bürger. Die Parodie in Österreich. Cl. Brentano. H. Heine. Berlin: Lehmann 1887.
- Gruber, Gernot: Zu Jean Starobinskis Deutung der „Zauberflöte“. In: De editione musices. Festschrift für Gerhard Croll zum 65. Geburtstag. Hg. v. Wolfgang Gratzter u. Andrea Lindmayr. Laaber: Laaber 1992, S. 247–254.
- Gugitz, Gustav: Johann Friedel. In: Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft 15 (1905), S. 186–250.
- Gugitz, Gustav: Johann Pezzl. Zu seinem 150. Geburtstage. In: Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft 16 (1906), S. 164–217.

- Gugitz, Gustav: Lorenz Leopold Haschka. In: Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft 17 (1907), S. 32–127.
- Gugitz, Gustav: Alois Blumauer. In: Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft 18 (1908), S. 27–135.
- Gugitz, Gustav: Franz Kratter. Ein Beitrag zur Tagesschriftstellerei in der josephinischen Zeit. In: Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft 24 (1913), S. 242–277.
- Gugitz, Gustav: Der Weiland Kasperl (Johann La Roche). Ein Beitrag zur Theater- und Sittengeschichte Alt-Wiens. Wien/Prag/Leipzig: Strache 1920.
- Gugitz, Gustav: Das Wiener Kaffeehaus. Ein Stück Kultur- und Lokalgeschichte. Wien: Deutscher Verlag für Jugend und Volk 1940.
- Gumbrecht, Ulrich: Das französische Theater des 18. Jahrhunderts als Medium der Aufklärung. In: Sozialgeschichte der Aufklärung in Frankreich. 12 Originalbeiträge. Teil 2: Medien, Wirkungen. Hg. v. Hans Ulrich Gumbrecht, Rolf Reichardt u. Thomas Schleich. München/Wien: Oldenbourg 1981 (=Ancien régime. Aufklärung und Revolution, Bd. 4), S. 66–87.
- Habermas, Jürgen: Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft. Mit einem Vorwort zur Neuauflage 1990. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1991.
- Hadamowsky, Fritz: Ein Jahrhundert Literatur- und Theaterzensur in Österreich (1751–1848). In: Die österreichische Literatur. Ihr Profil an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert (1750–1830). Hg. v. Herbert Zeman. Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt 1979, S. 289–305.
- Hadamowsky, Fritz: Wien. Theatergeschichte. Von den Anfängen bis zum Ende des Ersten Weltkriegs. Wien: Jugend und Volk 1988.
- Haefs, Wilhelm u. York-Gothart Mix: Der Musenhort in der Provinz. Literarische Almanache in den Kronländern der österreichischen Monarchie im ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhundert. In: Archiv für Geschichte des Buchwesens 27 (1986), S. 171–194.
- Haferkorn, Hans J.: Der freie Schriftsteller. Eine literatur-soziologische Studie über seine Entstehung und Lage in Deutschland zwischen 1750 und 1800. In: Archiv für Geschichte des Buchwesens 5 (1964), Sp. 523–712.
- Haferkorn, Hans J.: Zur Entstehung der bürgerlich-literarischen Intelligenz und des Schriftstellers in Deutschland zwischen 1750 und 1800. In: Deutsches Bürgertum und literarische Intelligenz 1750–1800. Hg. v. Bernd Lutz. Stuttgart: Metzler 1974 (=Literaturwissenschaft und Sozialwissenschaften, Bd. 3), S. 113–275.
- Haider-Pregler, Hilde: Des sittlichen Bürgers Abendschule. Bildungsanspruch und Bildungsauftrag des Berufstheaters im 18. Jahrhundert. Wien/München: Jugend und Volk 1980.
- Haider-Pregler, Hilde: Die Schaubühne als „Sittenschule“ der Nation. Joseph von Sonnenfels und das Theater. In: Joseph von Sonnenfels. Hg. v. Helmut Reinalter. Wien:

- ÖAW 1988 (=Österreichische Akademie der Wissenschaften. Veröffentlichungen der Kommission für die Geschichte Österreichs, Bd. 13), S. 191–244.
- Haider-Pregler, Hilde: Nachwort. In: Joseph von Sonnenfels: Briefe über die wienersche Schaubühne. Hg. v. H. H.-P. Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt 1988 (=Wiener Neudrucke, Bd. 9), S. 340–428.
- Hamberger, Georg Christoph u. Johann Georg Meusel: Das gelehrte Teutschland, oder Lexikon der jetztlebenden Teutschen Schriftsteller. Bd. IV. Lemgo: Meyer 1784.
- Hammerstein, Notker: Besonderheiten der österreichischen Universitäts- und Wissenschaftsreform zur Zeit Maria Theresias und Josephs II. In: Österreich im Europa der Aufklärung: Kontinuität und Zäsur in Europa zur Zeit Maria Theresias und Josephs II. Hg. v. Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung, Österreichische Akademie der Wissenschaften. Wien: Verl. d. Österr. Akad. d. Wiss. 1985, S. 787–812.
- Hartmann, Regina: ‚Regionalität‘ – ‚Provinzialität‘? Zu theoretischen Aspekten der regionalliterarischen Untersuchungsperspektive. In: Zeitschrift für Germanistik, N. F. 7 (1997), H. 3, S. 585–598.
- Heilingsetzer, Georg: Wissenschaftspflege und Aufklärung in Klöstern der Augustiner-Chorherren und Benediktiner im bayrisch-österreichischen Raum. In: Bibliotheken und Aufklärung. Hg. v. Werner Arnold u. Peter Vodosek. Wiesbaden: Harrasowitz 1988 (=Wolfenbütteler Studien zur Geschichte des Buchwesens, Bd. 14), S. 83–101.
- Heilingsetzer, Georg: Die Benediktiner im 18. Jahrhundert. Wissenschaft und Gelehrsamkeit im süddeutsch-österreichischen Raum. In: Katholische Aufklärung – Aufklärung im katholischen Deutschland. Hg. v. Harm Klüeting. Hamburg: Meiner 1993, S. 208–224.
- Heilingsetzer, Georg: Aufklärung und barocke Tradition. Formen und Stufen der Aufklärung bei den Benediktinern und Augustiner-Chorherren im bayrisch-oberösterreichischen Raum. In: Das achtzehnte Jahrhundert und Österreich 10 (1995), S. 33–39.
- Hein, Jürgen: Das Wiener Volkstheater. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1997.
- Heindl, Waltraud: Beamte, Staatsdienst und Universitätsreform. Zur Ausbildung der höheren Bürokratie in Österreich, 1740–1848. In: Das achtzehnte Jahrhundert und Österreich 4 (1987), S. 35–53.
- Hess, Günter: Deutsche Nationalliteratur und oberdeutsche Provinz. Zu Geschichte und Grenzen eines Vorurteils. In: Jahrbuch für Volkskunde N.F. 8 (1985), S. 7–30.
- Hildebrandt, Annika: Von Barde zu Barde. Die Wiener Aufklärung in Michael Denis' Topographie der deutschen Literatur. In: Topographien der Antike in der literarischen Aufklärung. Hg. v. A. H., Charlotte Kurbjuhn u. Steffen Martus. Bern u.a.: Lang 2016 (=Publikationen zur Zeitschrift für Germanistik N. F., Bd. 30), S. 201–215.
- Hildebrandt, Annika: Die Mobilisierung der Poesie. Literatur und Krieg um 1750. Berlin/Boston: de Gruyter 2019 (=Studien zur deutschen Literatur, Bd. 220).
- Hildebrandt, Annika u. Steffen Martus: „Daß keiner nur durch Macht fällt, stehet, oder

- steiger“: Konfessionelle und politische Konkurrenzen in der Dichtung des Siebenjährigen Kriegs. In: *Katholische Aufklärung in Europa und Nordamerika*. Hg. v. Jürgen Overhoff u. Andreas Oberdorf. Göttingen: Wallstein 2019 (=Das achtzehnte Jahrhundert, Supplementbd. 25), S. 297–316.
- Hildesheimer, Wolfgang: Mozart. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1977 [u.ö].
- Hobohm, Hans-Christoph: Jede Macht ist sich selbst die Nächste. Zur personalen und sozialen Dimension von Zensur. In: *„Unmoralisch an sich...“: Zensur im 18. und 19. Jahrhundert*. Hg. v. Herbert G. Göpfert u. Erdmann Weyrauch. Wiesbaden: Harrassowitz 1988 (=Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens, Bd. 13), S. 105–117.
- Hobsbawm, Eric: Introduction: Inventing Tradition. In: *The Invention of Tradition*. Hg. v. Eric Hobsbawm u. Terence Ranger. Cambridge: Cambridge University Press 1983 (=Past and present publications).
- Höller, Markus: Die Geschichte der mordenden Krankenschwestern im Geriatriezentrum am Wienerwald. In: *Vice* (31. August 2018): <https://www.vice.com/de/article/gy3ad3/die-geschichte-der-mordenden-krankenschwestern-im-geriatriezentrum-am-wienerwald> (abgerufen am 15. November 2020).
- Hofmann-Wellenhof, P.[aul] v.[on]: Alois Blumauer. Literarhistorische Skizze aus dem Zeitalter der Aufklärung. Wien: Konegen 1885.
- Houben, Heinrich Hubert: Der ewige Zensor. Längs- und Querschnitte durch die Geschichte der Buch- und Theaterzensur. Mit einem Nachwort von Claus Richter u. Wolfgang Labuhn. Kronberg/Ts.: Athenäum 1978 (=Nachdruck der Ausgabe von 1926; Originaltitel: Polizei und Zensur).
- Huber, Eva: Sozialstruktur der Wiener Freimaurer. Univ. Wien: masch. phil. Diss. 1991, Tl. 1, Bd. 1.
- Huber, Eva: Logen und Geheimbünde in Wien im ausgehenden 18. Jahrhundert. In: *Verdrängter Humanismus – verzögerte Aufklärung. Österreichische Philosophie zur Zeit der Revolution und Restauration (1750–1820)*. Hg. v. Michael Benedikt, Wilhelm Baum u. Reinhold Knoll. Wien: Turia & Kant 1992, S. 533–558.
- Instytut Filologii Germańskiej der Uniwersytet Opolski (Hg.): Regionalität als Kategorie der Sprach- und Literaturwissenschaft. Frankfurt a. M. u. a.: Lang 2002.
- Irmen, Hans-Josef: Die Protokolle der Wiener Freimaurerloge „Zur wahren Eintracht“ (1781–1785). Frankfurt a.M./Berlin/Bern/New York/Paris/Wien: Lang 1994 (=Schriftenreihe der Internationalen Forschungsstelle „Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa 1770–1850“, Bd. 15).
- Israel, Jonathan I. u. Martin Mulsow: Was ist Radikalaufklärung? – Eine aktuelle Debatte. In: *Radikalaufklärung*. Hg. v. J.I.I. u. M. M. Berlin: Suhrkamp 2014, S. 7–19.
- Israel, Jonathan: Die Französische Revolution. Ideen machen Politik. Stuttgart: Reclam 2017.
- Jäger, Georg: Zur literarischen Gymnasialbildung in Österreich von der Aufklärung bis

- zum Vormärz. In: Die österreichische Literatur: eine Dokumentation ihrer literarhistorischen Entwicklung: Ihr Profil an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert: 1750–1830. Hg. v. Herbert Zeman. Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt 1979, S. 85–118.
- Jahn, Otto: W. A. Mozart. Tl. 1–2. Leipzig: Breitkopf und Härtel 1867.
- Jakob, Hans-Joachim: Die Folianten bilden Gelehrte, die Broschüren aber Menschen. Studien zur Flugschriftenliteratur in Wien 1781–1791. Frankfurt a.M. u.a.: Lang 2001 (=Europäische Hochschulschriften, Reihe 1, Bd. 1809).
- Jarchow, Klaas u. Hans-Gerd Winter: Pierre Bourdieus Kultursoziologie als Herausforderung der Literaturwissenschaft. In: Praxis und Ästhetik. Neue Perspektiven im Denken Pierre Bourdieus. Hg. v. Gunter Gebauer u. Christoph Wulf. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1993, S. 93–134.
- Jauf, Hans Robert: Über den Grund des Vergnügens am komischen Helden. In: Das Komische. Hg. v. Wolfgang Preisendanz u. Rainer Warning. München: Fink 1976 (=Poetik und Hermeneutik, Bd. VII), S. 103–132.
- Jauf, Hans Robert: Nachwort. Jean Starobinskis Archäologie der Moderne. In: Starobinski: Die Embleme der Vernunft, S. 175–188.
- Joch, Markus u. Norbert Christian Wolf (Hg.): Text und Feld. Bourdieu in der literaturwissenschaftlichen Praxis. Tübingen: Niemeyer 2005 (=Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, Bd. 108).
- Jørgensen, Sven Aage; Klaus Bohnen u. Per Øhrgaard: Aufklärung, Sturm und Drang, frühe Klassik. 1740–1789. München: Beck 1990 (=Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart, Bd. 6. Begründet v. Helmut de Boor u. Richard Newald).
- Jouhaud, Christian: Présentation [Einleitung zum Heft: Littérature et histoire] In: Annales HSS 2 (1994), S. 271–276.
- Judson, Pieter M.: Habsburg. Geschichte eines Imperiums 1740–1918. München: Beck 2017.
- Jüttner, Siegfried u. Jochen Schlobach: „Einleitung“. In: Europäische Aufklärung(en). Einheit und nationale Vielfalt. Hg. v. S. J. u. J. S. Hamburg: Meiner 1992, S. VII–XI.
- Junger, Gerhard: Johann Jacob Fezer als Spätaufklärer und frühliberaler Publizist im Zeitalter der Französischen Revolution in Reutlingen und Wien (1760–1844). Reutlingen: Oertel & Spörer 1988.
- Kann, Robert A.: Kanzel und Katheder. Studien zur österreichischen Geistesgeschichte vom Spätbarock zur Frühromantik. Wien/Freiburg/Basel: Herder 1962.
- Karstens, Simon: Lehrer – Schriftsteller – Staatsreformer. Die Karriere des Joseph von Sonnenfels (1733–1817). Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2011.
- Keller, Fritz: Rhetorik in der Ordensschule. „Palatium rhetoricae“ von Michael Denis: Ein didaktisches Epos – seine literarische Tradition, künstlerische Gestaltung und sein Verhältnis zum zeitgenössischen Rhetorikunterricht bei den Jesuiten. In: Die österreichische Literatur. Eine Dokumentation ihrer literarhistorischen Entwicklung. Ihr

- Profil an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert (1750–1830). Hg. v. Herbert Zeman. Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt 1979, S. 55–83.
- Kiefer, Sascha: „Am End weiß keiner nix“: Spaßmacher des Wiener Volkstheaters zwischen Komik und Philosophie. In: Narren, Clowns, Spaßmacher. Studien zu einer Sozialfigur zwischen Mittelalter und Gegenwart. Hg. v. Katharina Meiser u. Sikander Singh. Hannover: Wehrhahn 2020, S. 155–182.
- Kiesel, Helmuth u. Paul Münch: Gesellschaft und Literatur im 18. Jahrhundert. Voraussetzungen und Entstehung des literarischen Markts in Deutschland. München: Beck 1977.
- Kittler, Friedrich A.: Vorwort des Herausgebers. In: Starobinski: Die Embleme der Vernunft, Hg. u. mit einem Vorwort versehen v. F.A.K. Mit einem Nachwort von Hans Robert Jauf. München: Fink 1988, S. 7–12.
- Kleingeld, Pauline: Kant's Second Thoughts on Race. In: *The Philosophical Quarterly* 59 (2007), No. 229, S. 573–592.
- Klingenstein, Grete: Staatsverwaltung und kirchliche Autorität im 18. Jahrhundert. Das Problem der Zensur in der thesesianischen Reform. Wien: Verlag für Geschichte und Politik 1970.
- Klingenstein, Grete: Despotismus und Wissenschaft. Zur Kritik norddeutscher Aufklärer an der österreichischen Universität 1750–1790. In: Formen der europäischen Aufklärung. Untersuchungen zur Situation von Christentum, Bildung und Wissenschaft im 18. Jahrhundert. Hg. v. Grete Klingenstein, Friedrich Engel-Janosi u. Heinrich Lutz. Wien: Verl. für Geschichte und Politik 1976 (=Wiener Beiträge zur Geschichte der Neuzeit, Bd. 3), S. 126–157.
- Klueting, Harm: Der Genius der Zeit hat sie unbrauchbar gemacht. Zum Thema Katholische Aufklärung – Oder: Aufklärung und Katholizismus im Deutschland des 18. Jahrhunderts. Eine Einleitung. In: Katholische Aufklärung – Aufklärung im katholischen Deutschland. Hg. v. Harm Klueting, Norbert Hinske u. Karl Hengst. Hamburg: Meiner 1993, S. 1–35.
- Kondylis, Panajotis: Die Aufklärung im Rahmen des neuzeitlichen Rationalismus. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1986.
- Kopitzsch, Franklin: Die Sozialgeschichte der deutschen Aufklärung als Forschungsaufgabe. In: Aufklärung, Absolutismus und Bürgertum in Deutschland. Zwölf Aufsätze. Hg. v. F. K. München: Nymphenburger 1976 (=Nymphenburger Texte zur Wissenschaft, Bd. 24), S. 11–169.
- Koselleck, Reinhart: Kritik und Krise. Eine Studie zur Pathogenese der bürgerlichen Welt. [1959] Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1973.
- Krämer, Jörg: Deutschsprachiges Musiktheater im späten 18. Jahrhundert. Typologie, Dramaturgie und Anthropologie einer populären Gattung. Tübingen: Niemeyer 1998 (=Studien zur deutschen Literatur, Bd. 149).
- Kriegleder, Wynfrid: Die deutsche Literatur des Josephinismus im europäischen Kontext. In: Österreich in Geschichte und Literatur 29 (1995), H. 5–6, S. 374–384.

- Kriegleder, Wynfrid: Über den Grund des Vergnügens an Aloys Blumauers *Travestirter Aeneis*. In: Prima le parole e poi la musica. Festschrift für Herbert Zeman. Hg. v. Elisabeth Buxbaum u. Wynfrid Kriegleder. Wien: Praesens 2000, S. 84–100.
- Kriegleder, Wynfrid: Aloys Blumauers *Travestirte Aeneis* und die Theorie des komischen Epos. In: Aloys Blumauer und seine Zeit. Hg. v. Franz M. Eybl, Johannes Frimmel u. W. K. Bochum: Winkler 2007 (=Jahrbuch der österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts, Bd. 21), S. 51–63.
- Kriegleder, Wynfrid: Die deutschsprachige Literatur in Wien um 1740. In: Im Dienste einer Staatsidee. Künste und Künstler am Wiener Hof um 1740. Hg. v. Elisabeth Fritz-Hilscher. Wien/Köln/Weimar 2013, S. 47–64.
- Kriegleder, Wynfrid: Eine kurze Geschichte der Literatur in Österreich. Menschen – Bücher – Institutionen. Wien: Praesens 2018.
- Krzyszowiak, Tadeusz: Freihaus theater in Wien 1787–1801. Wirkungsstätte von W. A. Mozart und E. Schikaneder. Sammlung der Dokumente. Wien/Köln/Weimar 2009.
- Kunze, Stefan: Vom Märchen über das Volkstheater zum Sinnbild – Personifikationen in der *Zauberflöte*. In: Mozarts Opernfiguren. Hg. v. Dieter Borchmeyer. Bern/Stuttgart/Wien: Haupt 1992, S. 135–151.
- Lang, Helmut W.: Die Zeitschriften in Österreich zwischen 1740 und 1815. In: Die österreichische Literatur. Eine Dokumentation ihrer literarhistorischen Entwicklung. Ihr Profil an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert (1750–1830). Hg. v. Herbert Zeman. Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt 1979, S. 203–227.
- Lang, Helmut W. (Hg.): Österreichische Retrospektive Bibliographie. Reihe 3: Österreichische Zeitschriften 1704–1945. Bibliographie der Österreichischen Zeitschriften 1704–1850. 2 Bde. München: Saur 2006.
- Lausberg, Heinrich: Handbuch der literarischen Rhetorik. Eine Grundlegung der Literaturwissenschaft. Stuttgart: Steiner 2008.
- Lavandier, Jean-Pierre: Le livre au temps de Marie-Thérèse. Code des lois de censure du livre pour les pays austro-bohémiens (1740–1780). Bern u.a.: Lang 1993 (=Histoire de la pensée littéraire viennoise, Bd.1).
- Lavandier, Jean-Pierre: Le livre au temps de Joseph II et de Leopold II. Code des lois de censure du livre pour les pays austro-bohémiens (1780–1792). Bern u.a.: Lang 1995 (=Histoire de la pensée littéraire viennoise, Bd.2).
- Lehmstedt, Mark: „Ein Stroh, der alles überschwemmet“. Dokumente zum Verhältnis von Philipp Erasmus Reich und Johann Thomas von Trattner. Ein Beitrag zur Geschichte des Nachdrucks in Deutschland im 18. Jahrhundert. In: Bibliothek und Wissenschaft 25 (1991), S. 176–267.
- Lengauer, Hubert: Zur Stellung der „Briefe über die wienerische Schaubühne“ in der aufklärerischen Dramentheorie. In: Die österreichische Literatur. Eine Dokumentation ihrer literarhistorischen Entwicklung. Ihr Profil an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert (1750–1830). Hg. v. Herbert Zeman. Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt 1979, S. 587–621.

- Lengauer, Hubert: Aufklärung und österreichische Literatur. Zur Anwendung historischer Kategorien in der Literaturwissenschaft. In: Österreich im Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus. Hg. v. Erich Zöllner. Wien: Österreichischer Bundesverlag 1983, S. 178–187.
- Lennhoff, Eugen u. Oskar Posner: Internationales Freimaurerlexikon. Zürich/Leipzig/Wien: Amalthea 1932, Sp. 1475–1476.
- Lettner, Gerda: Das Rückzugsgefecht der Aufklärung in Wien 1790–1792. Frankfurt a.M./New York: Campus 1988 (=Campus Forschung, Bd. 558).
- Lieser, Dietmar: Sozialsystem oder Textlandschaft? Anmerkungen zur Methodik regionaler Literaturgeschichtsschreibung. In: juni. Magazin für Literatur & Politik, Nr. 29 (1999), S. 37–50.
- Lindner, Rolf (Hg.): Die Wiederkehr des Regionalen. Über neue Formen kultureller Identität. Frankfurt a. M./New York: Campus 1994.
- Lütteken, Laurenz: Mozart. Leben und Musik im Zeichen der Aufklärung. München: Beck 2017.
- Lunzer, Marianne: Josephinisches und antijosephinisches Schrifttum. In: Öffentliche Meinung in der Geschichte Österreichs. Hg. v. Erich Zöllner. Wien: Österreichischer Bundesverlag 1979, S. 53–63.
- Maler, Anselm: Versepos. In: Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur. Bd. 3: Deutsche Aufklärung bis zur Französischen Revolution 1680–1789. Hg. v. Rolf Grimming. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1984, S. 365–422.
- Maler, Anselm (Hg.): Literatur und Regionalität. Frankfurt a. M.: Lang 1997.
- Manheim, Ernst: Die Träger der öffentlichen Meinung. Studien zur Soziologie der Öffentlichkeit. Brunn/Prag/Leipzig/Wien: Rohrer 1933.
- Mansky, Matthias: Cornelius von Ayrenhoff. Ein Wiener Theaterdichter. Hannover: Wehrhahn 2013.
- Martens, Wolfgang: Über die österreichischen Moralischen Wochenschriften. In: Lenau-Almanach (1965/66), S. 110–121.
- Martens, Wolfgang: Die Botschaft der Tugend. Die Aufklärung im Spiegel der deutschen Moralischen Wochenschriften. Stuttgart: Metzler 1971.
- Martens, Wolfgang: Drei Sammlungen von Schülerdichtungen aus dem Wiener Theresianum. In: Die österreichische Literatur. Eine Dokumentation ihrer literarhistorischen Entwicklung. Ihr Profil an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert (1750–1830). Hg. v. Herbert Zeman. Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt 1979, S. 1–22.
- Martus, Steffen: Werkpolitik. Zur Literaturgeschichte kritischer Kommunikation vom 17. bis ins 20. Jahrhundert mit Studien zu Klopstock, Tieck, Goethe und George. Berlin/New York: de Gruyter 2007 (=Historia Hermeneutica, Series Studia, Bd. 3).
- Martus, Steffen: Aufklärung. Das deutsche 18. Jahrhundert. Berlin: Rowohlt 2015.
- Matt, Peter von: Papagenos Sehnsucht. In: Mozarts Opernfiguren. Hg. v. Dieter Borchmeyer. Bern/Stuttgart/Wien: Haupt 1992, S. 153–166.

- Mecklenburg, Norbert: Literaturräume. Thesen zur regionalen Dimension deutscher Literaturgeschichte. In: Das Fremde und das Eigene. Prolegomena zu einer interkulturellen Germanistik. Hg. v. Alois Wierlacher. München: Iudicium 1985 (=Publikationen der Gesellschaft für interkulturelle Germanistik, Bd. 1), S. 197–211.
- Mecklenburg, Norbert: Stammesbiologie oder Kulturraumforschung? Kontroverse Ansätze zur Analyse regionaler Dimensionen der deutschen Literatur. In: Kontroversen, alte und neue. Akten des VII. Kongresses der Internationalen Vereinigung für germanische Sprach- und Literaturwissenschaft. Bd. 10. Hg. v. Albrecht Schöne. Tübingen: Niemeyer 1986, S. 3–15.
- Meinhold, Günter: *Zauberflöte* und *Zauberflöten*-Rezeption. Studien zu Emanuel Schikaneders Libretto *Die Zauberflöte* und seiner literarischen Rezeption. Frankfurt a.M.: Lang 2001 (=Hamburger Beiträge zur Germanistik, Bd. 34).
- Meissl, Sebastian: Zur Wiener Neugermanistik der dreißiger Jahre: Stamm, Volk, Rasse, Reich. Über Josef Nadlers literaturwissenschaftliche Position. In: Österreichische Literatur der dreißiger Jahre. Ideologische Verhältnisse, institutionelle Voraussetzungen, Fallstudien. Hg. v. Klaus Amann u. Albert Berger. Wien/Köln/Graz: Böhlau 1985, S. 130–146.
- Meißner, Alfred: Rococo-Bilder. Nach Aufzeichnungen meines Grossvaters. Gumbinnen: Krauseneck 1871.
- Meizoz, Jérôme: Die *posture* und das literarische Feld. Rousseau, Céline, Ajar, Houellebecq. In: Text und Feld. Bourdieu in der literaturwissenschaftlichen Praxis. Hg. v. Markus Joch u. Norbert Christian Wolf. Tübingen: Niemeyer 2005 (=Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, Bd. 108), S. 177–188.
- Melton, James van Horn: Von Versinnlichung zur Verinnerlichung. Bemerkungen zur Dialektik repräsentativer und plebejischer Öffentlichkeit. In: Österreich im Europa der Aufklärung. Kontinuität und Zäsur in Europa zur Zeit Maria Theresias und Josephs II. Internationales Symposium in Wien 20.–23. Oktober 1980. Bd. 2. Hg. v. [...] Richard Georg Plaschka u. Grete Klingenstein. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1985, S. 919–941.
- Meumann, Markus: Logenreden und Übungslogen. Zur Praxis des Sprechens und Schreibens über vorgegebene Themen in der Freimaurerei des 18. Jahrhunderts. In: Aufsatzpraktiken im 18. Jahrhundert. Hg. v. Markus Meumann u. Olaf Simons. Hamburg: Meiner 2017 (=Aufklärung, Bd. 28), S. 239–274.
- Michler, Werner: An den Siegeswagen gefesselt. Wissenschaft und Nation bei Wilhelm Scherer. In: Literatur und Nation. Die Gründung des Deutschen Reiches 1871 in der deutschsprachigen Literatur. Hg. v. Klaus Amann u. Karl Wagner. Wien/Köln/Weimar: Böhlau 1996 (=Literatur in der Geschichte, Geschichte in der Literatur, Bd. 36), S. 233–266.
- Michler, Werner: Aloys Blumauer und Johann Baptist v. Alxinger. Zur Versepiik des josephinischen Jahrzehnts. In: Aloys Blumauer und seine Zeit. Hg. v. Franz M. Eybl,

- Johannes Frimmel u. Wynfrid Kriegleder. Bochum: Winkler 2007 (=Jahrbuch der österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts, Bd. 21), S. 31–49.
- Michler, Werner: *Die Zauberflöte* und das Problem der literarischen Gattungen. Zu Mozart und Goethe. In: Mozarts literarische Spuren. Werk und Leben des Komponisten im literarischen Diskurs vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Ergebnisse des Symposiums im Wrocław/Breslau, 20.–23. November 2006. Wien: Praesens 2008, S. 11–29.
- Michler, Werner: Austrian Literature of the 18<sup>th</sup> Century. In: 18<sup>th</sup> Century Studies in Austria. 1945–2010. Hg. v. Thomas Wallnig, Johannes Frimmel u. Werner Telesko. Bochum: Winkler 2011 (=Das achtzehnte Jahrhundert und Österreich. Internationale Beihefte, Bd. 4), S. 187–206.
- Michler, Werner: Kulturen der Gattung. Poetik im Kontext, 1750–1950. Göttingen: Wallstein 2015.
- Michler, Werner: Michael Denis und die ‚katholische Aufklärung‘. In: ‚Katholische Aufklärung‘? Möglichkeiten, Grenzen und Kritik eines Konzepts der Aufklärungsforschung. Hg. v. Christoph Schmitt-Maaß, Gideon Stiening u. Friedrich Vollhardt. Hamburg: Meiner 2021 (=Aufklärung, Bd. 33), S. 145–171.
- Mikoletzky, Hanns Leo: Österreich. Das große 18. Jahrhundert. Von Leopold I. bis Leopold II. Wien: Austria-Edition 1967.
- Milfull, John: „Bei Männern, welche Liebe fühlen ...“ Die Sexualpolitik der Zauberflöte und der österreichische Charme. In: Antipodische Aufklärungen. Antipodean Enlightenment. Festschrift für Leslie Bodi. Hg. v. Walter Veit. Frankfurt a. M./Bern/New York: Lang 1987, S. 293–298.
- Mitterer, Cornelius: Kommentar. In: Emanuel Schikaneder: Wiener Komödien. Hg. v. C. M. Wien: Lehner 2022 (=Texte und Studien zur österreichischen Literatur- und Theatergeschichte, Bd. 7), S. 307–334.
- Moennighoff, Burkhard: Intertextualität im scherzhaften Epos des 18. Jahrhunderts. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1991 (=Palaestra, Bd. 293).
- Möller, Horst: Vernunft und Kritik. Deutsche Aufklärung im 17. und 18. Jahrhundert. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1986 (=Neue historische Bibliothek).
- Mortier, Roland: Diversité des ‚Lumières‘ européennes. In: Das achtzehnte Jahrhundert als Epoche. Hg. v. Bernhard Fabian u. Wilhelm Schmidt-Biggemann. Nendeln: KTO-Press 1978 (=Studien zum achtzehnten Jahrhundert, Bd. 1), S. 39–51.
- Müller, Beate: Über Zensur. Öffentlichkeit und Macht. Eine Einführung. In: Zensur im modernen deutschen Kulturraum. Hg. v. Beate Müller. Tübingen: Niemeyer 2003 (=Studien und Texte zur Sozialgeschichte der deutschen Literatur, Bd. 94), S. 1–30.
- Müller-Kampel, Beatrix: Hanswurst, Bernardon, Kasperl. Österreichische Gegenwürfe zum norddeutsch-protestantischen Aufklärungsparadigma. In: Komik in der österreichischen Literatur. Hg. v. Wendelin Schmidt-Dengler, Johann Sonnleitner u. Klaus Zeyringer. Berlin: Erich Schmidt 1996 (=Philologische Studien und Quellen, Bd. 142), S. 33–55.

- Müller-Kampel, Beatrix: Hanswurst, Bernardon, Kasperl. Spaßtheater im 18. Jahrhundert. Paderborn/München/Wien/Zürich: Schöningh 2003.
- Nadler, Josef: Literaturgeschichte des deutschen Volkes. Dichtung und Schrifttum der deutschen Stämme und Landschaften. Bd. 2: Geist. (1740–1813). Berlin: Propyläen 1938.
- Nagel, Ivan: Autonomie und Gnade. Über Mozarts Opern. München/Wien: Hanser 1985.
- Nagl, Jakob Willibald, Jakob Zeidler u. Eduard Castle (Hg.): Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn. Bd. 2: Von 1750–1848. Wien: Fromme 1914.
- Neuber, Wolfgang: Poetica confessionis cognitio. Erkenntnisfunktionale Ansätze zu einer induktiven Poetik der Altwiener Volkskomödie. In: Das europäische Volkstheater im europäischen Zusammenhang 1830–1880. Akten des vom Centre de Recherches Germaniques [...] veranstalteten Kolloquiums Dezember 1984. Hg. v. Jean-Marie Valentin. Bern/Frankfurt a. M./New York/Paris: Lang 1988 (=Contacts, Sér., Bd. 1: Theatrica, Bd. 5), S. 13–31.
- Neuber, Wolfgang: Diskursmodell Volkstheater. Zu Stellung und Funktion der Altwiener Volkskomödie in der österreichischen Aufklärung. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 18/2 (1993), S. 29–52.
- Olechowski, Thomas: Zur Zensur am Ende des 18. Jahrhunderts. Dichter als Zensoren. In: Aloys Blumauer und seine Zeit. Hg. v. Franz M. Eybl, Johannes Frimmel u. Wynfrid Kriegleder. Bochum: Winkler 2007 (=Jahrbuch der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des achtzehnten Jahrhunderts, Bd. 21), S. 135–143.
- Otruba, Gustav: Probleme von Wirtschaft und Gesellschaft in ihren Beziehungen zu Kirche und Klerus in Österreich. In: Katholische Aufklärung und Josephinismus. Hg. v. Elisabeth Kovács. Wien: Verlag für Geschichte und Politik 1979, S. 107–139.
- Pándi, Claus: Lainz – Pavillon 5. Hintergründe und Motive eines Kriminalfalles. Wien: Ueberreuter 1989.
- Parr, Rolf: Von der völkischen Literaturgeschichtsschreibung zur kulturwissenschaftlichen Diskursanalyse. Forschungsansätze zum Verhältnis von Literatur und Region. In: Literarische Harzreisen. Bilder und Realität einer Region zwischen Romantik und Moderne. Hg. v. Cord-Friedrich Berghahn/Herbert Blume/Gabriele Henkel/Eberhard Rohse. Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte 2008, S. 13–32.
- Perl, Helmut: Der Fall Mozart. Aussagen über ein missverstandenes Genie. Zürich/Mainz: Atlantis 2006.
- Perl, Helmut: Der Fall Zauberflöte. Mozart und die Illuminaten. Zürich/Mainz: Atlantis 2006.
- Pestalozzi, Karl: Das Libretto der Zauberflöte als Märchen der Aufklärung. Basel: Stiftung BOG 1998 (=Schriftenreihe der Stiftung Basler Orchester-Gesellschaft, Heft 1).
- Pircher, Wolfgang: Aufklärung und Staat. Zur Theoriegeschichte der Ökonomie in Ös-

- terreich. In: *Verdrängter Humanismus – verzögerte Aufklärung. Österreichische Philosophie zur Zeit der Revolution und Restauration (1750–1820)*. Hg. v. Michael Benedikt, Wilhelm Baum u. Reinhold Knoll. Wien: Turia & Kant 1992, S. 400–442.
- Pircher, Wolfgang: *Merkantilismus, Aufklärung und Polizei. Becher, Justi, Sonnenfels*. In: *Mozart. Experiment Aufklärung im Wien des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Essayband zur Mozart-Ausstellung*. Hg. v. Herbert Lachmayer. Ostfildern: Hatje Cantz 2006, S. 155–164.
- Plachta, Bodo: *Damnatur – Toleratur – Admittitur. Studien und Dokumente zur literarischen Zensur im 18. Jahrhundert*. Tübingen: Niemeyer 1994 (=Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, Bd. 43).
- Plachta, Bodo: *Zensur: eine Institution der Aufklärung?* In: *Strukturwandel kultureller Praxis. Beiträge zu einer kulturwissenschaftlichen Sicht des thesesianischen Zeitalters*. Hg. v. Franz M. Eybl. Wien: WUV 2002 (=Jahrbuch der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des achtzehnten Jahrhunderts, Bd. 17), S. 152–166.
- Pörnbacher, Hans: *Barockliteratur in den Prälatenklöstern Altbayerns*. In: *Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte* 47 (1984), H. 1 [Themenheft: Oberdeutsche Literatur im Zeitalter des Barock. Hg. v. Dieter Breuer, Wolfgang Brückner u. Hans Pörnbacher], S. 181–195.
- Priglinger, Wolfgang W.: *Verdrängter Humanismus und verzögerte Aufklärung. Auf der Suche nach der österreichischen Philosophie*. In: *Verdrängter Humanismus – verzögerte Aufklärung. Österreichische Philosophie zur Zeit der Revolution und Restauration (1750–1820)*. Hg. v. Michael Benedikt, Wilhelm Baum u. Reinhold Knoll. Wien: Turia & Kant 1992, S. 31–91.
- Probst, Eugen: *Johann Baptist von Alxinger. Zur Erinnerung an seinen Todestag, 1. Mai 1797*. In: *Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft* 7 (1897), S. 171–202.
- Pütz, Peter: *Die deutsche Aufklärung*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1991 (=Erträge der Forschung, Bd. 81), S. 125–133.
- Rajewsky, Irina O.: *Intermedialität*. Tübingen/Basel: Francke 2002.
- Reiffenstein, Ingo: *Heinrich Brauns *Anleitung zur deutschen Sprachkunst* (1765). ‚Hochdeutsch‘, ‚Oberdeutsch‘ und ‚Mundart‘ im 18. Jahrhundert*. In: *Zagreber Germanistische Beiträge* 2 (1993), S. 163–178.
- Reinalter, Helmut: *Das demokratische Potential in der Freimaurerei der Spätaufklärung*. In: *Die demokratische Bewegung in Mitteleuropa von der Spätaufklärung bis zur Revolution 1948/49. Ein Tagungsbericht*. Hg. v. H.R. Innsbruck: Inn-Verlag 1988 (=Vergleichende Gesellschaftsgeschichte und politische Ideengeschichte der Neuzeit, Bd. 6), S. 74–84.
- Reinalter, Helmut: *Aloys Blumauer und die Wiener Jakobiner*. In: *Aloys Blumauer und seine Zeit*. Hg. v. Franz M. Eybl, Johannes Frimmel u. Wynfrid Krieglleder. Bochum: Winkler 2007 (=Jahrbuch der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des achtzehnten Jahrhunderts, Bd. 21), S. 123–134.

- Rice, John A.: Musik im Kaffee-Zeitalter. In: Mozart. Hg. v. Lachmayer, S. 127–130.
- Rieger, Eva: „Hinab mit den Weibern zur Hölle!“ Warum wurde die ‚Zauberflöte‘ ein Erfolg? In: Venus Weltklang. Musikfrauen – Frauenmusik. Hg. v. Rita von der Gruen. Berlin: Elefanten-Press 1983, S. 165–175.
- Ritter, Alexander (Hg.): Literaturen in der Provinz – provinzielle Literatur? Schriftsteller einer norddeutschen Region. Heide i. Holstein: Boyens 1991.
- Robbins Landon, H.[oward] C.: Mozart. Die Wiener Jahre 1781–1791. München: Droemer Knaur 1990.
- Robbins Landon, H.[oward] C.: Mozart and Vienna, including selections from Johann Pezzl's ‚Sketch of Vienna‘ (1786–90). London: Thames and Hudson 1991.
- Robertson, Ritchie: Heroes in their Underclothes: Aloys Blumauer's Travesty of Virgil's *Aeneid*. In: The Austrian Comic Tradition. Studies in Honour of W. E. Yates. Hg. v. John R. P. McKenzie u. Lesley Sharpe. Edinburgh: Edinburgh University Press 1998 (=Austrian Studies, Bd. IX), S. 24–40.
- Robertson, Ritchie: The Enlightenment. The Pursuit of Happiness, 1680–1790. [London:] Allen Lane 2020.
- Rommel, Otto: Der Wiener Musenalmanach. Eine literarhistorische Untersuchung. Leipzig/Wien: Fromme 1906 (=Euphoriön. Zeitschrift für Literaturgeschichte, Bd. 13, Ergänzungsheft 6).
- Rommel, Otto: Zur Einführung. In: Ein Jahrhundert Alt-Wiener Parodie. Hg. v. O. R. Wien/Leipzig: Österreichischer Bundesverlag 1930, S. 7–19.
- Rommel, Otto: Die Alt-Wiener Volkskomödie. Ihre Geschichte vom barocken Welt-Theater bis zum Tode Nestroys. Wien: Schroll & Co 1952.
- Rose, Mark: The Author as Proprietor: *Donaldson v. Becket* and the Genealogy of Modern Authorship. In: Representations 23 (1988), S. 51–85.
- Rosenstrauch, Hazel: Buchhandelsmanufaktur und Aufklärung. Die Reformen des Buchhändlers und Verlegers Ph. E. Reich (1717–1787). Sozialgeschichtliche Studie zur Entwicklung des literarischen Marktes. In: Archiv für Geschichte des Buchwesens 26 (1985), S. 1–129.
- Rosenstrauch, Hazel: Buchhandel, Staatsreform und neue Öffentlichkeit. Einige Bemerkungen zu der Frage, ob der Nachdruck der Literatur, dem Staat und dem allgemeinen Besten schade oder nütze. In: Das achtzehnte Jahrhundert und Österreich. Jahrbuch der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des achtzehnten Jahrhunderts 3 (1986), S. 49–64.
- Rosenstrauch-Königsberg, Edith: Freimaurerei im josephinischen Wien. Aloys Blumauers Weg vom Jesuiten zum Jakobiner. Wien: Braumüller 1975 (=Wiener Arbeiten zur deutschen Literatur, Bd. 6).
- Rosenstrauch-Königsberg, Edith: Ausstrahlungen des Journals für Freimaurer. In: Beförderer der Aufklärung in Mittel- und Osteuropa. Freimaurer, Gesellschaften, Clubs. Hg. v. Éva H. Balázs, Ludwig Hammermayer, Hans Wagner u. Jerzy Wojtowicz. Berlin: Camen 1979, S. 103–117.

- Rosenstrauch-Königsberg, Edith: Eine freimaurerische Akademie der Wissenschaften in Wien. In: *Revolution und Demokratie in Geschichte und Literatur. Zum 60. Geburtstag von Walter Grab*. Hg. v. Julius H. Schöps u. Imanuel Geiss unter Mitwirkung v. Ludger Heid. Duisburg: Braun 1979 (=Duisburger Hochschulbeiträge, Bd. 12), S. 151–169.
- Rosenstrauch-Königsberg, Edith: Erste Schritte auf dem Weg zum österreichischen Nationalbewußtsein. In: *Österreich im Europa der Aufklärung. Kontinuität und Zäsur in Europa zur Zeit Maria Theresias und Josephs 11*. Internationales Symposium in Wien, 20.–23. Oktober 1980. Bd. 1.2. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1985, S. 895–918.
- Rosenstrauch-Königsberg, Edith: Freimaurer, Illuminat, Weltbürger. Friedrich Münters Reisen und Briefe in ihren europäischen Bezügen. Essen: Hobbing 1987 (=Studien zur Geschichte der Kulturbeziehungen in Mittel- und Osteuropa, Bd. VII/2; Brief und Briefwechsel im 18. und 19. Jahrhundert als Quellen der Kulturbeziehungsfor- schung, Bd. 2).
- Rosenstrauch-Königsberg, Edith: [Kommentar der Herausgeberin.] In: *Literatur der Aufklärung. 1765–1800*. Hg. v. E. R.-K. Wien/Köln/Graz: Böhlau 1988 (=Österrei- chische Bibliothek, Bd. 8), S. 297–355.
- Rosenstrauch-Königsberg, Edith: Die Philosophie der österreichischen Illuminaten, ab- gelesen an Pezzls *Faustin*. In: *Verdrängter Humanismus – verzögerte Aufklärung. Ös- terreichische Philosophie zur Zeit der Revolution und Restauration (1750–1820)*. Hg. v. Michael Benedikt, Wilhelm Baum u. Reinhold Knoll. Wien: Turia & Kant 1992, S. 747–763.
- Saine, Thomas P.: ‚Was ist Aufklärung?‘ Kulturgeschichtliche Überlegungen zu neuer Beschäftigung mit der deutschen Aufklärung. In: *Aufklärung, Absolutismus und Bürgertum in Deutschland. Zwölf Aufsätze*. Hg. v. Franklin Kopitzsch. München: Nymphenburger 1976 (=Nymphenburger Texte zur Wissenschaft, Bd. 24), S. 319– 344.
- Saint-Jacques, Denis u. Alain Viala: A propos du champ littéraire. Histoire, géographie, histoire littéraire. In: *Annales HSS 2* (1994), S. 395–406.
- Sashegyi, Oskar: Zensur und Geistesfreiheit unter Joseph II. Beitrag zur Kulturge- schichte der Habsburgischen Länder. Budapest: Akad. Kiádo 1958 (=Studia Historica Academiae Scientiarum Hungaricae, Bd. 16).
- Schalk, F.[ritz]: Aufklärung. In: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Unter Mitwir- kung von mehr als 700 Fachgelehrten [...] Hg. v. Joachim Ritter. Bd. 1: A-C. Basel: Schwabe 1971, Sp. 620–633.
- Schaller, Philipp: Die Vernunftreligion unterliegt der Königin der Nacht. Die frühe ös- terreichische Kant-Rezeption und das Scheitern einer katholischen Aufklärung. In: ‚Katholische Aufklärung? Möglichkeiten, Grenzen und Kritik eines Konzepts der Aufklärungsforschung. Hg. v. Christoph-Schmitt-Maaß, Gideon Stiening u. Fried- rich Vollhardt. Hamburg: Meiner 2021 (=Aufklärung, Bd. 33), S. 17–47.

- Schindler, Norbert: Freimaurerkultur im 18. Jahrhundert. Zur sozialen Funktion des Geheimnisses in der entstehenden bürgerlichen Gesellschaft. In: *Klassen und Kultur. Sozialanthropologische Perspektiven in der Geschichtsschreibung*. Hg. v. Robert Berdahl, Alf Lüdtke u. Hans Medick. Frankfurt a.M.: Syndikat 1982, S. 205–262.
- Schings, Hans-Jürgen: *Die Brüder des Marquis Posa. Schiller und der Geheimbund der Illuminaten*. Tübingen: Niemeyer 1996.
- Schmid-Bortenschlager, Sigrid: Voltaires ‚Candide ou l’optimisme‘ und Johann Pezzls ‚Faustin oder das philosophische Jahrhundert‘: Parallelen und Differenzen. In: *Sprachkunst* 27 (1996), H. 2, S. 203–215.
- Schmidt, Siegfried J.: *Die Selbstorganisation des Sozialsystems Literatur im 18. Jahrhundert*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1989.
- Schmidt-Biggemann, Wilhelm u. Ralph Häfner: Richtungen und Tendenzen in der deutschen Aufklärungsforschung. In: *Das achtzehnte Jahrhundert* 19 (1995), H. 2, S. 163–171.
- Schmidt-Dengler, Wendelin u. Klaus Zeyringer: Die einen raus – die andern rein. Zur Problematik des Kanons in der österreichischen Literatur. In: *Die einen raus – die andern rein. Kanon und Literatur: Vorüberlegungen zu einer Literaturgeschichte Österreichs*. Hg. v. Wendelin Schmidt-Dengler, Hans Sonnleitner u. Klaus Zeyringer. Berlin: E. Schmidt 1994, S. 9–18.
- Schmitt-Maaß, Christoph: *Miß Sara Sampson* auf der ländlichen Schmierbühne. Lesing, die Wiener Aufklärung und die österreichische Theaterpraxis. In: ‚Katholische Aufklärung‘? Möglichkeiten, Grenzen und Kritik eines Konzepts der Aufklärungsforschung. Hg. v. Christoph-Schmitt-Maaß, Gideon Stiening u. Friedrich Vollhardt. Hamburg: Meiner 2021 (=Aufklärung, Bd. 33), S. 49–80.
- Schmitt-Maaß, Christoph, Gideon Stiening u. Friedrich Vollhardt: Einleitung: ‚Katholische Aufklärung‘? – Möglichkeiten, Grenzen und Kritik eines Konzeptes der Aufklärungsforschung. In: ‚Katholische Aufklärung‘? Möglichkeiten, Grenzen und Kritik eines Konzepts der Aufklärungsforschung. Hg. v. Christoph-Schmitt-Maaß, Gideon Stiening u. Friedrich Vollhardt. Hamburg: Meiner 2021 (=Aufklärung, Bd. 33), S. 9–16.
- Schneider, Ute: *Friedrich Nicolais Allgemeine deutsche Bibliothek als Integrationsmedium der Gelehrtenrepublik*. Wiesbaden: Harrassowitz 1995.
- Scholder, Klaus: Grundzüge der theologischen Aufklärung in Deutschland. In: *Aufklärung, Absolutismus und Bürgertum in Deutschland. Zwölf Aufsätze*. Hg. v. Franklin Kopitzsch. München: Nymphenburger 1976 (=Nymphenburger Texte zur Wissenschaft, Bd. 24), S. 294–318.
- Schuler, Heinz: Die St. Johannis-Freimaurerloge ‚Zur Wahren Eintracht‘. Die Mitglieder der Wiener Elite-Loge 1781–1785. In: *Genealogisches Jahrbuch* 31 (1991), S. 5–41.
- Schulte-Sasse, Jochen: Das Konzept bürgerlich-literarischer Öffentlichkeit und die historischen Gründe seines Zerfalls. In: *Aufklärung und literarische Öffentlichkeit*. Hg.

- v. Christa Bürger, Peter Bürger u. Jochen Schulte-Sasse. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1980, S. 83–115.
- Schulte-Sasse, Jochen: Einleitung: Kritisch-rationale und literarische Öffentlichkeit. In: *Aufklärung und literarische Öffentlichkeit*. Hg. v. Christa Bürger u.a. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1980 (=Hefte für Kritische Literaturwissenschaft, Bd. 2), S. 12–35.
- Schwingenschlögl, Michael: „Oh nimm mir ia Verstand und Glauben nicht“. Probleme der ‚katholischen Aufklärung‘ in Aloys Blumauers und Franz Xaver Hubers lyrischen *Glaubensbekenntnissen*. In: ‚Katholische Aufklärung?‘ Möglichkeiten, Grenzen und Kritik eines Konzepts der Aufklärungsforschung. Hg. v. Christoph-Schmitt-Maaß, Gideon Stiening u. Friedrich Vollhardt. Hamburg: Meiner 2021 (=Aufklärung, Bd. 33), S. 173–222.
- Seidel, Wilhelm: *Die Zauberflöte*. In: *Mozarts Opern. Das Handbuch*. Hg. v. Dieter Borchmeyer u. Gernot Gruber. Laaber: Laaber 2007, S. 432–488.
- Seidler, Herbert: Die österreichische Literatur als Problem der Forschung. In: *Österreich in Geschichte und Literatur 14* (1970), S. 354–368.
- Siegert, Reinhart: Über Österreichs Aufklärung und Literatur. Zur „litterarischen Kleinheit“ Österreichs und des „Reichsbuchhandels“ zur Zeit Blumauers. In: Aloys Blumauer und seine Zeit. Hg. v. Franz M. Eybl, Johannes Frimmel u. Wynfrid Kriegleder. Bochum: Winkler 2007 (=Jahrbuch der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des achtzehnten Jahrhunderts, Bd. 21), S. 153–184.
- Siegrist, Christoph: Antitheodizee und Zeitkritik. Zur Situierung von Pezzls Roman „Faustin“. In: *Die österreichische Literatur. Ihr Profil an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert (1750–1830)*. Hg. v. Herbert Zeman. 2. Tle. Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt 1979, S. 829–851.
- Siegrist, Christoph: Phasen der Aufklärung von der Didaktik bis zur Gefühlskultur. In: *Geschichte der deutschen Literatur vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Bd. I/1. Hg. v. Viktor Žmegač. Königstein/Ts.: Athenäum 1979, S. 58–174.
- Sommer, Louise: Die österreichischen Kameralisten. In *dogmengeschichtlicher Darstellung*. Wien: Konegen 1920, Tl. 1.
- Sonnleitner, Johann: Hanswurst, Bernardon, Kasperl und Staberl. In: *Joseph Anton Stranitzky · Joseph Felix Kurz · Philipp Hafner · Joachim Perinet · Adolf Bäuerle: Hanswurstiaden*. Hg. u. mit einem Nachwort von J. S. Salzburg/Wien: Residenz 1996, S. 333–389.
- Sonnleitner, Johann: Kein Sturm und Drang in Wien. Anmerkungen zu einer kulturellen Differenz. In: *Zagreber germanistische Beiträge 15* (2006), S. 1–13.
- Sorkin, David: *The Religious Enlightenment. Protestants, Jews, and Catholics from London to Vienna*. Princeton: Princeton University Press 2008.
- Speller, Jules: *Mozarts Zauberflöte. Eine kritische Auseinandersetzung um ihre Deutung*. Oldenburg: Igel 1998.
- Starobinski, Jean: *Die Embleme der Vernunft*. Hg. u. mit einem Vorwort versehen v.

- Friedrich A. Kittler. Mit einem Nachwort von Hans Robert Jaufß. München: Fink 1988.
- Stauder, Thomas: Die literarische Travestie. Terminologische Systematik und paradigmatische Analyse (Deutschland, England, Frankreich, Italien), Frankfurt a. M. u. a.: Lang 1993 (=Europäische Hochschulschriften, R. 18, Bd. 72), S. 275–277.
- Stauder, Thomas: Abgrenzungsprobleme der literarischen Travestie. (Gezeigt an Nachahmern der Aeneis-Travestie Aloys Blumauers von 1782–88). In: *Wirkendes Wort* 45 (1995), S. 9–27.
- Stieg, Gerald: Versuch einer Philosophie des Hanswurst. In: *Austriaca. Cahiers Universitaires d'Information sur l'Autriche* 5 (février 1979), S. 79–108.
- Stiening, Gideon: „Katholische Idioten“. Johann Pezzls *Faustin*-Roman als Beispiel einer Selbstaufklärung der Aufklärung im katholischen Raum. In: *Katholische Aufklärung? Möglichkeiten, Grenzen und Kritik eines Konzepts der Aufklärungsforschung*. Hg. v. Christoph Schmitt-Maaß, Gideon Stiening u. Friedrich Vollhardt. Hamburg: Meiner 2021 (=Aufklärung, Bd. 33), S. 223–248.
- Stollberg-Rilinger, Barbara: Europa im Jahrhundert der Aufklärung. Stuttgart: Reclam 2000.
- Strasser, Kurt: Die Wiener Presse in der josephinischen Zeit. Wien: Verl. Notring d. Wiss. Verbände Österreichs 1962.
- Strommer, Roswitha: Wiener literarische Salons zur Zeit Joseph Haydns. In: *Joseph Haydn und die Literatur seiner Zeit*. Hg. v. Herbert Zeman. Eisenstadt: Institut für Österreichische Kulturgeschichte 1976 (=Jahrbuch für österreichische Kulturgeschichte, Bd. VI), S. 97–121.
- Stuke, Horst: Aufklärung. In: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*. Hg. v. Otto Brunner, Werner Conze u. Reinhart Koselleck. Bd. 1: A–D. Stuttgart: Klett-Cotta 1972, S. 243–342.
- Sturmberger, Hans: Studien zur Aufklärung des 18. Jahrhunderts im Stift Kremsmünster. In: *Mitteilungen des Österreichischen Instituts für Geschichtsforschung* 53 (1939), S. 423–480.
- Tancer, Jozef: Im Schatten Wiens. Zur deutschsprachigen Presse und Literatur im Pressburg des 18. Jahrhunderts. Bremen: Ed. Lumière 2008.
- Tantner, Anton: Die Hausnummern zur Zeit Mozarts. In: *Mozart. Experiment Aufklärung im Wien des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Essayband zur Mozart-Ausstellung*. Hg. v. Herbert Lachmayer. Ostfildern: Hatje Cantz 2006, S. 141–145.
- Tantner, Anton: Die Hausnummer. Eine Geschichte von Ordnung und Unordnung. Marburg: Jonas 2007.
- Tantner, Anton: Ordnung der Häuser, Beschreibung der Seelen. Hausnummerierung und Seelenkonskription in der Habsburgermonarchie. Innsbruck/Wien/Bozen: Studienverlag 2007 (=Wiener Schriften zur Geschichte der Neuzeit, Bd. 4).
- Tantner, Anton u. Jana Herwig: Zu den historischen Wurzeln der Kontrollgesellschaft. Wien: Picus 2014 (=Wiener Vorlesungen im Rathaus, Bd. 177).

- Tantner, Anton: Die Hausnummern von Wien. Der Ordnung getreue Zahlen. Weitra: Bibliothek der Provinz, 2016 (=Enzyklopädie des Wiener Wissens, Bd. XXIV).
- Tantner, Anton (Hg.): Franz Hebenstreit von Streitenfeld: Eipeldauerlied – Mensch unter Menschen – An die Franzosen. Eine Neuausgabe (lat./dt.). In: Wiener digitale Revue. Zeitschrift für Germanistik und Gegenwart 3 (2022): <https://journals.uni-wie.ac.at/index.php/wdr/article/view/6094/7196> (zuletzt eingesehen am 27.4.2022), S. 1–34.
- Ungern-Sternberg, Wolfgang von: Schriftsteller und literarischer Markt. In: Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur. Bd. 3: Deutsche Aufklärung bis zur Französischen Revolution 1680–1789. Hg. v. Rolf Grimminger. München: dtv 1984, S. 133–185.
- Urbach, Reinhard: Die Wiener Komödie und ihr Publikum. Stranitzky und die Folgen. Wien/München: Jugend und Volk 1973.
- Valjavec, Fritz: Der Josephinismus. Zur geistigen Entwicklung Österreichs im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert. Wien: Verlag für Geschichte 1945.
- Verweyen, Theodor u. Gunther Witting: Die Parodie in der neueren deutschen Literatur. Eine systematische Einführung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1979.
- Viala, Alain: Naissance de l'écrivain. Sociologie de la littérature à l'âge classique. Paris: Minuit 1985.
- Viala, Alain: Geburt des Schriftstellers. In: Sprache im technischen Zeitalter 25 (1987), H. 104, S. 320–338.
- Vierhaus, Rudolf: Aufklärung und Freimaurerei in Deutschland. In: R. V.: Deutschland im 18. Jahrhundert. Politische Verfassung, soziales Gefüge, geistige Bewegungen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1987.
- Vierhaus, Rudolf: Der aufgeklärte Schriftsteller. Zur sozialen Charakteristik einer selbsternannten Elite. In: Über den Prozeß der Aufklärung in Deutschland im 18. Jahrhundert. Personen, Institutionen und Medien. Hg. v. Hans Erich Bödeker und Ulrich Herrmann. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1987 (=Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, Bd. 85), S. 53–65.
- Vierhaus, Rudolf: Einleitung: Aufklärung als Prozeß – der Prozeß der Aufklärung. In: Aufklärung als Prozeß. Hg. v. R. V. Hamburg: Meiner 1988 (=Aufklärung, Bd. 2/2), S. 3–7.
- Vierhaus, Rudolf: Die Erforschung des 18. Jahrhunderts. Aktivitäten – Desiderate – Defizite. In: Das achtzehnte Jahrhundert 19/2 (1995), S. 158–162.
- Vocelka, Karl: Österreichische Geschichte 1699–1815. Glanz und Untergang der höfischen Welt. Repräsentation, Reform und Reaktion im habsburgischen Vielvölkerstaat. Wien: Ueberreuter 2001.
- Vorderegger, Roger: Regionale Literaturgeschichtsschreibung. Ein Problemaufriss, eine Perspektive. In: Jahrbuch Franz-Michael-Felder-Archiv der Vorarlberger Landesbibliothek, Bd. 11 (2010), S. 7–19.
- Wagenhofer, Peter: Die Stilmittel in Aloys Blumauers Travestie der Aeneis. Univ. Wien: masch. phil. Diss 1968.

- Wagner, Hans: Der Höhepunkt des französischen Kultureinflusses in Österreich. In: Österreich in Geschichte und Literatur 5 (1961), S. 507–517.
- Wagner, Hans: Die politische und kulturelle Bedeutung der Freimaurer im 18. Jahrhundert. In: Beförderer der Aufklärung in Mittel- und Osteuropa. Freimaurer, Gesellschaften, Clubs. Hg. v. Éva H. Balázs, Ludwig Hammermayer, Hans Wagner u. Jerzy Wojtowicz. Berlin: Camen 1979, S. 69–86.
- Wagner-Egelhaaf, Martina (Hg.): Region – Literatur – Kultur. Regionalliteraturforschung heute. Bielefeld: Aisthesis 2001 (=Veröffentlichungen der Literaturkommission für Westfalen, Bd. 2).
- Wallnig, Thomas: Gasthaus und Gelehrsamkeit. Studien zu Herkunft und Bildungsweg von Bernhard Pez OSB vor 1709, München/Wien: Oldenbourg 2007 (=Veröffentlichungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, Bd. 48).
- Wallnig, Thomas: Bernhard Pez OSB im Briefkontakt mit protestantischen Gelehrten. In: Kulturen des Wissens im 18. Jahrhundert. Hg. v. Ulrich J. Schneider. Berlin/New York: De Gruyter 2008, S. 133–140.
- Walter, Éric: Les auteurs et le champ littéraire. In: Histoire de l'édition française. Hg. v. Roger Chartier u. Henri-Jean Martin. Bd. 2: Le livre triomphant. 1660–1830. Paris: Fayard/Cercle de la librairie 1990, S. 499–518.
- Wangermann, Ernst: Von Joseph II. zu den Jakobinerprozessen. Wien: Europa-Verlag 1966.
- Wangermann, Ernst: The Austrian Achievement 1700–1800. London: Thames and Hudson 1973.
- Wangermann, Ernst: Aufklärung und staatsbürgerliche Erziehung. Gottfried van Swieten als Reformator des österreichischen Unterrichtswesens 1781–1791. Wien: Verlag für Geschichte und Politik 1978.
- Wangermann, Ernst: Josephinismus und katholischer Glaube. In: Katholische Aufklärung und Josephinismus. Hg. v. Elisabeth Kovács. Wien: Verlag für Geschichte und Politik 1979, S. 332–341.
- Wangermann, Ernst: Publizistik als Parlamentsersatz bei den Staatstheoretikern der Josephinischen Ära. In: Verdrängter Humanismus – verzögerte Aufklärung. Österreichische Philosophie zur Zeit der Revolution und Restauration (1750–1820). Hg. v. Michael Benedikt, Wilhelm Baum u. Reinhold Knoll. Wien: Turia & Kant 1992, S. 709–718.
- Wangermann, Ernst: Die Waffen der Publizität. Zum Funktionswandel der politischen Literatur unter Joseph II. Wien/München: Verlag für Geschichte und Politik/Oldenbourg 2004 (=Schriftenreihe des Instituts für Österreichkunde), S. 96–103.
- Wangermann, Ernst: Joseph von Sonnenfels und die Vaterlandsliebe der Aufklärung. In: E. W.: Aufklärung und Josephinismus. Studien zu Ursprung und Nachwirkungen der Reformen Josephs II. Mit einleitenden Beiträgen von Robert Hoffmann, Alan Scott und Franz A. J. Szabo. Bochum: Winkler 2016 (=Das Achtzehnte Jahrhundert und Österreich. Internationale Beihefte, Bd. 7), S. 129–141.

- Weber, Max: Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus. In: M. W.: Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I. Tübingen: Mohr <sup>9</sup>1988.
- Wehler, Hans-Ulrich: Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Bd. 1: Vom Feudalismus des Alten Reiches bis zur defensiven Modernisierung der Reformära 1700–1820. München: Beck <sup>2</sup>1989.
- Weigl, Engelhard: Schauplätze der deutschen Aufklärung. Ein Städterundgang. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1997, S. 210–229.
- Wessels, Hans-Friedrich: Grundstrukturen, Phasen und Probleme der Aufklärung in Deutschland. In: Aufklärung. Ein literaturwissenschaftliches Studienbuch. Hg. v. H.-F. W. Königstein/Ts.: Athenäum 1984, S. 11–31.
- Wernigg, Ferdinand: Bibliographie österreichischer Drucke während der „erweiterten Preßfreiheit“ (1781–1795). 2 Bde. Wien/München: Jugend und Volk 1973–1979 (=Veröffentlichungen aus der Wiener Stadtbibliothek, Bd. 4 u. 6; Wiener Schriften, Bd. 35 u. 41).
- Wiesinger, Peter: Zur Entwicklung der deutschen Schriftsprache in Österreich unter dem Einfluß Gottscheds in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts. In: Entwicklungstendenzen der deutschen Sprache seit dem 18. Jahrhundert. Hg. v. Dieter Nerius. Berlin: VEB Kongreß- und Werbedruck Oberlangwitz 1983 (=Linguistische Studien. Reihe A, Arbeitsberichte, Bd. 111), S. 227–248.
- Wiesinger, Peter: Die Einführung der allgemeinen deutschen Schriftsprache in Österreich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In: Im Zeichen der ungeteilten Philologie. Festschrift für Professor Dr. sc. Mollay zum 80. Geburtstag. Hg. v. Péter Bassola, Regina Hessky u. László Tarnói. Budapest: ELTE Germanistisches Institut 1993 (=Budapester Beiträge zur Germanistik, Bd. 24), S. 393–410.
- Wiesinger, Peter: Die Reform der deutschen Schriftsprache unter Maria Theresia. Ziele – Durchführung – Wirkung. In: Strukturwandel kultureller Praxis. Beiträge zu einer kulturwissenschaftlichen Sicht des thesesianischen Zeitalters. Hg. v. Franz M. Eybl. Wien: WUV 2002 (=Jahrbuch der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des achtzehnten Jahrhunderts, Bd. 17), S. 131–140.
- Wild, Reiner: Stadtkultur, Bildungswesen und Aufklärungsgesellschaften. In: Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur. Bd. 3: Deutsche Aufklärung bis zur Französischen Revolution 1680–1789. Hg. v. Rolf Grimminger. München: Deutscher Taschenbuch Verlag <sup>2</sup>1984, S. 103–132.
- Winter, Michael: Georg Philipp Wucherer (1734–1805). Großhändler und Verleger. In: Archiv für Geschichte des Buchwesens 37 (1992), S. 1–98.
- Wittmann, Reinhard: Der gerechtfertigte Nachdrucker? Nachdruck und literarisches Leben im achtzehnten Jahrhundert. In: Buch und Buchhandel in Europa im achtzehnten Jahrhundert. Fünftes Wolfenbütteler Symposium vom 1. bis 3. November 1977. Vorträge hg. v. Giles Barber u. Bernhard Fabian. Hamburg 1981 (=Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens, Bd. 4), S. 293–320.

- Wittmann, Reinhard: Geschichte des deutschen Buchhandels. Ein Überblick. München: Beck 1991.
- Wögerbauer, Michael: Die Ausdifferenzierung des Sozialsystems Literatur in Prag von 1760 bis 1820. Univ. Wien: masch. phil. Diss. 2006.
- Wolf, Norbert Christian: Aloys Blumauers ‚Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Litteratur‘. Ansätze zur Literatursoziologie eines regionalen Ausgleichsprozesses. Univ. Wien: masch. Diplomarbeit 1994.
- Wolf, Norbert Christian: Am Beispiel Melk: Veränderungen der Autorfunktion in der oberdeutschen Literatur des 18. Jahrhunderts. In: Das achtzehnte Jahrhundert und Österreich 10 (1995), S. 142–151.
- Wolf, Norbert Christian: Konfessionalität, Nationalität und aufgeklärter Patriotismus. Zur Differenzierung kultureller Identitäten in der Kontroverse Blumauer – Nicolai. In: Konflikte – Skandale – Dicherfehen in der österreichischen Literatur. Hg. v. Wendelin Schmidt-Dengler, Johann Sonnleitner u. Klaus Zeyringer. Berlin: E. Schmidt 1995, S. 36–67.
- Wolf, Norbert Christian: Blumauer gegen Nicolai, Wien gegen Berlin: Die polemischen Strategien in der Kontroverse um Nicolais *Reisebeschreibung* als Funktion unterschiedlicher Öffentlichkeitstypen. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 21 (1996), H. 2, S. 27–65.
- Wolf, Norbert Christian: „Der schmutzige Witz des Herrn Blumauer“. Schiller und die Marginalisierung populärer Komik aus dem josephinischen Wien. In: Komik in der österreichischen Literatur. Hg. v. Wendelin Schmidt-Dengler, Johann Sonnleitner und Klaus Zeyringer. Berlin 1996 (=Philologische Studien und Quellen, Bd. 142), S. 56–87.
- Wolf, Norbert Christian: Der Raum der Literatur im Feld der Macht. Strukturwandel im thesesianischen und josephinischen Zeitalter. In: Strukturwandel kultureller Praxis. Beiträge zu einer kulturwissenschaftlichen Sicht des thesesianischen Zeitalters. Hg. v. Franz M. Eybl. Wien: WUV 2002 (=Jahrbuch der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des achtzehnten Jahrhunderts, Bd. 17), S. 45–70.
- Wolf, Norbert Christian: Polemische Konstellationen: Berliner Aufklärung, Leipziger Aufklärung und der Beginn der Aufklärung in Wien (1760–1770). In: Berliner Aufklärung. Kulturwissenschaftliche Studien. Bd. 2. Hg. v. Ursula Goldenbaum u. Alexander Košenina. Hannover: Wehrhahn 2003, S. 34–64.
- Woodmansee, Martha: The Genius and the Copyright: Economic and Legal Conditions of the Emergence of the ‚Author‘. In: Eighteenth-Century Studies 17 (1984), H. 4, S. 425–448.
- Wurzbach, Constant von: Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, enthaltend die Lebensskizzen der denkwürdigen Personen, welche seit 1750 in den österreichischen Kronländern geboren wurden oder darin gelebt und gewirkt haben. 60 Bde. Wien: Universitäts-Buchdruckerei von L. C. Zamarski 1856, Bd. 1.
- Zech, Christina: „Ein Mann muß eure Herzen leiten“. Zum Frauenbild in Mozarts ‚Zau-

- berflöte“ auf musikalischer und literarischer Ebene. In: *Archiv für Musikwissenschaft* 52 (1995), H. 4, S. 279–315.
- Zelle, Carsten: ‚Fragmentation des Lumières‘. Zum Siebten Internationalen Aufklärungskongress in Budapest vom 26. Juli bis 2. August 1987. In: *Das achtzehnte Jahrhundert* 11 (1987), H. 2, S. 74–78.
- Zelle, Carsten: Aufklärung. In: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte. 3 Bde. Hg. v. Harald Fricke, Jan-Dirk Müller, Klaus Weimar u.a. Berlin/New York: de Gruyter 1997–2003, Bd. 1, S. 160–165.
- Zeman, Herbert (Hg.): *Die österreichische Literatur. Ihr Profil an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert (1750–1830)*. 2. Tle. Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt 1979 (=Die österreichische Literatur. Eine Dokumentation ihrer literarhistorischen Entwicklung).
- Zeman, Herbert: Der Drucker-Verleger Joseph Ritter von Kurzböck und seine Bedeutung für die österreichische Literatur des 18. Jahrhunderts. In: *Die österreichische Literatur. Ihr Profil an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert (1750–1830)*. Hg. v. H. Z. Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt 1979, S. 143–178.
- Zeman, Herbert: *Aber ich hörte viel von Pamina, viel von Tamino*. Wer kennt den Text der *Zauberflöte*? In: *Das deutsche Singspiel im 18. Jahrhundert. Colloquium der Arbeitsstelle 18. Jahrhundert, Gesamthochschule Wuppertal, Universität Münster*. [Hg. v. Rainer Gruenter.] Heidelberg: Winter 1981, S. 139–170.
- Zeman, Herbert: Die österreichische Literatur im Zeitalter Maria Theresias und Josephs II. – ein literaturhistorischer Versuch. In: *Die österreichische Literatur. Ihr Profil von den Anfängen im Mittelalter bis ins 18. Jahrhundert (1050–1750)*. 2 Tle. Hg. v. H. Z. Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt 1986 (=Die österreichische Literatur. Eine Dokumentation ihrer literarhistorischen Entwicklung), S. 1359–1394.
- Zeman, Herbert (Hg.): *Literaturgeschichte Österreichs von den Anfängen im Mittelalter bis zur Gegenwart*. Freiburg i.Br./Berlin/Wien: Rombach 2014.
- Zeyringer Klaus: „Geistvolle Satire“ und/oder „grobschlächtiges Konglomerat tendenziöser Anekdoten“? Zu Voltaires *Candide* und Johann Pezzls *Faustin*. In: *Arcadia* 25 (1990), H. 2, S. 144–159.
- Zeyringer, Klaus u. Helmut Gollner: *Eine Literaturgeschichte: Österreich seit 1650*. Innsbruck/Wien/Bozen: Studienverlag 2012.



# Personen- und Werkregister

- Adelung, Johann Christoph 15f., 363f., 367  
- *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart* 15f., 363f., 367
- Adorno, Theodor W. 335
- Agethen, Manfred 130, 137
- Alkinger, Johann Baptist 112f., 119, 133, 165, 167f., 186, 194, 196, 206, 285, 289, 329  
- *Sämtliche poetische Schriften* 113
- Antoninus Pius 322
- Arco, Felix Graf 360
- Ariosto, Ludovico 94
- Arnstein, Fanny von 201, 204
- Assinger, Thomas 190f.
- Assmann, Jan 337–342, 349f., 352, 365, 394, 396, 399, 402, 404
- Augustus [Imperator Caesar Divi filius Augustus] 287
- Ayrenhoff, Cornelius Hermann von 206
- Bach, Johann Sebastian 196
- Bachleitner, Norbert 41, 72f., 88, 92f., 95, 97, 104, 107, 110f., 177, 179, 222, 236, 246–251, 285
- Bachmann, Ingeborg 332
- Bachtin, Michail Michailowitsch 344f.
- Bahrdt, Carl Friedrich 117, 377  
- *Ueber Pressfreyheit und deren Gränzen. Zur Beherzigung für Regenten, Censoren und Schriftsteller* 377
- Bauer, Roger 53f., 199
- Bauer, Werner M. 55f., 75, 91, 95, 98, 105, 115, 221, 290, 300, 304f., 309, 314
- Bauernfeld, Eduard 297, 302  
- *Die schöne Literatur in Oesterreich, Historische Skizze* 297, 302
- Bayle, Pierre 53, 98
- Beckmann, Johann 219
- Behrisch, Heinrich Wolfgang 183  
- *Die Wiener Autoren. Ein Beytrag zum gelehrten Deutschland* 183
- Benjamin, Walter 88
- Bertuch, Friedrich 283
- Biermann, Armin 87, 105, 116
- Blumauer, Aloys 9, 41, 56, 75, 109–112, 119, 125f., 128–131, 133–141, 145f., 165–168, 171, 173–175, 177–179, 182–188, 196, 206–209, 218f., 221f., 231–241, 246–248, 251–256, 259–268, 278–285, 288–299, 323f., 329f., 332, 345f., 402  
- *Beobachtungen über Österreichs Aufklärung und Litteratur* 9, 41, 109, 125f., 128–130, 136f., 146f. 166, 171, 175, 177–183, 187, 208, 251, 263  
- *Die Autorpolitik* 9, 264f.  
- *Die Buchdruckerkunst* 239, 264  
- *Die Wiener Büchschreiber nach dem Leben geschildert von einem Wiener* [Zuschreibung umstritten] 264  
- *Erwine von Steinheim* 279  
- *Glaubensbekenntniß eines nach Wahrheit Ringenden* 145  
- *Lob- und Ebrengedicht auf die sämtlichen neuen schreibeselligen Wiener Autoren* 183, 207, 264  
- *Ode an den Leibstubl* 330  
- *Rede über den Charakter des Maurers* 138  
- *Vergil's Aeneis travestirt* 9, 56, 75, 233f., 268, 278–298, 323f., 386  
- *Vorerinnerung über die Veranlassung, den Zweck, und die eigentliche Bestimmung dieses Journals* 137
- Bödeker, Hans Erich 39, 160
- Bodi, Leslie 24, 29, 40, 51, 58, 62, 65, 74, 77, 97, 179, 183, 193, 200, 284, 300, 302, 308
- Bohnen, Klaus 22
- Boor, Helmut de 22
- Borchmeyer, Dieter 341, 348–350, 353, 357, 359–362, 365, 368, 370–373, 378–380, 383, 387, 392, 399f.
- Born, Ignaz von 73, 130f., 133f., 136f., 140, 149, 168, 175, 198, 200, 231, 365f., 371, 382  
- *Ueber die Mysterien der Ägyptier* 365, 371
- Bourdieu, Pierre 59, 68–70, 72, 76, 87–89, 95, 123, 149, 172, 183, 186, 256f., 277, 285
- Braun, Peter Andreas Gottlieb Franz (Freiherr von) 160
- Braunbehrens, Volkmar 201

- Breitinger, Johann Jacob 19  
 – *Critische Abhandlung von der Natur, den Absichten und dem Gebrauch der Gleichnisse* 19  
 – *Critische Dichtkunst* 19
- Breitkopf, Johann Gottlob Immanuel 237
- Brentano, Clemens 280
- Breuer, Dieter 37f., 77, 101, 150
- Brooks, Mel 298
- Bürger, Gottfried August 280
- Byron, George Gordon 284  
 – *Don Juan* 284
- Calonne, Charles Alexandre de 144
- Castle, Eduard 65, 100, 173, 213
- Cerman, Ivo 189
- Chartier, Roger 13–15, 52, 72, 89, 94, 96, 122, 162f., 182, 187, 202, 225f., 228, 241f., 255, 260, 263
- Cicero, Marcus Tullius 186
- Colbert, Jean-Baptiste 121
- Colloredo, Hieronymus von 67, 360
- Corneille, Pierre 151
- Crébillon, Claude-Prosper Jolyot de 94
- d’Alembert, Jean-Baptiste le Rond 257
- Darnton, Robert 144, 203f., 206
- Denis, Michael 63, 164, 190f., 196, 213, 231  
 – *Jugendfrüchte des k. k. Theresianums* 190f.  
 – *Sammlung kürzerer Gedichte aus den neuern Dichtern* 164
- d’Holbach, Paul Henri Thiry 115
- Diderot, Denis 53, 98, 314, 326  
 – *Réfutation suivie de l’ouvrage d’Helvétius intitulé L’homme* 326
- Dostojewski, Fjodor Michailowitsch 345
- Dülmen, Richard van 131, 137, 143
- Eckermann, Johann Peter 351
- Elias, Norbert 23, 66–68, 102
- Evans, Robert J. W. 65, 96f.
- Eybel, Joseph Valentin 179  
 – *Was ist der Papst?* 179
- Eybl, Franz M. 9, 30, 59, 157, 160, 248
- Fast, Patrizius 174, 331
- Felbiger, Johann Ignaz (von) 176
- Ferdinand II. 126
- Ferguson, Adam 43
- Fezer, Johann Jacob 51, 107, 206f.
- Fielding, Henry 94
- Fillafer, Franz Leander 29, 33, 65
- Fischer, Ernst 354
- Flemming, Willi 156
- Fohi [Foschi, Fokih] 322
- Forster, Georg 49, 133, 141, 196, 201, 206, 315, 382, 398
- Foucault, Michel 12f., 42, 45, 101, 215f., 225, 333f.
- Frank, Ludwig 302
- Frank, Peter R. 202
- Friedel, Johann 49, 251, 396f., 401–403  
 – *Historisch-philosophisch [sic] und statistische Fragmente, mehrentheils die österreichische Monarchie betreffend* 396, 401
- Friedrich II. 12, 23, 101, 138, 193, 322, 327
- Frimmel, Johannes 9, 115, 117, 249
- Fulda, Daniel 23
- [Full] 107f., 183, 229f., 248  
 – *Briefe über den gegenwärtigen Zustand der Litteratur und des Buchhandels in Oesterreich* 107, 248
- Füssel, Marian 63, 132, 142
- Garber, Klaus 214
- Gebler, Tobias Philipp von 213
- Geißau, Anton Ferdinand von 110
- Gellert, Christian Fürchtegott 164, 227, 235
- Gemmingen, Otto Heinrich von 168
- Genette, Gérard 281f., 291
- Gervinus, Georg Gottfried 27
- Gessner, Salomon 227
- Giese, Ursula 95, 99, 217, 219, 226
- Gleim, Johann Wilhelm Ludwig 296
- Gluck, Christoph Willibald 152
- Gnau, Hermann 93, 112, 228
- Goethe, Johann Wolfgang (von) 54, 74, 99, 104, 238, 284f., 297, 351, 384, 403f.  
 – *Der Hausball* 384  
 – *Die Leiden des jungen Werthers* 99, 104
- Gollner, Helmut 35
- Gottsched, Johann Christoph 19, 51, 61, 139f., 149–151, (153f.), 191, 286–288, 290, 344  
 – *Deutsche Sprachkunst* 150  
 – *Die Schauspiele und besonders die Tragödien sind aus einer wohlbestellten Republik nicht zu verbannen* 139f.  
 – *Versuch einer kritischen Dichtkunst vor die Deutschen* 286f.

- Gouges, Olympe de 363  
 - *Déclaration des Droits de la Femme* 363
- Graevenitz, Gerhard von 111
- Gräffer, Rudolph 119, 234, 278f., 308, 322
- Greenblatt, Stephen 404
- Greiner, Charlotte 167, 194, 196–198, 200, 204
- Griep, Wolfgang 300, 305, 311–314, 316, 328
- Grisebach, Eduard 280–282  
 - *Die deutsche Litteratur seit 1770* 280
- Gruber, Gernot 335, 355, 357, 385
- Gugitz, Gustav 29, 49, 210f., 213, 241, 278, 280, 323
- Gumbrecht, Hans Ulrich 151
- Habermas, Jürgen 61, 99, 111, 138, 178, 180, 203, 211
- Hadamowsky, Fritz 96f.
- Haefs, Wilhelm 9, 65, 165, 167
- Haferkorn, Hans J. 254
- Hafner, Philipp 62
- Häfner, Ralph 40
- Hagedorn, Friedrich von 164, 227
- Haider-Pregler, Hilde 153f.
- Halem, Gerhard Anton von 48
- Haller, Albrecht von 227
- Hamann, Johann Georg 136f.
- Hammerstein, Notker 127, 129
- Hartl, Sebastian 110
- Haschka, Lorenz Leopold 116, 186, 196f., 206, 231, 239  
 - *Ode an Joseph den Zweyten* 116
- Hasenhut, Anton 159
- Haydn, Joseph 196, 360
- Hebenstreit, Franz 49f.  
 - *Eipeldauerlied* 50, 359  
 - *Homo hominibus* 50
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 47, 288  
 - *Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte* 47
- Hein, Jürgen 351
- Heine, Heinrich 280
- Hell, Maximilian 130
- Helvétius, Claude Adrien 98, 326
- Herder, Johann Gottfried 280
- Herrmann, Ulrich 39
- Hertl, Johann Michael 205
- Hess, Günter 26, 30
- Heufeld, Franz von 52, 154
- Hildesheimer, Wolfgang 342f., 345, 348, 362, 364, 367f., 404
- Hobohm, Hans-Christoph 114
- Hoffmann, Leopold Alois 173f., 188, 403  
 - *Wöchentliche Wahrheiten für und über die Pre-diger in Wien* 173
- Hofmannsthal, Hugo von 404  
 - *Jedermann* 404
- Hofmann-Wellenhof, Paul von 25, 195, 280, 292
- Homer 286–288, 296f.
- Horaz [Quintus Horatius Flaccus] 145, 251, 288, 296
- Horkheimer, Max 335
- Hornick, Philipp Wilhelm v. 220  
 - *Oesterreich über alles, wann es nur will* 220
- Huber, Eva 131f., 149
- Huber, Franz Xaver 119
- Hume, David 43, 46
- Israel, Jonathan 52f., 303
- Jacquín, Nicolaus von 200
- Jäger, Georg 164, 186
- Jahn, Otto 348, 350
- Jaumann, Herbert 245, 253
- Jauß, Hans Robert 281, 334f.
- Jørgensen, Sven Aage 22
- Joseph II. [Josephus Benedictus Joannes Antonius Michael Adamus] 32, 97, 102, 107f., 112, 117f., 120, 124f., 148, 158–160, 177, 201, 211, 213, 246, 249, 293f., 300, 315, 318–320, 324, 331, 377, 384, 386, 398  
 - *Denkschrift über den Zustand der österreichischen Monarchie* 97  
 - *Grund-Regeln zur Bestimmung einer ordentlichen künftigen Bücher-Censur der österreichischen Monarchie* 103, 105
- Judson, Pieter M. 30, 32f., 40
- Junger, Gerhard 207
- Justi, Johann Heinrich Gottlob von 43
- Juvenal [Decimus Iunius Iuvenalis] 179, 251, 296
- Kant, Immanuel 11–17, 19, 43, 45, (48,) (99,) 136, 182, 304, 318f., 322, 325, 345, 359, 369, 375, 378f., 390, 400–403  
 - *Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?* 11, 14f., 318, 325, 375, 378, 400f., 403  
 - *Kritik der praktischen Vernunft* 19

- *Kritik der reinen Vernunft* 19
- *Kritik der Urteilskraft* 19
- Karl VI. [Franz Joseph Wenzel Balthasar Johann Anton Ignaz] 34, 92
- Kaunitz, Leopoldine 189
- Kaunitz-Rietberg, Wenzel Anton Fürst von 213
- Kiefer, Sascha 350f., 380, 393, 404
- Kittler, Friedrich A. 333f., 358f.
- Kleist, Ewald Christian von 164, 227, 296
- Kleist, Heinrich von 280
- Klemm, Christian Gottlob 52, 61, 154f., 164, 168
- *Der auf den Parnaß versetzte grüne Hut* 61
- *Die Welt* 164
- Klingenstein, Grete 193f.
- Klopstock, Friedrich Gottlieb 74, 166, 191, 194, 227, 239, 280, 296
- Klueting, Harm 47
- Knutzen, Mathias 46
- Kondylis, Panajotis 18, 46, 53
- König, Eva 156f.
- Kopitzsch, Franklin 39–41, 259
- Koselleck, Reinhart 138, 141, 148
- Krämer, Jörg 340, 343f., 348f., 355, 362, 366, 379, 381, 385
- Kratter, Franz 51, 107, 206f., 244f., 255f., 264, 331, 376f., 400–403
- *Philosophische und statistische Beobachtungen, vorzüglich die österreichischen Staaten betreffend* 244f., 255f., 264, 331, 376f., 401f.
- Kriegleder, Wynfrid 9, 35, 191
- Kurz[-Bernardon], Joseph Felix 152
- Kurzbeck, Joseph von 239f., 248
  
- Lacan, Jacques 334
- Lalli, Giovanni Battista 289
- *L'Eneide travestita* 289
- Lang, Helmut W. 164, 170, 371
- Lavandier, Jean-Pierre 102
- Lehmstedt, Mark 220, 223f., 227
- Leibniz, Gottfried Wilhelm 16, 47, 300, 306
- Langauer, Hubert 50–52, 99f.
- Leon, Gottlieb 99, 133, 140, 167, 196, 206
- Leopold II. [Petrus Leopoldus Ioannes Antonius Joachim Pius Gotthardus] 32, 90, 118, 159
- Lessing, Gotthold Ephraim 51, 94, 98, 100–102, 123, 155–157, 164f., 280, 287, 292f., 295f.
- *Briefe, die neueste Literatur betreffend* 155
  
- *Der junge Gelehrte* 156
- *Der Misogyne* 155
- *Emilia Galotti* 156
- *Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie* 287
- *Miss Sara Sampson* 155
- Lichtenberg, Georg Christoph 280
- Lichtwer, Magnus Gottfried 164
- Liebeskind, August Jacob 349
- Liechtenstein, Eleonore 189
- Lobkowitz, Johann Georg Christian Fürst 201, 389
- Locke, John 296
- Luca, Ignaz de 97
- *Das gelehrte Österreich* 97
- Ludwig XIV. [Louis de Bourbon] 121
- Luther, Martin (22,) (53,) (313)
  
- Machiavelli, Niccolò 94
- Mandeville, Bernard 46
- Maria Theresia 23, 32, 34, 93f., 96, 124, 150, 152f., (190,) 222, 228, 246, 297
- Mark Aurel 322
- Martens, Wolfgang 100, 168, 190f.
- Martus, Steffen 9, 12, 22f., 63
- Marx, Groucho 298
- Mastalier, Karl 196, 231
- Matt, Peter von 380
- Mecklenburg, Norbert 36, 38f., 57, 70
- Meinhold, Günter 348, 362f., 368, 385
- Melton, James Van Horn 176
- Mendelssohn, Moses 11
- *Ueber die Frage: Was heißt aufklären?* 11
- Mercier, Louis-Sébastien 56, 328f.
- *Tableau de Paris* 56
- Mettrie, Julien Offray de La 46
- Meusel, Johann Georg 258f.
- *Das gelehrte Teutschland, oder Lexikon der jetztlebenden Teutschen Schriftsteller* 258
- Michaelis, Johann Benjamin 56, 278, 281, 288, 290, 292
- *Leben und Thaten des theuren Helden Aeneas* 288
- Michler, Werner 28, 190, 285, 337, 348, 402
- Migazzi, Christoph Anton von 331
- [Milbill, Joseph?]
- *Sinzerus der Reformator* 329–331
- Mix, York-Gothart 9, 65, 165, 167

- Moennighoff, Burkhard 291
- Molière [Jean-Baptiste Poquelin] 151
- Möller, Horst 46, 56, 130f.
- Montesquieu [Charles-Louis de Secondat]  
56, 296
- *Lettres persanes* 56
- Mösers, Justus 154f.
- *Harlekin oder die Verteidigung des Groteske-Komischen* 154
- Mozart, Constanze 346
- Mozart, Wolfgang Amadeus 17, 23, 66–68, 74, 102, 105, 119, 133, 159f., 196, 201f., 205, 302, 316f., 330, 332, 336f., 341–346, 348–350, 353–356, 359–362, 365, 368, 373, 378, 382, 388, 396, 398, 400, 403f.
- *Così fan tutte* 205
  - *Die Zauberflöte* 17, 75, 159, 302, 321, 326, 330, 332–405
  - *Entführung aus dem Serail* 160
  - *Le nozze di Figaro* 67
- Müller, Beate 87, 89
- Müller, Ignaz 194
- Müller, Wenzel 349, 392
- Müller-Kampel, Beatrix 350f., 356
- Mulsow, Martin 303
- Münter, Friedrich 114, 130, 134
- Nadler, Josef 26, 28, 48f.
- Nagl, Johann Willibald 65, 100, 173, 213
- Neuber, Friederike Caroline 356
- Neuber, Wolfgang 28, 60, 178
- Neumann, Erich 383
- Newald, Richard 22
- Nicolai, Friedrich 25, 48f., 64, 100, 102, 119, 155, 157f., 174, 194, 247, 289, 315, 329
- *Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz, im Jahre 1781* 48, 55
  - *Briefe, die neueste Literatur betreffend* 64
  - *Reisebeschreibung* 64, 158
- Øhrgaard, Per 22, 55
- Olechowski, Thomas 104, 112
- Opitz, Martin 214
- Ossian [James Macpherson] 296
- Otruba, Gustav 95f.
- Penn, William 296
- Perinet, Joachim 349–352, 392,
- *Kaspar, der Fagottist, oder die Zauberzither* 349, 392
- Perl, Helmut 342, 374, 376
- Pezzl, Johann 23, 41, 56, 64, 77, 98, 105, 109, 114, 126f., 133, 135, 147, 169f., 175, 180, 183, 185, 194–196, 199f., 202, 205, 213, 220, 247f., 257–259, 290, 299–319, 322–329, 331f., 345f., 384, 388,
- *Abdul Erzerums neue persische Briefe* [Zuschreibung umstritten] 56
  - *Briefe aus dem Noviziat* 300, 316
  - *Faustin oder das philosophische Jahrhundert* 6, 56, 64, 77, 299–332, 346, 384, 388
  - *Marokkanische Briefe* 56
  - *Skizze von Wien* 56, 98, 109, 126, 147, 170, 205, 323, 325, 329
  - *Ulrich von Unkenbach und seine Steckenpferde* 290
- Physiophilus, Johann 329
- Pichler, Karoline 193
- *Denkwürdigkeiten aus meinem Leben* 193
- Pircher, Wolfgang 43, 219
- Plachta, Bodo 88, 91, 117
- Platon 296
- Poivre, Pierre 314
- Pörnbacher, Hans 28
- Prandstetter, Martin Joseph 167
- Prehauser, Gottfried 152, 284
- Priglinger, Wolfgang W. 21, 136
- Prinz Eugen [François-Eugène de Savoie-Carignan] 34
- Prohaska, Gertrude 193, 198, 204
- Pütz, Peter 41
- Pyrrhon von Elis 296
- Rabener, Gottlieb Wilhelm 227
- Racine, Jean Baptiste 151
- Ratschky, Joseph Franz 133, 135, 167, 196, 206, 329
- Rautenstrauch, Johann 106, 168, 206, 244f. 251, 263, 330, 403
- *Möglichkeiten und Unmöglichkeiten in Oesterreich* 106, 244, 263, 403
  - *Scheißereyen* 330
- Raynal, Guillaume Thomas François 314

- Reich, Philipp Erasmus 223–225, 227, 249  
 Reinhold, Karl Leonhard 48f., 99, 133, 168, 174  
 Retzer, Joseph von 112, 167, 191, 206  
 Richter, Joseph 119, 134, 140, 158, 210, 232, 242–244, 259, 379  
 – *Wienerische Musterkarte* 158, 210, 232, 242, 379  
 Riedel, Friedrich Justus 168, 196  
 Riesbeck, Johann Kaspar 315  
 Robertson, Ritchie 19  
 Robespierre, Maximilien de 180, 359  
 Roche, Johann Josef La 159  
 Rose, Mark 226  
 Rosenstrauch-Königsberg, Edith 134, 140, 145, 164, 168, 175, 234, 279, 295, 371  
 Rousseau, Jean-Jacques 94, 98, 189, 203, (310,) (328)  
 Saint-Jacques, Denis 70f.  
 Salieri, Antonio 159  
 Sashegyi, Oskar 92, 97, 108, 213, 246  
 Scarron, Paul 56, 282, 289, 291  
 – *Virgile travesty en vers burlesques* 56  
 Scherer, Wilhelm 26  
 Scheyb, Franz Christoph von 64  
 – *Thesiade: Ein Ehren-Gedicht* 64  
 Schikaneder, Emanuel 6, 17, 159, 302, 334, 336, 339f., 342–356, 359, 362, 365, 371–375, 378–382, 388, 393, 396, 398, 402–404  
 – *Die Zauberflöte* 17, 75, 159, 302, 321, 326, 330, 332–405  
 Schiller, Johann Christoph Friedrich 54, 104, 140, 280, 290, 298, 304, (306,) 364, 392  
 – *Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet* 140  
 – *Die Räuber* 104  
 – *Die Verschwörung des Fiesco zu Genua* 392  
 – *Ueber Anmuth und Würde* 364  
 – *Ueber naive und sentimentalische Dichtung* 304  
 Schindler, Norbert 141, 143  
 Schlegel, August Wilhelm 290  
 Schlegel, Karl Wilhelm Friedrich 290  
 Schlözer, August Ludwig von 296, 312, 219  
 Schmidt-Biggemann, Wilhelm 40  
 Scholder, Klaus 47  
 Schuster, Ignaz 159  
 Seidel, Wilhelm 359  
 Seidler, Herbert 57  
 Sennett, Richard 178  
 Sesostriis I. 322  
 Siegrist, Christoph 24, 315, 337  
 Smith, Adam 43  
 Socrates 296  
 Soliman, Angelo 133, 388–390  
 Solon 296  
 Sonnenfels, Joseph von 19f., 28, 43, 51f., 54, 61, 74, 94, 99–102, 133, 135, 140, 154f., 167–170, 196, 213, 231, 235–138, 279, 305, 357, 371, 378  
 – *Briefe über die Wienerische Schaubühne* 51, 99  
 – *Das weibliche Orakel* 371  
 – *Der Mann ohne Vorurtheil* 19, 100, 264, 305  
 – *Der Vertraute* 100, 371  
 – *Theresie und Eleonore* 371  
 – *Ueber den Nachdruck fremder Bücher* 235  
 Sonnerat, Pierre 314  
 Sonnleitner, Johann 153, 350, 353, 403  
 Spiel, Hilde 193  
 – *Fanny von Arnstein oder die Emanzipation* 193  
 Spinoza, Baruch de 53  
 Starobinski, Jean 333–336, 355, 357–359, 362, 384f., 395, 399  
 Stauder, Thomas 279, 291  
 Stephanie, Christian Gottlieb [d. Ä.] 156f.  
 [Sterne, Laurence]  
 – *Sentimental Journey* 200  
 Stieg, Gerald 354  
 Stiening, Gideon 302f., 309f., 312, 314, 324, 326  
 Stifter, Adalbert 393  
 – *Der Nachsommer* 393  
 Stollberg-Rilinger, Barbara 15  
 Stosch, Friedrich Wilhelm 46  
 Stranitzky, Josef Anton 152, 159, 344, 351, 353  
 Strasser, Kurt 174  
 Strommer, Roswitha 194, 197, 200, 204  
 Swieten, Gerard van 43, 94, 96, 112f., 118f., 124, 165, 177, 191, 194, 213  
 Swift, Jonathan 296  
 Tantner, Anton 44  
 Thaler, Franz 390  
 Thomasius, Christian 43  
 Thun, Maria Wilhelmine von 201f.  
 Toland, John 46  
 Trattner, Johann Thomas Edler von 164, 196, 219f., 222–224, 227f., 230–233, 236f., 239f., 248f.

- Urbach, Reinhard 152, 382, 393, 396
- Valjavec, Fritz 47
- Viala, Alain 70–72, 90, 94, 105, 141–143, 147, 151, 160–162, 164, 171, 184f., 191f., 194, 197–199, 212, 215f., 240f., 262
- Vierhaus, Rudolf 29, 48f., 211, 257
- Vocelka, Karl 30f.
- Vogelweide, Walther von der 363
- Voltaire [François-Marie Arouet] 56, 94, 97f., 107, 203, 255, 257, 289, 301f., 306–309, 314f., 321, 327
- *Candide ou l’optimisme* 56, 200, 302, 306, 308, 314, 327
- *La Pucelle d’Orléans* 56, 289
- Wagner, Gabriel 46
- Wagner, Hans 56, 131, 149
- Walter, Éric 71
- Wangermann, Ernst 49, 51, 75, 105, 112, 116, 125, 129, 148, 181, 196, 200
- Weber, Max 22
- Wehler, Hans-Ulrich 20f.
- Weidmann, Paul 75, 113
- *Der Eroberer* 75, 113
- Weimar, Johann Martin 183, 206
- *Ueber Wiens Autoren. Von zwey Reisenden* 183
- Weishaupt, Adam 140, 376
- Wenzel, Joseph 389
- Wernigg, Ferdinand 110f.
- *Bibliographie österreichischer Drucke* 110
- Westenrieder, Lorenz 23, 345
- Wieland, Christoph Martin 94, 98, 165, 168, 230f., 280, 289, 296f., 304, 344f., 349f.
- *Der Stein der Weisen* 350
- *Die klugen Knaben* 350
- *Dschinnistan* 350
- *Geschichte des Agathon* 304
- *Komische Erzählungen* 289
- *Lulu oder die Zauberflöte* 350
- *Neangir und seine Brüder* 350
- *Oberon* 200, 350
- Wiesinger, Peter 150, 172, 176
- Wild, Reiner 22, 58, 193
- Winkopp, Peter Adolph 326–328
- Wittmann, Reinhard 178f., 181, 219–221, 229
- Wolf, Norbert Christian 62, 64, 72f., 89, 268, 284, 298, 320
- Wolff, Christian 16, 43, 47, (300)
- Woodmansee, Martha 235, 238, 252, 260
- Wucherer, Georg Philipp 51, 117f., 246, 249, 252
- Wurzbach, Constant von 234, 264
- Young, Edward 261f.
- *Conjectures on Original Composition* [*Gedanken über die Original-Werke*] 261
- Zachariae, Justus Friedrich Wilhelm 164
- Zeidler, Jakob 65, 100, 173, 213, 295
- Zelle, Carsten 17, 25
- Zeman, Herbert 34, 240, 338f., 381
- Zeyringer, Klaus 35, 56, 308
- Žmegac, Viktor 24
- Zöllner, Johann Friedrich 11, 318
- *Ist es rathsam, das Ehebündniß nicht ferner durch die Religion zu sanciren?* 11

# Zeitschriften und Periodika

- Almanach des Muses* 164  
*Berlinische Monatsschrift* 11, 258  
*Briefe, die neueste Literatur betreffend* 155  
*Catalogus librorum rectorum per concessum  
censurae* 96f.  
*Correspondance littéraire* 326  
*Das weibliche Orakel* 371  
*Der Mann ohne Vorurtheil* 19, 100, 305  
*Der Teutsche Merkur* 231  
*Der Vertraute* 100, 371  
*Die Welt* 164  
*Erlanger Real-Zeitung* 210  
*Frankfurter Ober-Post-Amts-Zeitung* 210  
*Frankfurter Staats-Ristretto* 210  
*Göttinger Musen-Almanach* 165  
*Hannoversches Magazin* 311f.  
*Journal für Freymaurer* 134, 137f., 140, 145f., 365  
*Königsbergische Zeitung* 137  
*Kurtz-gefasste historische Nachrichten zum Behuf  
der neuern europäischen Begebenheiten* 210  
*Litterarische Monate* 196  
*Regensburgisches Diarium* 210  
*Regensburger Zeitung* 210  
*Scheißereyen* 330  
*Theresie und Eleonore* 371  
*Wien[erisch]er Musenalmanach* 99, 164–166, 192  
*[Wiener] Realzeitung* 146, 166, 173–175, 328  
*Wienerische Theaterkronik* 167  
*Wöchentliche Wahrheiten für und über die Predi-  
ger in Wien* 188